

# **Jüdische Kindheit und Jugend im nationalsozialistischen Deutschland**

## **Eine vergleichende Studie für die Städte Düsseldorf und Essen**

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktors  
der Philosophie (Dr. phil.) der Philosophischen Fakultät

der

Heinrich-Heine-Universität

Düsseldorf

vorgelegt von

Carolin Huber

aus

Hofheim am Taunus

Erstgutachter: Prof. Dr. Falk Wieseemann

Zweitgutachterin: Univ.-Prof. i. R. Dr. Gisela Miller-Kipp

Tag der Disputation: 17. April 2009

D 61

Düsseldorf 2009

## Inhalt

1	Einleitung .....	6
1.1	Forschungskontext, Fragestellung und Erkenntnisinteresse .....	8
1.2	Forschungsstand .....	11
1.3	Aufbau der Arbeit .....	15
2	Quellen und Methoden der vorliegenden Arbeit.....	19
2.1	Die Quellenlage.....	19
2.2	Interviews .....	21
2.2.1	Das Oral-History-Interview als Quelle der historischen Forschung .....	21
2.2.2	Die hier zugrunde liegenden Interviews und ihre Auswertung.....	24
2.3	Andere Quellen und ihre Auswertung.....	33
2.4	Der historisch-systematische Vergleich.....	36
3	Jüdisches Schulwesen, jüdische Jugendbewegung und jüdischer Sport: Historische Rekonstruktion 1933–1942.....	40
3.1	Das jüdische Schulwesen .....	40
3.1.1	Die „Aussonderung“ der jüdischen Schüler aus dem deutschen Schulwesen 1933–1938.....	40
3.1.2	Die Entwicklung des jüdischen Schulwesens 1933–1942 .....	44
3.1.3	Lebensgeschichtliche Dimension.....	56
3.2	Die jüdische Jugendbewegung.....	59
3.2.1	Die jüdische Jugendbewegung vor 1933.....	60
3.2.2	Die jüdische Jugendbewegung 1933–1938.....	62
3.2.3	Lebensgeschichtliche Dimension.....	64
3.3	Der jüdische Sport.....	67
3.3.1	Der jüdische Sport vor 1933 .....	67
3.3.2	Der jüdische Sport 1933–1938.....	70
3.3.3	Lebensgeschichtliche Dimension.....	72
3.4	Übergang in die Regionalgeschichte.....	74

4	Die jüdischen Gemeinden, jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine in Düsseldorf und Essen 1933–1945 .....	75
4.1	Die jüdischen Gemeinden .....	75
4.1.1	Düsseldorf .....	75
4.1.2	Essen .....	76
4.2	Die jüdischen Schulen .....	79
4.2.1	Schulgeschichte .....	79
4.2.1.1	Düsseldorf .....	79
4.2.1.2	Essen .....	81
4.2.2	Lehrer, Schüler, Curriculum .....	84
4.2.2.1	Düsseldorf .....	84
4.2.2.2	Essen .....	87
4.2.3	Unterricht und Schulleben .....	89
4.2.3.1	Düsseldorf .....	89
4.2.3.2	Essen .....	90
4.2.4	Lebensgeschichtliche Dimension .....	92
4.3	Die jüdischen Jugendbünde .....	93
4.3.1	Düsseldorf .....	93
4.3.2	Essen .....	97
4.3.3	Gesellschaftliche Ausrichtung im Vergleich .....	101
4.4	Die jüdischen Sportvereine .....	102
4.4.1	Düsseldorf .....	102
4.4.2	Essen .....	105
4.4.3	Gesellschaftliche Ausrichtung im Vergleich .....	108
5	Kinder- und Jugendleben an den nichtjüdischen und jüdischen Schulen: Düsseldorf und Essen im Vergleich .....	110
5.1	Jüdische Schüler an nichtjüdischen Schulen 1933–1935/36: „Aussonderung“ und Fremdsein .....	110
5.1.1	Verhalten der Lehrer .....	110
5.1.2	Mitschüler .....	115
5.1.3	Freunde .....	120
5.1.4	Unterrichtserleben .....	123
5.1.5	Pausen und Freizeit .....	124
5.1.6	Feste und Feiern .....	125
5.1.7	Schulatmosphäre .....	125

5.2	Schüler der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen: Bewahrung von Identität .....	128
5.2.1	Gründe für den Schulbesuch .....	128
5.2.2	Lehrer .....	132
5.2.3	Mitschüler .....	136
5.2.4	Freunde.....	139
5.2.5	Unterrichtsinhalte und Unterrichtserleben .....	142
5.2.6	Pausen und Freizeit .....	146
5.2.7	Feste und Feiern .....	147
5.2.8	Religiosität .....	149
5.2.9	Schulatmosphäre .....	152
5.3	Zusammenfassung.....	158
5.3.1	Regionalgeschichte: Unterschiede und Gemeinsamkeiten .....	158
5.3.2	Jugendgeschichte: Fremdsein und Bewahrung von Identität.....	163
6	Kinder- und Jugendlieben in den jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen: Düsseldorf und Essen im Vergleich .....	166
6.1	Kinder und Jugendliche in den jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen 1933–1938: Geborgenheit und emotionale Stärkung ....	166
6.1.1	Gründe für die Mitgliedschaft.....	166
6.1.2	Aktivitäten.....	169
6.1.3	Kulturelles Programm .....	173
6.1.4	Feste und Feiern .....	175
6.1.5	Religiosität .....	175
6.1.6	Atmosphäre .....	177
6.1.7	Mitglieder, Freunde.....	179
6.2	Zusammenfassung.....	181
6.2.1	Regionalgeschichte: Unterschiede und Gemeinsamkeiten .....	181
6.2.2	Jugendgeschichte: Geborgenheit und emotionale Stärkung .....	184
7	Das Erleben von Kindern und Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus sowie unterschiedlichen Alters .....	185
7.1	Unterschiedliche religiös-kulturelle Milieus.....	185
7.2	Unterschiedliche soziale Herkunft .....	190
7.3	Unterschiedliches Alter.....	194
8	Bedeutung und Funktion der jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine im Leben der Kinder und Jugendlichen.....	196

9	Bilderverzeichnis.....	215
10	Quellen .....	216
10.1	Ungedruckte Quellen .....	216
10.1.1	Interviews .....	216
10.1.2	Dokumente .....	221
10.1.2.1	Düsseldorf .....	221
10.1.2.2	Essen .....	223
10.1.3	Autobiographien, Erinnerungen, Briefe.....	225
10.1.3.1	Düsseldorf .....	225
10.1.3.2	Essen .....	225
10.2	Gedruckte Quellen .....	226
10.2.1	Quelleneditionen und Materialsammlungen .....	226
10.2.2	Zeitschriften, Periodika und Amtliche Blätter .....	227
10.2.2.1	Düsseldorf .....	227
10.2.2.2	Essen .....	227
10.2.2.3	Allgemein.....	227
10.2.3	Dokumente und Literatur .....	228
10.2.3.1	Düsseldorf .....	228
10.2.3.2	Essen .....	229
10.2.3.3	Allgemein.....	230
10.2.4	Autobiographien, Erinnerungen.....	232
10.2.4.1	Düsseldorf .....	232
10.2.4.2	Essen .....	233
10.2.4.3	Allgemein.....	233
11	Literatur.....	234
11.1	Bibliographien.....	234
11.2	Jüdische Geschichte in Deutschland 1918–1945 .....	234
11.3	Jüdische Kindheits- und Jugendgeschichte 1918–1945.....	235
11.4	Geschichte der jüdischen Jugendbewegung und des jüdischen Sports 1898–1938 .....	236
11.5	Jüdische Erziehungs- und Schulgeschichte 1933–1945.....	237
11.6	Regionalgeschichtliche Literatur: Düsseldorf und Essen .....	238
11.7	Autobiographische Darstellungen, Biographieforschung und Oral-History .....	240

12	Personenregister .....	242
13	Abkürzungen .....	243
14	Glossar .....	245
Anhang: Interviewbögen, Gesprächsprotokolle und Transkriptionen .....		247
I	Interviewbögen.....	249
II	Gesprächsprotokolle und Transkriptionen .....	259

# 1 Einleitung

Die Idee, das alltägliche Erleben von jüdischen Kindern und Jugendlichen an jüdischen Schulen, in jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft zu untersuchen, entstand im Rahmen des Forschungsprojekts „Die Jüdische Volksschule im Regierungsbezirk Düsseldorf 1815–1945“ (Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Erziehungswissenschaftliches Institut, Leitung: Prof. Dr. Gisela Miller-Kipp).

Bei der Literatur- und Archivrecherche zu diesem Projekt stellte sich heraus, dass sich die Forschung bisher kaum mit dem Erleben der Schüler an den jüdischen Schulen befasst hat. Auch in den kommunalen Archiven, die im Rahmen der Recherche zu o.g. Forschungsprojekt besucht wurden, gibt es kaum oder keine Überlieferung, die Auskunft geben könnte über das alltägliche Erleben der Schüler an diesen Schulen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 1.2 und 2.1).

Aus meinem besonderen Interesse an der Zeit des „Dritten Reiches“ erwuchs der Gedanke, für diese Zeit den Blick sozusagen „von unten“, aus der Sicht von Schülern, auf die jüdischen Schulen zu richten, ehemalige Schüler dieser Schulen zu Wort kommen und sie von ihrem Erleben an diesen Schulen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft berichten zu lassen. Die wenigen bisher vorliegenden Beiträge und Teilbeiträge, die sich mit dem Erleben der Schüler an den jüdischen Schulen und mit der Bedeutung dieser Schulen für ihre Schüler während dieser Zeit befassen, kommen recht einhellig zu dem Schluss, dass die Schüler diese Schulen als „Inseln“ oder Orte der „Zuflucht“ in einer feindlichen Umgebung erlebten (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 1.1).

Nicht nur das Erleben der Schüler interessiert. Über das Erleben hinaus interessiert die lebensgeschichtliche Bedeutung, die die jüdischen Schulen für ihre Schüler hatten sowie die gesellschaftliche Funktion, die sie in Hinblick auf die Elternhäuser der Schüler und die jüdischen Gemeinden zu dieser Zeit übernahmen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 8). In Bezug auf die lebensgeschichtliche Bedeutung, die diese Schulen für ihre Schüler hatten, kommt die Forschung zu dem Schluss, diese hätten die Schüler emotional stabilisiert (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 1.1).

Die Beschäftigung mit der Forschung auf dem Gebiet der jüdischen Kindheits- und Jugendgeschichte sowie der Geschichte des jüdischen Schulwesens ergab, dass sich die Forschung bei der Untersuchung des Erlebens von Schülern an den jüdischen Schulen zur Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft bisher weitestgehend auf programmatische Schriften zeitgenössischer Pädagogen, nicht auf Interviews und Ego-Dokumente ehemaliger Schüler jüdischer Schulen gestützt hat (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 1.2).

Dies veranlasste mich, mittels Interviews und Ego-Dokumenten<sup>1</sup> ehemaliger Schüler der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen der Frage nachzugehen, ob die Schüler diese Schulen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft tatsächlich mehrheitlich als „Inseln“ und „Oasen“ in einer feindlichen Umwelt empfanden. Es interessiert, ob die Schulen den Schülern halfen, gegebenenfalls mit Anfeindungen

---

<sup>1</sup> Unter „Ego-Dokumenten“ sind zu verstehen: Briefe und E-Mails, Autobiographien, autobiographische Berichte und Erzählungen sowie Lebensberichte. Ego-Dokumente ist der inzwischen in denjenigen Wissenschaften gebräuchliche Begriff, die an diesem Material interessiert sind: die Philosophie, die Psychologie und Psychoanalyse, die Soziologie, die Erziehungswissenschaft und die Geschichtswissenschaft (Miller-Kipp 2007, S. 30).

und Kränkungen durch die nichtjüdische Umwelt besser zurechtzukommen, und ob sie ihre Schüler tatsächlich emotional stärkten.

Ich weitete den Gegenstand der Untersuchung auf das Erleben der Kinder und Jugendlichen in jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen aus, da viele von ihnen bei deren Treffen und Aktivitäten einen großen Teil ihrer Freizeit verbrachten. Anzunehmen ist, dass diese für die jüdischen Kinder und Jugendlichen gegebenenfalls ähnlich oder gleich große Bedeutung besaßen wie die jüdischen Schulen, eventuell sogar größere.

Die Dissertation leistet außerdem einen historisch-systematischen Vergleich. Sie vergleicht zum einen das Erleben der Kinder und Jugendlichen in den jüdischen Schulen, den Jugendbünden und Sportvereinen für die Städte Düsseldorf und Essen, zum anderen das Erleben von Kindern und Jugendlichen aus unterschiedlichen religiös-kulturellen Milieus, unterschiedlicher sozialer Herkunft und unterschiedlichen Alters (zum historisch-systematischen Vergleich s. in vorliegender Dissertation, Kap. 2.4).

Zuletzt vergleicht die Dissertation die Bedeutung, die die jüdischen Schulen, die Jugendbünde und Sportvereine sowie das Elternhaus für die Kinder und Jugendlichen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft besaßen. Sie trifft Aussagen darüber, welche dieser Institutionen für diese die größte Bedeutung hatte (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 8).

In Kapitel 1.1 der vorliegenden Dissertation wird auf Forschungskontext, Fragestellung und Erkenntnisinteresse der Dissertation näher eingegangen. Zunächst sollen einige Begriffe erläutert werden, die in der Dissertation vorkommen und dem Leser eine kleine „Gebrauchsanweisung“ an die Hand gegeben werden:

Es wird in dieser Untersuchung immer wieder von *jüdischer* Schule, *jüdischer* Jugendbewegung und *jüdischem* Sport gesprochen. Obwohl klar ist, dass die Schule, ein Jugendbund oder der Sport an sich nicht jüdisch sind, so sind diese Begriffe in der Literatur eingeführt<sup>2</sup> und werden auch hier verwendet.

Die Begriffe „Ostjuden“ und „deutsche Juden“ sind zeitgenössische Begriffe. Der Begriff „Ostjude“ war seit der Wende zum 20. Jahrhundert in Deutschland verbreitet und wurde nicht nur von Nichtjuden, im amtlichen Schriftverkehr und von deutschen Juden zur Bezeichnung von aus Osteuropa nach Deutschland eingewanderten Juden verwendet, sondern von diesen auch als Eigenbezeichnung gebraucht.<sup>3</sup> Die Begriffe „Ostjuden“ für die um die Wende zum 20. Jahrhundert aus Osteuropa eingewanderten Juden und „deutsche Juden/Deutschjuden“ für in Deutschland schon länger ansässige jüdische Familien werden heute in der wissenschaftlichen Literatur verwendet; gelegentlich findet sich für die nicht aus Osteuropa eingewanderten Juden auch der Begriff „Westjuden“.<sup>4</sup> In vorliegender Untersuchung werden die Begriffe „Ostjuden“ und „deutsche Juden“ verwendet.

Die Aufzählung von jüdischer Schule, Jugendbund und Sportverein erfolgt häufig in folgender Form: „jüdische Schule, Jugendbund *und/oder* Sportverein“. Die Verwendung von *und/oder* ist angebracht, da ein Teil der Kinder und Jugendlichen Mitglieder eines Jugendbundes *und* eines Sportvereins, ein Teil von ihnen Mitglieder eines Jugendbundes *oder* eines Sportvereins war.

---

<sup>2</sup> S. z.B. Hetkamp 1994, Lichter 1992; Röcher 1992.

<sup>3</sup> Sie organisierten sich z.B. im *Verband der Ostjuden* (Sparing 2000, S. 187).

<sup>4</sup> Z.B. Rieker/Zimmermann 1996; Sparing 2000.

Die jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen waren beide Volksschulen. Der Einfachheit halber wird im Verlauf der Untersuchung nur von „Schulen“ gesprochen. Ähnlich werden Begriffe wie Lehrer, Schüler, Freunde etc. gebraucht. Hier wird der Einfachheit und besseren Lesbarkeit halber auf die Nennung der weiblichen Formen verzichtet. Natürlich sind immer auch die Lehrerinnen, Schülerinnen, Freundinnen etc. gemeint, es sei denn, anderes ist explizit erwähnt.

Der besseren Lesbarkeit halber und zur Vermeidung ständiger Wiederholungen wird außerdem darauf verzichtet, jedes Mal von den *jüdischen* Kindern und Jugendlichen zu sprechen. Wenn von Kindern und Jugendlichen gesprochen wird, sind immer die jüdischen Kinder und Jugendlichen gemeint, es sei denn, anderes ist ausdrücklich erwähnt.

Jüdische Begriffe und Eigenbenennungen, etwa Namen jüdischer Jugendbünde oder Sportvereine, werden *kursiv* geschrieben, Begriffe, die die Nationalsozialisten prägten oder z.B. jüdischen Verbänden aufoktroierten, werden in Anführungszeichen gesetzt.

In der Reihenfolge der Behandlung in den einzelnen Kapiteln geht die Düsseldorfer jüdische Schule nach alphabetischer Reihenfolge der Essener jüdischen Schule voran. Gleiches gilt für die Jugendbünde und Sportvereine.

## **1.1            Forschungskontext, Fragestellung und Erkenntnisinteresse**

Die Dissertation liegt im Bereich der deutschen Kindheits- und Jugendgeschichte zur Zeit des „Dritten Reiches“, dort im Bereich der jüdischen Kindheits- und Jugendgeschichte. Sie berichtet historisch über das Alltagsleben und -erleben jüdischer Kinder und Jugendlicher an nichtjüdischen<sup>5</sup> und jüdischen Schulen, in jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen. Sie leistet somit einen Beitrag zur Alltagsgeschichte.

Dem historischen Bericht über das Alltagsleben und -erleben der Kinder und Jugendlichen in den Schulen, den Jugendbünden und Sportvereinen sind zwei Kapitel vorangestellt, die die Geschichte des jüdischen Schulwesens, der jüdischen Jugendbewegung und des jüdischen Sports in Deutschland sowie die Geschichte der jüdischen Gemeinden in Düsseldorf und Essen, der dortigen jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine für die Zeit vor und während der nationalsozialistischen Herrschaft rekonstruieren. Mit diesen Kapiteln leistet die Dissertation einen Beitrag zur Geschichte der jüdischen Schule, der jüdischen Jugendbewegung und des jüdischen Sports.

Mit der geographischen Eingrenzung der Untersuchung auf die Städte Düsseldorf und Essen leistet die Dissertation ebenso ein Beitrag zur Regionalgeschichte.

Erkenntnisinteresse der Dissertation ist: 1. auf individueller Ebene die lebensgeschichtliche Bedeutung, die die jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine für jüdische Kinder und Jugendliche während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft besaßen, 2. auf gesellschaftsgeschichtlicher Ebene ihre Funktion für die jüdischen Familien und Gemeinden in dieser Zeit.

Das Erkenntnisinteresse der Dissertation liegt auf zwei Ebenen: 1. auf der Ebene der Subjekte (individuelle Ebene), 2. auf der Ebene des Systems (gesellschaftliche Ebene).

---

<sup>5</sup> Warum auch das Erleben der jüdischen Schüler an den nichtjüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen in die Untersuchung einbezogen wurde, s. in vorliegender Dissertation, Kap. 2.2.2 und 2.4.

Die Dissertation lässt die ehemaligen Schüler zunächst über ihr alltägliches Erleben an nichtjüdischen und jüdischen Schulen, in jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen erzählen. Sie vergleicht dieses Erleben dann historisch-systematisch für die Städte Düsseldorf und Essen, für Kinder und Jugendliche aus verschiedenen religiös-kulturellen Milieus, unterschiedlicher sozialer Herkunft und unterschiedlichen Alters.

Die Dissertation stellt dann dar, welche Bedeutung die jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine für die Kinder und Jugendlichen auf individueller Ebene besaßen und betrachtet für deren Elternhäuser sowie für die jüdischen Gemeinden Düsseldorfs und Essens deren innerjüdische Funktion.

Die Dissertation setzt sich mit den in der Forschung vertretenen Thesen auseinander, die jüdischen Schulen seien während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft „Inseln“ oder „Oasen“ für ihre Schüler gewesen, sie hätten ihnen angesichts einer feindlichen nichtjüdischen Umwelt Sicherheit, Geborgenheit und einen Halt geboten, hätten sie emotional gestärkt, ihre Identität als Juden gefestigt und sie selbstbewusst gemacht.<sup>6</sup> Sie hätten Verlusterfahrungen der Kinder und Jugendlichen in Bezug auf ihre nichtjüdische Umwelt kompensiert und sie mit der Vermittlung praktischer Fertigkeiten auf eine mögliche Emigration vorbereitet (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 1.2).

Zuletzt klärt die Dissertation, welche der genannten Institutionen die größte Bedeutung für die Kinder und Jugendlichen besaß. Waren es überhaupt diese Institutionen oder doch das Elternhaus, das für diese während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft am wichtigsten war?

Gefragt wird danach, ob die jüdischen Schulen, die Jugendbünde und Sportvereine die Kinder und Jugendlichen tatsächlich emotional stärkten. Es interessiert, ob diese überhaupt ein Bedürfnis nach emotionaler Stärkung hatten. Gefragt wird, ob und welchen Einfluss die jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine auf die Identität und das Selbstbewusstsein der Kinder und Jugendlichen als Juden hatten, ob sie deren Identität und ihr Selbstbewusstsein gegebenenfalls stärken und ihnen somit helfen konnten, mit Anfeindungen durch die nichtjüdische Umwelt besser zurechtzukommen. Gefragt wird weiterhin danach, ob die Zeit des Nationalsozialismus von den Befragten als Bruch, als wie schwer diese Zeit empfunden wurde und welche Bedeutung der Besuch einer jüdischen Schule oder die Mitgliedschaft in jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen in diesem Zusammenhang hatten. Gefragt wird außerdem nach Verlusterfahrungen der Kinder und Jugendlichen in Bezug auf ihre nichtjüdische Umwelt, danach, ob die jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine mögliche Verlusterfahrungen kompensieren konnten und welche dieser Institutionen dabei gegebenenfalls die größte Rolle spielte.

---

<sup>6</sup> Diese Aufgaben maßen auch die meisten der zeitgenössischen jüdischen Pädagogen den jüdischen Schulen zu (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.2). Wie die jüdischen Schulen diesen Anforderungen lebenspraktisch gerecht werden sollten, schildert z.B. Dr. Kurt Herz, erster Leiter der Düsseldorfer jüdischen Schule, in einem 1935 erschienenen, programmatischen Artikel über diese Schule in der Zeitung der Düsseldorfer jüdischen Gemeinde: „Die jüdische Jugend in Deutschland kann nur dort Sicherheit, Stolz, Freude und Wissen finden, wo ihr der Wert des Jüdischen ins Bewusstsein gehoben wird. Die neue jüdische Schule ist im wahrsten Sinne Gemeinschaftsschule: Schule, die Gemeinschaft sein und schaffen soll, die dem jüdischen Kind nicht nur Verlorenes ersetzen, sondern auch Neues geben will und gibt. Die jüdische Schule soll eine frohe Gemeinschaft der Kinder sein; sie soll vor allem Erziehungsgemeinschaft sein. Die Kinder sollen gern in die Schule gehen, sie soll ihnen eine Stätte frohen Zusammenseins und freudiger Arbeit sein. Der Lehrer soll ihr Freund, ihr Berater sein; er soll mit ihnen jung sein, aber er wird ihnen auch den Weg ins Leben zeigen“ (Herz, K. [1935]: Die jüdische Schule. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 6, Nr. 13 vom 16.03.1935, S. 4).

Mit Blick auf die Frage, welche innerjüdische Funktion die jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine in Düsseldorf und Essen besaßen, wird danach gefragt, ob sie etwa Aufgaben des Elternhauses und der jüdischen Gemeinden übernahmen, ob sie dazu beitragen konnten, das Gemeindeleben zu stabilisieren.

Wie oben im vorliegenden Kapitel bereits kurz erwähnt, hat sich die Forschung bei der Untersuchung von individueller Bedeutung und gesellschaftlicher Funktion jüdischer Schulen, Jugendbünde und Sportvereine während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft auf programmatische Schriften der Schulabteilung der „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“<sup>7</sup>, der Schulleitungen verschiedener jüdischer Schulen oder führender Kreise der jüdischen Jugend- und Sportbewegung, auf Berichte jüdischer Pädagogen oder Jugendbündeleiter in jüdischen Organen sowie auf Aussagen von Eltern jüdischer Schüler gestützt (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 1.2).

Die Auswahl dieser Quellen dürfte ein zu glattes Bild davon erzeugt haben, welche lebensgeschichtliche Bedeutung die Schulen, Jugendbünde und Sportvereine für die Kinder und Jugendlichen besaßen. Der Anspruch jüdischer Pädagogen und führender Persönlichkeiten in den Jugendbünden und Sportvereinen war der, den Kindern und Jugendlichen mit den Schulen, Jugendbünden und Sportvereinen einen Ausgleich für Verlustserfahrungen in Bezug auf die nichtjüdische Umwelt bieten zu wollen. Sie wollten ihnen eine jüdische Identität und Selbstbewusstsein vermitteln und sie so gegen Diskriminierungen und Anfeindungen durch die nichtjüdische Umwelt stärken (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.2). Dieser Anspruch und die Realität im Alltagsgeschehen in den jüdischen Schulen, Jugendbünden und Sportvereinen haben sicherlich nicht unbedingt übereingestimmt.

Vielmehr ist anzunehmen, dass die jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine nicht für alle Kinder und Jugendlichen diese Aufgaben erfüllten. Für zumindest einen Teil von ihnen besaßen sie vermutlich längst nicht die Bedeutung, die ihnen in der Forschung zugesprochen wird. Das Erleben der Kinder und Jugendlichen an den jüdischen Schulen, in den Jugendbünden und Sportvereinen als auch die Bedeutung, die diese Institutionen für die Einzelnen besaßen, waren sehr unterschiedlich und hingen von vielfältigen Faktoren ab.

Faktoren, die das Erleben der Kinder und Jugendlichen in den nichtjüdischen und jüdischen Schulen, den jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen und die Bedeutung, die diese Institutionen für die Kinder und Jugendlichen besaßen, beeinflussten, sind z.B. das religiös-kulturelle Milieu, aus dem diese stammten, ihre soziale Herkunft oder auch ihr seinerzeitiges Alter. Zur Klärung dessen, inwieweit diese Faktoren eine Rolle spielten, und ob Kinder und Jugendliche aus unterschiedlichen religiös-kulturellen Milieus, unterschiedlicher sozialer Herkunft und unterschiedlichen Alters den Besuch einer jüdischen Schulen und die Mitgliedschaft in einem der jüdischen Jugendbünde und/oder Sportvereine unterschiedlich erlebten, unternimmt die

---

<sup>7</sup> 1933 wurde in Berlin die „Reichsvertretung der deutschen Juden“ als Interessenvertretung der deutschen Juden gegründet. Nach Erlass der „Nürnberger Gesetze“ im September 1935 musste sich die Organisation in „Reichsvertretung der Juden in Deutschland“ umbenennen. 1938 wurde aus der „Reichsvertretung“ der „Reichsverband der Juden in Deutschland“. Zu dieser Zeit war die Organisation mit einer Reihe von Verwaltungs- und Wohlfahrtsaufgaben der jüdischen Gemeinden in Deutschland betraut. Im Februar 1939 musste sich der Verband in „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ umbenennen. Seit Juli 1939 war die „Reichsvereinigung“ keine selbständige Interessenvertretung mehr, sondern ein Verwaltungsorgan, das mit der jüdischen Wohlfahrtspflege und der Organisation des jüdischen Schulwesens in Deutschland beauftragt war und Anweisungen des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) auszuführen hatte.

Dissertation den historisch-systematischen Vergleich (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 7). Das Vorgehen beim historisch-systematischen Vergleich wird in Kapitel 2.4 der vorliegenden Dissertation beschrieben.

Die Dissertation stützt sich in der Hauptsache auf Oral-History-Interviews mit ehemaligen Schülern der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen. Diese wurden von Mitarbeitern der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf, der Alten Synagoge Essen und von mir geführt. In ihnen berichten die ehemaligen Schüler von ihrem Erleben als Kinder und Jugendliche an nichtjüdischen und jüdischen Schulen sowie in jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen.

Zusätzlich zu den Interviews wurden Ego-Dokumente und andere Dokumente<sup>8</sup> herangezogen. Sie gewähren einen Einblick in das Erleben der Kinder und Jugendlichen an den jüdischen Schulen, in den Jugendbünden und Sportvereinen Düsseldorfs und Essens.

Darüber hinaus wurden programmatische Schriften des Lehrpersonals dieser Schulen, führender Vertreter der Jugendbünde und Sportvereine sowie Berichte aus den Zeitungen der jeweiligen jüdischen Gemeinden ausgewertet. Sie geben Auskunft über besondere Ereignisse und das alltägliche Geschehen in den Schulen, Jugendbünden und Sportvereinen.

Auf Quellen und Methoden der Dissertation wird in Kapitel 2 näher eingegangen.

## 1.2 Forschungsstand

Verschiedene Untersuchungen zur jüdischen Alltags- und Kulturgeschichte enthalten Beiträge zu Aspekten der Kindheits- und Jugendgeschichte, so etwa zur Bildung und Ausbildung von Kindern und Jugendlichen oder zu den Jugendbünden.<sup>9</sup> Keine von ihnen aber hat als besonderes Interesse das tägliche Erleben der Kinder und Jugendlichen an nichtjüdischen und jüdischen Schulen, in jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen.

Zur jüdischen Kindheits- und Jugendgeschichte in der Zeit des „Dritten Reiches“ liegen einige Untersuchungen und Teilbeiträge vor.<sup>10</sup> Nur wenige von ihnen thematisieren das tägliche Erleben der Kinder und Jugendlichen unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft.<sup>11</sup>

Mit regionalem Bezug auf Essen nimmt sich die jüngst erschienene Dissertation von Bernhard Graf von Schmettow (2006) der Lebensverhältnisse jüdischer Kinder<sup>12</sup> in der Zeit zwischen 1920 und 1945 an. Er rekonstruiert deren Lebensverhältnisse aus lebensgeschichtlichen Interviews und Ego-Dokumenten von 167 Befragten, die zwischen 1920 und 1937 geboren sind und ihre Kindheit in Essen verbrachten. Ihn interessieren die Sozialwelt und die Lebensweisen jüdischer Kinder. Er untersucht die

---

<sup>8</sup> Insbesondere Erzeugnisse aus dem Schulalltag und dem Alltag in den Jugendbünden und Sportvereinen: z.B. Fotos, Schulzeugnisse, Schülerzeichnungen, Sporturkunden etc.

<sup>9</sup> Ginzler 1993; Kaplan (Hg.) 2003; Meyer (Hg.) 1997.

<sup>10</sup> Angress 1985, 1992; Bauer/Strickhausen (Hg.) 1999; Benz/Benz. (Hg.) 1992; Fölling 1998; Fritsche/Peper 1998; Hyams 1995, 1998; Klattenhoff/Wißmann 1998a; Schmettow 2006.

<sup>11</sup> Z.B. Fölling 1998; Hyams 1995, 1998. Weitere Hinweise zum täglichen Erleben jüdischer Kinder und Jugendlicher in der Zeit des „Dritten Reiches“ bietet Literatur, die autobiographische Erinnerungen von Zeitzeugen zum Thema hat: z.B. Betten/Du-nour (Hg.) 1995; Grube 1993; Lezzi 2001; Meynert 1988; Schreiber 2005.

<sup>12</sup> Der Begriff „Kindheit“ umfasst bei ihm die Zeit vom 1. bis zum 13. Lebensjahr (Schmettow 2006, S. 2).

Lebensverhältnisse der Kinder innerhalb der jüdischen Bevölkerungsgruppe in Essen sowie die Auswirkungen der Einengung des allgemeinen Handlungsraumes der jüdischen Bevölkerung während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft auf die alltägliche Lebensführung der Kinder. Teile seiner Untersuchung befassen sich mit Erinnerungen der Befragten an die Essener jüdische Schule, gegebenenfalls an eine Schulzeit auf einer nichtjüdischen Schule, an Freundschaften mit nichtjüdischen Kindern, an die Zugehörigkeit zu einem der jüdischen Jugendbünde und an das Essener jüdische Jugendheim.<sup>13</sup> In seiner Untersuchung finden sich Hinweise auf das tägliche Erleben der Kinder an der Essener jüdischen Schule, in den dortigen Jugendbünden und Sportvereinen. Ansatzweise untersucht Schmettow auch die lebensgeschichtliche Bedeutung, die die jüdische Schule, die Jugendbünde und das jüdische Jugendheim in Essen für die Befragten besaßen (Schmettow 2006, s. dort, Kap. 7.1.4.2.4).

Zur Geschichte der jüdischen Erziehung und des jüdischen Schulwesens in der Zeit des „Dritten Reiches“ liegen ebenfalls einige Untersuchungen und Teilbeiträge vor.<sup>14</sup> Sie rekonstruieren das jüdische Schulwesen in institutioneller, zumeist nur in organisatorischer Hinsicht und analysieren die Gesetzgebung des NS-Staates in Bezug auf das jüdische Schulwesen.<sup>15</sup>

Ruth Röcher (1992) thematisiert in ihrer Untersuchung zum jüdischen Schulwesen im nationalsozialistischen Deutschland zwar den Schulalltag an nichtjüdischen Schulen aus der Sicht jüdischer Schüler, hat aber keine Interviews mit ehemaligen Schülern jüdischer Schulen geführt. Sie stützt ihre Aussagen auf Äußerungen von Eltern und auf Berichte in der *Jüdischen Rundschau*. Weiss (1991) versucht in ihrer Untersuchung zur jüdischen Erziehung im nationalsozialistischen Deutschland, anhand der Programmatik der Schulabteilung der „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ zu klären, ob die jüdischen Schulen bei den Schülern eine „jüdische Identität“ (ebd., S. 108) stiften konnten. Wetzel (1992) spricht in ihrer Darstellung zu jüdischen Schülern im nationalsozialistischen Deutschland zwar die lebensgeschichtliche Bedeutung an, die die jüdischen Schulen für ihre Schüler zu dieser Zeit besaßen, legt den Schwerpunkt ihrer Untersuchung aber auf die gesetzlichen Maßnahmen zur Ausgrenzung der jüdischen Schüler aus den nichtjüdischen Schulen und zeichnet die Organisation des jüdischen Schulwesens durch die „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ nach. Walk (1991) und Weiss (1991) betrachten in ihren Untersuchungen ansatzweise das Verhältnis von jüdischer Schule und jüdischer Jugendbewegung sowie von jüdischer Schule und Elternhaus. Sie beschreiben punktuell personelle Berührungspunkte von Jugendbünden und jüdischen Schulen, untersuchen deren Zusammenarbeit und eventuelle Spannungen im Verhältnis der Eltern von Schülern zu den jüdischen Schulen.

Das tägliche Erleben von Schülern an einer jüdischen Schule während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft ist bisher nur für die Private Waldschule Kaliski in Berlin untersucht.<sup>16</sup> Im Rahmen ihres Projekts zur Erforschung der Geschichte dieser Schule führten die Autoren zahlreiche Interviews mit ehemaligen Schülern der Waldschule. Die Waldschule, so das Ergebnis der Studie, schuf in der Zeit der Ausgrenzung und Verfolgung für die Kinder und Jugendlichen eine „lebenswerte kind-

---

<sup>13</sup> Zum jüdischen Jugendheim in Essen, s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.3.2.

<sup>14</sup> Bilski 1994; Böhme/Hamann 2001; Klattenhoff/Wißmann 1998b; Röcher 1991, 1992; Scharf 1994; Walk 1991; Weiss 1991; Wetzel 1992.

<sup>15</sup> Bilski 1994; Röcher 1992; Walk 1991; Weiss 1991; Wiegmann 1988.

<sup>16</sup> Busemann/Daxner/Fölling 1992. Die Untersuchung bezieht sich auf den Zeitraum zwischen 1932 und 1939.

und jugendgerechte Gemeinschaft“, gewährte ihnen Schutz und ermöglichte die Herausbildung einer stabilen Identität bei den Schülern (Busemann/Daxner/Fölling 1992, S. 346). Es wird in vorliegender Untersuchung geprüft, ob sich dieses Ergebnis auch auf das Erleben der Schüler an den jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen übertragen lässt.<sup>17</sup>

Zu den jüdischen Jugendbünden im nationalsozialistischen Deutschland liegen Untersuchungen und Teilbeiträge vor.<sup>18</sup> Die meisten von ihnen konzentrieren sich auf die jüdischen Jugendbünde als Institution und vernachlässigen den lebensgeschichtlichen Aspekt:

Jutta Hetkamp (1994a, b) hat Interviews und Berichte ehemaliger Angehöriger jüdischer Jugendbünde erhoben und ausgewertet. Sie endet mit ihrer Untersuchung aber vor der Zeit des „Dritten Reiches“. <sup>19</sup> Mit Bezug auf Essen bietet die Dissertation von Schmettow (2006) Hinweise auf das Erleben von Kindern und Jugendlichen in den jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen.

Für Essen und Düsseldorf liegen Teilbeiträge und Untersuchungen zur Geschichte der dortigen jüdischen Schulen vor.<sup>20</sup> Keine dieser Untersuchungen betrachtet das tägliche Schulerleben der Schüler. Ebenso liegen für Düsseldorf und Essen Beiträge zu den dortigen jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen vor.<sup>21</sup> Sie richten ihren Blick auf institutionelle und organisatorische Aspekte, nicht auf das Erleben der Kinder und Jugendlichen in den Jugendbünden und Sportvereinen, die lebensgeschichtliche Bedeutung und innerjüdische Funktion dieser Institutionen. Hier setzt die vorliegende Untersuchung an.

Im Folgenden sollen die wichtigsten Forschungsthesen zum Erleben von Kindern und Jugendlichen an jüdischen Schulen, in Jugendbünden und Sportvereinen sowie zur Bedeutung dieser Institutionen zusammengefasst werden. Mit ihnen setzt sich die Dissertation in Kapitel 8 ausführlich auseinander:

In der Forschung zur Geschichte der Jüdischen Schule im nationalsozialistischen Deutschland wird bisher angenommen, die jüdischen Schulen seien für ihre Schüler

---

<sup>17</sup> Der Unterricht an der Privaten Waldschule Kaliski war in seinen Methoden reformpädagogisch ausgerichtet. In der Düsseldorfer Schule wurden Ansätze der Reformpädagogik ebenfalls im Unterricht umgesetzt, so z.B. die Methode des Arbeitsunterrichtes (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.2.1; MuG, Herz [1937]). Der ehemalige Lehrer der Essener jüdischen Schule, Emil Frank, spricht für die Zeit zwischen 1923 und 1925 davon, dass die Lehrer dieser Schule sich bemühten, moderne Strömungen der Pädagogik auch an der Essener jüdischen Schule umzusetzen (Frank 1978, S. 17). Schmettow (2006, S. 177) bezeichnet die Essener jüdische Schule für den Zeitraum zwischen 1920 und 1935 als „Schule dazwischen“. Sie sei eine Schule gewesen, in der strenge Disziplin herrschte, an der es strenge, weniger strenge und sogar hingebungsvoll ihrem Beruf nachgehende Lehrer gab (ebd.). Von den Befragten wird die Essener jüdische Schule als „streng“, aber auch als „schön“ oder „wunderbar“ beschrieben (ebd.; s. auch in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.9). Nach Auswertung der von mir herangezogenen Interviews und Ego-Dokumente der ehemaligen Schüler der Essener jüdischen Schule lässt sich schließen, dass an dieser Schule Ansätze der Reformpädagogik während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft nicht verwirklicht wurden. Ein an den Grundsätzen der Reformpädagogik orientierter Unterricht wird von den Befragten nicht erinnert (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.5).

<sup>18</sup> Ginzel 1993; Hetkamp 1994a, b; Klönne 2003.

<sup>19</sup> Auch der Untersuchungszeitraum des Beitrags von Baumann und Blömer in Bartmann/Blömer/Garz (Hg. 2003) endet vor der Zeit des „Dritten Reiches“.

<sup>20</sup> Frank 1978; Koznizky-Gendler 2000; Rether-Faustmann 1989; Schröter 1980; Sparing 1997; Suchy 1988.

<sup>21</sup> Boeti 1995; Genger 1983; Klein-Reesink 1991; Klerks 1997; Suchy 1994, 1995; Zielke 1997.

„Inseln“ oder „Oasen“ gewesen.<sup>22</sup> Die Schüler hätten, ausgestoßen aus den nichtjüdischen Schulen, früher oder später das Bedürfnis gehabt, eine jüdische Schule zu besuchen. Hier hätten sie, angesichts von Anfeindungen durch die nichtjüdische Umwelt, zumindest für die Zeit des Schulbesuchs Sicherheit und Geborgenheit gefunden (Röcher 1992, S. 115, 231).

Dadurch, dass sie ihren Schülern Geborgenheit und eine Gemeinschaft Gleichgesinnter boten, hätten die jüdischen Schulen dazu beigetragen, diese während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft emotional zu stärken und sie gegen Anfeindungen durch die nichtjüdische Umwelt zu wappnen (Wetzel 1992, S. 99f.). Durch die Vermittlung von Wissen über das Judentum hätten die Schulen zur Stärkung der Identität ihrer Schüler beigetragen. Sie hätten sie zu selbstbewussten Juden erzogen und ihnen die Fähigkeit zur inneren Selbstbehauptung gegeben (Gaertner 1963, S. 351; Keim 1997, S. 237; Röcher 1992, S. 122, 158).

Die jüdischen Schulen hätten Verlusterfahrungen der Kinder und Jugendlichen hinsichtlich ihrer nichtjüdischen Umwelt kompensiert. Sie hätten die Kinder und Jugendlichen durch das Vermitteln praktischer Fertigkeiten – das Sprechen von Fremdsprachen, die Förderung handwerklicher Kenntnisse und die körperliche Ertüchtigung beim Schulsport – auf eine eventuelle Auswanderung aus Deutschland und ein Leben in der Emigration vorbereitet (Gaertner 1963, S. 335; Schreiber 2005, S. 37; Stern 1990, S. 223).

Die jüdische Jugendbewegung habe die Kinder und Jugendlichen, deren Bande zu ihrer „Peer-Group“, zu Vorbildern und Identifizierungsmöglichkeiten nach 1933 zerbrochen seien, emotional aufgefangen, ihnen Sicherheit und Wärme geboten, Freude am Jungsein und ein Wertesystem vermittelt (Schatzker 1987, S. 168). Sie habe den Kindern und Jugendlichen angesichts wachsender Diskriminierung durch die nichtjüdische Umwelt und zunehmender Ausgrenzung aus dem staatlichen Schulsystem und der nichtjüdischen Öffentlichkeit Halt geboten. Sie sei besonders den Kindern und Jugendlichen ein Halt gewesen, deren Elternhaus einen Halt aufgrund zunehmender Verunsicherung und wirtschaftlicher Schwierigkeiten nicht bieten konnte.

Die jüdischen Jugendbünde seien, neben Elternhaus und jüdischer Schule, nach der nationalsozialistischen Machtübernahme zum „dritten Erziehungsfaktor“ für die Kinder und Jugendlichen geworden (Wolff 1934, S. 2). Wie die jüdischen Schulen, so seien auch die Jugendbünde für diese Orte gewesen, an denen ihnen Wissen über das Judentum vermittelt wurde, die Raum für eine Identitätsbildung und die Ausbildung von Selbstbewusstsein boten. Für viele Kinder und Jugendliche seien sie die einzige Institution gewesen, die solches vermittelte (Döpp 1997, S. 201; Klönne 2003, S. 299). In den Jugendbünden hätten die Kinder und Jugendlichen Solidarität gefunden und unbeschwert unter Gleichaltrigen sein können. Für viele von ihnen seien die Jugendbünde ein „zweites Zuhause“ gewesen. Hier hätten sie sich geborgen und sicher gefühlt und ihre emotionalen Bedürfnisse befriedigen können (Döpp 1997, S. 192).

Auch die Jugendbünde hätten dazu beigetragen, bei den Kindern und Jugendlichen Verlusterfahrungen in Bezug auf die nichtjüdische Umwelt sowie durch die zuneh-

---

<sup>22</sup> Z.B.: Gaertner 1963, S. 348; Meynert 1988, S. 17; Röcher 1992, S. 230; Stern 1990, S. 225; Wetzel 1992, S. 99. Cochavi (1986, S. 398) spricht von einem „Asyl“. Ernst Ising, von 1934 bis 1938 Mathematik- und Physiklehrer am Jüdischen Kinder- und Landschulheim Caputh, meint für dieses Heim: „Es war eine isolierte Insel, die von dem schrecklichen Geschehen kaum berührt wurde“ (Feidel-Mertz/Paetz 1994, S. 116). Holzer (1992, S. 63) spricht mit Bezug auf die private Volksschule an der Rykestraße in Berlin von einer „Enklave“.

mende Diskriminierung und öffentliche Abwertung der Juden verursachte Minderwertigkeitsgefühle zu kompensieren (Hetkamp 1994a, S. 175). Dies hätten sie dadurch erreicht, dass sie ihnen das Zusammensein in einer Gruppe Gleichaltriger ermöglichten, in der sie Anerkennung finden konnten.

Die zionistischen Jugendbünde hätten den Kindern und Jugendlichen mit der Aussicht auf eine Auswanderung nach Palästina eine Zukunftsperspektive geboten. Sie hätten vielen von ihnen mit der *Hachschara* (s. Glossar), der *Alija* (s. Glossar), den Bemühungen um eine berufliche Umschichtung und der Vermittlung von Zertifikaten für die Einwanderung nach Palästina eine Auswanderung praktisch ermöglicht (Trefz 1999, S. 164; s. auch in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2).

Der jüdische Sport habe unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft im Zeichen der Selbstbehauptung der jüdischen Sportler gegenüber zunehmender Diskriminierung und einer feindlichen nichtjüdischen Umwelt gestanden. Den Kindern und Jugendlichen habe der Sport durch die körperliche Betätigung ein positives Selbstwertgefühl vermittelt und ihr Selbstbewusstsein gestärkt. Er sei ihnen Stütze und Rückhalt gewesen (Bernett 1978, S. 41, 76; Friedler 1998, S. 77f.). Er habe die Kinder und Jugendlichen durch die körperliche Ertüchtigung auf eine berufliche Umschichtung, eine mögliche Auswanderung und ein Leben in der Emigration vorbereitet (Bernett 1978, S. 115; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.3).

### **1.3 Aufbau der Arbeit**

Die Dissertation hat 14 Kapitel sowie einen Anhang. *Kapitel 1* bildet die Einleitung: Es beschreibt zunächst den Forschungskontext, die Fragestellung und das Erkenntnisinteresse der Dissertation und umreißt knapp die herangezogenen Quellen (Kap. 1.1). Es skizziert dann den Stand der Forschung zum Erleben von Kindern und Jugendlichen in den jüdischen Schulen, Jugendbünden und Sportvereinen und zur Bedeutung dieser Institutionen für die Kinder und Jugendlichen, deren Elternhäuser und die jüdischen Gemeinden zur Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft (Kap. 1.2).

*Kapitel 2* widmet sich den Quellen und Methoden der Dissertation. Zunächst beschreibt es die Quellenlage, dann, welche Quellen die Grundlage für die Untersuchung bilden und setzt sich in einer qualitativen Kritik mit den Quellen auseinander (Kap. 2.1). Anschließend geht es auf die Interviews und ihre Auswertung ein: Es setzt sich mit dem Oral-History-Interview als Quelle der historischen Forschung auseinander und beschreibt die der Untersuchung zugrunde liegenden Interviews sowie das Vorgehen bei ihrer Auswertung (Kap. 2.2). Denselben Schritt unternimmt es für die übrigen, der Untersuchung zugrunde liegenden Quellen (Kap. 2.3). Abschließend geht *Kapitel 2* näher auf den in der Untersuchung unternommenen historisch-systematischen Vergleich ein (Kap. 2.4).

*Kapitel 3* beschreibt die jüdischen Schulen, die Jugendbünde und Sportvereine als institutionelle Phänomene. Es rekonstruiert die Geschichte des jüdischen Schulwesens, der jüdischen Jugendbewegung und des jüdischen Sports im nationalsozialistischen Deutschland und skizziert die lebensgeschichtliche Dimension, die diese Institutionen jeweils für die Kinder und Jugendlichen besaßen. Es umreißt zunächst Maßnahmen zur „Aussonderung“ der jüdischen Schüler aus den nichtjüdischen Schulen für den Zeitraum zwischen 1933 und 1938 (Kap. 3.1.1) und beschreibt die Entwicklung des jüdischen Schulwesens für die Zeit zwischen 1933 und 1942 (Kap. 3.1.2). Es skizziert dann die Geschichte der jüdischen Jugendbewegung in Deutschland für

die Zeit vor der nationalsozialistischen Machtergreifung und für die Jahre zwischen 1933 und 1938 (Kap. 3.2). Mit derselben zeitlichen Differenzierung beschreibt es zuletzt die Geschichte des jüdischen Sports in Deutschland (Kap. 3.3). Die Entwicklung der jüdischen Jugendbewegung und des jüdischen Sports wird auch für die Zeit vor 1933 betrachtet, da diese Institutionen bereits seit der Wende zum 20. Jahrhundert bzw. seit der Zeit kurz nach der Jahrhundertwende existierten und Strukturen sowie ideologische Ausrichtungen ausgebildet hatten, die auch während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft erhalten blieben. Die *Kapitel 3.2.3* und *3.3.3* betrachten, welche Rolle diese Institutionen vor der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft im Leben der jüdischen Kinder und Jugendlichen, aber auch im Leben der jüdischen Gemeinden spielten, wie sie im Leben der jüdischen Kinder und Jugendlichen sowie der jüdischen Gemeinden platziert waren. Das *Kapitel 3.4* leitet zu Kapitel 4, dem regionalgeschichtlichen Teil, über.

*Kapitel 4* umreißt zunächst die Geschichte der jüdischen Gemeinden in Düsseldorf und Essen mit besonderem Schwerpunkt auf der Geschichte, dem Verhältnis und der sozialen Situation von Deutsch-Juden und Ostjuden in beiden Städten. Dieses Kapitel bietet grundlegende Informationen zu den beiden jüdischen Gemeinden, um eine Einordnung der Aussagen der Kapitel 4.2., 4.3 und 4.4 sowie der Aussagen der Befragten in den Kapiteln 5 und 6 der vorliegenden Dissertation zu erleichtern. Es bildet eine Informationsgrundlage auch für die Kapitel 7.1 und 7.2 der vorliegenden Dissertation. Anschließend skizziert es die Geschichte der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen. Beide Einrichtungen werden als Institutionen (Lehrer, Schüler, Curriculum, Unterricht und Schulleben) beschrieben (Kap. 4.2). Gleiches gilt für die jüdischen Jugendbünde und Sportvereine dieser Städte. Auch sie werden als Institutionen betrachtet, ihre Geschichte und Entwicklung vor der und zur Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft wird beschrieben. Analog zum dritten Kapitel werden Aussagen dazu getroffen, welche individuelle Bedeutung die jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine in Düsseldorf und Essen für die Kinder und Jugendlichen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft besaßen und welche Rolle sie im Leben der jüdischen Gemeinden zu dieser Zeit spielten (Kap. 4.2.4, 4.3.3 und 4.4.3).

In *Kapitel 5* berichten die ehemaligen Schüler über ihr alltägliches Erleben in den nichtjüdischen und den jüdischen Schulen Düsseldorfs und Essens während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft.

*Kapitel 5.1* beschäftigt sich dabei mit ihrem Erleben an nichtjüdischen Schulen. Beschrieben wird, wie das Verhalten von Lehrern, nichtjüdischen Mitschülern und Freunden, wie der Unterricht, die Pausen und die Freizeit, Feste und Feiern sowie die gesamte Schumatmosphäre von den jüdischen Schülern an diesen Schulen erlebt wurden.

*Kapitel 5.2* befasst sich mit dem Erleben der Schüler an den jüdischen Schulen. Es fragt zunächst nach den Gründen für den Besuch dieser Schulen und beschreibt dann, wie die Lehrer dieser Schulen von den Schülern erlebt wurden und wie das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war. Anschließend werden die Zusammensetzung der Schülerschaft<sup>23</sup> in den Klassen sowie das Verhältnis der Schüler untereinander betrachtet: Wie gestalteten sich z.B. Freundschaften und wie wurde der Zusammenhalt der Schüler untereinander erlebt? Beschrieben wird, wie die Schüler den Unterricht

---

<sup>23</sup> Meint die herkunftsmäßige (ostjüdisch oder deutsch-jüdisch), die weltanschauliche (religiös-orthodox, -konservativ oder -liberal) und soziale Zusammensetzung der Schülerschaft.

an den jüdischen Schulen erlebten, an welche Unterrichtsinhalte sie sich erinnern und welche Bedeutung diese für sie hatten. Die Gestaltung von Pausen und Freizeit wird betrachtet, ebenso die Gestaltung der jüdischen Fest- und Feiertage an den beiden Schulen. Gefragt wird danach, welche Rolle die Religion für die Schüler spielte, und ob die Schulen die Schüler in ihrer Religiosität und ihrer Identität als Juden beeinflussten. Abschließend wird danach gefragt, wie die Schüler die Atmosphäre an den beiden Schulen erlebten.

*Kapitel 5.3* fasst die Ergebnisse der Kapitel 5.1 und 5.2 zusammen. Zunächst werden in diesem Kapitel Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Erleben der jüdischen Schüler an den nichtjüdischen und jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen im historisch-systematischen Vergleich dargestellt (Kap. 5.3.1). Danach wird auf die Bedeutung der nichtjüdischen und jüdischen Schulen in jugendgeschichtlicher Hinsicht eingegangen (Kap. 5.3.2)

In *Kapitel 6* berichten die ehemaligen Schüler über ihr alltägliches Erleben in den jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen in Düsseldorf und Essen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft.

In *Kapitel 6.1* wird zunächst nach den Gründen für die Mitgliedschaft gefragt. Dann werden die Aktivitäten der Jugendbünde und Sportvereine sowie die Elemente ihres „Kulturellen Programms“<sup>24</sup> so beschrieben, wie sie von den Befragten erinnert werden. Anhand der Aussagen der Befragten werden die Zusammensetzung der Mitglieder<sup>25</sup> der einzelnen Jugendbünde und Sportvereine, Freundschaften zwischen diesen sowie der Zusammenhalt der Gruppenmitglieder untereinander beschrieben. Dargestellt wird, wie die Befragten gegebenenfalls die Gestaltung der jüdischen Fest- und Feiertage in den Jugendbünden und Sportvereinen erlebten und welche Bedeutung die Religion im Gruppenleben besaß. Zuletzt soll auch für die Jugendbünde und Sportvereine beschrieben werden, wie die Befragten die dortige Atmosphäre erlebten.

*Kapitel 6.2* fasst die Ergebnisse des Kapitels 6.1 zusammen. Zunächst analysiert es im historisch-systematischen Vergleich Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Erleben der Kinder und Jugendlichen in den jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen (Kap. 6.2.1). Danach geht es auf die Bedeutung von jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen in jugendgeschichtlicher Hinsicht ein (Kap. 6.2.2).

Auch das *Kapitel 7* unternimmt den historisch-systematischen Vergleich. Es vergleicht das Erleben der Kinder und Jugendlichen in den nichtjüdischen und jüdischen Schulen, den jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen für Kinder und Jugendliche aus unterschiedlichen religiös-kulturellen Milieus (Kap. 7.1), unterschiedlicher sozialer Herkunft (Kap. 7.2) sowie unterschiedlichen Alters (Kap. 7.3).

*Kapitel 8* skizziert die lebensgeschichtliche Bedeutung, die die jüdischen Schulen, die Jugendbünde und Sportvereine in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft für die Kinder und Jugendlichen besaßen sowie auf gesellschaftsgeschichtlicher Ebene ihre Funktion in Bezug auf deren Elternhäuser und die jüdischen Gemeinden Düsseldorfs und Essens. In diesem Kapitel werden außerdem Aussagen dazu getroffen, wer für die Kinder und Jugendlichen die größte Bedeutung besaß: die jüdische Schule, der Jugendbund und/oder Sportverein oder das Elternhaus.

---

<sup>24</sup> Meint die Vermittlung weltanschaulicher Inhalte der Bünde.

<sup>25</sup> Meint hier neben der herkunftsmäßigen, weltanschaulichen und sozialen Zusammensetzung auch die altersmäßige Struktur der Gruppen.

Das *Kapitel 9* verzeichnet die wiedergegebenen Bilder, die *Kapitel 10* und *11* die herangezogenen Quellen (Kap. 10) und die herangezogene Sekundärliteratur (Kap. 11).

Das Quellenverzeichnis (Kap. 10) ist untergliedert in ungedruckte (Kap. 10.1) und gedruckte (Kap. 10.2) Quellen. Unter der Rubrik „Ungedruckte Quellen“ sind die herangezogenen Interviews, ungedruckten Ego-Dokumente, Bilddokumente, zeitgenössischen Berichte und Überreste aus dem alltäglichen Geschehen der jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine in Düsseldorf und Essen (z.B. Urkunden, Vereinsausweise etc.) verzeichnet. Unter der Rubrik „Gedruckte Quellen“ finden sich: Quelleneditionen und Materialsammlungen; herangezogene Zeitschriften, Periodika und Amtliche Blätter; Dokumente und Literatur zum jüdischen Schulwesen, den jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen, zur jüdischen Jugendbewegung, den jüdischen Jugendbünden in Düsseldorf und Essen, zum jüdischen Sport, den jüdischen Sportvereinen in Düsseldorf und Essen; autobiographische Darstellungen und Erinnerungen.

Das Verzeichnis der Sekundärliteratur (Kap. 11) führt nacheinander Bibliographien (Kap. 11.1), Literatur zur Geschichte der Juden in Deutschland zwischen 1918 und 1945 (Kap. 11.2); Literatur zur jüdischen Kindheits- und Jugendgeschichte für denselben Zeitraum (Kap. 11.3); Literatur zur Geschichte der jüdischen Jugendbewegung und des jüdischen Sports in Deutschland zwischen 1898 und 1938 (Kap. 11.4); Literatur zur Geschichte der jüdischen Erziehungs- und Schulgeschichte im „Dritten Reich“ (Kap. 11.5); die einschlägige regionalgeschichtliche Literatur für Düsseldorf und Essen (Kap. 11.6); autobiographische Darstellungen, Literatur zur biographischen Forschung und zur Methode der Oral History (Kap. 11.7) auf.

Ein Personenregister (Kap. 12) erschließt die in der Dissertation genannten Personen, so z.B. die Lehrer der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen sowie in der Untersuchung zitierte jüdische Pädagogen. Die befragten ehemaligen Schüler sind hier nicht aufgeführt, ihre Nachnamen bleiben anonym.

Ein Abkürzungsverzeichnis (Kap. 13) und ein Glossar (Kap. 14) vervollständigen die Untersuchung.

Im *Anhang* finden sich der für die von mir selbst geführten Interviews verwendete Fragebogen<sup>26</sup> sowie die Gesprächsprotokolle und Transkriptionen der von mir geführten Interviews.

---

<sup>26</sup> Für die in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf sowie in der Alten Synagoge Essen vorliegenden Interviews sind keine Fragebögen vorhanden.

## 2 Quellen und Methoden der vorliegenden Arbeit

### 2.1 Die Quellenlage

Grundlage der vorliegenden Untersuchung bilden 44 von mir telefonisch oder im direkten Gespräch geführte Interviews mit ehemaligen Schülern der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen sowie 96 in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf und in der Alten Synagoge Essen vorliegende Interviews mit ehemaligen Schülern beider Schulen. Außerdem wurden Ego-Dokumente herangezogen: z.B. Briefe und E-Mails, die die ehemaligen Schüler an die Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf, an die Alte Synagoge Essen oder an mich sandten, Autobiographien, autobiographische Berichte und Erzählungen sowie Lebensberichte.

Die Interviews und Ego-Dokumente bilden die primären Quellen<sup>1</sup> der vorliegenden Arbeit. Sie besitzen den größten Erkenntniswert in Hinblick auf die Fragestellung der Dissertation. In ihnen geben die Befragten Auskunft über ihre Zeit und ihre Erlebnisse an nichtjüdischen und jüdischen Schulen sowie in den jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen. Diesen Quellen lassen sich Informationen zum alltäglichen Erleben der Kinder und Jugendlichen in diesen Institutionen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft entnehmen.

Neben den Interviews mit den ehemaligen Schülern wurden Interviews und Ego-Dokumente ehemaliger Lehrer der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen herangezogen. Für beide Schulen wurden programmatische Schriften von Schulleitung und Lehrern eingesehen, im Falle der Düsseldorfer jüdischen Schule außerdem zeitgenössische Berichte und Briefe von Schulleitung und Lehrern. In ihnen berichten diese über die Schule.

Hinzugezogen wurden weitere Dokumente. Dies sind z.B. Fotos aus dem Schulalltag<sup>2</sup>; Erzeugnisse aus dem Unterricht, wie etwa Zeichnungen von Schülern aus dem Zeichenunterricht<sup>3</sup>; Fotos aus dem Leben in den Jugendbünden und Sportvereinen<sup>4</sup> sowie der Brief einer Klasse der jüdischen Schule in Düsseldorf an einen emigrierten Lehrer aus dem Jahre 1939. Herangezogen wurden außerdem Artikel aus den Gemeindezeitungen der jüdischen Gemeinden in Düsseldorf und Essen. Sie berichten z.B. von Feiern und Veranstaltungen der jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine, geben Trainingszeiten und Trainingsprogramme bekannt und bieten damit einen Einblick in das alltägliche Geschehen in diesen Institutionen.

Die Interviews und Ego-Dokumente der ehemaligen Lehrer, die programmatischen Schriften, Berichte und Briefe sowie die weiteren herangezogenen Dokumente bilden die sekundären Quellen der Arbeit. Die Schriften von Schulleitungen und Lehrern der jüdischen Schulen informieren über Unterrichtsinhalte und das Schulgeschehen an den jüdischen Schulen. Bilder und Berichte aus dem Unterrichtsgeschehen oder von Schulfestern der jüdischen Schulen, von Feiern, Ausflügen und Veranstaltungen

---

<sup>1</sup> Der Gebrauch von „primär“, „sekundär“ und „tertiär“ in Bezug auf die der Untersuchung zugrunde liegenden Quellen bezieht sich auf die Rangfolge ihres Erkenntniswertes für die Fragestellung der Dissertation.

<sup>2</sup> Klassenfotos oder Fotos, die anlässlich von Schulfestern, Einschulungen etc. aufgenommen wurden.

<sup>3</sup> Für die Düsseldorfer Schule liegt im Stadtmuseum Düsseldorf eine Sammlung von Schülerzeichnungen aus dem Kunstunterricht des Zeichenlehrers Julo Levin vor. Diese Zeichnungen entstanden zwischen 1936 und 1938 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 10.1.2.1).

<sup>4</sup> Fotos von Aktivitäten der Jugendbünde und Sportvereine wie Ausflügen, Zeltlagern und Sportfesten.

der Jugendbünde und Sportvereine gewähren einen Einblick in die Atmosphäre und das Leben in diesen Institutionen (s. z.B. in vorliegender Dissertation, Bild 6 und Bild 8). Zeichnungen aus dem Unterricht lassen Rückschlüsse auf die seelische Befindlichkeit der Schüler zu. Diese sekundären Quellen übermitteln so indirekt wichtige Informationen über das Erleben der jüdischen Kinder und Jugendlichen in den jüdischen Schulen, den Jugendbünden und Sportvereinen, lassen zumindest Rückschlüsse auf dieses Erleben zu.

Dokumente wie z.B. Schulzeugnisse, Sporturkunden, Mitgliedsausweise von Jugendbünden oder das „Pfadfinderbuch“<sup>5</sup> einer ehemaligen Schülerin der Düsseldorfer jüdischen Schule bilden die tertiären Quellen der Arbeit. Ihnen lassen sich hauptsächlich realgeschichtliche Informationen zu den jüdischen Schulen, den Jugendbünden und Sportvereinen entnehmen. Sie bieten z.B. Informationen zu Unterrichtsfächern der Schulen, zu Veranstaltungen (z.B. Sportfesten) oder sonstigen Aktivitäten der Jugendbünde und Sportvereine (ausführlicher zum Erkenntniswert der primären, sekundären und tertiären Quellen anhand von Beispielen, s. in vorliegender Dissertation, Kap. 2.2.2 und 2.3).

Interviews, Berichte und weitere Dokumente liegen in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf und der Alten Synagoge Essen vor (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 10.1.2.1 und 10.1.2.2). Diese Einrichtungen besitzen umfangreiche Foto- und Dokumentensammlungen zum jüdischen Leben in beiden Städten. Für die meisten der Befragten liegen dort Personenmappen vor, die, neben Kurzbiographien, persönliche Dokumente (Fotos, Urkunden, Berichte, Tagebücher etc.) enthalten. Weitere Dokumente wurden mir von den Befragten zur Verfügung gestellt.

Die Einsichtnahme in die Bestände der Stadtarchive Düsseldorf und Essen ergab, dass dort kaum Material vorhanden ist, das geeignet wäre, Einblicke in das Erleben Kinder und Jugendlicher in den jüdischen Schulen, Jugendbünden und Sportvereinen dieser Städte zu gewähren. Die dort vorliegenden Archivalien, meist kommunalen Ursprungs, können eine institutionelle Rekonstruktion zumindest der Schulen stützen<sup>6</sup>, nicht aber eine mentalitätsgeschichtlich angelegte Untersuchung zum alltäglichen Erleben von Kindern und Jugendlichen.

Im Stadtarchiv Düsseldorf liegt in der „Sammlung Blaschka“<sup>7</sup> der Brief eines ehemaligen Schülers der jüdischen Schule in Düsseldorf vor. Er berichtet in diesem Brief über Erlebnisse während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft.<sup>8</sup> Dem Brief lassen sich aber keine Angaben zu seinem Erleben in der Düsseldorfer jüdischen Schule oder im dortigen Sportverein *Makkabi*, dessen Mitglied er war, entnehmen.

Eingesehen wurden im Stadtarchiv Düsseldorf außerdem die dort vorliegenden Ausgaben der Gemeindezeitung der jüdischen Gemeinde aus den Jahren zwischen 1935

---

<sup>5</sup> Es handelt sich um das „Pfadfinderbuch“ von Nancy W. (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 10.1.2.2). Sie war seit ca. 1931, bis zu ihrer Emigration nach Großbritannien Ende 1935, Mitglied des Düsseldorfer *J.P.D. – Makkabi Hazair*. In ihrem „Pfadfinderbuch“ finden sich Aufzeichnungen über die Aktivitäten des *J.P.D. – Makkabi Hazair* sowie über nützliche Dinge für ein Pfadfinderleben.

<sup>6</sup> Für die Jugendbünde und Sportvereine liegen in beiden Stadtarchiven fast keine Archivalien vor.

<sup>7</sup> Es handelt sich um eine Sammlung des Düsseldorfer Studienrates Felix Blaschka zur Dokumentation der nationalsozialistischen Judenpolitik in Düsseldorf (StA D, NL 78).

<sup>8</sup> Brief von Walter B. an Felix Blaschka vom 09.03.1975 (StA D, NL 78). Walter B. besuchte zwischen 1935 und 1939 die jüdische Schule in Düsseldorf. Er war außerdem Mitglied des Sportverein *Makkabi*. Zu seiner Zeit an der jüdischen Schule sowie zu seiner Mitgliedschaft im *Makkabi* gab er mir in einem Interview und schriftlich Auskunft (112; 113).

und 1938 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 10.2.2.1).<sup>9</sup> In ihnen finden sich Meldungen aus dem Leben der verschiedenen jüdischen Vereine in Düsseldorf, Programm- und Veranstaltungsankündigungen sowie Wochenpläne mit Veranstaltungs- und Trainingsterminen von Jugendbünden und Sportvereinen<sup>10</sup>, Ankündigungen von Veranstaltungen und Meldungen aus dem Leben der jüdischen Schule sowie programmatische Schriften des ehemaligen Schulleiters dieser Schule, Dr. Kurt Herz<sup>11</sup>.

Die Überlieferung zur jüdischen Schule, zu den Jugendbünden und Sportvereinen in Düsseldorf ist im dortigen Stadtarchiv recht spärlich. Dies liegt daran, dass die Akten der Schulbehörde während des Zweiten Weltkrieges verbrannt sind. Auch das Archiv der Düsseldorfer jüdischen Gemeinde, in dem sich weitere Archivalien zur jüdischen Schule, den jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen in Düsseldorf hätten finden können, wurde während des „Dritten Reiches“ vernichtet (Suchy 1988, S. 51f.).

Im Stadtarchiv Essen findet sich bezüglich der dortigen jüdischen Schule nur die Überlieferung kommunalen Ursprungs, darunter aber keine Archivalien, die einen Einblick in das tägliche Schulerleben der Kinder und Jugendlichen bieten könnten. Zu den jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen in Essen gibt es, abgesehen von einigen Fotos zum dortigen jüdischen Sportverein *Hakoah*, keine Archivalien. Auch das Archiv der Essener jüdischen Gemeinde wurde im „Dritten Reich“ vernichtet.

## **2.2 Interviews**

### **2.2.1 Das Oral-History-Interview als Quelle der historischen Forschung**

Bevor in Kapitel 2.2.2 der vorliegenden Dissertation die der Untersuchung zugrunde liegenden Interviews näher beschrieben werden, soll an dieser Stelle kurz auf das Oral-History-Interview als Quelle der historischen Forschung und auf den Umgang mit dieser Quellengattung eingegangen werden.<sup>12</sup>

Das, was in Oral-History-Interviews von den Befragten ausgesagt wird, ist immer die Erinnerung an Geschehenes und vergangene Sachverhalte. Diese Erinnerung ist vielfältig beeinflusst.

Nachfolgende Ereignisse, nachträglich erworbenes Wissen um historische Zusammenhänge, Kommentare von dritter Seite und die immer neue Analyse des Erlebten durch den Befragten beeinflussen die Art, wie geschehene Ereignisse aus dem Gedächtnis präsentiert werden. Früheres wird den Erfahrungen und Einsichten des späteren Lebens angeglichen und umgedacht, gegenwärtige Deutungen und Wertungen

---

<sup>9</sup> Da die *Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf* im Stadtarchiv Düsseldorf nicht vollständig vorliegt, wurden weitere Ausgaben andernorts eingesehen.

<sup>10</sup> Z.B. die Ankündigung einer Kindererholung in den Sommerferien 1936, organisiert vom Düsseldorfer Sportverein *Makkabi* (*Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf*, Jg. 6, Nr. 21 vom 04.07.1936, S. 4).

<sup>11</sup> Z.B. Erziehung zum Handwerk – eine Aufgabe der jüdischen Schule. In: *Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf*, Jg. 6, Nr. 20 vom 20.06.1936, S. 2; Warum ein neuntes und zehntes Schuljahr? In: *Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf*, Jg. 7, Nr. 8 vom 02.01.1937, S. 2f.

<sup>12</sup> Zur Diskussion um das Oral-History-Interview als Quelle für die historische Forschung s. z.B. Niethammer/Trapp (Hg.) 1980; Plato 1991; Vorländer 1990.

der Vergangenheit beeinflussen und verändern die Erinnerung an Vergangenes.<sup>13</sup> Erwachsene, nach ihrer Kindheit und Jugend befragt, versehen z.B. die Erinnerungen an frühere Lebensabschnitte aus der Perspektive der Erwachsenen mit Deutungsmustern der Gegenwart (Fuchs-Heinritz 2000, S. 51f., 193f.; Schmettow 2006, S. 2; Schütze 1983, S. 284).

Aber nicht nur Deutungsmuster der Gegenwart beeinflussen die Erinnerung an Vergangenes: Die Gesamtheit der aktuellen wie auch der vergangenen Lebenssituation des Befragten wirken darauf ein, wie Vergangenes erinnert wird und Ereignisse im Rückblick gesehen, gedeutet und bewertet werden (Göpfert 1999, S. 24; Vorländer 1990, S. 21):

In der vergangenen Lebenssituation beeinflussen z.B. Faktoren wie das seinerzeitige Alter, die Erziehung, die Religionszugehörigkeit, der kulturelle Hintergrund, das soziale und geographische Umfeld oder auch – im Falle von Verfolgungschicksalen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft – die Dauer des in Deutschland erlebten Leids die Wahrnehmung von Ereignissen, die sich in Erinnerungen niederschlägt (Göpfert 1999, S. 27; s. hierzu auch in vorliegender Dissertation, Kap. 7 und 8).

Der Lebensweg des Befragten, der sich nach dem erinnerten Lebensabschnitt abspielt hat, nimmt starken Einfluss darauf, wie dieser den vergangenen Lebensabschnitt sieht.<sup>14</sup> Dies ist besonders dann der Fall, wenn kausale Zusammenhänge zwischen Gegenwart und Vergangenheit konstruiert werden, die erklären sollen, warum das Leben des Befragten so verlaufen ist, wie es verlaufen ist (Göpfert 1999, S. 24f., 29; s. auch Singer 2002, S. 79).

Gegenwärtige Ereignisse können Erinnerungen vorübergehend überlagern und die psychische Konstitution des Befragten in der Gegenwart den gesamten Blick auf die eigene Vergangenheit beeinflussen. Dies kann soweit führen, dass die psychische Befindlichkeit des Befragten in der Gegenwart die Erinnerung an bestimmte Ereignisse, vor allem traumatischer Natur, gänzlich unmöglich macht (Göpfert 1999, S. 24, Schmettow 2006, S. 10).

Erinnerungen an unangenehme Ereignisse können verdrängt oder frühere Meinungen und Verhaltensweisen des Befragten in der Gegenwart verschwiegen werden, weil sie inzwischen nicht mehr dem „Zeitgeist“ entsprechen (Göpfert 1999, S. 23). Auch die oben bereits angesprochene Analyse vergangenen Geschehens durch den Befragten selbst, so Rusinek (1991, S. 120), kann die historischen Tatsachen soweit überlagern, dass bei der Erinnerung nicht mehr zwischen Original und Interpretation unterschieden werden kann.

Weiterhin kann die kollektive Erinnerung das vom Befragten Geäußerte beeinflussen (Fuchs-Heinritz 2000, S. 64). Miller-Kipp (2007, S. 15) meint jüngst in ihrer Studie über Lebenserinnerungen und den Erinnerungsdiskurs zum „Bund Deutscher Mädels“ (BDM), eine Gefahr bestehe darin, dass die mit fortschreitender Zeit veröffentlichten Erinnerungserzählungen zusammenfließen und eine historische „Textur“ bilden können. In dieser „Textur“ verstarke sich das Kollektive zum Muster. Dieses Muster wiederum könne Selbstreferentialität in dem Sinne erzeugen, dass nicht auszuschließen sei, dass die erzählende Generation sich bereits in einem solchen Muster verständigt und sich ihrer eigenen Erfahrungen versichert.

---

<sup>13</sup> S. hierzu auch den Hirnforscher Wolf Singer (2002, S. 84).

<sup>14</sup> Göpfert (1999, S. 24) meint z.B., außergewöhnlicher beruflicher Erfolg könne die Wahrnehmung der eigenen Geschichte positiv beeinflussen. Hierzu auch: Zimmermann 1991, S. 321.

Vondernach (1997, S. 168) geht soweit, zu sagen, es könne keine Entsprechung zwischen erlebter und erzählter Lebensgeschichte geben, da von einer nicht aufhebbaren Differenz zwischen dem ursprünglichen Erleben eines Ereignisses und seiner späteren (auto-)biographischen Thematisierung auszugehen sei.<sup>15</sup>

Der Hirnforscher Wolf Singer (2002, S. 79, 86) meint, dass es eine „ideale“ Beschreibung vergangener Gegebenheiten und Ereignisse nicht geben könne, da alle Wahrnehmung selektiv und alle Erinnerung „datengestützte Erfindung“ (ebd., S. 86) sei. Bei aller Vorsicht im Umgang mit Erinnerungen als Quelle für die historische Forschung, so zeigt die Auswertung der Interviews in vorliegender Untersuchung, dass die Erinnerung an und die Bewertung verschiedener Ereignisse durch die Befragten<sup>16</sup>, bei denen nicht zu vermuten ist, dass diese sich hier bereits in Mustern der Erinnerung bewegen und verständigen, so weitgehende Übereinstimmung zeigen, dass diese Erkenntnisse als gesichert betrachtet werden können.

Oral-History-Interviews sind Quellen, die in einem Prozess der Kommunikation zwischen Interviewer und Befragtem entstehen und von diesem beeinflusst sind. Dieser besondere Entstehungsprozess von Oral-History-Interviews zeitigt „Gefahren“, die es bei der Auswertung und Interpretation dieser Quellen zu beachten gilt.

Eine dieser „Gefahren“ kann sein, dass der Interviewte, bewusst oder unbewusst, Ereignisse oder eigene Verhaltensweisen der Vergangenheit zu verschweigen oder in seinem Sinne darzustellen versucht, um den Interviewer für sich einzunehmen, dessen vermeintliche oder tatsächliche Erwartungshaltungen zu bedienen (Fuchs-Heinritz 2000, S. 53f.; Mann 1991, S. 127f.).

Der Befragte, so Fuchs-Heinritz (2000, S. 246), orientiere sich in der Erzählsituation des Interviews genauso am „signifikanten Anderen“ wie er es auch in Alltagssituationen tue. Dies beeinflusse den Erzählprozess, könne diesen hemmen oder gerade im Falle von Oral-History-Interviews dazu führen, dass der Befragte sich „vor großem Publikum“ sieht und meint, er könne einen Beitrag zum kollektiven Gedächtnis der ganzen Gesellschaft leisten. Die Leser können dabei unausgesprochen Adressaten von moralischen Appellen und „Lehren aus der Geschichte“ werden (ebd., S. 246–248).

Der Interviewer beeinflusst seinerseits mit der Art der Fragestellung das Interview als Produkt des kommunikativen Prozesses. Er kann Gefahr laufen, mit seiner Fragestellung von ihm eventuell gewünschte Ergebnisse der Befragung vorweg zu nehmen. Interviews, in denen der Interviewer den Befragten zu den Aussagen und Formulierungen leitet, die er hören möchte, sind keine Seltenheit, so Vorländer (1990, S. 19f.).

Aus den eben geschilderten Besonderheiten und „Gefahren“, die sich für die Auswertung und Interpretation von Oral-History-Interviews ergeben, wird deutlich, dass der Umgang mit diesen Quellen quellenkritische Kontrollverfahren dringend erfordert. Ihre hermeneutische Analyse sowie der Vergleich mit anderen Quellengattungen und Überlieferungen sind, soweit möglich, wichtig, um zu überprüfbareren und zuverlässigeren Ergebnissen zu gelangen.

Aber Oral-History-Interviews als Quellen bieten auch besondere Chancen. Mit Blick auf die Gefahr kollektiver Erinnerungen und deren Verfestigung zu „Mustern“ der Erinnerung meint Miller-Kipp (2007, S. 15), es sei wichtig und für lebensgeschicht-

---

<sup>15</sup> Rosenthal/Fischer-Rosenthal (1997, S. 147) fordern, bei der Auswertung von Lebensgeschichten zwischen erlebter und erzählter Lebensgeschichte strikt zu unterscheiden.

<sup>16</sup> Z.B. der „Polenaktion“ vom Oktober 1938 und deren Folgen für die Atmosphäre in den jüdischen Schulen; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2.1 und 5.2.9.

liches Verstehen unerlässlich, „gegen diesen generalisierenden Trend der Wahrnehmung dem individuellen Erleben auf der Spur zu bleiben, Differenzen zu sehen und zu markieren“.

Oral-History-Studien stellen das individuelle Erleben in den Mittelpunkt. Sie können somit bereits bekannte historische Prozesse exemplarisch verdeutlichen und verknüpfen individuelle mit allgemeiner Geschichte. Dabei entstehen oft vielschichtige, nicht selten widersprüchliche atmosphärische Bilder und Eindrücke in der Schilderung des Erinnerten (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5 und 6; Meynert 1988, S. 16). Göpfert (1999, S. 29) meint, gerade die Brüche, Widersprüche, Verzerrungen und anderen Auffälligkeiten in den Selbstzeugnissen der Interviewten könnten, soweit der Historiker sie erkenne, hilfreich sein, historische Prozesse zu verstehen.

## **2.2.2 Die hier zugrunde liegenden Interviews und ihre Auswertung**

Wie in Kapitel 1.1 der vorliegenden Dissertation bereits angesprochen, bilden die Grundlage der vorliegenden Untersuchung Interviews mit ehemaligen Schülern der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen. Ein Teil der Interviews liegt bereits in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf sowie in der Alten Synagoge Essen vor, einen Teil der Interviews führte ich persönlich telefonisch oder im direkten Gespräch. Im Folgenden sollen sowohl die vorliegenden als auch die persönlich von mir geführten Interviews beschrieben, anschließend auf das Vorgehen bei ihrer Auswertung eingegangen werden.

Die in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf sowie in der Alten Synagoge Essen vorliegenden Interviews wurden seit den 1980er Jahren von Mitarbeitern dieser Einrichtungen mit ehemaligen Schülern der jüdischen Schulen dieser Städte geführt. Für die Auswertung wurden 97 (96 von ehemaligen Schülern, eines von einem ehemaligen Lehrer; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 10.1.1) dieser Interviews ausgewählt; 54 für Düsseldorf und 43 für Essen. Laut Auskunft von Frau Strehlen, Mitarbeiterin der Alten Synagoge Essen, gibt es dort 107 Interviews, in denen die Essener jüdische Schule erwähnt wird. Anhand von in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf vorliegenden Kurzbiographien wurden 67 ehemalige Schüler der dortigen jüdischen Schule erhoben, 51<sup>17</sup> von ihnen mit Interview.

Die Interviews in beiden Einrichtungen liegen in Form von Tonbandaufnahmen vor. Der überwiegende Teil von ihnen ist ca. 1–1½ Stunden lang. Ein großer Teil der Interviews in Düsseldorf ist transkribiert. Für einige weitere Interviews gibt es dort Zusammenfassungen, die aber nicht deren genauen Wortlaut. Die in Essen vorliegenden Interviews sind bisher nur in wenigen Fällen transkribiert, teilweise liegen stichwortartige Mitschriften vor.

Die in Düsseldorf und Essen vorliegenden Interviews fragen nicht gezielt nach dem Erleben Kinder und Jugendlicher an den dortigen jüdischen Schulen, in den jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen. Die in der Düsseldorfer Mahn- und Gedenkstätte vorliegenden Interviews werden in der Regel mit einer offenen Frage oder Erzählaufforderung eingeleitet. Die Befragten werden z.B. gebeten: „Erzählen Sie von sich“; „Erzählen sie von Ihrer Kindheit“; „Erzählen Sie von Ihrer Familie“. Oder es wird einleitend gefragt: „Wann sind Sie geboren und wo haben Sie in Düsseldorf

---

<sup>17</sup> Für drei von ihnen liegen jeweils zwei Interviews vor.

gewohnt?“, „Was sind Ihre frühesten Kindheitserinnerungen?“. <sup>18</sup> Die Interviews umfassen die gesamte Lebensgeschichte der Befragten in mehr oder weniger chronologischer Reihenfolge. Meist wird die Erzählung der Lebensgeschichte von Fragen gestützt, die nach bestimmten Ereignissen, wie etwa der Pogromnacht vom 9./10. November 1938, einer eventuellen Flucht aus Deutschland oder den Erlebnissen während eines Kindertransportes <sup>19</sup> fragen. Die Interviews sind also nicht streng narrativ. <sup>20</sup> Oftmals werden während des Interviews Nachfragen zum besseren Verständnis, etwa von Verwandtschaftsverhältnissen, gestellt.

Die in der Alten Synagoge Essen vorliegenden Interviews sind ebenfalls lebensgeschichtlich ausgerichtet. Sie beginnen mit einer Erzählaufforderung des Interviewers oder mit einer oder mehreren einleitenden Fragen, ähnlich denen der in Düsseldorf vorliegenden Interviews. Der Interviewer lässt dann zunächst erzählen. Bestimmte Lebensabschnitte, die dem Interviewer interessant, bemerkenswert, fremd oder diskussionswürdig erscheinen, werden abgefragt. In einem letzten Schritt stellt der Interviewer anhand eines grob strukturierten Frageleitfadens sicher, dass alle wichtigen Sozialisationsbereiche und Lebensphasen der Befragten dokumentiert wurden. Der Frageleitfaden beinhaltet die Bereiche: Elternhaus, Schule, beruflicher Werdegang, religiöses und sonstiges jüdisches Gemeindeleben, jüdisches und nichtjüdisches Vereinsleben, sonstiges Freizeitverhalten, besondere zeithistorische Ereignisse, Diskriminierungserfahrungen und Verfolgungsschicksal, Auswanderung und Leben in der neuen Heimat sowie Einschätzungen allgemeiner Art (Zimmermann 1991, S. 320). Eine schriftliche Form dieses Leitfadens liegt, laut Auskunft von Frau Strehlen, in der Alten Synagoge Essen nicht vor.

Auf die Schulzeit oder die Mitgliedschaft in Jugendbünden und Sportvereinen gehen wenige der Befragten in den, in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf und der Alten Synagoge Essen vorliegenden, Interviews ausführlich ein. Dies könnte dadurch bedingt sein, dass die Interviews die gesamte Lebensgeschichte der Befragten umfassen, in der der Schulbesuch und Mitgliedschaften in Jugendbünden und Sportvereinen nur einen zeitlich entsprechend eher geringen Raum einnehmen. Ausführlich gehen die Befragten in den meisten Fällen z.B. auf die weitere Lebensgeschichte nach einer Auswanderung oder Flucht aus Deutschland oder dem Überleben eines der nationalsozialistischen Konzentrationslager ein. Dass die Schulzeit und die Mitgliedschaft in den Jugendbünden und Sportvereinen in den vorliegenden Interviews nur eine geringe Rolle spielen, könnte auch darauf hinweisen, dass diese nicht als besonders erinnert werden bzw. andere Erinnerungen – etwa an traumatische Erlebnisse – die Erinnerungen an einen Schulbesuch oder die Mitgliedschaft in einem Jugendbund und/oder Sportverein überlagern.

Bis auf eine Ausnahme wurden alle von mir persönlich Befragten zuvor bereits von Mitarbeitern der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf und der Alten Synagoge Essen interviewt. Die von mir geführten Interviews können mit diesen oft schon vor zehn oder mehr Jahren geführten Interviews verglichen, Gemeinsamkeiten und Differen-

---

<sup>18</sup> Z.B. Miriam C. (70); Gerry G. (126); Martha H. (128); Thomas K. (175).

<sup>19</sup> Nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 erklärte sich die britische Regierung bereit, jüdische Kinder und Jugendliche aus Deutschland, Österreich, der Tschechoslowakei und Polen aufzunehmen. Die jüdische Gemeinde in Großbritannien organisierte und finanzierte die Einreise nach und die Unterbringung der Kinder und Jugendlichen in Großbritannien. Insgesamt konnten mit Hilfe der so genannten „Kindertransporte“ ca. 10.000 Kinder und Jugendliche vor Verfolgung und Tod gerettet werden.

<sup>20</sup> Zur Technik des autobiographisch-narrativen Interviews, s. Jakob 1997; Schütze 1983.

zen in dem von den Befragten damals und heute Gesagten festgestellt werden. Die bereits vorliegenden Interviews bilden somit ein Korrektiv als auch eine Ergänzung zu den von mir geführten Interviews.

Wie in Kapitel 1.1. skizziert, ist das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Untersuchung die lebensgeschichtliche Bedeutung, die die jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine für die Kinder und Jugendlichen in Düsseldorf und Essen zur Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft besaßen sowie ihre Funktion in Hinblick auf deren Elternhäuser und die jüdischen Gemeinden Düsseldorfs und Essens.

Zur Beantwortung dieser Frage wird untersucht, ob die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft von den Interviewpartnern als Bruch in ihrer Lebensgeschichte empfunden wurde, als wie schwer diese Zeit empfunden wurde und welche Bedeutung der Besuch einer jüdischen Schule oder die Mitgliedschaft in einem jüdischen Jugendbund und/oder Sportverein in diesem Zusammenhang hatten. Es wird nach Verlusterfahrungen in Bezug auf die nichtjüdische Umwelt und einer möglichen Kompensationsfunktion von jüdischen Schulen, Jugendbünden und Sportvereinen gefragt. Es wird außerdem danach gefragt, welchen Einfluss diese Institutionen auf das Selbstbewusstsein und die Identität der Kinder und Jugendlichen als Juden hatten. Untersucht wird, ob die jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine die Kinder und Jugendlichen angesichts einer feindlichen nichtjüdischen Umwelt, emotional unterstützen und stärken konnten und welche der Institutionen hierbei gegebenenfalls am wichtigsten war.

Weiterhin wird nach der Funktion dieser Institutionen in Hinblick auf die jüdischen Gemeinden und die Elternhäuser der Kinder und Jugendlichen gefragt. Es interessiert z.B., ob die jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine Aufgaben in Hinblick auf die Elternhäuser und die jüdischen Gemeinden übernahmen und welche diese Aufgaben gegebenenfalls waren.

Zur Beantwortung dieser Fragen entwickelte ich ein Leitfadeninterview (s. in vorliegender Dissertation, Anhang), das gezielt nach der Zeit fragt, in der die Befragten die jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen besuchten und in der sie gegebenenfalls Mitglieder eines jüdischen Jugendbundes und/oder Sportvereins waren. Dieses Interview ist somit geeignet, die Lücken, die die offene Fragestellung der in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf und der Alten Synagoge Essen vorliegenden Interviews bedingt, zu füllen.

Das Leitfadeninterview folgt dem Beispiel des so genannten „problemzentrierten Interviews“ nach Lamnek (1995). Wie im narrativen Interview, steht auch im problemzentrierten Interview das Erzählprinzip im Vordergrund. Die Bedeutungsstrukturierung der sozialen Wirklichkeit bleibt den Befragten überlassen. Mit Hilfe von offenen Fragen aber wird der interessierende Problembereich eingegrenzt und ein erzählgenerierender Stimulus angeboten. Wenn auch im problemzentrierten Interview das Erzählprinzip, wie beim rein narrativen Interview, im Vordergrund steht, sind bei dieser Methode „Ad-hoc-Fragen“ in der letzten Phase des Interviews vorgesehen: Der Interviewer kann direkte Fragen zu Themenbereichen stellen, die ihn interessieren und die der Befragte noch nicht angesprochen hat. Der Leitfaden dient dem Interviewer dazu, Themenbereiche, die der Befragte nicht von sich aus angesprochen hat, nachzufragen (Lamnek 1995, S. 74–77).

Das Leitfadeninterview gliedert sich in fünf Fragenkomplexe:

Der *erste Fragenkomplex* des Interviews fragt nach einem eventuellen Schulbesuch der Kinder und Jugendlichen vor dem Übergang auf die jüdische Schule. Es interes-

siert, ob die jüdischen Schüler, die nichtjüdische Schulen besuchten, an diesen Schulen Diskriminierungserfahrungen machten, wie sich Lehrer und Mitschüler ihnen gegenüber nach 1933 verhielten, ob der Besuch einer nichtjüdischen Schule als belastend empfunden wurde und welche Verlusterfahrungen die jüdischen Schüler an diesen Schulen nach 1933 machten. Diese Erfahrungen dürften sich ganz entscheidend auf das Erleben dieser Schüler an den jüdischen Schulen ausgewirkt haben.

Die Düsseldorfer Befragten haben, bis auf eine Ausnahme<sup>21</sup>, zunächst alle eine nichtjüdische Volks- oder höhere Schule besucht, da die Düsseldorfer jüdische Schule erst Ostern 1935 eingerichtet wurde. Die jüdische Schule in Essen existierte bereits vor 1933. Für einen großen Teil ihrer ehemaligen Schüler war sie die Schule, in die sie zum 1. Schuljahr eingeschult wurden und gleichzeitig die einzige Schule, die sie Zeit ihrer Schulpflichtigkeit besuchten.<sup>22</sup>

Das Interview fragt zunächst nach dem Zeitpunkt der Einschulung und danach, welche nichtjüdische Schule die Befragten besuchten. Die nächsten Fragen zielen auf das Verhältnis der jüdischen Schüler zu den Lehrern an den nichtjüdischen Schulen und auf das Verhalten dieser Lehrer, insbesondere nach 1933. Anschließend wird nach dem Verhältnis der jüdischen Schüler zu den nichtjüdischen Mitschülern und Freunden gefragt. Es interessiert, mit wem sie in den Pausen spielten, mit wem sie ihre Freizeit verbrachten und wie sich nichtjüdische Mitschüler und Freunde ihnen gegenüber nach der nationalsozialistischen Machtübernahme verhielten. Gefragt wird weiterhin danach, wie die Befragten den Unterricht an den nichtjüdischen Schulen in Erinnerung haben. Die Fragen 1.7 und 1.8 des Interviews (s. in vorliegender Dissertation, Anhang) fragen danach, ob sich die Atmosphäre in der nichtjüdischen Schule bzw. in der Klasse, die die jüdischen Schüler besuchten, nach 1933 änderte. Die letzte Frage dieses Themenkomplexes zielt auf das Erleben außerhalb der Schule. Gefragt wird, ob sich Bekannte und Nachbarn nach 1933 den Kindern und Jugendlichen gegenüber anders verhielten als zuvor.

Der *zweite Fragenkomplex* bezieht sich auf den familiären Hintergrund und die Religiosität der Befragten. Hier wird danach gefragt, ob ihre Familien religiös waren, ob die Kinder religiös erzogen, ob die Fest- und Feiertage in der Familie gefeiert wurden, und ob die Familien die Synagoge regelmäßig besuchten. Weiterhin wird danach gefragt, ob die Eltern für die Kinder und Jugendlichen Ansprechpartner waren, zu denen sie mit ihren Problemen kommen konnten. Es interessiert, ob die Schwierigkeiten, mit denen sich jüdische Familien in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft konfrontiert sahen – etwa ein Arbeitsplatzverlust des Vaters und möglicherweise damit verbundene finanzielle Probleme – in den Familien der Befragten thematisiert wurden. Im Falle der Schüler, die vor dem Wechsel auf die jüdische eine nichtjüdische Schule besuchten, wird außerdem danach gefragt, ob sie innerhalb oder

---

<sup>21</sup> Es handelt sich hierbei um einen 1929 geborenen Schüler, der 1936 in das 1. Schuljahr der Düsseldorfer jüdischen Schule eingeschult wurde.

<sup>22</sup> Nur fünf der 40 Befragten aus Essen wurden in eine nichtjüdische Volksschule eingeschult. 21 der 40 Befragten verließen die jüdische Volksschule nach dem 4. Schuljahr, um an eine höhere Schule zu wechseln. Von den neun weiteren ehemaligen Schülern aus Essen, deren Briefe an die Alte Synagoge Essen und an Bernhard Graf von Schmettow von mir herangezogen wurden (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 10.1.3.2), besuchten zwei vor dem Wechsel auf die jüdische Schule in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft eine Privatschule. Einer von diesen beiden wechselte nach einer nur kurzen Zeit an der jüdischen Schule auf eine höhere Schule. Fünf weitere wechselten nach dem 4. Schuljahr an der jüdischen Schule auf eine höhere Schule. Für drei lässt sich die Abfolge des Schulbesuchs aus den Quellen nicht rekonstruieren.

außerhalb der nichtjüdischen Schule jüdischen Religionsunterricht erhielten und wie sie diesen erlebten.

Der *dritte Fragenkomplex* bezieht sich auf den Besuch der jüdischen Schulen. Gefragt wird nach dem Zeitpunkt der Einschulung bzw. in den Fällen, in denen die Schüler von einer nichtjüdischen auf eine der jüdischen Schulen wechselten, nach dem Zeitpunkt des Schulwechsels. Es interessiert, warum der Schulwechsel erfolgte. Die Interviewpartner werden gebeten, ihren ersten Schultag und die Lernumstände an der jüdischen Schule zu beschreiben. Auch für diese Schulen wird nach den Mitschülern, Freunden und Lehrern gefragt. Es interessiert, wie die Schülerschaft in der Klasse zusammengesetzt war<sup>23</sup>, ob die Befragten leicht Freundschaften in der Klasse knüpfen konnten, wie der Zusammenhalt der Schüler untereinander war, und wie sich der Umgang mit und das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern gestaltete. Auch im Falle der jüdischen Schulen wird nach der Schumatmosphäre gefragt. Für diese Schulen interessiert außerdem besonders, welchen Stellenwert „das Jüdische“ im Unterricht hatte, welche Fächer mit speziell jüdischen Inhalten unterrichtet wurden, was in diesen Fächern vermittelt wurde und welche Bedeutung diese Inhalte für die Schüler besaßen. In dieselbe Richtung zielt die Frage danach, ob die jüdischen Fest- und Feiertage an diesen Schulen begangen wurden und wie die ehemaligen Schüler diese Feste gegebenenfalls erlebten. Die letzte Frage dieses Komplexes richtet sich darauf, ob die jüdischen Schulen Orte waren, an denen die Kinder und Jugendlichen mit Lehrern oder Mitschülern über persönliche Dinge sprechen konnten.

Der *vierte Fragenkomplex* befasst sich mit der Mitgliedschaft und dem Erleben der Kinder und Jugendlichen in den Jugendbünden und Sportvereinen. Zunächst wird nach dem Zeitpunkt und den Gründen für den Beitritt gefragt. Ebenso wie im Falle der Schulklassen an den jüdischen Schulen interessiert die Zusammensetzung der Gruppen in den Bünden und Sportvereinen.<sup>24</sup> Es wird nach Orten und Häufigkeit der Treffen und nach Aktivitäten der Gruppen gefragt. Auch für die Jugendbünde und Sportvereine wird nach Freundschaften der Gruppenmitglieder untereinander und dem Zusammenhalt innerhalb der Gruppen gefragt. Insbesondere interessiert, ob das Eingebundensein in eine Gruppe die Befragten emotional stärkte, und ob die Aktivitäten der Gruppen es ihnen ermöglichten, ihre Freizeit nach 1933, angesichts zunehmender staatlicher Repressalien in diesem Bereich, befriedigend zu gestalten. Es wird danach gefragt, welche Rolle die Religion in der Gruppe spielte, nach der Atmosphäre in den Gruppen und zuletzt danach, ob es bei Ausflügen der Gruppen Zusammenstöße mit der „Hitlerjugend“ (HJ) gab.

Im *fünften Fragenkomplex*, dem Resümee, werden die Interviewpartner gefragt, ob die jüdischen Schulen, die Jugendbünde und/oder Sportvereine insgesamt wichtig für sie waren. Gefragt wird danach, ob sie ihnen halfen, mit eventuell erlebten Kränkungen und Anfeindungen durch die nichtjüdische Umwelt besser zurechtzukommen, ob sie sie emotional stärkten. Außerdem interessiert, ob diese Institutionen die Religiosität der Schüler und ihr eigenes Verständnis als Jüdin oder Jude beeinflussten. Zuletzt wird danach gefragt, wer für die ehemaligen Schüler die größte Rolle spielte, wer sie unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft gegebenenfalls am ehesten emotional stärkte, ihre Religiosität und ihre Identität als Juden beeinflussen konnte: die Schule, der Jugendbund und/oder Sportverein oder das Elternhaus.

---

<sup>23</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 1.3, Anm. 23.

<sup>24</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 1.3, Anm. 25.

Insgesamt führte ich persönlich telefonisch oder im direkten Gespräch 44 Interviews; 23 Interviews führte ich mit ehemaligen Schülern der Düsseldorfer, 21 mit solchen der Essener jüdischen Schule. Zusätzlich zu diesen 44 Interviews erhielt ich von den Befragten 40 Briefe und E-Mails, in denen sie ebenfalls die Fragen meines Interviews beantworteten.<sup>25</sup>

Von zwölf Düsseldorfer Befragten erhielt ich insgesamt 13 Briefe, dabei waren elf Absender von Briefen identisch mit Personen, von denen in der Mahn- und Gedenkstätte schon Interviews vorlagen bzw. mit denen ich Interviews führte. Von einer Düsseldorferin, die zuvor noch nicht befragt worden war, erhielt ich einen Brief. Von 13 Düsseldorfer Befragten erhielt ich außerdem insgesamt 16 E-Mails. Die Absender dieser E-Mails waren identisch mit Personen, von denen schon Interviews in der Mahn- und Gedenkstätte vorlagen oder mit denen ich persönlich Interviews führte.

Von sechs Essener Befragten erhielt ich E-Mails, vier von ihnen hatte ich persönlich interviewt, für die anderen beiden liegen Interviews in der Alten Synagoge Essen vor. Von fünf Essenern erhielt ich Briefe. Für diese fünf liegen ebenfalls Interviews in der Alten Synagoge Essen vor.

Dass einige der Befragten sowohl schriftlich als auch mündlich Auskunft gaben, liegt daran, dass ein Teil von ihnen die Fragen meines Interviews zunächst schriftlich beantwortete. Da dies in einigen Fällen überwiegend in Form von „ja-/nein-Antworten“ geschah, rief ich diese Absender an und bat sie, die Fragen meines Interviews telefonisch ausführlicher zu beantworten. In anderen Fällen war es umgekehrt so, dass ich die Interviewpartner telefonisch befragte und ihnen anschließend das zum Telefonat angefertigte Gesprächsprotokoll (s. im vorliegenden Kapitel unten) zwecks Autorisierung per Post oder E-Mail zusandte. Diese Interviewpartner ergänzten die Gesprächsprotokolle ihrerseits schriftlich. Da die ehemaligen Schüler in ihren Briefen und E-Mails ebenfalls die Fragen des von mir entwickelten Interviews beantworteten, werden diese Briefe und E-Mails unter der Rubrik „Interviews“ mit aufgeführt.<sup>26</sup>

42 der 44 eigenen Interviews führte ich telefonisch, zwei von ihnen persönlich. Während der Telefonate und der direkten Gespräche schrieb ich Notizen nieder und fertigte sofort nach den Gesprächen genaue Protokolle der Interviews an. Die beiden direkten Gespräche zeichnete ich auf Minidisc auf und transkribierte sie. Bei den telefonischen Interviews waren die technischen Voraussetzungen für eine Aufnahme der Gespräche nicht gegeben.

Bei den Telefonaten erfasste ich die wichtigsten Aussagen der Befragten wörtlich, so dass die Gesprächsprotokolle in weiten Teilen den genauen Wortlaut der Interviews wiedergeben. Zitierte Aussagen sind in den Gesprächsprotokollen in Anführungszeichen gesetzt. Die ersten drei Interviews, die ich telefonisch führte (72; 156; 174) fasste ich im Gesprächsprotokoll in einem durch Absätze strukturierten Fließtext zusammen. Nach diesen drei Interviews ging ich dazu über, in den Protokollen die Form der Notizen, die ich während der Gespräche gemacht hatte, beizubehalten, also die einzelnen Aussagen als Aufzählungen wiederzugeben. Hierbei ist die Gefahr eines Verlustes wichtiger Aussagen nicht so groß wie bei der Umformung der Notizen in einen Fließtext. Jede Aussage der Befragten ist in ihnen notiert, z.T. wörtlich. Die beiden per Minidisc aufgenommenen Gespräche transkribierte ich wörtlich.

---

<sup>25</sup> Für Düsseldorf: 13 Briefe und 16 E-Mails; für Essen: fünf Briefe und sechs E-Mails.

<sup>26</sup> In der Alten Synagoge Essen liegen weitere Briefe ehemaliger Schüler der dortigen jüdischen Schule vor. Sie werden mit den übrigen Quellen in Kap. 2.3 der vorliegenden Dissertation behandelt.

Die Gesprächsprotokolle der Telefonate wie auch die Transkriptionen der persönlichen Gespräche sind der Untersuchung zum Zwecke der Überprüfbarkeit als auch für Anschlussforschung im Anhang beigelegt (s. in vorliegender Dissertation, Anhang).

Die in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf und der Alten Synagoge Essen herangezogenen Interviews können in diesen Einrichtungen auf Tonband angehört oder, wenn sie transkribiert sind, dort eingesehen werden.

Bei der Auswertung der in Düsseldorf und Essen vorliegenden Tonbandinterviews folgte ich dem Vorgehen Bernhard Graf von Schmettows bei dessen Dissertation (2006). Er transkribierte die für die Fragestellung seiner Dissertation relevanten Abschnitte der in der Alten Synagoge Essen vorliegenden Tonbandinterviews. Transkribiert meint dabei, abgesehen von Zitaten, nicht die authentische Wiedergabe des gesprochenen Wortes, sondern die Übertragung in normales Schriftdeutsch. Unberücksichtigt blieben jene Teile der Interviews, die für das Thema der Untersuchung keine unmittelbare Relevanz besaßen (Schmettow 2006, S. 19). Genauso wurde mit den in Düsseldorf vorliegenden Tonbandinterviews verfahren. Im Falle der Interviews, für die es in Düsseldorf Transkriptionen gibt, wurden die Transkriptionen ausgewertet.

Die Interviews wurden zum Zweck ihrer Auswertung nach dem Alter der Befragten unterteilt. Wie in Kapitel 1.1 der vorliegenden Untersuchung bereits erwähnt, ist zu vermuten, dass das seinerzeitige Alter der Befragten Einfluss darauf hatte, wie diese die Zeit an jüdischen Schulen und die Mitgliedschaft in einem der Jugendbünde und/oder Sportvereine erlebten und welche Bedeutung diese für sie besaßen.

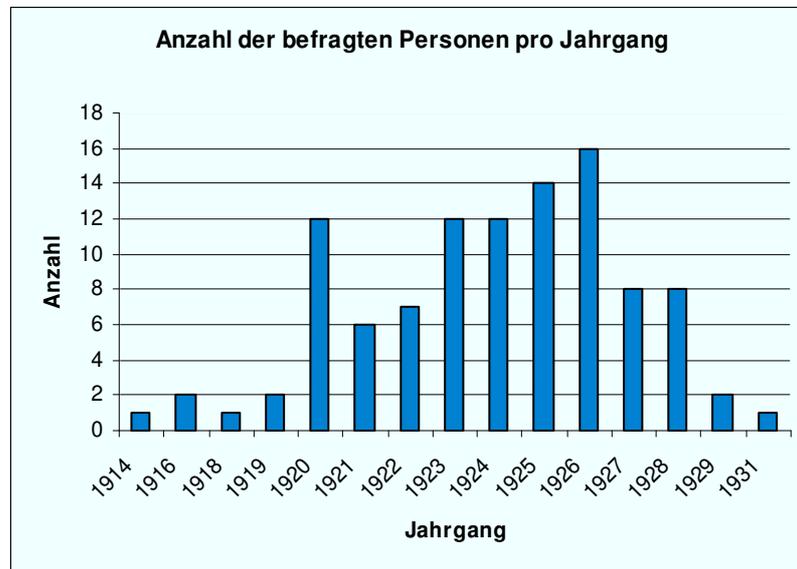
In den Interviews, Briefen, E-Mails und in weiteren Ego-Dokumenten geben im Wesentlichen Angehörige der Alterskohorte der zwischen 1920 und 1929 Geborenen Auskunft zu ihrer Zeit an einer der jüdischen Schulen und zur Mitgliedschaft in einem der Jugendbünde und/oder Sportvereine. Es gibt einige wenige Befragte, die früher bzw. später geboren sind.

Unter den insgesamt 104 Auskunft gebenden<sup>27</sup> befinden sich einer aus dem Jahrgang 1914, zwei aus dem Jahrgang 1916, einer aus dem Jahrgang 1918 und zwei aus dem Jahrgang 1919. Diese waren zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft nicht mehr schulpflichtig. Sie berichten entweder über Erlebnisse auf höheren Schulen oder über ihre Mitgliedschaft in einem der jüdischen Jugendbünde und/oder Sportvereine. Einige von ihnen waren zur Zeit des „Dritten Reiches“ in einem der Jugendbünde in leitender Stellung, z.B. als Leiter von Jüngerengruppen (s. in vorliegender

---

<sup>27</sup> Zu der Zahl der Auskunft gebenden werden neben den 91 ehemaligen Schülern, für die Interviews vorliegen, zehn weitere ehemalige Schüler der jüdischen Schule in Essen gezählt. Für diese zehn sowie für 16 der ehemaligen Schüler der Essener jüdischen Schule, mit denen von Mitarbeitern der Alten Synagoge auch Interviews geführt wurden, liegen insgesamt 39 Briefe an die Alte Synagoge Essen und an Bernhard Graf von Schmettow vor (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 10.1.3.1). Diese Briefe geben ebenfalls Auskunft über das Erleben der ehemaligen Schüler an der jüdischen Schule, in den Jugendbünden und Sportvereinen. Sie sind aber insgesamt nicht lebensgeschichtlich ausgerichtet. Deshalb werden sie, zusammen mit den anderen Quellen, in Kapitel 2.3 der vorliegenden Dissertation abgehandelt. Ein weiterer ehemaliger Schüler der Essener jüdischen Schule sowie eine ehemalige Schülerin der Düsseldorfer jüdischen Schule verfassten autobiographische Darstellungen. Auch diese beiden werden zu der Zahl der Auskunft gebenden gerechnet: Hannam 1985; Zürndorfer 1997. In Düsseldorf liegen außerdem die autobiographischen Aufzeichnungen einer weiteren ehemaligen Schülerin der dortigen jüdischen Schule vor: MuG, Irmgard A. [Juli 1982].

Dissertation, Kap. 3.2), tätig.<sup>28</sup> Ihre Erinnerungen an die Mitgliedschaft in den Jugendbünden oder an die Zeit in einer höheren Schule sind sehr gut und bilden ein wichtiges Korrektiv zu den Erinnerungen der jüngeren Befragten. Die jüngeren Befragten erinnern sich z.T. nicht so genau an ihre Schulzeit oder die Zeit in einem der Jugendbünde und/oder Sportvereine, da sie zum Zeitpunkt des Schulbesuchs bzw. der Mitgliedschaft noch sehr jung waren.<sup>29</sup> Einer der Befragten ist 1931 geboren.



Am stärksten sind unter den Befragten die Jahrgänge von 1923 bis 1926 sowie der Jahrgang 1920 vertreten. Insgesamt ergibt die Verteilung der Geburtsjahrgänge über einen Zeitraum von zehn Jahren ein gutes Bild des Erlebens einerseits derjenigen Schüler, die zum Zeitpunkt der nationalsozialistischen Machtübernahme schon einen großen Teil ihrer Schulzeit absolviert hatten, andererseits derjenigen, deren schulische Sozialisation erst unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft begann. Es wird untersucht, wie die Schulzeit in beiden Fällen erinnert wird, ob und welche Unterschiede es gibt (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 7.3 und 8).

Eingeteilt werden die Interviews in vier Altersgruppen der Befragten:

Es werden die Jahrgänge zusammengefasst, die zum Zeitpunkt der nationalsozialistischen Machtübernahme unter sechs Jahre alt waren (frühe Kindheit, Jahrgänge 1928–1931); also diejenigen, die ihre schulische Sozialisation erst unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft begannen und auch erst nach 1933 Mitglied eines der Jugendbünde und/oder Sportvereine wurden.

Dann werden die Jahrgänge zusammengefasst, die zum Zeitpunkt der nationalsozialistischen Machtübernahme sechs bis zehn Jahre alt waren (mittlere Kindheit; Jahrgänge 1923–1927), diejenigen also, die ihre schulische Laufbahn zu diesem

<sup>28</sup> Z.B. Günther K., Jahrgang 1919. Er war seit 1932 Mitglied des Düsseldorfer *BJP*, des späteren *J.P.D.* (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2). Bis 1935 besuchte er das Düsseldorfer Gymnasium an der Rethelstraße. Er war bis zu seiner Emigration nach Palästina im Herbst 1939 einer der beiden Leiter des Düsseldorfer *J.P.D.* – *Makkabi Hazair*.

<sup>29</sup> Z.B. Hannah B., Jahrgang 1928. Sie erinnert sich nur sehr vage an die Mitgliedschaft in einem jüdischen Jugendbund in Essen. Sie erinnert sich lediglich daran, dass sie einer zionistischen Gruppe angehörte, nicht aber daran, welche Gruppe das war. Sie meint, sie sei der Gruppe mit ca. acht Jahren beigetreten, erinnert sich aber nicht an die Gründe für die Mitgliedschaft (165).

Zeitpunkt, mehr oder weniger, gerade begonnen hatten und vielleicht gerade erst Mitglieder eines der Jugendbünde und/oder Sportvereine waren.

Diejenigen, die die nationalsozialistische Machtübernahme als Zehn- bis 14-Jährige erlebten (späte Kindheit; Jahrgänge 1919–1922), werden in der dritten Altersgruppe zusammengefasst. Sie hatten einen Teil ihrer schulischen Laufbahn schon vor 1933 absolviert und waren zu dieser Zeit vielfach bereits Mitglieder eines Jugendbundes und/oder Sportvereins.

Schließlich werden die 1933 über 14-Jährigen in einer Gruppe zusammengefasst (Jahrgänge 1914–1918). Sie waren zum Zeitpunkt der nationalsozialistischen Machtübernahme Jugendliche<sup>30</sup> und nicht mehr schulpflichtig. Einige der Befragten aus dieser Altersgruppe hatten die Schule bereits verlassen, waren aber – wie oben bereits erwähnt – in der Jugendbewegung und/oder in einem der Sportvereine aktiv.

Die Interviews und übrigen Ego-Dokumente wurden zur Analyse der lebensgeschichtliche Bedeutung, die die jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine für die Kinder und Jugendlichen zur Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft besaßen, auf drei Ebenen ausgelegt:

Die *erste Auslegungsebene* ist die der Fakten. Es geht bei dieser Ebene darum, möglichst viele relevante realgeschichtliche Daten (z.B. Datum der Einschulung, gegebenenfalls der Zeitpunkt eines Schulwechsels, Zeitpunkt des Eintritts in einen der jüdischen Jugendbünde und/oder Sportvereine etc.), aber auch Angaben zu den besuchten Schulen (z.B. Lehrer, Mitschüler, Unterrichtsinhalte etc.) und zur Mitgliedschaft in Jugendgruppen und Sportvereinen (z.B. Freunde, Aktivitäten etc.) zu erheben.

Die *zweite Auslegungsebene* erfasst den seinerzeitigen Lebenskontext der Kinder und Jugendlichen. Auf ihr wird z.B. nach dem familiären Hintergrund, religiösen und weltanschaulichen Prägungen und Einstellungen gefragt.

Die *dritte Auslegungsebene* erfasst das Erleben der Befragten. Auf dieser Ebene werden die Interviews und Ego-Dokumente daraufhin untersucht, wie die Kinder und Jugendlichen den Unterricht an den nichtjüdischen und jüdischen Schulen, die Lehrer, den Umgang zwischen Lehrern und Schülern, die Mitschüler, die Atmosphäre an den Schulen, die Aktivitäten in den Jugendbünden und Sportvereinen, die dortigen Freunde und die dortige Atmosphäre erlebten. Diese Ebene fragt nach der Gefühlslage, der Befindlichkeit und Gemütsverfassung der Kinder und Jugendlichen.

Die Zusammenführung dieser drei Auslegungsebenen erlaubt, Annahmen über die Bedeutung zu treffen, die die jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine für die Befragten besaßen.

Die Aussagen jedes Interviews und der Ego-Dokumente werden anhand der Untergliederung der Kapitel 5 und 6 der vorliegenden Dissertation den dort vorgegebenen Kategorien zugeordnet, um sie dann auf die Hauptfragestellung der Untersuchung hin auszulegen.

---

<sup>30</sup> Grundlage hierfür bildet das Jugendgerichtsgesetz vom 4. August 1953, das Personen vom vollendeten 14. Lebensjahr bis zum 18. Lebensjahr als „Jugendliche“ definiert ([www.gesetze-im-internet.de/bundesrecht/jgg/gesamt.pdf](http://www.gesetze-im-internet.de/bundesrecht/jgg/gesamt.pdf); 20.03.2008).

Die Aussagen und Interpretationen werden nach Klafki (2001) textimmanent und/oder durch die Hinzuziehung „externer“ Quellen, so von Sekundärliteratur oder autobiographischen Parallelüberlieferungen und -erzählungen<sup>31</sup>, überprüft.

### 2.3 Andere Quellen und ihre Auswertung

Zur Ergänzung und Überprüfung der Aussagen der Befragten wurden neben den Interviews und Ego-Dokumenten weitere Quellen herangezogen, die Auskunft geben über das Leben und Erleben der Kinder und Jugendlichen an den jüdischen Schulen, in den Jugendbünden und Sportvereinen in Düsseldorf und Essen. Es sind in erster Linie Dokumente, die im Alltag dieser Institutionen entstanden sind, so z.B. Fotos, Schulzeugnisse, Mitgliedsausweise von Jugendbünden und Sportvereinen, Sporturkunden etc., aber auch Interviews, Berichte und programmatische Schriften der ehemaligen Schulleitungen und von Lehrern. Derartige Dokumente liegen in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf und der Alten Synagoge Essen vor (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 10.1.2.1 und 10.1.2.2) oder wurden mir von den Befragten zur Verfügung gestellt.

Die in beiden Gedenkstätten vorliegenden Fotos dokumentieren den Schulalltag der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen<sup>32</sup>, aber auch besondere Ereignisse im Verlaufe des Schuljahres, wie etwa Feiern zu den jüdischen Festtagen oder Entlassungsfeiern am Schuljahresende<sup>33</sup>. Diese Fotos illustrieren nicht nur die Aussagen der ehemaligen Schüler, sie bilden auch einen wichtigen „Prüfstein“ für deren Erinnerungen. So können diese Fotos z.B. bestätigen, dass Feierlichkeiten anlässlich der jüdischen Festtage in den untersuchten Schulen stattfanden, auch wenn ein Teil der ehemaligen Schüler berichtet, es hätten keine Feierlichkeiten stattgefunden. Gleiches gilt für die Jugendbünde und Sportvereine.

Aus dem Leben der Jugendbünde und Sportvereine gibt es in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf und in der Alten Synagoge Essen umfangreiches Bildmaterial: Fotos von einzelnen Gruppen, von Ausflügen, von Feierlichkeiten anlässlich der jüdischen Festtage und sonstigen Veranstaltungen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 10.1.2.1 und 10.1.2.2). Einblick in die Aktivitäten des *Jüdischen Pfadfinderbundes* in Düsseldorf, dem *J.P.D. – Makkabi Hazair*, bietet außerdem das „Pfadfinderbuch“ von Nancy W., einer ehemaligen Schülerin der jüdischen Schule in Düsseldorf (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 10.1.2.2). In diesem Buch verzeichnete sie die Aktivitäten ihrer Pfadfindergruppe sowie nützliche Dinge für ein Pfadfinderleben.

Eine weitere Ergänzung als auch ein Korrektiv zu den Aussagen der ehemaligen Schüler bilden Aussagen ehemaliger Lehrer der jüdischen Schulen:

Für Düsseldorf wurde z.B. ein Interview mit dem ehemaligen Lehrer Dr. Kurt Bergel aus dem Jahre 1997 herangezogen (181). Für Essen waren es mehrere Briefe des ehemaligen Lehrers Salo Weindling, die dieser 1986 und 1987 an die Alte Synagoge Essen schrieb (AS, BR.634; AS, BR.638). Dem Interview als auch den Briefen las-

---

<sup>31</sup> Z.B. Erzählungen und schriftliche Aufzeichnungen der Lehrer der beiden jüdischen Schulen oder von Geschwistern der Befragten (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 10.1.1; 10.1.2.1; 10.1.3.2).

<sup>32</sup> Für die Düsseldorfer Schule liegen z.B. Fotos aus dem Unterrichtsgeschehen vor (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 10.1.2.1: hier Bilder aus der „Sammlung Suchy“ und dem „Bildarchiv Juden“ in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf).

<sup>33</sup> Z.B. AS, AR.1913; AS, AR.7226.

sen sich Aussagen zum Unterricht an beiden jüdischen Schulen entnehmen. Von Salo Weindling gibt es außerdem einen zeitgenössischen Artikel in der *Jüdischen Schulzeitung* aus dem Jahre 1937, in dem er über den Rechenunterricht in der Oberklasse der jüdischen Schule in Essen berichtet (JS, Jg. 13, Heft 5 vom 05.05.1937, S. 1–3). Dieser Artikel bietet Informationen zu den Inhalten des Rechenunterrichts, die erlauben, Aussagen darüber zu treffen, welche Rolle die jüdische Komponente in diesem Unterricht, z.B. bei der Gestaltung von Rechenaufgaben, spielte.

Herangezogen wurden ferner programmatische Schriften des Schulleiters der Düsseldorfer jüdischen Schule, Dr. Kurt Herz. Er äußerte sich z.B. 1935 und 1937 in der *Gemeindezeitung* der Düsseldorfer jüdischen Gemeinde zu Zielen der dortigen jüdischen Schule und zum Unterricht des 9. und 10. Schuljahres (Herz, K. [1935]: Die jüdische Schule. In: *Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf*, Jg. 6., Nr. 13 vom 16.03.1935, S. 4; Herz, K. [1937]: Warum ein neuntes und zehntes Schuljahr? In: *Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf*, Jg. 7, Nr. 8 vom 02.01.1937, S. 2f.). Von Herz liegt außerdem ein Bericht aus dem Jahre 1937 vor, in dem er Auskunft gibt über Inhalte des Unterrichts und das Schulleben an der Düsseldorfer jüdischen Schule (MuG, Herz [1937]). Diese Dokumente können die Erinnerungen der ehemaligen Schüler an bestimmte Unterrichtsinhalte an den jüdischen Schulen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.5) ergänzen und korrigieren.

Für die Essener jüdische Schule lassen sich Aussagen über Ziele und Inhalte des dort im laufenden Schuljahr 1938 eingerichteten 9. Schuljahres für Mädchen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.1.2) aus einem Aufsatz einer ehemaligen Lehrerin dieser Schule, Dr. Beatrice Strauß, entnehmen (Strauß 1938). Im selben Aufsatz berichtet sie über den Unterricht an der Düsseldorfer jüdischen Schule, an der sie bis 1938, dem Zeitpunkt ihres Wechsels an die Essener jüdische Schule, tätig war (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.2.1).

In der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf liegen außerdem zeitgenössische Briefe eines ehemaligen Lehrers der dortigen jüdischen Schule vor. Es handelt sich um Briefe von Kurt Schnook, die dieser im Dezember 1940 und März 1941 an seinen bereits in die USA emigrierten, ehemaligen Kollegen Dr. Kurt Bergel schrieb (MuG, Schnook 1940; MuG, Schnook 1941). In diesen Briefen berichtet er u.a. über eine geplante *Chanukka*-Feier (*Chanukka*, s. Glossar) an der Düsseldorfer jüdischen Schule, über den Abgang des gesamten 8. und 9. Schuljahres zu Ostern 1941 und die Berufsausbildungssituation der schulentlassenen Jugendlichen.

Zur Ergänzung und Korrektur der Aussagen der Befragten zu den Jugendbünden und Sportvereinen wurden programmatische Schriften der Leitungen dieser Bünde und Vereine herangezogen, in denen sie auf Ideen und Ziele der bündischen Arbeit eingehen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 10.2.3.3). In Bezug auf die Jugendbünde und Sportvereine bilden – wie bereits erwähnt (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 2.2.2) – die Aussagen der älteren Befragten, die z.T. leitend in Jugendbünden und Sportvereinen in Düsseldorf und Essen tätig waren, ein weiteres wichtiges Korrektiv zu den Aussagen der jüngeren Befragten, die sich an die Zeit in einem der Jugendbünde und/oder Sportvereine häufig nur sehr ungenau erinnern (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 6.1).

Eine besondere Art von Dokumenten aus dem Schulalltag liegt für die jüdische Schule in Düsseldorf vor. Es sind Zeichnungen von Schülern dieser Schule, die zwischen 1936 und 1938 im Kunstunterricht des Zeichenlehrers Julo Levin entstanden. Diese Zeichnungen werden heute im Stadtmuseum Düsseldorf aufbewahrt. Sie bieten

einen einmaligen Einblick in die Befindlichkeit der Schüler, besonders, wenn sie Themen zum Inhalt haben, die die Schüler direkt berührten, wie etwa die Auswanderung.<sup>34</sup>

Für die jüdische Schule in Essen wurden außerdem drei Poesiealben ehemaliger Schülerinnen herangezogen. Diese liegen in der Alten Synagoge Essen vor (AS, AR.1054; AS, AR.1055; AS, AR.9394). Diese Poesiealben wurden von November 1935 bis Dezember 1950 (AS, AR.1054), von 1938 bis 1943 (AS, AR.1055) und von Januar 1935 bis Januar 1936 (AS, AR.9394) geführt. Einige Einträge dieser Poesiealben sind Zeugnisse der psychischen Befindlichkeit ihrer Verfasser angesichts von Verfolgung und Diskriminierung durch die nichtjüdische Umwelt. So trug z.B. eine Mitschülerin von Ruth W. im Jahre 1935 in deren Poesiealbum folgenden Spruch ein: „Allen Gewalten zum Trotz Dich erhalten, nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen“ (AS, AR.9394). In das Poesiealbum von Eva B. trug eine Mitschülerin im Jahre 1938 ein: „Das Leben ist ein Kampf. Siege!“ (AS, AR.1055).

Neben den in Kapitel 2.2.2 der vorliegenden Dissertation bereits aufgeführten Interviews, Briefen und E-Mails wurden 39 weitere Briefe von 26 ehemaligen Schülern der Essener jüdischen Schule herangezogen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 10.1.3.2). Sie hatten diese Briefe seit den 1980er Jahren an die Alte Synagoge Essen oder an Bernhard Graf von Schmettow<sup>35</sup> gesandt. Diese Briefe sind nicht lebensgeschichtlich angelegt, werden deshalb an dieser Stelle zu den anderen Quellen gezählt. Ihnen lassen sich ebenfalls Aussagen über das Erleben ihrer Verfasser an der jüdischen Schule, in einem der Jugendbünde und/oder Sportvereine entnehmen. Für vier von diesen 26 ehemaligen Schülern liegen in der Alten Synagoge Essen keine Interviews vor.

Zuletzt wurden für die jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen weitere autobiographische Darstellungen ehemaliger Schüler ausgewertet (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 10.1.3.1, 10.1.3.2, 10.2.4.1 und 10.2.4.2). Diese Darstellungen liegen z.T. als unveröffentlichte Manuskripte in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf sowie der Alten Synagoge Essen vor, z.T. sind sie veröffentlicht. Da ein großer Teil dieser Darstellungen von ehemaligen Schülern der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen stammt, die auch interviewt wurden, stellen diese Darstellungen ebenfalls ein wichtiges Korrektiv und eine Ergänzung zu den Aussagen in den Interviews dar.

Bei der Auswertung der o.g. Quellen wurde in Bezug auf die weiteren Briefe und autobiographischen Darstellungen ehemaliger Schüler der Düsseldorfer und der Essener jüdischen Schule genauso vorgegangen wie in Bezug auf die Interviews und sonstigen Ego-Dokumente (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 2.2.2). Auch sie wurden auf einer ersten Ebene zunächst auf realgeschichtliche Daten, danach, auf der zweiten Ebene, auf Informationen zum seinerzeitigen Lebenskontext der Schüler und auf der dritten Ebene auf Aussagen zum Erleben an den jüdischen Schulen, in den Jugendbünden und den Sportvereinen hin durchgesehen. Anschließend wurden die drei Ebenen zusammengeführt, um so Aussagen zur Bedeutung von Schule, Jugendbund und Sportverein für die Kinder und Jugendlichen treffen zu können. Wie auch die Aussagen der Interviews wurden die ihnen entnommenen Aussagen den Kategorien der Kapitel 5 und 6 der vorliegenden Dissertation zugeordnet und auf die Hauptfragestellung der Untersuchung hin ausgelegt.

---

<sup>34</sup> Z.B. Eugen W. (geb. 1927): „Auswanderer am Kai“ (Okt. 1937) und „Auswanderer“ (Okt. 1937).

<sup>35</sup> Diese Briefe befinden sich ebenfalls in der Alten Synagoge Essen.

Die übrigen Quellen (Briefe und Interviews der ehemaligen Lehrer, programmatische Schriften der Schulleitung der Düsseldorfer jüdischen Schule etc.) wurden ebenfalls auf Informationen speziell zu den jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen, den dortigen jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen hin untersucht. Sie dienen insbesondere der Erhebung realgeschichtlicher Daten (z.B. Unterrichtsinhalte, Schülerzahlen, Schulveranstaltungen oder Aktivitäten der Jugendbünde und Sportvereine) und der Verifizierung oder Korrektur von Aussagen der ehemaligen Schüler.

## 2.4 Der historisch-systematische Vergleich

Wie in Kapitel 1.1 der vorliegenden Dissertation bereits angesprochen, dürfte das Bild, das die Forschung vom Erleben Kinder und Jugendlicher in jüdischen Schulen, Jugendbünden und Sportvereinen sowie von deren Bedeutung für diese gezeichnet hat, zu glatt sein. Anzunehmen ist vielmehr, dass Erleben und Bedeutung sehr unterschiedlich waren und von vielfältigen Faktoren abhingen.

Welche Bedeutung der Besuch einer jüdischen Schule, die Mitgliedschaft in einem der jüdischen Jugendbünde und/oder Sportvereine für die Kinder und Jugendlichen besaßen und wie diese von ihnen erlebt wurden, dürfte ganz entscheidend davon abgehangen haben, in welchem Maße sie nach und eventuell auch schon vor 1933 Diskriminierungen durch ihre nichtjüdische Umwelt erfuhren.

Auch das Maß der Verluste in Bezug auf diese Umwelt – so z.B. das Zerbrechen von Freundschaften zu nichtjüdischen Gleichaltrigen, die Einschränkung von Freizeitmöglichkeiten, Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen an nichtjüdischen Schulen, in nichtjüdischen Organisationen und Vereinen – dürfte für das Erleben der Kinder und Jugendlichen in den jüdischen Schulen, Jugendbünden und Sportvereinen und für deren Bedeutung eine Rolle gespielt haben. Unterschiede dürften sich für das Erleben von Schülern ergeben, die vor dem Wechsel auf eine jüdische Schule eine nichtjüdische Schule besucht und dort eventuell Erfahrungen mit Antisemitismus gemacht hatten, und solchen, die nie eine nichtjüdische Schule besucht hatten.

Hier kann der historisch-systematische Vergleich des Erlebens von Schülern an den jüdischen Schulen in Essen und Düsseldorf Aufschluss bringen. Für diese beiden Schulen ergibt sich eine grundsätzlich unterschiedliche Ausgangslage in Hinblick auf den Schulbesuch ihrer Schülerschaft.

Die Essener jüdische Schule wurde vor 1933 gegründet.<sup>36</sup> Für einen großen Teil ihrer Schüler war sie die Schule, in die sie zum 1. Schuljahr eingeschult wurden und auf der sie die gesamte Zeit ihrer Schulpflicht absolvierten.<sup>37</sup> Die Schüler der erst 1935 gegründeten Düsseldorfer jüdischen Schule<sup>38</sup> dagegen hatten, bis auf eine Ausnahme<sup>39</sup>, vor dem Wechsel auf diese Schule alle eine nichtjüdische Volks- oder höhere Schule besucht. Sie alle hatten vor dem Schulwechsel Erfahrungen in einer nichtjüdischen Schulumgebung, mit nichtjüdischen Lehrern und Mitschülern gemacht, einige

---

<sup>36</sup> Sie wurde vermutlich 1830 gegründet (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.1.2).

<sup>37</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 2.2.2, Anm. 22.

<sup>38</sup> Zwar hatte im 19. Jahrhundert in Düsseldorf bereits eine eigene Schule der jüdischen Gemeinde bestanden, diese war aber 1877 geschlossen worden. So kann im Falle der 1935 eingerichteten Schule von einer echten Neugründung gesprochen werden (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.1.1).

<sup>39</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 2.2.2, Anm. 21.

von ihnen auch mit Diskriminierungen seitens dieser Lehrer und Mitschüler (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1 und 5.1.2).

Ein großer Teil der Schüler der Essener jüdischen Schule machte nie Erfahrungen mit Antisemitismus im schulischen Umfeld. Anzunehmen ist, dass sich das Erleben derjenigen Schüler an den jüdischen Schulen, die vor dem Wechsel auf die jüdische Schule eine nichtjüdische Schule besucht und dort eventuell Erfahrungen mit Diskriminierungen von Seiten der nichtjüdischen Lehrer und Mitschüler gemacht hatten, von demjenigen der Schüler unterschied, die keine nichtjüdische Schule besucht, also keine Erfahrungen mit Diskriminierungen in einer schulischen Umgebung gemacht hatten.<sup>40</sup>

Die Schüler der Essener jüdischen Schule wuchsen teilweise auch außerhalb der Schule in einem vorwiegend jüdischen Milieu (z.B. der Nachbarschaft; s. in vorliegender Dissertation, Kap 4.1.2) auf. Sie dürften den Besuch der jüdischen Schule, aber auch die Mitgliedschaft in einem der jüdischen Jugendbünde und/oder Sportvereine anders erlebt haben als die Düsseldorfer (aber auch Essener) Schüler, die Erfahrungen mit Antisemitismus an nichtjüdischen Schulen oder in ihrer Wohnumgebung gemacht hatten. Jüdische Schule, Jugendbund und/oder Sportverein dürften für die Kinder und Jugendlichen, die keinen Antisemitismus in ihrem schulischen und Wohnumfeld erlebt hatten, eine andere Bedeutung gehabt haben als für die Kinder und Jugendlichen, die Antisemitismus in diesen Umfeldern erlebt hatten.

Wie sich aus der Sekundärliteratur, den Aussagen der ehemaligen Schüler und Lehrer, aber auch aus weiteren Dokumenten (etwa Fotos oder programmatischen Schriften der Schulleitung der Düsseldorfer jüdischen Schule; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 10.1.2.1) abzeichnet, war ein weiterer Unterschied zwischen der Düsseldorfer und der Essener jüdischen Schule der, dass die Düsseldorfer Schule in ihren Unterrichtsmethoden reformpädagogisch ausgerichtet war (z.B. Arbeitsunterricht, Gruppentische; s. hierzu in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.1.1 und 5.2). Die Essener jüdische Schule entsprach eher dem Bild einer traditionellen Volksschule der 1920er und 1930er Jahre (z.B. Prügelstrafen; s. hierzu in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.1.2 und 5.2). Zu vermuten ist, dass auch die unterschiedlichen Unterrichtsmethoden und die unterschiedliche pädagogische Ausrichtung der beiden Schulen ein unterschiedliches Erleben bei den Schülern bedingten.

Das Erleben und die Bedeutung von jüdischen Schulen, Jugendbünden und Sportvereinen unterscheiden sich vermutlich auch für Kinder und Jugendliche aus unterschiedlichen religiös-kulturellen Milieus sowie unterschiedlicher sozialer Herkunft.

Hier lässt sich an das eben Gesagte anknüpfen. Es zeichnet sich ab (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.1.2 und 7.1), dass die religiös erzogenen Kinder und Jugendlichen, zumindest in Essen, häufig in einem relativ geschlossenen jüdischen Milieu aufwuchsen. Sie besuchten meistens die jüdische Schule vom 1. Schuljahr an und verblieben Zeit ihrer Schulpflicht auf dieser Schule. Sie wohnten häufig in Wohngebieten mit einem relativ hohen Anteil jüdischer Familien und hatten ihre Freunde zumeist unter anderen jüdischen Kindern. Für diese Kinder und Jugendlichen dürften

---

<sup>40</sup> Dies gilt auch für die Essener Schüler, die ausschließlich die dortige jüdische Schule besuchten, nur bedingt. Die Essener jüdische Schule teilte sich zwischen 1927 und 1934 an der Sachsenstraße ein Gebäude mit einer evangelischen Volksschule (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.1.2). Die ehemaligen Schüler der jüdischen Schule berichten teilweise davon, dass sie Antisemitismus von Seiten der Schüler der evangelischen Volksschule erfuhren (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.2).

die jüdische Schule, Jugendbünde und Sportvereine einen anderen Stellenwert und eine andere Bedeutung gehabt haben als für Kinder und Jugendliche, die in einem meistens nichtjüdischen Milieu aufwuchsen, die in ihrer Wohnumgebung und an nichtjüdischen Schulen mit Antisemitismus konfrontiert waren und größere Verlust-erfahrungen hinsichtlich ihrer nichtjüdischen Umwelt erlebten.

Der religiös-kulturelle Hintergrund der Kinder und Jugendlichen dürfte sich auf deren Erleben des Religiösen an den jüdischen Schulen, in den Jugendbünden und Sportvereinen ausgewirkt haben. Vermutlich hatte das Religiöse in den Schulen, Jugendbünden und Sportvereinen, insofern es dort überhaupt eine Rolle spielte (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.8, 6.1.5 und 8), für Kinder und Jugendliche aus nicht-religiösen Familien eine andere Bedeutung als für solche, die religiös erzogen waren. Eventuell wurden die nicht religiös erzogenen Kinder und Jugendlichen in Bezug auf ihre Religion von den jüdischen Schulen, Jugendbünden und Sportvereinen stärker beeinflusst als Kinder und Jugendliche, die aus religiösen Familien stammten. Vielleicht stärkten die jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine die nicht-religiösen Kinder und Jugendlichen in ihrer Religiosität. Und vielleicht konnte eine Stärkung der Religiosität bei diesen Kindern und Jugendlichen dazu beitragen, ihnen eine positive Identifikation mit ihrer Religion zu ermöglichen und ihnen damit Selbstbewusstsein und einen Halt zu vermitteln.

Im Falle der Kinder und Jugendlichen unterschiedlicher sozialer Herkunft scheint zumindest im Falle von Essen eine Trennlinie besonders zwischen den Kindern und Jugendlichen ostjüdischer, meist ärmerer Herkunft, und den Kindern und Jugendlichen deutsch-jüdischer, meist wohlhabenderer Herkunft, verlaufen zu sein (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.1.2 und 7.2). Die Forschung meint, dass unter den Erwachsenen der jüdischen Gemeinde Essens, zwischen den Ostjuden und den deutschen Juden, eine scharfe soziale Grenze verlief, der Umgang miteinander von Distanz und Vorurteilen geprägt war (Rieker/Zimmermann 1996, S. 304). Interessant ist der Blick darauf, ob sich diese Trennung, die Distanz und die Vorurteile auch im Umgang der ostjüdischen und deutsch-jüdischen Schüler an der Essener jüdischen Schule untereinander niederschlugen, ob solche erinnert werden, oder ob die Schule unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft unter den Schülern ausgleichend und integrierend wirkte.

Interessant ist auch die Frage, ob im Falle beider Schulen, in denen unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft Kinder aus allen sozialen Schichten zusammengewürfelt waren, Kinder aus wohlhabenderen Elternhäusern die Schule anders erlebten als Kinder aus ärmeren Verhältnissen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 7.2).

Rieker und Zimmermann (1996, S. 307) berichten für Essen, dass dort die Kinder ärmerer, zumeist ostjüdischer Herkunft, deren Mütter oftmals durch Arbeit zum Familienunterhalt beitragen oder im Geschäft des Vaters mitarbeiten mussten, viel auf der Straße spielten, vielfach Mitglieder religiöser oder zionistischer Jugendbünde waren und ihre Sozialisation meistens in größeren Gruppen, orientiert am Vorbild und in der Auseinandersetzung mit z.B. Geschwistern, Freunden und Jugendgruppenführern, erfolgte. Die Erziehung der deutsch-jüdischen Kinder sei hingegen in vielen Fällen elternzentriert gewesen. Diese hätten die Welt über die Eltern, die Schule und eventuell noch über die Literatur kennen gelernt. Für die vorliegende Untersuchung interessiert, ob Kinder und Jugendliche, für die sich diese unterschiedlichen Sozialisationsbedingungen eindeutig aus ihren Aussagen nachweisen lassen, den Besuch der jüdischen Schulen, der Jugendbünde und/oder Sportvereine unterschiedlich erlebten und welche unterschiedliche Bedeutung diese Institutionen für sie besaßen.

Das seinerzeitige Alter der Kinder und Jugendlichen dürfte ebenfalls Einfluss auf ihr Erleben an den jüdischen Schulen, in den jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen und darauf gehabt haben, welche Bedeutung diese Institutionen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft für sie besaßen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 7.3). Sicherlich erlebte ein zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft bereits Jugendlicher, der eventuell den größten Teil seiner schulischen Sozialisation an einer nichtjüdischen Schule erlebt und außerhalb der Schule einen nichtjüdischen Freundeskreis hatte, die Zeit an einer jüdischen Schule, in einem der Jugendbünde und/oder Sportvereine anders als Kinder, die ihre schulische Sozialisation erst nach 1933 begannen und deren Freundeskreis sich erst an der jüdischen Schule und/oder in einem der Jugendbünde oder Sportvereine bildete. Ältere Kinder und Jugendliche dürften nach 1933 in höherem Maße Verluste in Bezug auf ihre nichtjüdische Umwelt erfahren haben als jüngere Kinder. Die Bedeutung, die der Besuch einer jüdischen Schule, die Mitgliedschaft in einem jüdischen Jugendbund und/oder Sportverein für die älteren Kinder und Jugendlichen hatte, dürfte von daher eine andere, vermutlich eine größere, gewesen sein.

Zur Veranschaulichung seien an dieser Stelle verschiedenen Faktoren des historisch-systematischen Vergleichs mit ihren Unterkategorien in einem Schema dargestellt. Die Unterkategorien sind untereinander beliebig verknüpfbar:

Vergleichsfaktor	Unterkategorie
<b>Kulturelles Milieu</b>	deutsch-jüdisch ostjüdisch
<b>Religiöses Milieu</b>	orthodox konservativ liberal
<b>Soziale Herkunft</b>	wohlhabende Familien ärmere Familien
<b>Alter</b>	ältere Befragte jüngere Befragte

*Historisch-systematischer Vergleich: Schematische Darstellung der Vergleichsfaktoren und ihrer Unterkategorien*

### **3 Jüdisches Schulwesen, jüdische Jugendbewegung und jüdischer Sport: Historische Rekonstruktion 1933–1942**

Dieses Kapitel leistet zunächst die historische Rekonstruktion des jüdischen Schulwesens, der jüdischen Jugendbewegung und des jüdischen Sports in Deutschland für die Jahre zwischen 1933 und 1942.

Für die Jugendbewegung und den Sport wird die Entwicklung auch für die Jahre vor 1933 beschrieben. Dies ist wichtig, da sich innerhalb der jüdischen Jugendbünde, Sportverbände und -vereine schon vor 1933 Strukturen bildeten und in vielen Fällen eine ideologische Ausrichtung erfolgte, die nach 1933 wirksam blieben. Einige der Bünde orientierten sich nach der nationalsozialistischen Machtübernahme neu.

Im Falle des jüdischen Schulwesens war das Jahr 1933 ein sehr viel größerer Einschnitt; hier erfolgte eine bedeutende Neuorientierung in Unterrichtszielen und -inhalten. Um die Entwicklung des jüdischen Schulwesens nach 1933 verstehen zu können, ist es unerlässlich, auch die Maßnahmen zur „Aussonderung“ jüdischer Schüler aus nichtjüdischen Schulen in der Zeit zwischen April 1933 („Gesetz gegen die Überfüllung von deutschen Schulen und Hochschulen“) und November 1938 (Verbot des Besuchs nichtjüdischer Schulen durch jüdische Schüler) zu beleuchten. Sie wirkten auf die Entwicklung des jüdischen Schulwesens ein und bedingten diese. Sie bedingten außerdem den Verlauf des Schulbesuchs derjenigen jüdischen Schüler, die zum Zeitpunkt der nationalsozialistischen Machtübernahme eine nichtjüdische Schule besuchten. In vielen Fällen waren es diese Maßnahmen, die dazu führten, dass jüdische Schüler nichtjüdische Schulen verließen und auf eine jüdische Schule wechselten.

Im Anschluss an die historische Rekonstruktion wird sowohl für die jüdischen Schulen als auch für die Jugendbünde und Sportvereine skizziert, wie diese im Leben der Kinder und Jugendlichen platziert waren und welche Rolle sie im Leben der jüdischen Gemeinden spielten. Es geht hier also um die lebensgeschichtliche Dimension, die Gegenstand der Dissertation ist.

#### **3.1 Das jüdische Schulwesen**

##### **3.1.1 Die „Aussonderung“ der jüdischen Schüler aus dem deutschen Schulwesen 1933–1938**

Nachdem zunächst die „Aussonderung“ der jüdischen Lehrer aus den allgemeinen öffentlichen Schulen durch den so genannten „Arierparagraphen“<sup>1</sup> des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933 umgesetzt worden war, war die erste gesetzliche Maßnahme, die die jüdischen Schüler an öffentlichen nichtjüdischen Schulen betraf, das „Gesetz gegen die Überfüllung von deutschen Schulen und Hochschulen“ vom 25. April 1933. Es legte in seiner 1. Durchführungsverordnung fest, dass bei Neuaufnahmen an allen Schulen (außer den Pflichtschulen) und Hochschulen der Anteil der jüdischen Schüler an der Gesamtschülerzahl den

---

<sup>1</sup> Bestimmung zur Ausschaltung so genannter „Nichtarier“ aus bestimmten Berufen, aus Verbänden, Organisationen und Vereinen. Als „Nichtarier“ galt jeder, der mindestens einen Eltern- oder Großelternanteil hatte, der der jüdischen Religion angehörte.

Anteil der jüdischen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung nicht übersteigen durfte (Numerus clausus). Diesen Anteil legte das Gesetz auf 1,5% fest. In „überfüllten“ Schulen sollte der Anteil der jüdischen Schüler 5% nicht überschreiten. Ausgenommen von dieser Maßnahme waren Kinder von Frontkämpfern des Ersten Weltkrieges, Kinder, deren einer Elternteil bzw. eine Großelternseite nichtjüdisch war sowie Kinder ausländischer Staatsbürger (Walk [Hg.] 1981, S. 17f.).

Weitergehende antisemitische Maßnahmen im Schulbereich kamen für die Reichsregierung kurz nach der Machtübernahme, angesichts der noch nicht abgeschlossenen Konsolidierung des Regimes sowie aufgrund der zu befürchtenden negativen außenpolitischen und außenwirtschaftlichen Wirkungen, nicht in Betracht (Wiegmann 1988, S. 785).<sup>2</sup>

Die Zahl der jüdischen Schüler, die zum Schuljahresbeginn 1933/34 nichtjüdische Schulen besuchten, wurde vom „Zentralausschuß der deutschen Juden für Hilfe und Aufbau“ auf 45.000 geschätzt. Es waren 75% der schulpflichtigen jüdischen Schüler im Reich (Arbeitsbericht des Zentralausschusses der deutschen Juden für Hilfe und Aufbau, 1. April – 31. Dez. 1933, S. 26).

Seit seiner Konstituierung im Mai 1934 bemühte sich das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung (RMWEV) um ein reichsweites Gesetz, mit Hilfe dessen die jüdischen Schüler vollständig aus den allgemeinen öffentlichen Schulen, auch aus den Pflichtschulen, „ausgesondert“ werden sollten. Da eine gesetzliche Regelung für die Reichsregierung zunächst nicht in Betracht kam, versuchte das RMWEV, mit Verordnungen und amtlichen Empfehlungen an unterstellte Behörden die jüdischen Schüler aus diesen Schulen herauszudrängen (Wiegmann 1988, S. 784).

Einen ersten Entwurf für ein „Gesetz zur Neuregelung des jüdischen Schulwesens“ hatte Bernhard Rust, damals Preußischer Kultusminister und designierter Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung (REM), am 14. April 1934 an den Preußischen Ministerpräsidenten Hermann Göring geschickt. Dieser Entwurf sah vor, jüdische Schüler künftig nur noch in „Judenschulen“ und durch jüdische Lehrer unterrichten zu lassen. Auch wenn der Entwurf nicht einmal auf die Tagesordnung des preußischen Ministerrats gelangte und das geplante Pflichtschulgesetz aus o.g. Gründen blockiert wurde, charakterisiert er dennoch die Politik des RMWEV zur „Aussonderung“ jüdischer Schüler aus den allgemeinen öffentlichen Schulen. Der Gesetzentwurf beschreibt wesentliche und immer wieder versuchte Maßnahmen zur Durchsetzung einer reichseinheitlichen und gesetzlich sanktionierten isolierten Schulbildung für jüdische Kinder. Die Bestimmungen der 10. VO zum RBG vom 4. Juli 1939 (s. unten im vorliegenden Kapitel), die die Erteilung von Unterricht an jüdische Schüler in den allgemeinen öffentlichen Schulen verboten, gingen im Kern auf diesen Gesetzentwurf zurück (Wiegmann 1988, S. 785f.).

Nach einer vom RMWEV angefertigten Statistik für Preußen mit Stand vom 24. Oktober 1934 waren von 5.023.561 Volksschülern 21.196, also ca. 0,4%, jüdisch. Von ihnen besuchte schätzungsweise etwas weniger als die Hälfte die 44 öffentlichen und 25 privaten<sup>3</sup> jüdischen Volksschulen (Wiegmann 1988, S. 786).

---

<sup>2</sup> Reichsinnenminister Frick verordnete im Januar 1934 eine ca. 1½-jährige Pause in der antisemitischen Gesetzgebung (Wiegmann 1988, S. 785).

<sup>3</sup> „Öffentliche“ meint hier von der jüdischen Gemeinde und/oder der Stadt finanziell getragene, „private“ meint durch Schulgeldzahlungen der Eltern und/oder von Schulvereinen getragene Schulen.

Auch ohne das vom RMWEV beabsichtigte Sondergesetz, so Wiegmann (1988, S. 784), sei der Verbleib an den nichtjüdischen Schulen für die jüdischen Schüler im Klima massiver antisemitischer Rassenhetze, angesichts der Fülle antijüdischer Maßnahmen auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens sowie durch eine rassistisch-antisemitische Grundtendenz des Unterrichts und die exponierte Stellung der Rassenkunde in den Schulen, nach 1933 zunehmend zu einem Martyrium geworden. Die jüdischen Schüler hätten mehr und mehr unter den psychischen und physischen Schikanen durch Lehrer und Mitschüler gelitten (s. hierzu in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1 und 5.1.2).

In einem Erlass vom 13. März 1935 hatte Rust ein neues Gesetz über die „Aussonderung“ „nichtarischer“ Kinder aus den Volksschulen angekündigt. Er hatte die Schulleitungen aufgefordert, Statistiken über die „Rassenzugehörigkeit“ der Schüler anzufertigen und den ihm unterstellten Behörden empfohlen, die Einrichtung besonderer Volksschulen für jüdische Schüler anzuregen (Wiegmann 1988, S. 788).

Mit dem Erlass der „Nürnberger Gesetze“ im September 1935 schließlich schienen die Weichen für eine verschärfte antisemitische Schulpolitik gestellt. In einem Brief vom 10. September 1935, gerichtet an die Unterrichtsverwaltungen und -ministerien der Länder sowie an weitere, für das Schulwesen mitverantwortliche Behörden, legte Rust die Absicht dar, beginnend mit dem Schuljahr 1936/37 für die reichsangehörigen Schüler aller Schularten eine möglichst vollständige „Rassentrennung“ durchführen zu wollen. Stichproben in einzelnen preußischen Gebietsteilen hätten nachgewiesen, dass die öffentlichen [nichtjüdischen] Volksschulen noch immer in einem nicht unerheblichen Maße von jüdischen Schülern besucht würden. Es müssten öffentliche Volksschulen für Juden errichtet werden, da eine Verweisung der jüdischen Schüler auf private Schulen nicht angängig sei (Runderlass des Reichsministers Rust über die Errichtung gesonderter jüdischer Schulen vom 10. September 1935. In: Fricke-Finkelnburg [Hg.] 1989, S. 265f.).

Neu im Vergleich zum Gesetzentwurf vom April 1934 war, dass die Schüler nun nach „rassischen“ Gesichtspunkten getrennt werden sollten, während 1934 „nur“ eine bekenntnismäßige Trennung angestrebt werden konnte (Wiegmann 1988, S. 788).<sup>4</sup> Die vom Amt für Erziehung des RMWEV ausgearbeiteten „Grundzüge eines Gesetzes über die Zulassung jüdischer Schüler in den deutschen Schulen und die Errichtung jüdischer Volksschulen“ sahen die Errichtung öffentlicher jüdischer Volksschulen dort vor, wo die Zusammenfassung einer zur ordnungsmäßigen Beschulung hinreichenden Zahl jüdischer Schüler in einer besonderen Volksschule oder besonderen Klasse möglich war. Rust sah in seinem Schreiben vom 10. September 1935 hierfür eine Zahl von etwa 20 jüdischen Schülern als hinreichend vor (ebd., S. 789).

Mitte Dezember 1935 fand eine Chefbesprechung über die „Judenfrage“ statt. Reichsinnenminister Frick und Staatssekretär Stuckart erklärten, „die Juden“ – gemeint waren Personen, die nach den Bestimmungen der „Nürnberger Gesetze“, also nach nationalsozialistischer Definition, als „Voll“- und „Dreivierteljuden“<sup>5</sup> galten –

---

<sup>4</sup> Die „Nürnberger Gesetze“ vom September 1935 hatten eindeutig geregelt, wer seiner Abstammung nach als „Jude“ galt.

<sup>5</sup> Als „Juden“ galten diejenigen, die von vier oder drei jüdischen Großelternanteilen abstammten und diejenigen, die zwei jüdische Großelternanteile hatten und zum Zeitpunkt des Gesetzeserlasses selbst der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörten, ihr später beitraten, zu diesem Zeitpunkt mit einem „Volljuden“ verheiratet waren oder diesen später heirateten.

müssten in eigene öffentliche Volksschulen überwiesen werden, „Mischlinge“<sup>6</sup> aber, die wie Deutsche zu behandeln seien, sollten in den öffentlichen [nichtjüdischen] Schulen verbleiben dürfen.

Die folgenden Beratungen auf interministerieller Ebene unterstützen den Wunsch des RMWEV nach einem Gesetz zur „Aussonderung“ der jüdischen Schüler aus den allgemeinen öffentlichen Schulen. Die Arbeiten am Gesetzentwurf wurden zügig vorangetrieben, dennoch blieben bis zum Frühjahr 1936 verschiedene Fragen ungeklärt.<sup>7</sup> Im Herbst 1936 ordnete Hitler die Zurückstellung der Arbeiten an einem Gesetz über das jüdische Schulwesen an (Wiegmann 1988, S. 790).

Für das RMWEV ergab sich Anfang 1937, als der Reichsminister für kirchliche Angelegenheiten ein Gesetz über den Status der jüdischen Kultusgemeinden vorbereitete, erneut Gelegenheit, der Reichsregierung einen Gesetzentwurf für das jüdische Schulwesen vorzulegen. Das Gesetz des Reichsministers für kirchliche Angelegenheiten zielte darauf ab, den bis dahin gültigen Status der jüdischen Kultusgemeinden als öffentliche Körperschaften in den von juristischen Personen des Privatrechts umzuwandeln. Der Gesetzentwurf des RMWEV für das jüdische Schulwesen sah vor, die von den jüdischen Gemeinden bisher unterhaltenen Schulen aufzulösen und ihr Vermögen entweder den Zivilgemeinden zur Errichtung öffentlicher jüdischer Schulen zu übertragen oder es zur Einrichtung von Privatschulen durch die jüdischen Gemeinden zu verwenden. Aber auch dieser Gesetzentwurf wurde auf Weisung Hitlers nicht weiter verfolgt (Wiegmann 1988, S. 793).

Richtliniencharakter hatte dann der am 2. Juli 1937 vom RMWEV an die Unterrichtsverwaltungen der Länder, den Reichskommissar für das Saarland, die Oberpräsidenten, die Abteilungen für höheres Schulwesen, die Regierungspräsidenten und den Stadtpräsidenten von Berlin ergangene Runderlass „Auswirkungen des Reichsbürgergesetzes auf das Schulwesen“. In diesem Runderlass wurde den Behörden nahe gelegt, besondere Schulen oder Sammelklassen für jüdische Schüler dort einzurichten, wo eigene jüdische Schulen keine bedeutende Mehrbelastung für die Unterhaltsträger bzw. Sammelklassen für jüdische Schüler keine Störung des Unterrichtsbetriebes bedeuteten (Auswirkungen des Reichsbürgergesetzes auf das Schulwesen. In: Fricke-Finkelburg [Hg.] 1989, S. 268f.). Die Isolierung jüdischer Volksschüler in Sammelklassen an den allgemeinen öffentlichen Volksschulen gelang jedoch nur in sehr bescheidenem Maße. 1937 gab es im Reich elf Schulen mit so genannten „Judenklassen“ (Wiegmann 1988, S. 791f.).

Statistisch ausgewiesen befanden sich – nach rassischer Definition – im Jahre 1937 in preußischen allgemeinen öffentlichen Volksschulen 5750 jüdische Schüler (Reich: ca. 10.000). Bis 1938 sank diese Zahl auf 3509 (Reich: ca. 5000). In Preußen stieg die Zahl der Schüler an jüdischen privaten Volksschulen zwischen 1935 und 1938 von 7276 auf 7799. Reichsweit besuchten 50% aller jüdischen Volksschüler im Jahre 1938 jüdische private Volksschulen, weitere 25% besuchten jüdische öffentliche Volksschulen, die restlichen 25% nichtjüdische Volksschulen (Adler-Rudel 1974, S. 28, 30; Walk 1980, S. 104; Wiegmann 1988, S. 791).

---

<sup>6</sup> Als „Mischlinge“ galten diejenigen, die zwei jüdische Großeltern („Mischling 1. Grades“ oder „Halbjuden“) oder ein jüdisches Großelternanteil („Mischlinge 2. Grades“ oder „Vierteljuden“) hatten, zum Zeitpunkt des Erlasses der „Nürnberger Gesetze“ selber nicht der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörten und nicht mit einem als „Jude“ geltenden Partner verheiratet waren.

<sup>7</sup> Probleme sah man z.B. in einer zu erwartenden Zersplitterung des jüdischen Schulwesens, im Anstellungs- und Besoldungsrecht für die jüdischen Lehrer sowie bei der Ausbildung dieser Lehrer (Wiegmann 1988, S. 790).

Erst nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 konnte Rust dem Ziel einer vollständigen „Aussonderung“ jüdischer Schüler aus den allgemeinen Schulen näher kommen. Am 15. November 1938 verkündete er, dass es nach dem Attentat Grynspan<sup>8</sup> keinem deutschen Lehrer und keiner deutschen Lehrerin mehr zugemutet werden könne, Unterricht an jüdische Schüler zu erteilen. Deutschen Schülern könne nicht mehr zugemutet werden, mit jüdischen Kindern in einem Klassenraum zu sitzen (Schulunterricht an Juden. In: Fricke-Finkelburg [Hg.] 1989, S. 271). Er ordnete an: „Juden ist der Besuch deutscher Schulen nicht gestattet. Sie dürfen nur noch jüdische Schulen besuchen“ (ebd.). Noch bestehende Sammelklassen für jüdische Schüler in städtischen Gebäuden sollten aufgelöst werden (Walk [Hg.] 1981, S. 204). Da aber weiterhin die Frage nach dem Unterhalt der jüdischen Schulen und nach deren Aufrechterhaltung überhaupt ungeklärt war, wurde diese Forderung in der folgenden Zeit nicht konsequent umgesetzt.<sup>9</sup> Am 25. Mai 1939 besuchten in Preußen noch 1571, im Deutschen Reich (ohne den annektierten Gebieten) noch 2008 jüdische Schüler allgemeine öffentliche Volksschulen (Wiegmann 1988, S. 794).

Am 1. Dezember 1938 wurde im RMWEV beraten, keine jüdischen Schulen, außer den von der „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ unterhaltenen, mehr zuzulassen. Die 10. VO zum RBG vom 4. Juli 1939 schließlich bestimmte, dass die „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ mit Wirkung zum 1. Oktober 1939 alleinige Trägerin jüdischer Schulen sein sollte und für die Beschulung der schulpflichtigen jüdischen Kinder zu sorgen hatte (Ausführungsanweisung zu Artikel II der 10. VO zum Reichsbürgergesetz vom 4. Juli 1939. In: Fricke-Finkelburg [Hg.] 1989, S. 271f.). Jüdische Schüler durften von diesem Zeitpunkt an nur noch die von der „Reichsvereinigung“ getragenen und als Privatschulen bestimmten Volksschulen besuchen (Adler-Rudel 1974, S. 32; Wiegmann 1988, S. 795).

Mit Wirkung zum 1. Juli 1942 wurde jegliche Beschulung jüdischer Kinder verboten. (Wiegmann 1988, S. 795).

### **3.1.2 Die Entwicklung des jüdischen Schulwesens 1933–1942**

Mit der zunehmenden Ausgrenzung jüdischer Schüler aus den nichtjüdischen Schulen im Deutschen Reich ab April 1933 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.1) gewann der Ausbau des jüdischen Schulwesens an Bedeutung.

Dem jüdischen Schulwerk kam dabei eine zweifache Aufgabe zu: Es musste erstens die wachsende Zahl der die nichtjüdischen Schulen verlassenden jüdischen Schüler aufnehmen, zweitens sollte es die Schüler zu religiös gefestigten, aufrechten Juden erziehen. Es sollte, angesichts von Diskriminierung durch die nichtjüdische Umwelt, ihre Identität und ihr Selbstbewusstsein stärken. Jüdische Geschichte, Kultur und Religion sollten als Unterrichtsinhalte an den jüdischen Schulen an Bedeutung ge-

---

<sup>8</sup> Der junge Jude Herszel Grynspan hatte am 7. November 1938 den Legationsrat Ernst vom Rath an der deutschen Botschaft in Paris niedergeschossen. Der Tod vom Raths am 9. November 1938 wurde von den Nationalsozialisten zum Anlass für einen reichsweiten Pogrom gegen die Juden am 9./10. November genommen.

<sup>9</sup> Ein Erlass des Reichserziehungsministers vom 17. Dezember 1938 schränkte diese Forderungen bereits wieder ein: Da es nicht angängig erschien, die jüdischen Schüler bis zu einer Neuregelung der Unterhaltung jüdischer Schulen ohne Unterricht zu lassen, sollten die bisherigen Einrichtungen bis auf weiteres aufrechterhalten bleiben, Sammelklassen für jüdische Schüler in Gebäuden allgemeiner Schulen sollten aufgelöst werden (Walk [Hg.] 1981, S. 268f.).

winnen (Angress 1985, S. 21; Feidel-Mertz [Hg.] 1983, S. 36; Klattenhoff/Wissmann 1998b, S. 56; Weiss 1991, S. 108f.). Keim (1997, S. 237) spricht davon, dass die „jüdische Erziehung“ während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland durch die Vermittlung eines neuen jüdischen Selbstbewusstseins ein „Akt des geistigen Widerstandes“ gegen die systematische Abwertung und Diskriminierung der Juden gewesen sei.<sup>10</sup>

Die jüdische Schule sollte mehrere Aufgaben erfüllen: Sie sollte in den Schülern eine bewusste Verbundenheit mit dem Judentum und der jüdischen Gemeinschaft wecken, aus der die Kinder und Jugendlichen die Kraft schöpfen können sollten, sich den Anforderungen des Lebens zu stellen (Cohn 1933; Keim 1997, S. 236; Röcher 1992, S. 79f.; Weiss 1991, S. 108f.). Außerdem sollte der Unterricht an den jüdischen Schulen die Schüler mit Rücksicht auf die zunehmende Bedeutung einer Auswanderung, besonders nach Palästina, auf handwerkliche Berufe und Fremdsprachen vorbereiten, in ihnen Verständnis für das jüdische Leben und das Aufbauwerk in Palästina wecken (Galliner 1933; Walk 1991, S. 125).

Diesen Anforderungen war das jüdische Schulwesen zum Zeitpunkt der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten nur sehr bedingt gewachsen. Eine Verbundenheit ihrer Schüler mit dem Judentum, so Vollnhals (1993, S. 342), hätten die meisten jüdischen Schulen zu dieser Zeit nicht erzeugen können. Hugo Rosenthal, Gründer und erster Leiter des jüdischen Landschulheims in Herrlingen<sup>11</sup>, urteilte im Juni 1933 in der *Jüdischen Schule*, einer Beilage der *Jüdischen Rundschau*, bei der jüdischen Schule in Deutschland handle es sich um eine „deutsche Schule für Juden“, der „alle lebendige Judentumsverbundenheit mangelte, in der, je nach der religiösen Richtung, etwas mehr oder etwas weniger Hebräisch, biblische und jüdische Geschichte gelehrt wurde, ohne daß der Unterricht in diesen Fächern zu einer wirklich jüdischen Haltung der Schüler geführt hätte“ (Rosenthal 1933, S. 257). Die jüdische Komponente der Erziehung beschränkte sich in den jüdischen Schulen auf den üblichen zweistündigen Wochenunterricht in Religion (Adler-Rudel 1974, S. 19).

Anfang der 1930er Jahre existierten öffentliche und private jüdische Schulen in Deutschland.<sup>12</sup> Öffentliche Schulen bestanden überwiegend in ländlichen Gebieten, in denen die konfessionellen Schulen in der Überzahl waren (etwa in der Rheinprovinz, Westfalen oder Oberschlesien). Durch die Binnenwanderung von Juden aus den ländlichen Gemeinden in die Großstädte und den Rückgang der Geburtenrate unter den Juden sank Anfang der 1930er Jahre die Zahl dieser Schulen. Die privaten Schulen befanden sich meist in den Großstädten (Röcher 1992, S. 76; Walk 1991, S. 85). 1932 betrug die Gesamtzahl aller jüdischen Volks-, Mittel- und höheren Schulen ca. 150. Die meisten von ihnen waren kleine, einklassige Volksschulen mit weniger als 20 Schülern (Adler-Rudel 1974, S. 20).<sup>13</sup> Im Laufe des Jahres 1933 wurden die meisten der öffentlichen jüdischen Zwergschulen in kleinen Ortschaften aufgrund ihrer geringen Schülerzahl oder auf Betreiben der zuständigen Behörden geschlossen. Um die Jahreswende 1933/34 gab es 70 öffentliche jüdische Volksschulen, ein Jahr spä-

---

<sup>10</sup> S. auch Feidel-Mertz 1990, S. 74; Röcher 1992, S. 231.

<sup>11</sup> Zum jüdischen Landschulheim in Herrlingen s. Schachne 1989.

<sup>12</sup> Zur Bedeutung von „öffentlich“ und „privat“ in Bezug auf die jüdischen Schulen s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.1, Anm. 3.

<sup>13</sup> 49 Schulen (= 37,3%) hatten zwischen elf und 20 Schüler, 43 Schulen (= 30,1%) hatten weniger als zehn Schüler (Walk 1991, S. 80f.).

ter noch 44, die sich aber fast ausnahmslos bis zum 30. September 1939<sup>14</sup> behaupten konnten (Röcher 1992, S. 76; Walk 1991, S. 82).

Ende 1933 besuchten von ca. 60.000 schulpflichtigen jüdischen Kindern 15.000, also etwa 25%, jüdische Schulen, ca. 10.000 von ihnen Volksschulen und ca. 5000 höhere Schulen (Arbeitsbericht des Zentralausschusses der deutschen Juden für Hilfe und Aufbau, 1. April – 31. Dez. 1933, S. 26). Im Juni 1934 besuchten 18.500 Kinder jüdische Schulen, d.h. ihre Zahl war innerhalb eines halben Jahres um 23% gestiegen (Arbeitsbericht des Zentralausschusses der deutschen Juden für Hilfe und Aufbau, 1. Jan. – 30. Juni 1934, S. 39). 1935 waren 46% aller jüdischen Schüler vom jüdischen Schulwerk erfasst. Ca. 20.000 jüdische Schüler besuchten zu dieser Zeit jüdische Schulen. Etwa 24.000 jüdische Schüler waren noch auf den nichtjüdischen Schulen verblieben, ca. 14.000 von ihnen auf Volksschulen (Arbeitsbericht des Zentralausschusses der deutschen Juden für Hilfe und Aufbau für das Jahr 1935, S. 68).

Ein Jahr später war der Anteil der Schüler, die jüdische Schulen besuchten, auf 52% (22.000) aller etwa 42.000 schulpflichtigen jüdischen Kinder gestiegen (Arbeitsbericht des Zentralausschusses für Hilfe und Aufbau bei der Reichsvertretung der Juden in Deutschland für das Jahr 1936, S. 93). 1937 erreichte die Entwicklung des jüdischen Schulwesens ihren Höhepunkt. Die Gesamtzahl der jüdischen schulpflichtigen Kinder in Deutschland betrug damals rund 39.000. Mit Stand vom 1. März 1937 besuchten 23.670 (= 61,2%) von ihnen jüdische Schulen. Die Zahl der jüdischen öffentlichen und privaten Schulen war von 130 Schulen im Jahre 1935 auf 160 in 1936 und 167 in 1937 angewachsen (Arbeitsbericht der Reichsvertretung der Juden in Deutschland für das Jahr 1937, S. 54; Adler-Rudel 1974, S. 28; Kaplan 2001, S. 152).

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme galt für die jüdischen Schulen weiterhin der staatliche Lehrplan. In den meisten Schulen wurde er um jüdische Disziplinen erweitert (Röcher 1992, S. 79).

1934 veröffentlichte der Erziehungsausschuss der damaligen „Reichsvertretung der Juden in Deutschland“ die *Richtlinien zur Aufstellung von Lehrplänen für jüdische Volksschulen in Deutschland*<sup>15</sup>. Die „Reichsvertretung“ betonte, die Richtlinien ordneten sich in den Rahmen der für alle deutschen Volksschulen geltenden staatlichen Richtlinien ein. Sie verstand die Richtlinien als Ergänzung zu den allgemeinen Lehrplänen.

Charakter und Aufgaben der jüdischen Schulen fassten die Richtlinien im Wesentlichen in fünf Grundsätzen zusammen: Die Schule sollte geprägt sein durch das „doppelte Urerlebnis“, das jedes in Deutschland lebende jüdische Kind in sich trage, dem jüdischen und dem deutschen. Diese beiden Urerlebnisse sollten gleichermaßen entwickelt, gleichermaßen ins Bewusstsein gehoben werden und sich gegenseitig in ihrer Spannung fruchtbar entfalten. Die Schule sollte von einem „sich selbst begreifenden jüdischen Geist“ durchdrungen sein. In der Schule sollte das jüdische Kind sich seines Jude-Seins „in gesundem Bewusstsein sicher werden“. Hierzu sollte „das Jüdische“ in den Mittelpunkt aller dafür in Betracht kommenden Unterrichtsfächer rücken. Im Kind sollte Verständnis für die „Ewigkeitswerte“ der jüdischen Religion

---

<sup>14</sup> Zum 1. Oktober 1939 traten die Bestimmungen der 10. VO zum RGB vom 4. Juli 1939 in Kraft. Die „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ wurde zur alleinigen Trägerin aller, von nun an privater, jüdischen Schulen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.1). Die „Reichsvereinigung“ war aus finanziellen Gründen gezwungen, kleinere Schulen zu schließen (Walk 1991, S. 68, 221f.).

<sup>15</sup> Richtlinien zur Aufstellung von Lehrplänen für jüdische Volksschulen. Anhang zum Arbeitsbericht des Zentralausschusses der deutschen Juden für Hilfe und Aufbau, 1. Jan. – 30. Juni 1934; Leschnitzer 1934a; s. diese Richtlinien zum Folgenden.

und für das jüdische Leben der Gegenwart, insbesondere für das Aufbauwerk in Palästina geweckt werden, um es zu befähigen, seine Aufgaben im Haus und der Synagoge, in der Gemeinde und der jüdischen Gesamtheit zu erfüllen. Die Wechselwirkung zwischen deutscher und jüdischer Kultur sollte deutlich gemacht sowie der gegenseitige Beitrag der beiden Kulturen füreinander aufgezeigt werden.

Neben den intellektuellen Fähigkeiten sollte bei den Schülern die Entwicklung hin zu willensstarken, in sich gefestigten jüdischen Charakteren gefördert werden, die befähigt waren, einen schweren Lebenskampf aufzunehmen und zu bestehen. Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles wurden insbesondere die Pflege von Turnen und Sport<sup>16</sup>, die Förderung manueller Fähigkeiten durch Fächer wie Zeichnen, Nadelarbeit und Werkunterricht<sup>17</sup>, das Erlernen mindestens einer modernen europäischen Fremdsprache und des Neuhebräischen betrachtet und für den Unterricht in den jüdischen Schulen von den Richtlinien vorgesehen.

Die Richtlinien sahen für Religion und Hebräisch eine Erhöhung der wöchentlichen Stundenzahl von vier auf sechs vor. Ziel des Religionsunterrichtes war es, die Schüler auf die Teilnahme am häuslichen und öffentlichen Gottesdienst vorzubereiten. Sie sollten befähigt werden, religiös und kulturell bedeutsames Schrifttum zu erarbeiten und den Zugang zum gesprochenen, lebendigen Hebräisch finden. Der Hebräischunterricht sollte nach den Prinzipien des modernen Sprachunterrichts erteilt werden. Den Mittelpunkt des Unterrichts sollten biblische Texte bilden, ergänzt durch nachbiblische und moderne hebräische Literatur mit religiöser Grundhaltung. Den jüdischen Schulen sollte bei der Vermittlung der Religion und des Hebräischen eine besondere Verantwortung zukommen, denn viele Eltern besaßen kein jüdisches Wissen, das sie ihren Kindern vermitteln konnten (Holzer 1992, S. 16). Weiss (1991, S. 109) meint aber, dass die jüdischen Schulen in der Realität keine großen Erfolge bei der Vermittlung von jüdischem Glauben und jüdischer Religion erzielten. Dies habe daran gelegen, dass die Kinder und Jugendlichen in den Jugendbünden und im Elternhaus vielfach eine antireligiöse Haltung erlebten, dass die Lehrer an den jüdischen Schulen zum Teil nur wenig in der jüdischen Religion verwurzelt waren sowie daran, dass Religion überhaupt rational nur schwer erlernt werden könne.

In Bezug auf den Geschichtsunterricht sahen die Richtlinien vor, dass biblische und jüdische Geschichte nicht getrennt unterrichtet werden sollten. In der Unter- und Mittelstufe sollte biblische Geschichte, in der Oberstufe dann jüdische Geschichte erteilt werden, wobei der Aussprache über Gegenwartsfragen breiter Raum gelassen werden sollte. Im Rahmen des biblischen und jüdischen Geschichtsunterrichts sollte das jüdische Kalenderjahr mit seinen Festen behandelt werden. Zum Zeitpunkt des Erscheinens der Richtlinien wurde die Trennung oder Verbindung von jüdischer und allgemeiner Geschichte in der jüdischen Lehrerschaft diskutiert<sup>18</sup>. Die Richtlinien von 1934 – und auch deren neue Fassung aus dem Jahre 1937<sup>19</sup> – lieferten keine eindeutigen Vorgaben. Sie schlugen vor, dass in allgemeiner und jüdischer Geschichte Stoffe desselben Zeitraums in getrennten Unterrichtsstunden, aber durch dieselbe

---

<sup>16</sup> S. hierzu z.B. Abt 1935.

<sup>17</sup> Die Förderung manueller Fähigkeiten sollte dem Ziel einer beruflichen Umschichtung der jüdischen Jugendlichen, hin zu handwerklichen und landwirtschaftlichen Tätigkeiten, dienen. Diese berufliche Umschichtung sollte die Auswanderung, besonders die Auswanderung nach Palästina erleichtern.

<sup>18</sup> S. hierzu z.B. Barschak 1936.

<sup>19</sup> Richtlinien zur Aufstellung von Lehrplänen für jüdische Volksschulen (Neue Fassung). In: JS, Jg. 13, Heft 12 vom 01.12.1937, S. 1–3.

Lehrkraft erteilt werden sollten. Ein Lehrplan für den Geschichtsunterricht wurde erst im Herbst 1938 entwickelt und kam nicht mehr zur Drucklegung (Röcher 1992, S. 144f.). In der Praxis unterschied sich der Geschichtsunterricht von Schule zu Schule stark; insgesamt rückte Palästina und dessen neuere Geschichte zunehmend in den Mittelpunkt des Geschichtsunterrichtes (ebd., S. 146).

Im Deutschunterricht sollten die Schüler sprachlich geschult und in das ihrer Altersstufe entsprechende deutsche Schrifttum eingeführt werden. Außer Prosa und Gedichten aus dem deutschen Kulturkreis sollten „jüdische Lesestoffe“ behandelt werden, entweder anhand von Übersetzungen aus dem Schrifttum biblischer und nachbiblischer Zeit oder anhand von Werken deutsch-jüdischer Dichter.

Auch die Heimatkunde war eindeutig auf das von den Richtlinien postulierte „doppelte Urerlebnis“ der Schüler ausgerichtet. Sie sollte sowohl ein „deutsches“ als auch ein „jüdisches“ Heimerlebnis vermitteln. Die Kinder sollten mit „allem Jüdischen“ der Umgebung vertraut gemacht und die jüdischen Feste gefeiert werden. Das Familien- und Gemeinschaftsleben sollte besprochen und im 4. Schuljahr die Behandlung von Sagen und der Geschichte des Heimatgebietes durch Stoffe aus der Geschichte der jüdischen Gemeinde und einzelner jüdischer Persönlichkeiten ergänzt werden.

Dem Sportunterricht maßen die Richtlinien von 1934 besondere Bedeutung zu. Er wurde zu den wichtigsten Aufgaben der jüdischen Schule gezählt, da er die Schüler dazu befähigen sollte, ihrem besonders schweren Lebenskampf zu begegnen.<sup>20</sup> Manch einem Lehrer galt er als physische Vorbereitung der Schüler auf eine Auswanderung nach Palästina (Röcher 1992, S. 152). Der Sport sollte weiterhin dazu dienen, bei den Schülern ein Gemeinschaftsgefühl zu erzeugen; im Unterricht sollten Übungen und Spiele gemacht werden, die gemeinschaftsbildend wirkten. Welche Bedeutung die jüdischen Lehrer dem Sport beimäßen, kann man daran erkennen, dass sie nicht bereit waren, eine in den Ausführungsanweisungen zur 10. VO des RBG vom 14. August 1939 erteilte Genehmigung umzusetzen, die es den jüdischen Schulen in Abweichung vom staatlichen Lehrplan erlaubte, die Leibesübungen auf ein unter den gegebenen Umständen durchführbares Maß zu beschränken. Sie bemühten sich erfolgreich um Turnhallen und Sportplätze, um den Turnunterricht gewährleisten zu können (Walk 1991, S. 233). Im August 1937 sowie im Oktober 1938 veranstaltete die Schulabteilung der „Reichsvereinigung“ zwei Schülersportfeste in Berlin. Sie sollten den Spaß der Schüler am Sport fördern und ihr Gemeinschaftsgefühl stärken (Röcher 1992, S. 153).

Der Werkunterricht sollte bei den Schülern Interesse für handwerkliche Berufe wecken und deren handwerkliche Fähigkeiten fördern. Nachdem der Zugang zur höheren Schulbildung und zu Berufen, die eine höhere Schulbildung oder eine akademische Bildung erforderten für Juden erschwert war, erkannte die „Reichsvertretung“ die Notwendigkeit einer beruflichen Umschichtung vor allem für die junge Generation von Juden in Deutschland. Die berufliche Umschichtung hin zu handwerklichen und landwirtschaftlichen Berufen sollte eine Auswanderung erleichtern. Ferner sollte der Werkunterricht dazu dienen, den Schülern Wissen über jüdisches Leben in Synagoge und Haus zu vermitteln (Walk 1991, S. 128). Der Werkunterricht erlangte dementsprechende Bedeutung und die „Reichsvertretung“ bemühte sich, ihn auch in ihrer schwierigsten Zeit aufrechtzuerhalten. Nachdem die 10. VO zum RBG vom 4. Juli 1939 die damalige „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ zur alleinigen Trägerin aller jüdischen Schulen gemacht hatte (s. in vorliegender Dissertation,

---

<sup>20</sup> S. auch Stern 1990, S. 223.

Kap. 3.1.1), wurde in allen jüdischen Volksschulen Werkunterricht eingeführt (Röcher 1992, S. 155).

Die Richtlinien sahen weiterhin vor, dass die Schüler die Möglichkeit bekommen sollten, eine moderne westeuropäische Fremdsprache und besonders auch das Neuhebräische zu erlernen. Das Erlernen einer dieser Sprachen sollte die Schüler auf eine Auswanderung vorbereiten. Englisch wurde an den meisten jüdischen Volksschulen ab dem 4. oder 5. Schuljahr mit zwei Wochenstunden in den Lehrplan aufgenommen. Neuhebräisch, dessen Erlernen auf eine Auswanderung nach Palästina vorbereiten sollte, wurde zunächst nur in freiwilligen Kursen erteilt. Die Elternschaft trug diese Kurse, die im Anschluss an den lehrplanmäßigen Unterricht oder in hebräischen Sprachschulen stattfanden, finanziell. Streitigkeiten zwischen Zionisten und Liberalen um den Unterricht im Neuhebräischen und um die Verwendung der sephardischen<sup>21</sup> oder aschkenasischen<sup>22</sup> Aussprache behinderte die einheitliche Einführung des Neuhebräischen an den Schulen.<sup>23</sup> Im April 1934 gab die „Reichsvertretung“ ein Rundschreiben heraus, das als einheitliche Regelung die Einführung der sephardischen Aussprache und ab dem 5. Schuljahr das Lesen von Gebetstexten auch in aschkenasischer Aussprache vorsah. Hebräisch sollte nach der Methodik des modernen Sprachunterrichts erteilt werden. Diese Regelung dürfte sich an den Schulen allgemein durchgesetzt haben (Walk 1991, S. 137–139).

Für den Erdkundeunterricht empfahlen die Richtlinien, bei der Behandlung anderer Länder den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnissen des jüdischen Bevölkerungsteiles dieser Länder einen „gewissen Raum“ zu geben. Dies sollte dazu beitragen, das Selbstwertgefühl der Schüler zu stärken: Sie sollten erfahren, dass die Beteiligung von Juden am öffentlichen Leben in anderen Ländern selbstverständlich war und Juden dort eine konstruktive Rolle spielten. Im Erdkundeunterricht sollten die jüdische Gegenwart und Zukunft sowie der Anteil der Juden am Aufbau der menschlichen Kultur behandelt werden (Röcher 1992, S. 158). In ihrem Arbeitsbericht von 1936 spricht die „Reichsvertretung“ davon, dass die Erdkunde in erster Linie eine „Judentumskunde“ sein sollte. Im selben Bericht wird im Zusammenhang mit der Erdkunde der Begriff „Auswanderungskunde“<sup>24</sup> benutzt. Auch der Erdkundeunterricht sollte die Schüler auf eine mögliche Auswanderung praktisch vorbereiten (ebd., S. 159; Arbeitsbericht des Zentralausschusses für Hilfe und Aufbau bei der Reichsvertretung der Juden in Deutschland für das Jahr 1936, S. 99).

Die Behandlung Palästinas nahm im Unterricht eine besondere Stellung ein. Palästinakunde fand entweder als Unterrichtsprinzip Eingang in Fächer wie Geschichte und Erdkunde oder wurde als eigenes Fach unterrichtet. Als eigenes Fach dürfte sie aber erst in den Abschlussklassen eingeführt worden sein. In Düsseldorf z.B. wurde sie als selbständiges Fach im 8. Schuljahr unterrichtet (Röcher 1992, S. 161).

Ebenfalls ab der 8. Klasse wurde Gegenwartskunde unterrichtet. Sie trat an den jüdischen Schulen an die Stelle der Staatsbürgerkunde der staatlichen Lehrpläne. Das Fach vermittelte Wissen über jüdische Lebensformen, über religiöse, politische, wirtschaftliche, soziale, rechtliche, wissenschaftliche, künstlerische, literarische und er-

---

<sup>21</sup> Aussprache des Hebräischen, die der Tradition der *Sephardim* folgt, derjenigen Juden, die bis zur Vertreibung in den Jahren 1492 und 1531 in Portugal und Spanien, danach zum größten Teil in Nordafrika und dem östlichen Mittelmeerraum lebten.

<sup>22</sup> Aussprache des Hebräischen, die der Tradition der *Aschkenasim* folgt, derjenigen Juden, die in Mittel-, Ostmittel- und Osteuropa lebten.

<sup>23</sup> Zur Diskussion um den hebräischen Sprachunterricht s. z.B. Braun 1935a, S. 2.

<sup>24</sup> Zur Auswanderungskunde in den Oberklassen jüdischer Schulen s. Mandelbaum 1936.

zieherische Aspekte des Judentums sowie über jüdische Organisationen und Glaubensrichtungen. Die thematische Offenheit des Faches, so Röcher (1992, S. 162), erlaubte außerdem die Behandlung aktueller politischer Ereignisse sowie individueller Probleme der Schüler.

Rassenkunde musste laut einer Verfügung des RMWEV vom 13. September 1933 auch an den jüdischen Schulen unterrichtet werden. Da ein Lehrplan für dieses Fach zunächst fehlte, besaßen die jüdischen Pädagogen den Freiraum, die Praxis des Faches selber zu gestalten. Sie versuchten, differenziert mit den Unterrichtsinhalten umzugehen: Die Teile, die wissenschaftlich erschienen, wurden aufgenommen, die antisemitischen und rassistischen Teile ausgespart. In der Praxis blieben die jüdischen Schulen wohl weitgehend von der Rassenkunde verschont, da die Schulaufsichtsbehörden an vielen Orten die Durchführung dieses Faches an den Schulen nicht kontrollierten (Röcher 1992, S. 163). Gespräche mit ehemaligen Schülern und Lehrern jüdischer Schulen, so Röcher (ebd., S. 164), zeigen, dass diese sich nicht an Rassenkunde in ihrer Schule erinnern können. Auch in den, dieser Untersuchung zugrunde liegenden, Interviews finden sich keine Hinweise auf die Erteilung von Rassenkundeunterricht an den jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.5).

Zuletzt seien noch der Musik- und der Zeichenunterricht erwähnt. Der Musikunterricht an den jüdischen Schulen sollte die Aufgabe haben, den Schülern, neben deutschem Liedgut, den liturgischen Gesang und das hebräische Lied nahe zu bringen. Dabei sollte „namentlich auf die Veredelung des häuslichen Gottesdienstes“ hingearbeitet werden. Im Zeichenunterricht sollten die Unterrichtsstoffe aller Klassenstufen auch aus dem jüdischen Lebenskreis der Schüler gewählt werden: Bilder aus dem religiösen Familien- und Gemeinschaftsleben, Gegenstände des Kultus, biblische und andere jüdische Themen sollten gezeichnet werden.<sup>25</sup>

In einigen jüdischen Schulen wurden nach 1933 ein 9. und 10. Schuljahr eingerichtet. Ein freiwilliges 9. Schuljahr war in Preußen erstmals 1931 eingeführt worden, damals, um den Lehrstellen- und Arbeitsmarkt in Zeiten hoher Arbeitslosigkeit zu entlasten (Röcher 1992, S. 200). Mitunter aus ähnlichen Gründen gewann das 9. Schuljahr im jüdischen Schulwesen nach 1933 an Bedeutung:

Das „Gesetz gegen die Überfüllung von deutschen Schulen und Hochschulen“ vom 25. April 1933, die Maßnahmen, die eine strikte „Rassentrennung“ von jüdischen und nichtjüdischen Schülern an den allgemeinen öffentlichen Schulen ab 1936 gewährleisten sollten sowie die zunehmende Diskriminierung jüdischer Schüler an den nichtjüdischen Schulen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.1), führten zu einem Zustrom dieser Schüler aus nichtjüdischen Volks- und höheren Schulen in die jüdischen Volksschulen. Die Zahl der mit dem 14. Lebensjahr in die jüdischen Berufsbildungseinrichtungen und in die Lehrstellen drängenden Schüler erhöhte sich. Zu ihnen kam eine zunehmende Zahl von Schülern, die die höheren Schulen mit dem 14. Lebensjahr verließen, um, angesichts der Tatsache, dass es fast keine Möglichkeiten für Juden mehr gab, akademische Berufe auszuüben, eine praktische Ausbildung zu beginnen (Walk 1991, S. 151).

Das 9. Schuljahr an jüdischen Volksschulen war also einerseits dazu gedacht, die Zahl der in die jüdischen Berufsbildungseinrichtungen drängenden Volksschulab-

---

<sup>25</sup> Unter den Zeichnungen der Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule finden sich Beispiele für diese Themen: z.B. Cilli G. (geb. 1925): „Chanukkah“ (Dez. 1937). Zur erzieherischen Aufgabe des Zeichenunterrichts an den jüdischen Schulen s. z.B. Geismar 1935.

gänger zu reduzieren. Gleichzeitig sollte das 9. Schuljahr mit einer Betonung von praktischem Unterricht dazu dienen, den Jugendlichen einen allmählichen Übergang in und eine Vorbereitung auf das Berufsleben zu ermöglichen (Röcher 1992, S. 201). Es sollte den Schülern Gelegenheit geben, ihr Allgemeinwissen zu vertiefen und ihre Berufseignung zu prüfen (Walk 1991, S. 152). Es sollte außerdem dazu dienen, für die schulentlassenen 14-Jährigen die Zeit bis zur Erlangung der Auswanderungs- und Zertifikatsreife mit vollendetem 17. Lebensjahr oder bis zur Teilnahme an der *Mittleren-Hachschara* (*Hachschara*, s. Glossar) mit frühestens 15 Jahren zu überbrücken (Röcher 1992, S. 186; Strauß 1938, S. 52). Das erste 9. Schuljahr an einer jüdischen Schule wurde 1934 in Berlin eingerichtet. Es folgten weitere Groß- und Mittelgemeinden wie Frankfurt am Main, Breslau, Köln, München, Mannheim und Düsseldorf (in Düsseldorf: Ostern 1936; Walk 1991, S. 152). Die Schulabteilung der „Reichsvertretung“ erarbeitete einen Lehrplan für das 9. Schuljahr, der stark an eine kaufmännische Fachausbildung angelehnt war (Röcher 1992, S. 201).

### **Der Unterricht im 9. Schuljahr der Düsseldorfer jüdischen Schule**

Exemplarisch sei hier kurz auf den Lehrplan der 9. Klasse an der Düsseldorfer jüdischen Schule im Schuljahr 1936/37 eingegangen:

Es wurden 34 Stunden unterrichtet. Der Fächerkanon umfasste Hebräisch und Bibelkunde, Englisch, Deutsch, Geschichte, Erd- und Palästinakunde, Rechnen, Naturlehre, Kochen, Nadelarbeit und Zeichnen, Gartenbau, Leibesübungen und Musik. Freiwillig konnten außerdem Französisch und Kurzschrift belegt werden. Es wurde nach dem Prinzip des „Konzentrationsunterrichts“ (Strauß 1938, S. 56) gearbeitet: Ein Thema wurde dabei parallel in verschiedenen Fächern behandelt. In Düsseldorf war im o.g. Schuljahr „Das Britische Weltreich“ Thema des Unterrichts. Für den gesamten Unterricht galt das Prinzip der Praxisnähe, der Rechenunterricht z.B. wurde auf kaufmännisches Rechnen hin ausgerichtet (ebd., S. 54–57; Röcher 1992, S. 202).

Walk (1991, S. 152) meint, Berichte von Berliner Lehrern über die Arbeit des 9. Schuljahres sowie Lehrpläne und Berichte der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Breslau zeigten, dass mit dem 9. Schuljahr beachtliche Erfolge und ein hohes Bildungsniveau bei den Schülern erzielt wurden. Es dürfe aber nicht übersehen werden, dass die Mehrzahl der Schüler das weitgehend auf eine erweiterte und vertiefte jüdische und allgemeine Bildung ausgerichtete zusätzliche Schuljahr, das insgesamt wenig Möglichkeit zur manuellen Betätigung bot, als „Lückenbüßer“ oder „zwecklosen Zeitverlust“ empfand (ebd.). Das Angebot eines 9. Schuljahres sei außerdem den Schülern in großen Städten vorbehalten gewesen und habe nur einen Bruchteil der schulentlassenen 14-Jährigen erfasst (ebd.).

1937 gab die „Reichsvertretung“ eine Neufassung<sup>26</sup> der Richtlinien von 1934 heraus. Vertreter der unterschiedlichen weltanschaulichen Richtungen des Judentums in Deutschland hatten die Richtlinien von 1934 kontrovers diskutiert. Vertreter der assimilierten Juden befürchteten, deutsche Komponenten in der Erziehung ihrer Kinder würden an den jüdischen Schulen nicht weiter tradiert, während die orthodoxen Vertreter in den weltlichen Inhalten des Unterrichts eine Gefahr sahen (Röcher 1992, S. 138).

---

<sup>26</sup> Hierzu und zum Folgenden s. Richtlinien zur Aufstellung von Lehrplänen für jüdische Volksschulen (Neue Fassung). In: JS, Jg. 13, Heft 12 vom 01.12.1937, S. 1–3.

Diese Diskussionen, als auch die Tatsache, dass die Realität in der Unterrichtspraxis der jüdischen Schulen vielfach von den Ansprüchen der Richtlinien von 1934 abwich, machten deren Neufassung notwendig:

Unter dem Eindruck der nach den „Nürnberger Gesetzen“ vom September 1935 veränderten Situation der Juden in Deutschland und in der Erkenntnis einer Ausgrenzung von Juden aus der deutschen Gesellschaft (Röcher 1992, S. 138; Walk 1991, S. 127), fehlte in den „Allgemeinen Zielen“ der Neufassung der Richtlinien nun die Forderungen nach einem „doppelten Urerlebnis“ der jüdischen Schüler. Es finden sich keine Hinweise mehr auf eine Verbundenheit des jüdischen Kindes mit der nichtjüdischen Umwelt und auf eine Verbundenheit sowie wechselseitige Wirkung von nichtjüdischer und jüdischer Kultur. Röcher (1992, S. 137f.) bemerkt in ihrer Untersuchung über die jüdische Schule im nationalsozialistischen Deutschland, bis 1937 habe sich die Unsicherheit in der Eltern- und Schülerschaft gegenüber den jüdischen Schulen gelegt. Alle weltanschaulichen Richtungen der Juden in Deutschland hätten bis zu diesem Zeitpunkt die Notwendigkeit jüdischer Schulen und der Erziehung der Kinder hin zum Jüdischen erkannt.<sup>27</sup> Aus verschiedenen Autobiographien gehe hervor, dass der Wechsel der jüdischen Schüler auf jüdische Schulen von Eltern und Schülern als notwendig begriffen wurde. Die jüdische Schule sei zu einer selbstverständlichen Einrichtung der jüdischen Welt im nationalsozialistischen Deutschland geworden.

Auch die zunehmende Bedeutung einer Auswanderung für die Juden in Deutschland fand ihren Niederschlag in der Neufassung der Richtlinien: Explizit wird nun davon gesprochen, dass das jüdische Kind auf eine Auswanderung, insbesondere nach Palästina, vorbereitet werden müsse.

Exemplarisch sei hier für einige der Fächer skizziert, wie sich die Forderungen der Richtlinien von 1937 gegenüber denen der Richtlinien von 1934 verändert hatten:

Die Heimatkunde wurde in den Richtlinien von 1937 vollständig von deutschen Komponenten befreit. Der Heimatkundeunterricht sollte die Schüler auf eine „bewusste Erkenntnis des Judentums“ dadurch vorbereiten, dass er sie mit den jüdischen Elementen ihrer näheren und weiteren Umgebung vertraut machte. Stätten, die Bedeutung für das Leben der jüdischen Gemeinde am Ort hatten oder mit denen Erinnerungen an die eigene Vergangenheit verbunden waren, sollten in Lehrspaziergängen erkundet werden. Das jüdische Gemeinschafts- und Familienleben sollte Gegenstand der Aussprache und das Feiern der jüdischen Feste in der Schule sollte „immer wieder zu erlebnisfreudiger Gestaltung von Höhepunkten im Leben des Kindes führen“. Die Behandlung von Sagen und der Geschichte des Heimatgebietes, die in den Richtlinien von 1934 noch gefordert worden war, entfiel.

Im Erdkundeunterricht sollte der Palästinakunde nun in *allen* (Hervorhebung durch die Verf.) Klassenstufen besondere Beachtung geschenkt werden. Bei der Behandlung anderer Länder sollte den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnissen des jüdischen Bevölkerungsteiles dieser Länder nun nicht mehr nur ein „gewisser“, sondern „erheblicher“ Raum gegeben werden.

Der Musikunterricht, der die Schüler nach den Richtlinien von 1934 noch in deutsches, liturgisches und hebräisches Liedgut einführen sollte, hatte in ihrer Neufas-

---

<sup>27</sup> Bis dahin, so meint sie, sah die Mehrheit der deutschen Juden keine Notwendigkeit, ihre Kinder auf jüdische Schulen zu schicken (Röcher 1992, S. 137).

sung nur noch die Aufgabe, den liturgischen Gesang und das hebräische Lied zu pflegen.

Lediglich im Deutschunterricht blieb die „deutsche Komponente“ erhalten. In ihm sollten auch weiterhin Prosa und Gedichte aus dem deutschen Kulturkreis behandelt werden.

Einschneidende Veränderungen für das jüdische Schulwesen brachte das Jahr 1938:

Ende Oktober 1938 befanden sich noch etwa 20.000 schulpflichtige jüdische Kinder in Deutschland, von denen ca. zwei Drittel jüdische und ca. ein Drittel nichtjüdische Volksschulen besuchten (Walk 1991, S. 210). Die „Polenaktion“, bei der am 28. Oktober 1938 reichsweit etwa 17.000 Juden polnischer Staatsangehörigkeit in das deutsch-polnische Grenzgebiet deportiert wurden, erschütterte das jüdische Schulwesen schwer. An Orten mit einem hohen Anteil jüdisch-polnischer Bevölkerung<sup>28</sup> fehlte nach dieser Aktion in manchen Klassen der dortigen jüdischen Schulen die Hälfte der Schüler. Zahlreiche Lehrer waren von der Aktion betroffen. An manchen Orten musste der Unterricht zeitweise unterbrochen werden (Röcher 1992, S. 86; Walk 1991, S. 204).<sup>29</sup>

Der Pogrom vom 9./10. November 1938 brachte die Verwüstung und Zerstörung vieler jüdischer Schulen in Deutschland sowie die Verhaftung und Verschleppung zahlreicher jüdischer Lehrer in Konzentrationslager.<sup>30</sup> Der Unterricht an den jüdischen Schulen kam zeitweise völlig zum Erliegen. Neue Räumlichkeiten mussten organisiert werden (Röcher 1992, S. 87). Die jüdischen Gemeinden der großen Städte bemühten sich, den Betrieb an ihren Schulen möglichst schnell wieder aufzunehmen. An einigen Orten konnte der Unterricht bereits Ende November wieder aufgenommen werden, so auch in Düsseldorf (ebd., S. 247).<sup>31</sup> An anderen Orten hingegen konnte der Unterricht nur noch sehr eingeschränkt oder gar nicht mehr aufrechterhalten werden. In kleineren oder mittleren Gemeinden mussten die schulpflichtigen jüdischen Kinder teilweise monatelang warten, bis eine Regelung für ihren Schulbesuch getroffen werden konnte (ebd., S. 86f.).

Der Rust'sche Erlass vom 15. November 1938 verwehrte den jüdischen Schülern nun den Besuch nichtjüdischer Schulen und noch bestehende „Sonderklassen“ für jüdische Schüler in Gebäuden nichtjüdischer Schulen wurden aufgelöst (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.1). Besonders betroffen waren von diesen Maßnahmen die jüdischen Schüler in kleinen oder mittleren Orten. Sie mussten entweder warten, bis eine eigene jüdische Volksschule am Ort wieder oder neu gegründet wurde, mussten eine jüdische Bezirksschule in der Umgebung oder eine der jüdischen Schulen in einer der größeren Gemeinden besuchen (Walk 1991, S. 206f.).

Weitere gesetzliche Regelungen erschwerten den Betrieb der verbliebenen jüdischen Schulen. Mit Erlass des REM vom 17. Dezember 1938 sollte den privaten jüdischen Schulen jede staatliche finanzielle Unterstützung entzogen werden (Walk [Hg.] 1981,

---

<sup>28</sup> Z.B. Köln, Leipzig, Breslau (Walk 1991, S. 204).

<sup>29</sup> In den Interviews wird die „Polenaktion“ häufig als schockierendes und einschneidendes Erlebnis beschrieben: Hans F. (117); Rita R. (158); Hannah B. (165); Benjamin K. R. (177).

<sup>30</sup> Nach dem Pogrom wurden reichsweit ca. 26.000 jüdische Männer und männliche Jugendliche über 16 Jahren verhaftet und vorübergehend in den Konzentrationslagern Buchenwald, Dachau und Sachsenhausen inhaftiert.

<sup>31</sup> Der ehemalige Schüler der jüdischen Schule in Düsseldorf, Hans F., spricht in einer E-Mail an die Verfasserin davon, dass der Unterricht an dieser Schule Mitte Januar 1939 wieder aufgenommen wurde (119).

S. 268f.).<sup>32</sup> Dort, wo noch öffentliche jüdische Schulen bestanden, versuchten die Kommunen, die Schulen in private Schulen umzuwandeln (Röcher 1992, S. 87).

Die Situation der jüdischen Schulen nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 war gekennzeichnet durch die sich nun verstärkende Emigration von Lehrern und Schülern. Zwar wurden viele Lehrer, die nach dem Pogrom verhaftet und in Konzentrationslager gebracht worden waren, Mitte Dezember 1938 wieder frei gelassen, dennoch verstärkte sich der akute Lehrermangel, da viele von ihnen unmittelbar oder bald nach ihrer Freilassung emigrierten (Röcher 1992, S. 87; Walk 1991, S. 207).<sup>33</sup> Walk (1991, S. 210) vermutet, dass zudem ca. 80% der verhafteten Lehrer nach der Inhaftierung ihr seelisches Gleichgewicht verloren hatten. Lehrer, Eltern und Schüler hätten nach dem Pogrom gleichsam auf „gepackten Koffern“ gesessen und den Wunsch geteilt, Deutschland so schnell wie möglich zu verlassen. Die Schüler seien mit den Gedanken nicht mehr beim Unterricht gewesen. Die Autorin Inge Deutschkron (1978, S. 25) erinnert sich für ihre Schulzeit an der jüdischen Schule in der Großen Hamburger Straße in Berlin: „Unter Schülern und Lehrern herrschte ein ständiges Kommen und Gehen. Einige wanderten aus, andere kamen aus deutschen Schulen hinzu. 1935 mußten alle jüdischen Beamten, also auch jüdische Lehrer an deutschen Schulen, aus dem öffentlichen Dienst ausscheiden. Die ständige Ungewißheit ließ keinen recht zur Besinnung kommen. Ein konzentrierter und kontinuierlicher Unterricht war unmöglich“.<sup>34</sup>

Bedingt durch die zunehmende Auswanderung hatte sich die Zahl schulpflichtiger jüdischer Kinder in Deutschland innerhalb eines Jahres dramatisch reduziert. Im Zeitraum zwischen Mai 1938 und Mai 1939 war sie um mehr als die Hälfte gesunken, von ca. 20.000 auf knapp 9000 (Walk 1991, S. 215).

Wie in Kapitel 3.1.1 der vorliegenden Dissertation beschrieben, wurde die Frage nach der Trägerschaft jüdischer Schulen durch die 10. VO zum RBG vom 4. Juli 1939 geregelt. Sie machte die „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ mit Wirkung zum 1. Oktober 1939 allein verantwortlich für den Unterhalt der jüdischen Schulen und die Beschulung jüdischer schulpflichtiger Kinder. Öffentliche Gebäude sollten für die Unterrichtung jüdischer Schüler nicht mehr zur Verfügung stehen und die Schüler durften keine anderen, als die von der „Reichsvereinigung“ getragenen, Schulen mehr besuchen.

Wie die „Reichsvereinigung“ als Trägerin des jüdischen Schulwesens und als Verantwortliche für die Aufstellung von Lehrplänen für die jüdischen Schulen die Aufgaben des jüdischen Schulwesens sah, beschrieb Paula Fürst, damals Leiterin der Schulabteilung der „Reichsvereinigung“, im November 1939 im *Jüdischen Nachrichtenblatt*. Zu den damals neu vorgelegten Lehrplänen<sup>35</sup> für jüdische Schulen erklärte sie: „[...] die Schule soll den Kindern ihre eigene Welt geben, eine Welt, in

<sup>32</sup> In der Praxis wurde dies allerdings nicht konsequent umgesetzt, da ein Zusammenbruch des jüdischen Schulwesens bis zur endgültigen Regelung der Trägerschaft jüdischer Schulen verhindert werden sollte (Walk 1991, S. 212f.).

<sup>33</sup> So auch der damalige Leiter der jüdischen Schule in Düsseldorf, Dr. Kurt Herz. Er emigrierte im Februar 1939 mit seiner Frau, die ebenfalls an der Düsseldorfer jüdischen Schule unterrichtete, nach Großbritannien.

<sup>34</sup> Dies bestätigt auch Margot G., ehemalige Schülerin der Düsseldorfer jüdischen Schule, im Interview. Sie sagt, es habe nach dem Pogrom eine Atmosphäre großer Unsicherheit geherrscht und jeder sei bereit gewesen, Deutschland sofort zu verlassen (123). Diesen Eindruck bestätigt die Mehrzahl der von mir geführten Interviews (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.9).

<sup>35</sup> Laut Röcher (1992, S. 248) sind diese Lehrpläne nicht auffindbar. Aus Zeitungsberichten ließe sich aber schließen, dass sie von den vorherigen Lehrplänen nicht bedeutend abwichen.

der sie losgelöst sind von den Sorgen und Aufgaben der Erwachsenen, eine Welt in der die heiteren Feste und Feiern nicht fehlen, eine Welt, in der sie im Zusammenleben mit anderen jüdischen Kindern ihren Charakter bilden, in der ihr sachliches Interesse geweckt wird, in der sie selbständig arbeiten lernen und ihre geistigen Kräfte schulen. Unsere Kinder müssen dazu erzogen werden, wo immer es auch sein möge, ein Leben schwerer Arbeit mit ihrer Bereitschaft und dem Bewußtsein ihrer Verantwortung für die jüdische Gemeinschaft auf sich zu nehmen. Unsere Kinder wachsen heute im selbstverständlichen Bewußtsein ihres Jude-Seins auf, aber in der Schule muß der Grund dafür gelegt werden, dieses Bewußtsein zum lebendigen, tiefgefühlten und bejahenden Wissen zu gestalten. Die Schule muß die innere Beziehung zu den Ewigkeitswerten der jüdischen Religion und zum Judentum schaffen“ (Jüdisches Nachrichtenblatt, Nr. 95 vom 28.11.1939, S. 1). Allgemeine und jüdische Themen sowie praktische Fächer und Inhalte sollten den Unterricht an den jüdischen Schulen bestimmen (ebd.).

Eine eindeutige Rolle kam den Lehrern an den jüdischen Schulen zu. Sie sollten versuchen, an den Schulen eine Atmosphäre der Lebensfreude und Daseinsbejahung zu schaffen. Sie sollten die Schüler mit einem interessanten und spannenden Unterricht zeitweilig von ihren Problemen ablenken (Röcher 1992, S. 122).<sup>36</sup> Dies konnte angesichts der eigenen Probleme der Lehrer und der hohen Belastung, der sie durch Ämterhäufung<sup>37</sup> oft ausgesetzt waren, nicht immer gelingen (ebd.).<sup>38</sup> Insgesamt aber, so Meynert (1988, S. 19), hätten die jüdischen Schulen, obwohl auch sie mit vielerlei Problemen konfrontiert waren, den Schülern bis Ende 1938 eine weitgehend „sichere“ Lernumgebung und „angstfreie“ Atmosphäre geboten.

Im Oktober 1939 existierten in Deutschland noch 126 jüdische Schulen, darunter sieben höhere Schulen. 21 der Schulen waren Zwergschulen mit weniger als zehn Schülern, 76 von ihnen hatten weniger als 50 Schüler. Ein Jahr später sah das Bild ähnlich aus: Es gab immer noch 21 jüdische Zwergschulen mit weniger als zehn Schülern, die Zahl der Schulen mit weniger als 50 Schülern war auf 62 gesunken. Nur in den großen jüdischen Gemeinden waren die Schulen voll ausgebaute Schulen mit acht Schuljahren. In den kleinen und mittleren Gemeinden waren die Schüler in einer oder mehreren Klassen zusammengefasst. 1940 hatten 65 der jüdischen Schulen nur eine Klasse. Nachdem sich die „Reichsvereinigung“ zum 1. Oktober 1939 gezwungen gesehen hatte, zur Finanzierung des Schulwesens ein Schulgeld für alle Volksschulen einzuführen, sah sie sich ab 1940 außerdem gezwungen, einen Teil der kleinen Schulen mit weniger als 50 Schülern zu schließen. Ende des Jahres 1941 war die Zahl dieser Schulen auf 24 gesunken (Röcher 1992, S. 89).

Ab 1940 lässt sich die Entwicklung des jüdischen Schulwesens laut Röcher (1992, S. 90) nur noch schwer nachvollziehen. Anfang Juli des Jahres setzte sich Paula Fürst in einem Schreiben an alle jüdischen Gemeinden, in denen es noch Schulen gab, für eine Kürzung der Sommerferien ein. Sie begründete dieses Anliegen mit

---

<sup>36</sup> S. hierzu z.B. Braun 1935b, S. 2. In einigen der von mir geführten Interviews bestätigt sich, dass dies den Lehrern an den jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen zumindest teilweise gelang: Lotte F. berichtet, der Lehrer Salo Weindling habe an der Essener Schule versucht, den Schülern das Leben zu erleichtern (41). Außerdem Pnina G. (56); Walter B. (112). Nach Auswertung der Interviews und Ego-Dokumente ergibt sich insgesamt aber ein differenziertes Bild (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.2).

<sup>37</sup> In vielen Gemeinden dienten sie auch als Kultusbeamte und Kantoren.

<sup>38</sup> Anne R. schreibt, in der Essener Schule habe niemand daran gedacht, die Kinder zu trösten oder zu unterstützen, da alle zu besorgt und mit der herrschenden Situation zu beschäftigt gewesen seien (109).

dem unregelmäßigen Schulbesuch der Kinder seit November 1938 und damit, dass ein großer Teil der Eltern jüdischer Schüler im „Arbeitseinsatz“<sup>39</sup> sei, die Schüler in den Ferien deshalb unbeaufsichtigt blieben. Hintergrund der Maßnahme war das unter den widrigen äußeren Bedingungen vielfach gesunkene Leistungsniveau der jüdischen Schulen. Die „Reichsvereinigung“ wollte keine Anstrengung unversucht lassen, die Kinder zu fördern und sie dadurch besser auf eine mögliche Auswanderung vorzubereiten (ebd., S. 90f.).

Kriegseinwirkungen beeinträchtigten den geregelten Schulablauf außerdem. Räumlichkeiten jüdischer Schulen wurden bei Luftangriffen zerstört oder sie wurden für Kriegszwecke oder von NS-Organisationen beschlagnahmt (Walk 1991, S. 232). Die Zunahme antijüdischer Maßnahmen, der Beginn der großen Deportationen im Herbst 1941 sowie Zwangsrekrutierungen zum „Arbeitseinsatz“ machten jeglichen Unterricht schon Ende 1941 unmöglich.<sup>40</sup> Noch bestehende mehrklassige Schulen wurden aufgrund des Rückgangs von Lehrer- und Schülerzahlen, und weil Räumlichkeiten für Kriegszwecke oder NS-Organisationen zur Verfügung gestellt werden mussten, in einklassige umgewandelt (Röcher 1992, S. 90).

Mit dem generellen Verbot jüdischer Schulen und der Beschulung jüdischer Kinder hörte das jüdische Schulwesen in Deutschland mit Wirkung zum 30. Juni 1942 auf zu existieren (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.1).

### 3.1.3 Lebensgeschichtliche Dimension

Die Schulen, sowohl die nichtjüdischen, sofern die jüdischen Schüler diese besuchten, als auch die jüdischen, spielten im Leben der Kinder und Jugendlichen als Orte des Lernens und als Erziehungsfaktor eine bedeutende Rolle. In den Schulen hatten sie soziale Kontakte zu Gleichaltrigen, konnten ein Gemeinschaftsgefühl in einer Gruppe erleben, Werte und Normen übernehmen und für sich bilden.

An den nichtjüdischen Schulen wurde dieses Erleben nach der nationalsozialistischen Machtübernahme für viele jüdische Schüler zerstört oder zumindest empfindlich gestört: Sie wurden aus ihrer Klassengemeinschaft ausgegrenzt, Mitschüler distanzieren sich, beleidigten die jüdischen Mitschüler oder griffen sie tätlich an, z.B. auf dem Schulweg (Ortmeyer 1998, S. 181; Röcher 1992, S. 74).<sup>41</sup> In der Klasse wurden die jüdischen Schüler z.B. dadurch, dass sie in die letzte Bank gesetzt oder besondere Bänke für die jüdischen Schüler aufgestellt wurden, räumlich von ihren Mitschülern isoliert.<sup>42</sup> Lehrer konnten die jüdischen Schüler diskriminieren. Die jüdischen Schüler wurden durch Verbote von Schulveranstaltungen, dem Schwimmunterricht oder von Klassenausflügen ausgeschlossen.<sup>43</sup> Oftmals waren Aufsatzthemen an der nationalsozialistischen Ideologie orientiert. Jüdische Schüler durften sich zu diesen The-

---

<sup>39</sup> Meint Zwangsarbeit.

<sup>40</sup> So auch in Düsseldorf. Der Vorsitzende der dortigen jüdischen Gemeinde, Siegfried Falk, schrieb im November 1941 in einem Brief an einen Freund in der Schweiz: „Es gibt auch keine Schule mehr“ (zit. nach Suchy 1988, S. 51).

<sup>41</sup> Manfred K. (134); Mordechai (Max) N. (142); Rita R. (157).

<sup>42</sup> Uri A. berichtet z.B., die jüdischen Schüler seiner Klasse am Essener Goethegymnasium seien 1935 oder 1936 in die letzte Bank gesetzt worden und der Mathematiklehrer habe sie nicht beachtet (34; AS, BR.807).

<sup>43</sup> So konnten seit Juli 1935 „nichtarische“ Schüler z.B. nicht mehr mit ihren Mitschülern in Landschulheime fahren (Besuch von Landschulheimen durch nichtarische Schüler. In: Fricke-Finkelnburg [Hg.], S. 264f.).

men nicht äußern und erhielten stattdessen willkürliche Themen, die im Unterricht zuvor nicht besprochen worden waren. Selten erhielten jüdische Schüler gute Noten (Kaplan 2001, S. 141; Ortmeier 1998, S. 189).<sup>44</sup> Auch der Lehrplan der nichtjüdischen Schulen, der sich zunehmend an der rassistisch-völkischen Ideologie ausrichtete<sup>45</sup>, isolierte die jüdischen Schüler.<sup>46</sup>

Für den Schulalltag der jüdischen Schüler an nichtjüdischen Schulen nach 1933, so Röcher (1992, S. 64), waren weniger die in Kapitel 3.1.1 der vorliegenden Dissertation skizzierten Vorschriften und Gesetze von Bedeutung als vielmehr das Verhalten von Lehrern und Mitschülern. Ziel antijüdischer Maßnahmen im Schulalltag war es, den jüdischen Schülern den Schulbesuch zu erschweren, ihnen deutlich zu machen, dass sie an den Schulen unerwünscht waren und ihre Identität als Mitschüler in der Klassengemeinschaft zu zerstören (Röcher 1992, S. 74).

Die Forschung stimmt weitgehend darin überein, dass, auch wenn der Prozess der antisemitischen Durchdringung des Schulalltags ein allmählicher war, der Schulalltag der jüdischen Schüler an den nichtjüdischen Schulen, trotz individueller Nischen, einem permanenten Ausnahmezustand glich. Angst und ein Gefühl der Hilflosigkeit seien den jüdischen Schülern ständige Wegbegleiter gewesen. Bei den meisten von ihnen sei irgendwann ein Punkt erreicht gewesen, an dem sie nur noch den Wunsch gehabt hätten, die öffentlichen Schulen zu verlassen, weil sie die Atmosphäre dort nicht ertragen (Kaplan 2001, S. 145; Meynert 1988, S. 17, Röcher 1992, S. 74).

Eine Studie zum Schicksal jüdischer Jugendlicher aus Württemberg und Hohenzollern aus dem Jahre 1967 zeigt, dass der überwiegende Teil jüdischer Schüler nichtjüdische Schulen dort während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft nach eigener Aussage freiwillig oder aufgrund von Anfeindungen und Misshandlungen durch Lehrer oder Mitschüler verließ (Herrmann 1967, S. 67).<sup>47</sup>

Nach Auswertung der Interviews und Ego-Dokumente bestätigen sich diese Thesen für die ehemaligen Schüler der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen nur sehr bedingt. Viele der Befragten, die zunächst eine nichtjüdische Schule besucht hatten, berichten, der Schulwechsel auf die jüdische Schule sei erfolgt, weil ein Besuch der nichtjüdischen Schule nicht mehr möglich gewesen sei, er sei zwangsweise erfolgt, oder weil die Eltern diesen gewünscht hätten. Es gibt explizite Aussagen einiger Befragter, dass sie den Schulwechsel damals nicht wünschten (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.1).

Auch für das Verhalten von Lehrern und Mitschülern an den nichtjüdischen Schulen ergibt sich nach Auswertung der Interviews und Ego-Dokumente ein sehr differenziertes Bild (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1 und 5.1.2).

---

<sup>44</sup> Margot G. besuchte bis 1937 die katholische St.-Anna-Schule in Düsseldorf. Nachdem diese Schule verstaatlicht wurde, erhielt sie schlechtere Noten. Dies war reine Schikane, so G. (123). Wann diese Schule verstaatlicht wurde, lässt sich laut Rischer (1972, S. 152) nicht eindeutig nachweisen; andere private Schulen wurden von der Stadt Düsseldorf zum 1. April 1937 übernommen. Günther K. sah 1935 kein Weiterkommen mehr für sich am Düsseldorfer Reformrealgymnasium an der Rethelsstraße. Die dortigen Lehrer, so K, gaben ihm absichtlich schlechte Noten (9).

<sup>45</sup> Zum 1. Oktober 1933 wurde die „Rassenkunde“ als Fächer übergreifendes Prinzip eingeführt und zum Abitur 1934 Pflichtbestandteil der Prüfungen (Röcher 1992, S. 69).

<sup>46</sup> Amnon A. berichtet, er selber habe nach der zweiten Stunde „Rassenkunde“ am Düsseldorfer Hohenzollerngymnasium darum gebeten, von diesem Unterricht befreit zu werden, was ihm auch gewährt worden sei. Er habe die Rassenkundestunden in einem anderen Raum verbracht und Hausaufgaben gemacht (MuG, Alon 2006, S. 14).

<sup>47</sup> Die Studie bezieht sich auf nichtjüdische höhere Schulen.

Einige der ehemaligen Schüler der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen berichten, sie hätten während ihrer Schulzeit an nichtjüdischen Schulen keine Diskriminierungen seitens der Lehrer und Mitschüler erlebt. Einige Befragte berichten, die Lehrer an nichtjüdischen Schulen hätten sie geschützt und nichtjüdische Mitschüler hätten auch nach 1933 zu ihnen gehalten (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1 und 5.1.2).

Beispielhaft sei hier Ilse E. zitiert, die bis Ostern 1938 die Cecilienschule in Düsseldorf besuchte: „Als z.B. Ostern 1938 das Schuljahr zu Ende ging und wir, wie es damals üblich war, dem Klassenlehrer oder der Klassenlehrerin ein Geschenk machen sollten und dasselbe auch dem Direktor zudachten, hat die Klasse darauf bestanden, dass ich das Geschenk aussuche. Der Klassenlehrerin, [...], haben wir 'Gone with the Wind' besorgt, das gar nicht so leicht zu bekommen war, und für den Direktor, [...], habe ich ein Buch in der deutschen Übersetzung bekommen, das in Amerika erschienen war. Auszüge aus dem 'Reader's Digest'. Die deutsche Übersetzung hieß, glaube ich, 'Kämpfer für das Leben'. Das war damals ziemlich neu, und die anderen haben darauf bestanden, dass ich zu den Feierlichkeiten erschien, obwohl ich es eigentlich nicht machen wollte, und dass ich die Geschenke überreichte. Das war wohl 1938 eine Ausnahme. Dann passierte noch etwas. Es wurde zum Abschluss getanzt, und der Direktor tanzte nur einmal – und das mit mir“ (38).<sup>48</sup>

Andere Befragte wiederum erlebten, dass sie seinerzeit als Juden an den nichtjüdischen Schulen von ihren Mitschülern oder durch Maßnahmen, die den Schulbetrieb betrafen, ausgegrenzt und von den Lehrern diskriminiert wurden (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1 und 5.1.2).<sup>49</sup>

In Zusammenhang mit der Bedeutung der jüdischen Schulen für ihre Schüler während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft wird in der Forschung immer wieder von den jüdischen Schulen als „Inseln“ gesprochen. Juliane Wetzel (1992, S. 99f.) schreibt: „Wenn sich auch gerade die Kinder aus assimilierten Kreisen schwer taten, in der völlig anders strukturierten jüdischen Schule, die ohne preußische Disziplin und Ordnungsideale funktionierte, zurechtzukommen, so läßt sich aus vielen Erinnerungen doch entnehmen, daß das Gefühl des Zusammenseins und der Geborgenheit die Anfeindungen von außen leichter ertragen ließ und zumindest innerhalb der Schule eine gewisse Freiheit bot. Hatten sie sich einmal eingelebt, so erschien vielen Schülern die jüdische Schule wie eine idyllische, friedvolle Insel, die ihnen ein intensiveres Lebensgefühl vermittelte, im Gegensatz zu der oft bedrückenden und spannungsgeladenen Atmosphäre im Elternhaus und den Diskriminierungen ihrer nicht-jüdischen Umwelt“. Und Hans Gaertner (1963, S. 348) meint mit Bezug auf die Theodor-Herzl-Schule in Berlin: „Die Kinder vergaßen immer mehr die Umwelt, lebten gewissermaßen auf einer Insel, die ein autonomes jüdisches Leben verwirklichte“. Er geht so weit, zu sagen, die jüdischen Schulen hätten während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft entschieden dazu beigetragen, den jüdischen Kindern in unglücklichen Zeiten eine Art inneren Glücksgefühls zu vermitteln, ja

---

<sup>48</sup> Weitere Beispiele: Amnon A. besuchte zwischen 1930 und 1936 das Hohenzollerngymnasium in Düsseldorf. Er berichtet, sein Klassenlehrer habe seine Eltern am Tag vor dem reichsweiten Boykott gegen die Geschäfte jüdischer Inhaber am 1. April 1933 gewarnt, ihren Sohn am folgenden Tag nicht in die Schule zu schicken. Der Klassenlehrer befürchtete, der Boykott könne Amnon, damals Kurt, in unangenehme Situationen bringen (MuG, Alon 2006, S. 13); Inge L. (17); Eric E. (52); Gloria L. (101); Henry Y. L. (153); s. hierzu außerdem: Krist 2004, S. 239f.; Stern 1990, S. 220.

<sup>49</sup> Lore Ellen C. z.B. berichtet, ihr Geschichtslehrer an der Essener Viktoriaschule habe sich ihr und anderen jüdischen Mitschülerinnen gegenüber beleidigend verhalten (AS, BR.063).

ihnen sogar das Trauma erspart, zu dem das Erlebnis der Ausgrenzung und der aggressiven Feindseligkeit der Umwelt habe führen müssen. Sie hätten ihnen die Fähigkeit zur inneren Selbstbehauptung gegeben, die ihnen geholfen habe, den „Kopf hochzuhalten“ und sich nach einer Auswanderung und mit dem Erwachsenwerden ein neues Leben als Juden aufzubauen (ebd., S. 351).

Die jüdische Schule sollte den Schülern Zufluchtsstätte<sup>50</sup> sein, ihnen die Möglichkeit einer normalen sozialen Entwicklung geben, ihnen zumindest während der Unterrichtszeit eine behütete solidarische Atmosphäre und Geborgenheit bieten (Röcher 1992, S. 115, 231).<sup>51</sup>

Inwieweit dies von den jüdischen Schülern so erlebt wurde, wird anhand der Beispiele der jüdischen Schüler in Düsseldorf und Essen in Kapitel 8 der vorliegenden Dissertation noch gezeigt.

In das Leben der jüdischen Gemeinden waren die Schulen in Düsseldorf und Essen, vor (Essen) und während (Düsseldorf und Essen) der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft gut eingebunden. Schüler und Lehrer veranstalteten z.B. Feste zu den jüdischen Feiertagen, Jahresabschlussfeiern oder Ausstellungen, zu denen die Eltern und übrigen Gemeindemitglieder eingeladen wurden. Solche Veranstaltungen dürften das Zusammengehörigkeitsgefühl der Gemeindemitglieder gestärkt haben und eventuell konnte mit dem Feiern der Feste dazu beigetragen werden, die Religiosität der Gemeindemitglieder zu festigen. Teilweise übernahmen die jüdischen Schulen Wohlfahrtsaufgaben wie etwa Schülerspeisungen für bedürftige Schüler. Zahlreiche Berichte in den Gemeindezeitungen der jüdischen Gemeinden Düsseldorfs und Essens über das Leben an den jüdischen Schulen und über dortige Veranstaltungen lassen darauf schließen, dass die Gemeinden großes Interesse am Geschehen in den Schulen hatten und regen Anteil an diesem nahmen (s. hierzu in vorliegender Dissertation, Kap. 8).

### 3.2 Die jüdische Jugendbewegung

In diesem Kapitel soll die Entwicklung der jüdischen Jugendbewegung vor und nach 1933 rekonstruiert werden. Wie in Kapitel 1.3 der vorliegenden Dissertation bereits kurz erwähnt, wird im Falle der jüdischen Jugendbewegung auch die Zeit vor 1933 in die Betrachtung mit einbezogen. Schon vor 1933 hatten sich in vielen Fällen in den Bündeln organisatorische Strukturen und ideologische Positionen ausgebildet, die auch nach 1933 erhalten blieben. Teilweise erfolgte in den Jugendbündeln nach 1933 aber auch eine durch die nationalsozialistische Machtübernahme bedingte ideologi-

---

<sup>50</sup> Heinemann Stern, zur Zeit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten Leiter der staatlich anerkannten jüdischen Mittelschule in Berlin, schreibt rückblickend: „So war die Schule wirklich eine wahrhaftige Heimstätte für unsere Schüler, eine Zuflucht vor der Misere draußen“ (Stern 1990, S. 225). Der ehemalige Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule Eric E. spricht davon, dass ihm diese Schule eine „Zuflucht“ war (52).

<sup>51</sup> Die Interviews zeigen, dass die Atmosphäre in den untersuchten jüdischen Schulen von den Schülern sehr unterschiedlich erlebt wurde (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.9). Von einigen wird sie als „normal“ beschrieben: z.B. Bilha B. (89); Walter B. (112). Viele der ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule erinnern die Atmosphäre an dieser Schule als lebhaft und ausgelassen: z.B. Nathan M. (44); Eric E. (52); Schoschana Y. (68); Walter B. (112); Hans F. (117). Für beide untersuchte Schulen beschreiben einige Befragte die Atmosphäre als „behütet“ oder „geborgen“: z.B.: Eric E. (52) für Düsseldorf und Mordechai (Max) N. (142) für Essen. Einige wenige berichten von einer „bedrückten“ Atmosphäre: z.B. Lotte B. (24).

sche Neuorientierung und eine Modifizierung von Strukturen und Aktivitäten. Es kam zu Zusammenschlüssen verschiedener Bünde. Einige der Befragten waren bereits vor der nationalsozialistischen Machtübernahme Mitglieder eines Jugendbundes. Auch von daher ist die Zeit vor der nationalsozialistischen Machtübernahme bei der Rekonstruktion der Geschichte der jüdischen Jugendbünde wichtig. Zuletzt soll – wie für die Schulen – ein kurzer Einblick in die lebensgeschichtliche Dimension der jüdischen Jugendbünde und in die Rolle, die diese im Leben der jüdischen Gemeinden spielten, genommen werden.

### 3.2.1 Die jüdische Jugendbewegung vor 1933

Die jüdische Jugendbewegung entstand in Deutschland mit der Gründung des ersten jüdischen Wanderbundes, des *Blau-Weiß*, im Jahre 1913 (Hetkamp 1994a, S. 41). Parallel und in Nachfolge zu dieser Gründung bildete sich eine Vielzahl von Gruppierungen, deren ideologische Bandbreite sich grob in drei Hauptrichtungen einteilen lässt: 1. die deutsch-jüdischen Gruppen, die eine vollständige Assimilation ihrer Mitglieder anstrebten; 2. die allgemein-zionistischen Organisationen, die das Judentum als zentrales Element ansahen, einem jüdischen Leben in der Diaspora zwar positiv gegenüber standen, aber eine wachsende Sympathie für *Erez Israel* (s. Glossar) hegten; 3. die chaluzisch-zionistischen Organisationen (*Chaluz*, s. Glossar), die eine Verwirklichung jugendbewegter Ideale im palästinensischen Aufbauwerk und im *Kibbuz*leben (*Kibbuz*, s. Glossar) in *Erez Israel* anstrebten (Döpp 1997, S. 104; Hetkamp 1994a, S. 41).

Zur Gründung erster zionistischer Gruppierungen jüdischer Jugend war es in Deutschland nach 1910 gekommen (so z.B. des *Blau-Weiß*, 1913), zu einem Zeitpunkt, als sich die Führungsspitze in der *Zionistischen Vereinigung für Deutschland* verjüngte und sich die zionistische Bewegung in Deutschland radikalisierte (Trefz 1999, S. 13).

Zur Gründung erster assimilatorisch ausgerichteter Gruppierungen kam es kurze Zeit später (so z.B. des deutsch-jüdischen Wanderbundes *Kameraden* im Jahre 1916). Die Gründung dieser Gruppierungen war in erster Linie eine Reaktion auf den innerhalb der nichtjüdischen Jugendbewegung vielfach vorhandenen Antisemitismus, der den jüdischen Jugendlichen den Weg in die Wandervogelgruppen<sup>52</sup>, denen sich um die Wende zum 20. Jahrhundert viele von ihnen zunächst angeschlossen hatten, zunehmend versperrte (Trefz 1999, S. 13).<sup>53</sup> Die assimilatorisch ausgerichteten Gruppierungen wollten ihre Mitglieder im Geiste der Jugendbewegung und im Sinne einer Verbindung zum Deutschtum erziehen (Hetkamp 1994a, S. 67). 1918 wurde der erste religiös-orthodox ausgerichtete Jugendbund, der *Esra*, gegründet (ebd.).

In ihren Stilen, Formen und Ritualen war die jüdische Jugendbewegung eng am Vorbild der nichtjüdischen Jugendbewegung orientiert. Zentral waren auch bei ihr das Erlebnis der Gemeinschaft, gemeinsame Unternehmungen – besonders Fahrten und

---

<sup>52</sup> Die Wandervogelbewegung war eine 1896 in Deutschland entstandene Bewegung bürgerlicher Jugendlicher und junger Erwachsener, die, angeregt durch die Ideale der Romantik, vor dem damals herrschenden autoritären Druck der Gesellschaft in die Natur flüchteten, um dort ihr Leben nach eigenen Überzeugungen zu gestalten. Die Wandervogelbewegung gilt als Ausgangspunkt der deutschen Jugendbewegung.

<sup>53</sup> S. hierzu z.B. Ginzel 1993, S. 227; Pilarczyk 2006, S. 28.

Ausflüge in die Natur –, Heimabende, Lagerfeuer, Lieder und das Tragen einer Kluft (Angress 1985, S. 25; Baumann/Blömer 2003, S. 417).

An der Spitze der Bünde standen die Bundesleitungen. Von der Bundesebene herab gliederten sich die Bünde bis hinunter zu den Ortsgruppen auf lokaler Ebene. Die Ortsgruppen waren in altersmäßig differenzierte, geschlechtshomogene oder -heterogene Gruppen aufgeteilt (Hetkamp 1994a, S. 43). Altersmäßig waren sie unterteilt in Jüngeren-, Mittleren- und Älterengruppen (Döpp 1997, S. 110). Die Jüngerengruppen umfassten die 8–12-Jährigen, die Mittlerengruppen die 12–14-Jährigen, die Älterengruppen die 14–16-Jährigen; die Ortsgruppenleiter rekrutierten sich aus den 16–18-Jährigen Mitgliedern der Bünde (Hetkamp 1994c, S. 319).

Die Jüngeren-, Mittleren- und Älterengruppen wurden in der Regel von Mitgliedern des jeweiligen Bundes geführt, die nur wenig älter waren als die Mitglieder der Gruppe, die sie leiteten. Angehörige der Mittlerengruppen z.B. leiteten Jüngerengruppen, Mitglieder der Älterengruppen die Mittlerengruppen. So waren die Gruppenleiter meist nur zwei oder drei Jahre älter als die Mitglieder der Gruppen, die sie leiteten (Hetkamp 1994a, S. 44).

Die Ortsgruppen standen miteinander in Kontakt und ihre Mitglieder trafen sich auf Bezirkstagen, bei gemeinsamen Fahrten oder Ferienlagern. Höhepunkt des bündischen Lebens waren die Bundestage der einzelnen Bünde (Döpp 1997, S. 110).

In der Erziehung der Jüngeren orientierten sich viele Bünde an den Methoden der Pfadfinderbewegung (Scouting)<sup>54</sup>. Eine ideologische Schulung und ideologische Auseinandersetzungen spielten erst in den Mittleren- und Älterengruppen eine Rolle (Döpp 1997, S. 110; Hetkamp 1994a, S. 44).<sup>55</sup>

In den 1920er Jahren hatte sich eine stark ausdifferenzierte Landschaft jüdischer Jugendbünde in Deutschland gebildet. Folgende religiöse und weltanschauliche Richtungen lassen sich unterscheiden:

1. religiös-orthodoxe Gruppen wie der *Esra* (gegr. 1918);
2. religiös-zionistische Gruppen wie der *Misrachi/Zeire Misrachi* (gegr. 1918);
3. zionistische oder zionistisch-sozialistische Gruppen wie der *Blau-Weiß* (gegr. 1913), die *Werkleute* (gegr. 1932; zionistisch-sozialistisch ausgerichtet), der *Brith Haolim* (gegr. 1922; chaluzisch-sozialistischer Zionismus [*Chaluz*, s. Glossar]), der *Jung-Jüdische Wanderbund (JJWB)* (gegr. 1920; ab 1925 in Fusion mit dem *Brith Haolim*), der *Kadima* (gegr. 1926; zunächst reiner Erziehungsbund, der die Methoden des Scouting in den Mittelpunkt seiner Erziehungsarbeit stellte; allmähliche Hinwendung zum chaluzischen Zionismus; 1933 Fusion mit dem *Brith Haolim [JJWB]* zum *Habonim*), der *Haschomer Hazair* (gegr. 1932; chaluzisch-sozialistischer Zionismus mit Betonung auf Scoutingmethoden), der *Makkabi-*

---

<sup>54</sup> Die Pfadfindermethode ist ein System fortschreitender Selbsterziehung, das auf vier Elementen beruht: Pfadfindergesetz und Pfadfinderversprechen; Learning by Doing; Bildung kleiner Gruppen und fortschreitende, attraktive Programme verschiedenartiger Aktivitäten. Die Gründung der Pfadfinder geht auf das Jahr 1907 zurück, in dem der britische General Robert Baden-Powell ein erstes experimentelles Pfadfinderlager einrichtete.

<sup>55</sup> Beispielhaft für den *Haschomer Hazair*: Bei diesem Bund stand im Mittelpunkt der Erziehung der Jüngsten, der 9–12-Jährigen, das Vertrautwerden mit den Gebräuchen, Geboten und Symbolen des Bundes. Die Erziehung der Mittleren, der 12–15-Jährigen, sah deren „Charakterbildung“ und eine grundlegende politische Schulung vor. Die über 16-Jährigen sollten vertieft ideologisch und politisch geschult werden (Reinharz 1987, S. 189).

- Hazair* (gegr. 1928 als jugendbewegt-chaluzisch orientierte Jugendorganisation des *Deutschen Makkabi-Kreises*<sup>56</sup>);
4. liberal und assimilatatorisch ausgerichtete Gruppen wie die *Kameraden* (gegr. 1916), der *Jüdische Pfadfinderbund Deutschlands* (*J.P.D.*; gegr. 1928 als *Bund Jüdischer Pfadfinder* [*BJP*]; zunächst reiner Erziehungsbund mit Betonung von Scoutingmethoden; nach 1933 zunehmend zionistisch ausgerichtet; 1934 Zusammenschluss mit dem *Makkabi-Hazair* zum *J.P.D. – Makkabi Hazair*) oder der *Bund deutsch-jüdischer Jugend* (*BdjJ*; gegr. 1933; er war ein Zusammenschluss verschiedener jüdisch-liberaler und deutsch-patriotischer Jugendgruppen auf nationaler Ebene)<sup>57</sup>;
  5. revisionistisch-zionistische Bünde mit dem Ziel einer jüdischen Staatsgründung, wie der *Brith Trumpeldor* (gegr. 1924) und der *Betar* (gegr. 1933).<sup>58</sup>

Die Spannbreite reichte also von religiös-orthodoxen Gruppen bis hin zu sozialistisch orientierten Gruppen, in denen die Religion keine Rolle spielte (Döpp 1997, S. 104).

Gemeinsam war den verschiedenen Richtungen „das Judentum als das zentrale Moment der Selbstidentifikation“ (Döpp 1997, S. 106). „Judentum“ wurde dabei in einem ethischen, gefühls- und gesinnungsmäßigen Sinne aufgefasst (ebd.). Diese Entwicklung zeigte sich in der Erziehungsarbeit der Bünde. Die orthodoxen Bünde stellten die Religion ins Zentrum dieser Arbeit. Auch die nichtzionistischen und die im allgemeinen Sinne nationaljüdischen Bünde konzentrierten sich in ihrer Erziehungsarbeit auf jüdische Inhalte in ethischer, historischer und kultureller Hinsicht. Die zionistischen, besonders die chaluzisch (*Chaluz*, s. Glossar) ausgerichteten Bünde richteten ihre Erziehungsarbeit auf die Auswanderung nach Palästina und den Aufbau eines jüdischen Gemeinwesens in Palästina. Hier sollten die Ideale der Jugendbewegung im Gemeinschaftsleben im *Kibbuz* (s. Glossar) verwirklicht werden. (Döpp 1997, S. 107).

Rinott (1974, S. 81) meint, die Entstehung der Bünde sei nicht nur auf den Ausschluss der jüdischen Jugendlichen aus der nichtjüdischen Jugendbewegung zurückzuführen, sondern auch auf ein „awakening of Jewishness“. Der Beitritt der Jugendlichen zu den jüdischen Bünden sei Ausdruck des Wunsches gewesen, eine jüdische Gemeinschaft zu bilden. Das neue Gemeinschaftsleben habe an jüdischen Inhalten und Formen ausgerichtet sein sollen. „The search for paths leading ‚back to Judaism‘“ sei integraler Bestandteil der Arbeit und Ideologie der Bünde gewesen (ebd., S. 83).

### 3.2.2 Die jüdische Jugendbewegung 1933–1938

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten erlebte die jüdische Jugendbewegung einen starken Aufschwung. Während sie 1932 etwa 26.000 Mitglieder hatte und damit ca. 25–30% der jüdischen Kinder und Jugendlichen in Deutschland erfasste, hatte sie 1936 etwa 50.000 Mitglieder und erfasste damit ca. 60% von ihnen (Landenberger 1936, S. 100). Bis zum August 1933 hatten sich 97 Jugendver-

<sup>56</sup> Zum *Deutschen Makkabi-Kreis* s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.3.

<sup>57</sup> Die Dachorganisation aller sich in weltanschaulichen und religiösen Dingen als neutral verstehenden jüdischen Jugendvereine war der *Verband jüdischer Jugendvereine Deutschlands* (*VJJD*). Gegründet wurde er 1909. 1934 hatte er 6400 Mitglieder (Döpp 1997, S. 241).

<sup>58</sup> Übersichten zu den einzelnen Bünden mit ihrer weltanschaulichen Ausrichtung s. z.B. bei Döpp 1997, S. 241–243 oder Hetkamp 1994a, S. 67–69.

eine und -bünde dem „Reichsausschuß der jüdischen Jugendverbände“ angeschlossen, der von den Nationalsozialisten als alleiniger Verhandlungspartner und als verantwortliche Dachorganisation für die jüdischen Jugendverbände anerkannt worden war (Klönne 2003, S. 298).

Die Forschung nimmt an, der Aufschwung der jüdischen Jugendbewegung sei wesentlich in der zunehmenden Ausgrenzung jüdischer Kinder und Jugendlicher aus ihrer nichtjüdischen Umgebung begründet gewesen (Angress 1985, S. 27; Klönne 2003, S. 299). An den nichtjüdischen Schulen und von nichtjüdischen Freundeskreisen vielfach ausgeschlossen, seien die Jugendlichen auf der Suche nach einem neuen Freundeskreis zu den Jugendbünden gestoßen (Angress 1985, S. 28). Nach 1933, so Schatzker (1987, S. 168), seien die Bande jüdischer Jugendlicher zu ihrer „Peer Group“, zu Vorbildern und Identifizierungsmöglichkeiten sowie ihr Wertesystem zerbrochen. Die Jugendbünde hätten die Jugendlichen emotional aufgefangen, ihnen Sicherheit, Wärme, Freude am Jungsein und existentielle Werte vermittelt (Schatzker 1987, S. 168).<sup>59</sup> Mit den nur wenig älteren Gruppenleitern hätten die Kinder und Jugendlichen sich identifizieren können.<sup>60</sup>

Besonders zionistische Bünde erlebten nach 1933 einen regen Zulauf. Dies hatte mehrere Gründe: 1. der Zionismus erlebte schon vor 1933 und besonders nach 1933 allgemein einen Aufschwung; 2. nicht-zionistische Gruppen wurden nach der nationalsozialistischen Machtübernahme nach und nach verboten<sup>61</sup>; 3. die zionistischen Bünde boten den Jugendlichen eine konkrete Zukunftsperspektive, nämlich die Perspektive einer Auswanderung nach Palästina (Angress 1985, S. 25f.; Trefz 1999, S. 164). Der *Hechaluz*, der Dachverband der zionistischen Jugendorganisationen, verteilte z.B. 1937 80% der zur Einwanderung nach Palästina erforderlichen Zertifikate.<sup>62</sup> 1933 hatte der *Hechaluz* ca. 500 Mitglieder, in den folgenden Jahren stieg deren Zahl zeitweise auf bis zu 15.000 an (Hetkamp 1994a, S. 184; Trefz 1999, S. 164). Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme kam es zur Gründung neuer zionistischer Gruppierungen, bestehende Bünde richteten sich zunehmend zionistisch aus oder fusionierten mit zionistischen Gruppen.<sup>63</sup>

Angesichts zunehmender Diskriminierung und zunehmender Einschränkung beruflicher Möglichkeiten für jüdische Jugendliche im nationalsozialistischen Deutschland, rückten die berufliche Umschichtung und die Auswanderung nach Palästina, die *Alija* (s. Glossar) und deren Vorbereitung im Rahmen der *Hachschara* (s. Glossar), in den Mittelpunkt der Zielsetzung und Aufgabenstellung der zionistischen Bünde (Döpp 1997, S. 166; Trefz 1999, S. 164). Für einige der Bünde – so etwa für den *Habonim*, aber auch für den *Hechaluz* – bedeutete diese Entwicklung die Abkehr von allen schwärmerischen Idealen der Jugendbewegung im klassischen Sinne. Fahrten

---

<sup>59</sup> Viele der Befragten äußern sich in diese Richtung: Inge L. (16); Gloria L. (101); Hans F. (117); Mordechai (Max) N. (142); Henry Y. L. (154); s. auch in vorliegender Dissertation, Kap. 6.1 und 8.

<sup>60</sup> Einige der Befragten sprechen davon, dass sie die Gruppenleiter sehr bewunderten: z.B. MuG, Alon 2006, S. 15.

<sup>61</sup> 1936 wurde als letzter nichtzionistischer Bund der *Ring – Bund jüdischer Jugend* aufgelöst (Angress 1985, S. 26; Ginzel 1993, S. 231).

<sup>62</sup> Bis 1938 nahmen 23.230 Jugendliche an der *Hachschara* (s. Glossar) des *Hechaluz* teil (Trefz 1999, S. 164).

<sup>63</sup> Als Reaktion auf die Ereignisse des Jahres 1933 etablierten sich die *Junggruppen der Berliner zionistischen Vereinigung*, richteten sich die *Werkleute* eindeutig zionistisch aus, schloss sich der *Jüdische Pfadfinderbund Deutschlands (J.P.D.)* dem zionistischen *Makkabi Hazair* an. Der vereinigte *J.P.D. – Makkabi Hazair* wurde zum größten jüdischen Jugendbund in Deutschland (Ginzel 1993, S. 230f.; Meier-Cronemeyer 1983, S. 11).

und Wandern wurden als überholte, kindliche und bürgerliche Überbleibsel bewertet; eine möglichst schnelle Auswanderung der Bundesangehörigen wurde Mittelpunkt ihrer Bestrebungen (Döpp 1997, S. 163; Trefz 1999, S. 164).

Andere Gruppierungen – wie etwa der *Haschomer Hazair*, der *J.P.D. – Makkabi Hazair* oder die *Werkleute* – versuchten hingegen, auch nach der nationalsozialistischen Machtübernahme das bündische Leben mit Fahrten, Wandern und Heimabenden soweit wie möglich aufrechtzuerhalten oder sogar zu intensivieren. Für sie behielten diese Aktivitäten ihre zentrale Bedeutung, auch wenn es immer schwieriger wurde, ihnen nachzugehen (Döpp 1997, S. 164; Trefz 1999, S. 164).<sup>64</sup> Denn, so Pilarczyk (2006, S. 44f.), gerade diese Fahrten, die gemeinsamen Unternehmungen – neben der kameradschaftlichen Atmosphäre in den Gruppen und der Bewunderung für die älteren Gruppenleiter – machten die Anziehungskraft der Bünde aus und banden die Kinder und Jugendlichen emotional an diese.

Nach 1937, so Döpp (1997, S. 167), verlor die jüdische Jugendbewegung an Integrationskraft und die Mitgliederzahlen sanken. Dies habe daran gelegen, dass die Bünde bis zu diesem Zeitpunkt immer mehr zu reinen „Hilfsorganisationen“ bei der Auswanderungsvorbereitung und bei beruflichen Umschichtungsmaßnahmen geworden waren (ebd.). In der Realität des Alltags seien viele der ursprünglichen Ideale der Jugendbewegung dem „Kampf ums Überleben“ untergeordnet worden und der Bewegungskarakter habe aufgrund der auswanderungsbedingten personellen Ausdünnung der Bünde kaum noch Schubkraft entwickeln können (ebd.). Viele jüdische Kinder und Jugendliche hätten sich in eine private Sphäre zurückgezogen (ebd.; Trefz 1999, S. 165). Der „Reichsausschuß der jüdischen Jugendverbände“ ging Anfang 1938 davon aus, dass etwa 90% der in Deutschland verbliebenen 14–25-Jährigen jüdischen Jugendlichen in keinem der Jugendbünde organisiert waren (Döpp 1997, S. 158).

Nach der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 wurden auch die jüdischen Jugendbünde verboten, denen aufgrund ihrer eindeutigen Zielrichtung hin auf eine Auswanderung nach Palästina bis zu diesem Zeitpunkt von den nationalsozialistischen Machthabern noch eine Existenz gewährt worden war. Als letzte Jugendorganisation wurde am 4. September 1939 der *Hechaluz* verboten (Trefz 1999, S. 166).

### 3.2.3 Lebensgeschichtliche Dimension

Die jüdischen Jugendbünde nahmen im Leben der Kinder und Jugendlichen als Orte des sozialen Kontaktes, des Beisammenseins mit Gleichaltrigen und als Orte der Freizeitgestaltung eine wichtige Position ein.

Bereits vor 1933, so die Forschung (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2.1), waren sie Orte, an denen die Kinder und Jugendlichen in Kontakt mit ihrer Religion kamen. Diese habe in der Erziehungsarbeit der Bünde im Mittelpunkt gestanden oder zumindest große Bedeutung gehabt. Das Judentum sei das „zentrale Moment der

---

<sup>64</sup> Schon 1933 wurden die jüdischen Jugendverbände und -bünde aus dem Jugendherbergswerk ausgeschlossen. Im Laufe des Sommers und Herbstes 1934 wurden die Betätigungsmöglichkeiten der jüdischen Jugendbünde immer stärker eingeschränkt; Wanderungen, Fahrten, Lager, Heimabende und sonstige Veranstaltungen mussten bei der Gestapo angemeldet werden. Den Mitgliedern der Bünde wurde außerdem verboten, in einheitlicher Kleidung aufzutreten und Wimpel oder Abzeichen zu tragen (Klönne 2003, S. 299). Diese Verbote, so Klönne (ebd.), leiteten eine Ghettoisierung der jüdischen Jugendverbände ein und trafen die jüdischen Jugendlichen in ihrem Selbstwertgefühl. Gerade das Tragen der Kluft war ein wichtiges Symbol jugendbewegter Kultur.

Selbstidentifikation“ (Döpp 1997, S. 106), und bereits vor 1933 sei der Beitritt Kinder und Jugendlicher zu den jüdischen Jugendbünden Ausdruck eines „Awakenings of Jewishness“ gewesen (Rinott 1974, S. 81).

Während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft gewannen weitere Aspekte an Bedeutung. So wurde z.B. das Gemeinschaftsleben, angesichts zunehmender staatlich sanktionierter Diskriminierungen und der Ausgrenzung der Kinder und Jugendlichen aus dem staatlichen Schulsystem (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.1) und der nichtjüdischen Öffentlichkeit, zunehmend wichtig (Klönne 2003, S. 299).

Die jüdische Jugendbewegung, so die Forschung, wurde für die Kinder und Jugendlichen zu einem Halt in ihrem Leben.<sup>65</sup> Besonders habe das für diejenigen von ihnen gegolten, denen das Elternhaus in einer Zeit zunehmender Verunsicherung und wirtschaftlicher Schwierigkeiten einen nur noch unzureichenden Halt bieten konnte, und besonders dort, wo das jüdische Schulwesen, das sich 1933 erst im Aufbau befand, die Kinder und Jugendlichen noch nicht in eigenen Schulen auffangen konnte (so z.B. in Düsseldorf; Döpp 1997, S. 201; Ladenberger 1936, S. 103; Schatzker 1987, S. 168). Die Bünde, so Döpp (1997, S. 186f., 191f.), boten den Jugendlichen eine feste Identifikationsgröße. Denn während Elternhaus und jüdisches Schulwesen zunächst uneindeutig und zögernd auf die veränderte Lebenswirklichkeit nach 1933 reagierten, zeichneten sich die Bünde durch eine geradlinige weltanschauliche Haltung aus. Vielfach seien die Älteren in den Bünden den Jüngeren ein Vor- und Leitbild gewesen, an dem diese sich hätten orientieren können.

Die jüdische Jugendbewegung gewann, so die Forschung und zeitgenössische Aussagen, während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft an Einfluss in der Erziehungsarbeit und trat als „dritter Erziehungsfaktor“ (Wolff 1934, S. 2; zur Bedeutung der Bünde als Erziehungsfaktor s. auch in vorliegender Dissertation, Kap. 8) neben die traditionellen Erziehungsinstanzen Elternhaus und Schule (Döpp 1997, S. 201). Der „Reichsausschuß der jüdischen Jugendverbände“ war z.B. im Rahmen der Schulabteilung der „Reichsvertretung der Juden in Deutschland“ in deren Arbeit auf dem Gebiet der Erziehung eingebunden (ebd.).

Die Forschung nimmt weiter an, die jüdische Jugendbewegung sei für die jüdischen Kinder und Jugendlichen nach der nationalsozialistischen Machtübernahme zum wichtigsten sozialen Raum für eine Identitätsbildung geworden (Klönne 2003, S. 299). Für viele von ihnen sei der Bund die einzige Institution gewesen, die ihnen jüdisches Wissen und jüdisches Bewusstsein vermittelte und die ihnen die Möglichkeit zur Einordnung in eine Gemeinschaft Gleichaltriger bot (Döpp 1997, S. 201).

Die Kinder und Jugendlichen hätten in den Bünden Solidarität in einer Gemeinschaft Gleichaltriger gefunden, die ihre Erfahrungen teilten (Döpp 1997, S. 166). Wie die Erwachsenen, die sich nach der nationalsozialistischen Machtübernahme verstärkt den jüdischen Gemeinden zuwandten, hätten sich die Kinder und Jugendlichen auf der Suche nach Solidarität verstärkt den Jugendbünden zugewandt. Die Bünde seien Orte gewesen, an dem die aus ihren normalen Lebensräumen zunehmend aggressiv heraus gedrängten Kinder und Jugendlichen unbeschwert und geeint durch die allerorten ähnlich durchlebten Erfahrungen zusammenfinden konnten. (ebd.)

---

<sup>65</sup> S. hierzu die Interviews bei Jutta Hetkamp 1994b, z.B. S. 178: „Die Jugendbewegung war für uns ein Halt, nachdem einem der Halt nach 1933 genommen wurde. Die Jugendbewegung war für uns der Platz, wo wir zu Hause waren und wo wir den innerlichen Halt [...] erhielten“. Ebenso: Aaron J. (15); Inge L. (17); Chaja C. (49); Roseman 2000, S. 83.

Der Jugendbund sei für die Kinder und Jugendlichen ein „sicherer Ort“ und Sammelplatz gewesen (Döpp 1997, S. 182). Die Gemeinschaft des Bundes sei für viele von ihnen zu einer zweiten Familie geworden, in der sie ihre emotionalen Bedürfnisse befriedigen konnten (ebd., S. 192). Die Jugendbünde hätten in ihren Gruppen eine Atmosphäre geschaffen, in der sich die Kinder und Jugendlichen geborgen fühlen konnten (Pilarczyk 2006, S. 33).

Die Aktivitäten in den Jugendbünden hätten den Kindern und Jugendlichen ermöglicht, sich zumindest zeitweise von der Not des Alltags abzulenken. Döpp (1997, S. 192) meint außerdem, dass die starke Fixierung auf ein Leben in Palästina in den zionistischen Bünden die deutschen, außerhalb des Bundes liegenden Verhältnisse, für die Kinder und Jugendlichen in den Hintergrund treten ließ. Der Ausblick auf eine Zukunft in Palästina sei für viele Jugendliche zu einem „Hoffnungsschimmer an einem immer dunkler werdenden Horizont“ geworden (Trefz 1999, S. 165).

Besonders wichtig sei die Zugehörigkeit zu und die Anerkennung durch eine Gruppe in Hinblick auf die Kompensation von Minderwertigkeitsgefühlen gewesen, die bei den Kindern und Jugendlichen durch die staatliche Diskriminierung, Propagandadarstellungen und die Ausgrenzung seitens der nichtjüdischen Umwelt entstanden (Hetkamp 1994a, S. 175). Zu den erklärten Erziehungszielen der Bünde habe gehört, den Kindern und Jugendlichen beizubringen, Selbstbewusstsein aus der Zugehörigkeit zu einer Gruppe, aus dem sportlichen und spielerischen Messen mit anderen bei Aktivitäten der Gruppe sowie aus der Akzeptanz durch einen älteren, ihnen emotional zugewandten Gruppenleiter zu gewinnen (Pilarczyk 2006, S. 33). Die Bünde hätten ihren Mitgliedern jüdisches Wissen, Werte und eine bewusst jüdische Identität vermittelt. Das habe dazu beigetragen, dass sich die Kinder und Jugendlichen bewusst als Juden fühlen und sich mit Stolz der jüdischen Gemeinschaft zurechnen konnten (Angress 1985, S. 28).

In das Leben der jüdischen Gemeinden waren die Jugendbünde vor und nach 1933 integriert. In Düsseldorf und Essen z.B. unterstützten die Gemeindeverantwortlichen die Bünde in ihrer Arbeit und stellten ihnen Räumlichkeiten für ihre Treffen zur Verfügung; über die Aktivitäten der Bünde wurde in den Gemeindezeitungen berichtet. In Essen ging die Initiative zum Bau des gemeindeeigenen Jugendheims vom Gemeinderabbiner Dr. Hugo Hahn aus, der den Jugendbünden mit dem Jugendheim einen Ort für ihre Treffen schaffen wollte (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.3.2). Die Bünde übernahmen ihrerseits wichtige Aufgaben, z.B. im Bereich der Freizeitgestaltung. Sie boten Ausflüge, Fahrten und andere Aktivitäten an. Im Gemeindeleben spielten sie eine bedeutende Rolle. Zu ihren Veranstaltungen wurden die Eltern der Kinder und Jugendlichen und andere Gemeindemitglieder eingeladen.

Wie die Beispiele Düsseldorf und Essen weiterhin zeigen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.3.1, 4.3.2 und 4.3.3), waren es bis 1933 besonders die neutralen oder assimilatordisch ausgerichteten Bünde, die den größten Zulauf unter den Kindern und Jugendlichen zu verzeichnen hatten. Die zionistischen Bünde gewannen erst nach 1933 an Bedeutung. Viele Eltern und Verantwortlichen der jüdischen Gemeinden standen den zionistischen Bünden bis 1933 eher skeptisch oder ablehnend gegenüber.

Nach 1933 gewannen die Jugendbünde für die Kinder und Jugendlichen und im Leben der Gemeinden an Bedeutung (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2.2). Angesichts von Ausgrenzung und Diskriminierung durch die nichtjüdische Umwelt wurde die Möglichkeit zum Zusammensein in einer Gruppe Gleichaltriger für die Kinder und Jugendlichen zunehmend wichtig. In den zionistischen Bünden gab die Aussicht auf eine Auswanderung nach Palästina den Jugendlichen eine Zukunftspers-

spektive (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 8). In Bezug auf die Gemeinden übernahmen die Jugendbünde nach 1933 besonders praktische Aufgaben, etwa im Bereich der Wohlfahrt oder die berufliche Umschichtung der Jugendlichen (ebd.).

### 3.3 Der jüdische Sport

#### 3.3.1 Der jüdische Sport vor 1933

Eine eigene jüdische Turnbewegung entwickelte sich in Deutschland um die Wende zum 20. Jahrhundert. Ihre Gründung war maßgeblich von drei Faktoren beeinflusst: 1. vom Aufkommen des Zionismus Ende des 19. Jahrhunderts<sup>66</sup>, 2. vom zunehmenden Antisemitismus in Deutschland, 3. von den Ideen des Darwinismus.

Anstoß zur Gründung des ersten jüdischen Turnvereins in Deutschland, des *Bar Kochba Berlin*, im Jahre 1898 gab der 1. Zionistenkongress 1897 in Basel (Bernett 1986, S. 223; Mayer 1994, S. 293). Auf dem 2. Zionistenkongress, 1898 in Basel, prägte Max Nordau in Auseinandersetzung mit antisemitischen Vorwürfen eines körperlich „degenerierten“ Judentums den programmatischen Begriff vom „Muskeljudentum“ (zit. nach Bernett 1978, S. 38<sup>67</sup>). Als Mittel zu der, von ihm als notwendig erachteten, körperlichen Regeneration der Juden forderte er eine jüdische Turn- und Sportbewegung, von der er sich positive Auswirkungen auf das jüdische Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl versprach (Boeti 1995, S. 10f.). Die Entwicklung des jüdischen Sports in Deutschland, so Bernett (1986, S. 223), stand von Beginn an „im Zeichen der Selbstfindung und Selbstbehauptung gegenüber einer Umwelt, die offen oder potentiell antisemitisch gestimmt [war]“.

Zunächst stand das Turnen im Mittelpunkt der jüdischen Sportbewegung. Es schien geeignet, die Ziele der körperlichen Ertüchtigung und der Erziehung hin zur national-jüdischen Idee miteinander verbinden zu können ([www.ghwk.de/sonderausstellung/sport/sport2.htm](http://www.ghwk.de/sonderausstellung/sport/sport2.htm); 22.10.2007). Das Programm des Turnvereins *Bar Kochba Berlin* z.B. sah die Stärkung des „schlaffen jüdischen Leibes“, die Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls unter den Juden, die Stärkung ihres Selbstbewusstseins und die Wiederbelebung „jüdischer Ideale“ vor (Was wir wollen! In: *Jüdische Turnzeitung*, Jg. 1, Heft 1 vom Mai 1900, S. 1). Der *Bar Kochba* wollte seine Mitglieder in Stand setzen, dem Antisemitismus „mutig und mit Energie entgegenzutreten“, wollte „ein edles Nationalgefühl pflegen“ (ebd.).

Am Beispiel des *Bar Kochba Berlin* orientiert, wurden in den Jahren nach 1898 in Deutschland und in einigen Ländern Osteuropas weitere jüdische Turnvereine gegründet. 1903 schlossen sich elf dieser Vereine im deutschsprachigen Raum zur *Jüdischen Turnerschaft* zusammen. Sie zählte damals ca. 2000 Mitglieder. Die *Jüdische Turnerschaft* war der national-jüdischen Idee verpflichtet und sah im Turnen ein Mittel zur „Hebung des jüdischen Stammes“ im Sinne dieser Idee (Lichter 1992, S. 11). Sie betonte die gemeinsame Abstammung der Juden, ihre Geschichte sowie die heroischen Qualitäten des antiken Judentums. Sie wollte durch das Mittel des

---

<sup>66</sup> Sie war ebenso verbunden mit der Idee von einem nationalen Judentum; s. hierzu die Rede des Prof. Dr. Mandelstamm auf dem 2. Zionistenkongress: Rede des Hrn. Prof. Dr. Mandelstamm, Kiew. In: *Der Israelit*, Jg. 39, Heft 69 vom 01.09.1898, S. 1271f., 1275f.

<sup>67</sup> In der Rede von Dr. Max Nordau auf dem 2. Zionistenkongress konnte ich diesen Begriff nicht nachweisen; s. Rede des Herrn Dr. Nordau. In: *Der Israelit*, Jg. 39, Heft 68 vom 29.08.1898, S. 1259–1262.

Turnens Selbstbewusstsein und das Bewusstsein einer eigenen Nationalität bei ihren Anhängern erzeugen (Bernett 1978, S. 38; Lichter 1992, S. 10).

Die jüdischen Sport- und Turnvereine eröffneten ihren Mitgliedern ein breites Spektrum an Aktivitäten und Erfahrungen, die auf die Wiederentdeckung und Festigung jüdischer Traditionen und eines nationaljüdischen Bewusstseins zielten. Die jüdischen Feste wurden gefeiert, Ausflüge und Wanderfahrten verstärkten das Gefühl der Zusammengehörigkeit und „Heimabende“ vertieften das Wissen über jüdische Geschichte und Kultur ([www.ghwk.de/sonderausstellung/sport/sport2.htm](http://www.ghwk.de/sonderausstellung/sport/sport2.htm); 22.10.2007).

Bis zum Ersten Weltkrieg verlief die Entwicklung der jüdischen Sportbewegung ungebrochen. Sie profitierte vom allgemeinen Aufschwung des Sports zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Hatten sich jüdische Turn- und Sportvereine anfangs auf die großen Städte konzentriert, wurden bald auch in kleineren Städten und Landgemeinden jüdische Turn- und Sportvereine gegründet (Boeti 1995, S. 19; Lichter 1992, S. 12). Die *Jüdische Turnerschaft* konnte die Zahl ihrer Mitglieder bis zum Ersten Weltkrieg steigern, wenn es ihr auch nicht gelang, die Mehrheit derjenigen jüdischen Sportler zu gewinnen, die der *Deutschen Turnerschaft* angehörten (Boeti 1995, S. 13).

Der Erste Weltkrieg brachte hohe Verluste innerhalb der *Jüdischen Turnerschaft* und dessen Ende bedeutete für diese einen ideologischen und organisatorischen Neuanfang. Die Balfour-Deklaration<sup>68</sup> von 1917 brachte der zionistischen Bewegung einen neuen Aufschwung und belebte die Hoffnungen auf die baldige Gründung eines eigenen jüdischen Staates. Die *Jüdische Turnerschaft* vollzog einen ideologischen Wandel von der national-jüdischen Idee hin zum Zionismus (Boeti 1995, S. 20).<sup>69</sup>

1921 wurde im Sinne einer globalen zionistischen Idee ein weltweiter Verband zionistischer Turn- und Sportvereine, der *Makkabi-Weltverband*, gegründet. Die ehemalige *Jüdische Turnerschaft* schloss sich als *Deutscher Makkabi-Kreis* diesem internationalen Verband an, der sich aus den jeweiligen Kreisen der Mitgliedsländer zusammensetzte. Neben der körperlichen Erziehung war die Erziehung der Mitglieder hin zum Zionismus das Hauptziel der *Makkabi-Vereine*. Für den Erwerb des *Makkabi-Sportabzeichens* mussten, neben sportlichen Leistungen, auch Kenntnisse des Hebräischen, der jüdischen Geschichte und des Zionismus nachgewiesen werden. In ihrer Organisation zeigten die *Makkabi-Vereine* mit Festen, Turntagen, Wettkämpfen und Auszeichnungen dasselbe Erscheinungsbild wie die traditionellen Turnvereine (Boeti 1995, S. 20). Während der Weimarer Republik waren die *Makkabi-Vereine* völlig in den allgemeinen Sportbetrieb integriert und zeichneten sich durch Erfolge auch im Leistungssport aus (Lichter 1992, S. 12).<sup>70</sup>

Die „zweite Säule“ des jüdischen Sports in Deutschland, neben dem *Deutschen Makkabi-Kreis*, war der Turn- und Sportverband *Schild des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten (RjF)* (Bernett 1978, S. 49). Der *RjF* war 1919 als Bund jüdischer Kriegsteilnehmer des Ersten Weltkrieges gegründet worden. Ziel des Vereins war die Abwehr des Antisemitismus. Seine Aktivitäten, auch der Sport, sollten diesem Ziel

---

<sup>68</sup> Im November 1917 sagte der damalige britische Außenminister James Balfour in einem Brief an den prominenten britischen Zionisten Lionel Walter Rothschild, 2. Baron Rothschild, die Unterstützung der britischen Regierung bei der Schaffung einer „Heimstätte“ für das jüdische Volk in Palästina zu.

<sup>69</sup> Das Streben nach einem eigenen jüdischen Staat, wie es z.B. Theodor Herzl in seinem Buch „Der Judenstaat“ vertrat, war zunächst nicht zwangsläufig mit der Forderung nach einem *Land Israel* in Palästina verbunden.

<sup>70</sup> So etwa der *Bar Kochba Berlin* und der *Hakoah Wien* in Fußball und Leichtathletik (Boeti 1995, S. 20).

dienen (Lichter 1992, S. 13). Genau wie die *Jüdische Turnerschaft* bzw. die Vereine des *Deutschen Makkabi-Kreises*, strebte der *Schild* die körperliche Ertüchtigung seiner Mitglieder mit dem Ziel an, antisemitische Vorstellungen von einer körperlichen Minderwertigkeit der Juden zu entkräften. Dabei wurde die Abwehr des Antisemitismus auch in einem praktischen Sinne verstanden: Die Mitglieder des *Schild* sollten durch den Sport in die Lage versetzt werden, sich gegen handgreifliche antisemitische Angriffe zur Wehr setzen zu können.<sup>71</sup> Kampfsportarten wie etwa Jiu Jitsu hatten große Bedeutung im Sportangebot der Vereine des Sportverbandes des *RjF* (Lichter 1992, S. 13). Auch der Name *Schild* des 1925 in das Amtregister eingetragenen Turn- und Sportverbandes des *RjF* sollte soldatische Haltung und Abwehrbereitschaft seiner Mitglieder gegen den Antisemitismus zum Ausdruck bringen (Lichter 1992, S. 14).

Ideologisch war der *RjF* eindeutig auf ein Bekenntnis zum Deutschtum ausgerichtet. Als Reaktion auf den Antisemitismus strebte er eine verstärkte Assimilation der Juden in Deutschland an.<sup>72</sup> Er wollte nur an Orten eigene Sportgruppen gründen, an denen es für Juden keine andere Möglichkeit zur sportlichen Betätigung gab (Lichter 1992, S. 14). Für den *RjF*, der laut Satzung nur ehemalige Kriegsteilnehmer als Mitglieder in seinen Reihen aufnahm, war der Sport außerdem Mittel, die jüdische Jugend anzusprechen und über die seinem Sportverband angegliederten Vereine eine Nachwuchsorganisation für den Bund zu schaffen (Bernett 1978, S. 50; Boeti 1995, S. 21f.). 1923 forderte der *RjF* seine Mitglieder auf, seine Bemühungen zu unterstützen, die jüdischen Jugendorganisationen aller Richtungen für seine Ziele zu gewinnen und ihre Mitglieder für eine körperliche und sittliche Ertüchtigung zu begeistern (Lichter 1992, S. 13). Erste Jugend- und Sportgruppen begannen, sich dem *RjF* anzuschließen (Mayer 1994, S. 294). Bis 1933 bleiben sie diesem über den Sportverband *Schild* aber nur lose angegliedert (Dunker 1977, S. 164; Lichter 1992, S. 14).

Ferner existierte der 1925 gegründete *Verband jüdisch neutraler Turn- und Sportvereine Westdeutschlands (VINTUS)*. Er war ein Zusammenschluss von 18 jüdischen, weltanschaulich und politisch neutralen Sportvereinen in Westdeutschland (Bernett 1978, S. 63).<sup>73</sup> Die Initiative zu seiner Gründung ging vom *Hakoah Essen* (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.4.2) aus, nachdem dessen Antrag auf Aufnahme in den Westdeutschen Spiel-Verband im Juli 1924 abgelehnt worden war. Die Mitgliedschaft in diesem Verband war Voraussetzung für die Teilnahme an Wettkämpfen mit paritätischen Vereinen. Der *Hakoah Essen* befürchtete, mangels der Möglichkeit, sich im Wettkampf mit anderen Vereinen messen zu können, eine Abwanderung seiner Mitglieder in die paritätischen Vereine. Um Wettkampfmöglichkeiten zu schaffen, wurde 1925 der *VINTUS* gegründet. Er sollte als politisch-neutraler Verband der jüdischen Turn- und Sportbewegung eine breitere Basis in Westdeutschland geben. 1925 hatte der *VINTUS* ca. 3000 Mitglieder (Boeti 1995, S. 45f.). Der *VINTUS* bestand bis zum Beginn der NS-Zeit. 1934 wurde er aufgelöst und die meisten seiner Vereine in den *Deutschen Makkabi-Kreis* integriert (ebd., S. 51).

---

<sup>71</sup> Auch ehemalige Schüler der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen berichten, der Sport, besonders das Boxen, hätte zur Selbstverteidigung gegen Angriffe, z.B. durch Mitschüler an nichtjüdischen Schulen, beigetragen: Uri A. (34); Horst C. (93).

<sup>72</sup> Zum *RjF* s. z.B. Dunker 1977.

<sup>73</sup> Dem *VINTUS* schlossen sich Vereine aus Köln, Aachen, Düsseldorf, Mönchengladbach, Gelsenkirchen, Dortmund, Elberfeld, Osnabrück und Hannover an (Boeti 1995, S. 45).

### 3.3.2 Der jüdische Sport 1933–1938

1933 wurden jüdische Mitglieder aus den meisten der nichtjüdischen Turn- und Sportvereine und -verbände ausgeschlossen. Schon im Frühjahr des Jahres schlossen die Deutsche Turnerschaft, der Deutsche Schwimmverband, die Boxsportverbände, der Ruderverband und andere Sportverbände „nichtarische“ Mitglieder aus. (Bernett 1986, S. 227f.). Die jüdischen Sportler strömten nun in die jüdischen Sportvereine. Die jüdische Sportbewegung, die vor 1933 nur eine Minderheit der Juden in Deutschland hatte mobilisieren können, wurde zur Massenbewegung (Friedler 1998, S. 73). Während im *Deutschen Makkabi-Kreis* 1933 noch 25 Vereine mit etwa 8000 Mitgliedern organisiert waren, stieg ihre Zahl innerhalb eines Jahres auf 79 Vereine mit 18.000 Mitgliedern (Bernett 1978, S. 45). Die Zahl der Vereine, die dem Sportbund *Schild* des *RjF* angeschlossen waren, stieg von 90 im Jahre 1933 auf 156 im Jahre 1934, die Zahl ihrer Mitglieder im selben Zeitraum von 7000 auf 17.000 (Dunker 1977, S. 166).

Am 30. Mai 1933 hatte der *RjF* seine bis dahin nur locker über den Sportverband *Schild* an den Bund angeschlossenen Sportgruppen in Form eines Sportbundes organisatorisch enger zusammengeführt. Jetzt mehrte sich die Zahl der Vereinsgründungen im *Schild* und es entwickelte sich ein lebhafter Sportbetrieb mit Kampfsportarten, Leichtathletik, Wassersport, Fechten und Skilaufen (Bernett 1978, S. 61).

Im Sportbereich des *RjF* wandte man sich nach 1933 besonders der Jugendarbeit zu. Der *RjF* verzichtete auf die Bildung eigener Jugendgruppen und versuchte, die Jugend über den Sport und die Zusammenarbeit mit Jugendbünden wie dem *Schwarzen Fähnlein* und dem *Bund deutsch-jüdischer Jugend (BdjJ)* für seine Ideen und Ziele zu gewinnen (Dunker 1977, S. 167). Ziel des Sports in den, dem *RjF* angeschlossenen, Vereinen war es, junge jüdische Menschen, die der vaterländischen Gesinnung des *RjF* nahe standen, zu „gesunden, starken und bewussten deutschen Juden“ zu erziehen (Bernett 1978, S. 50). Im Mittelpunkt des Konzeptes der Jugendarbeit des *RjF* stand die Erziehung der Jugendlichen hin zu verantwortungsvoller und tadelloser Lebensführung, zum vorbehaltlosen Bekenntnis zum Deutschtum, zu den jüdischen Traditionen und den religiösen Idealen des Judentums (Dunker 1977, S. 170). Im *Schild* wurden Lebensformen aufgegriffen, die für die nichtjüdische Jugendbewegung charakteristisch waren (Bernett 1978, S. 57). Die Erziehung der Kinder und Jugendlichen innerhalb der Sportvereine des *RjF* war außerdem stark von soldatischen Idealen beeinflusst: Bis 1935 begründete der *RjF* sein Programm der körperlichen Erziehung in den Sportvereinen u.a. damit, einen Ersatz für den Ausfall der allgemeinen Wehrpflicht schaffen zu wollen (Bernett 1978, S. 58f.; Dunker 1977, S. 171).

Im *Deutschen Makkabi-Kreis* besann man sich nach 1933 stärker als zuvor auf die eigene „ethnische Substanz“ (Bernett 1978, S. 40). Der politische Zionismus entwickelte sich zur allgemeinen Überzeugung im *Makkabi-Kreis* (ebd.). Die Sporterziehung in seinen Vereinen sollte mit der zunehmenden Auswanderung von Juden aus Deutschland der psychischen und physischen Vorbereitung potentieller Auswanderer dienen. Erziehung zur Disziplin, Ausdauer und Geschicklichkeit sollte Verhaltensqualitäten stärken, die besonders für eine Auswanderung nach Palästina als notwendig erachtet wurden (Bernett 1978, S. 115).

Wie beim *RjF*, gewann auch beim *Makkabi-Kreis* die Jugenderziehung nach 1933 stark an Bedeutung. Sie wurde zunehmend auf eine Auswanderung von Jugendlichen nach Palästina hin ausgerichtet (Schilde 1989, S. 170). Vor allem im Jugendbund des *Makkabi-Kreises*, dem *Makkabi Hazair* (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2), sollten Jugendliche durch die Ausbildung in handwerklichen und landwirtschaftli-

chen Berufen im Rahmen der *Hachschara* (s. Glossar) auf die Auswanderung nach Palästina vorbereitet werden (Friedler 1998, S. 56). Auch der Sport in den *Makkabi*-Vereinen sollte die Kinder und Jugendlichen physisch auf eine Auswanderung vorbereiten. Diesem Ziel wurde das sportliche Programm angepasst: Nicht die Höchstleistung einzelner, sondern die körperliche Grundausbildung und Fitness aller Vereinsmitglieder sollte Ziel des Sportprogramms sein. Möglichst viele Menschen sollten auf die körperlichen und seelischen Strapazen einer Auswanderung vorbereitet werden (Bernett 1986, S. 231f.; Friedler 1998, S. 80f.; Schilde 1988, S. 53).

Die Praxis des Sportbetriebes gestaltete sich unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft schwierig. Der Ausschluss der jüdischen Sportvereine aus den nichtjüdischen Sportverbänden im Frühjahr 1933 ließ ihre Wettkampftätigkeit zunächst zusammenbrechen (Bernett 1986, S. 230f.). Bald aber begann der *Deutsche Makkabi-Kreis*, eigene Programme und ein Ligasystem aufzustellen, das das Austragen von Meisterschaften und Rundenspielen unter den jüdischen Sportvereinen ermöglichte (Bernett 1978, S. 44).

Am 18. Juli 1934 verfügte der Reichssportkommissar „Richtlinien für den Sportbetrieb von Juden und sonstigen Nichtariern“<sup>74</sup>. Die Bildung und Betätigung jüdischer Sportvereine sollte grundsätzlich zulässig sein. Die jüdischen Sportvereine mussten sich zwangsweise einer vom Reichssportkommissar anzuerkennenden „Arbeitsgemeinschaft“ anschließen.<sup>75</sup> Die Benutzung von Sportstätten durch jüdische Vereine sollte gestattet sein, solange diese nicht von nichtjüdischen Vereinen beansprucht wurden. Am 15. September 1934 gab der Reichssportführer in nicht veröffentlichten „Richtlinien für den Sportbetrieb von Juden und Nichtariern“ bekannt, dass die Organisationen *Schild* und *Makkabi* die Anerkennung des Reichsarbeitsministers, des Reichsinnenministers, des Stellvertreters des „Führers“ und der Gestapo erhalten hatten und verfügte, dass eine Erschwernis des Sportbetriebs dieser Verbände auf lokaler Ebene zu vermeiden sei (Walk [Hg.] 1981, S. 92).<sup>76</sup> In der Praxis sah es auf lokaler Ebene allerdings anders aus: Vielfach wurden Benutzungszeiten öffentlicher Turn- und Sportanlagen für die jüdischen Vereine eingeschränkt, die Benutzung von Schwimmbädern verboten oder Turn- und Sportanlagen vollständig entzogen (Boeti 1995, S. 72; Lichter 1992, S. 40).<sup>77</sup>

Angesichts dieser Schwierigkeiten begannen die jüdischen Sportorganisationen innerhalb kurzer Zeit damit, eigene Übungsstätten zu schaffen (Mayer 1994, S. 302).<sup>78</sup> Bernett (1986, S. 230f.) meint, gerade in den ersten Jahren der nationalsozialistischen

---

<sup>74</sup> Zu den Richtlinien s. „Die Neuregelungen für den jüdischen Sport“. In: JR, Jg. 39, Nr. 80 vom 05.10.1934, S. 11.

<sup>75</sup> Diese „Arbeitsgemeinschaft“ wurde im September 1934 als „Reichsausschuß jüdischer Sportverbände“ gegründet.

<sup>76</sup> Die Zurückhaltung der Nationalsozialisten in Bezug auf eine Unterdrückung des jüdischen Sports in den ersten Jahren ihrer Herrschaft erklärt sich dadurch, dass sie die Abhaltung der für 1936 in Deutschland geplanten Olympischen Spiele nicht gefährden und eine außenpolitische Isolierung des Reiches vermeiden wollten (Zielke 1997, S. 136).

<sup>77</sup> In Düsseldorf wurden dem *Makkabi* im April 1933 seitens der Stadtverwaltung sämtliche Sportplätze und Turnhallen entzogen. Zwar erhielt er im Mai 1933 einige seiner Turnhallen zurück, aber die Benutzung öffentlicher Sportstätten war erschwert und die Zahl der von der Stadt bewilligten Übungsstunden an diesen Stätten rückläufig. 1936 wurde Juden die Benutzung städtischer Schwimmbäder in Düsseldorf untersagt („Ausschluß der Juden aus den Schwimm- und Badeanstalten“. In: Rheinische Landeszeitung, Düsseldorf Stadt-Anzeiger, Nr. 39 vom 09.02.1936, o.S.; s. auch in vorliegender Dissertation, Kap. 4.4.1).

<sup>78</sup> 1936 konnte der *Makkabi* Düsseldorf eine neue, vereinseigene Turnhalle an der Königsberger Straße, eine umgebaute Fabrikhalle, eröffnen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.4.1; Zielke 1997, S. 136).

Herrschaft hätten die jüdischen Sportler eine Motivation und einen Leistungswillen entwickelt, der aus der Notwendigkeit zur Selbstbehauptung genährt worden sei. Die sportlichen Aktivitäten der jüdischen Sportverbände hätten 1934/35 ein nie gekanntes Ausmaß erreicht. Kurz nach dem zwangsweisen Zusammenschluss von *Schild* und *Makkabi* im „Reichsausschuß jüdischer Sportverbände“ im September 1934 gehörten diesem Verband 250 Vereine mit insgesamt 35.000 Mitgliedern an; 1936 waren es mehr als 40.000 Mitglieder (Friedler 1998, S. 73). Den politischen Repressionen zum Trotz, so Bernett (1978, S. 77), breitete sich innerhalb der jüdischen Sportbewegung nach der nationalsozialistischen Machtübernahme eine Zuversicht aus, die an sich in der jüdischen Sportpresse häufenden Vokabeln wie „Vormarsch“, „Aufschwung“ oder „Hochbetrieb“ abzulesen sei. Der starke erzieherische Impetus, der organisatorische Elan, das leidenschaftliche Bekenntnis zum Sport seien Ausdruck jüdischen Lebenswillens bei beiden Sportverbänden, beim *Schild* und beim *Makkabi-Kreis*, gewesen (ebd.).

Nach 1936 verschlechterte sich die Situation der jüdischen Sportbewegung in Deutschland. Terror und Schikanen der Gestapo gegen die jüdischen Sportvereine nahmen zu. Veranstaltungen mussten plötzlich genehmigt werden und wurden in vielen Fällen untersagt. Vermehrt wurden Spielverbote und Platzsperrungen ausgesprochen (Lichter 1992, S. 60f.). Durch Auswanderung verloren die Sportvereine immer mehr Mitglieder.<sup>79</sup> Die zunehmende Auswanderung von Juden aus Deutschland und die vermehrte Abwanderung von Juden aus kleineren Gemeinden in die größeren Städte innerhalb Deutschlands führten dazu, dass kleinere Vereine zusammengelegt werden mussten (Lichter 1992, S. 61). Trotzdem gelang es sowohl dem *Makkabi-Kreis* als auch dem *Schild* lange Zeit, durch die Werbung neuer Mitglieder und den Zustrom Jugendlicher, ihre Mitgliederzahl zu halten (ebd., S. 60f.; Bernett 1978, S. 45; Boeti 1995, S. 74).

### 3.3.3 Lebensgeschichtliche Dimension

In Bezug auf die lebensgeschichtliche Dimension des Sports für die Kinder und Jugendlichen lässt sich sagen, dass dieser im Zeichen der Selbstbehauptung gegen antisemitische Vorurteile und Stereotype stand. Gerade die Kinder und Jugendlichen sollten durch den Sport emotional wie auch physisch gestärkt werden. Ihnen sollte durch körperliche Bestätigung ein positives Selbstwertgefühl vermittelt und die Möglichkeit gegeben werden, die eigene Identität positiv zu besetzen (Bernett 1978, S. 41; Friedler 1998, S. 77f.).<sup>80</sup>

Jutta Hetkamp (1994c, S. 327) schreibt mit Bezug auf jüdische Jungen und auf die Zeit der Weimarer Republik zur Funktion des Sports innerhalb der jüdischen Jugendbewegung: „Über das Ausleben und die Selbstbestätigung im Sport [...] ist der Stellenwert des Sports als Ausgleich von Minderwertigkeitsgefühlen bei Jungen in der jüdischen Jugendbewegung Deutschlands zu definieren“.

---

<sup>79</sup> Zwischen 1933 und 1938 verließen ca. 11.500 Mitglieder allein den *Deutschen Makkabi-Kreis* (Lichter 1992, S. 60).

<sup>80</sup> Mehrere der Befragten berichten, körperliche Leistungsfähigkeit hätte ihnen Selbstbewusstsein und das Bewusstsein vermittelt, sich gegen körperliche Angriffe durch Mitschüler an nichtjüdischen Schulen oder durch HJ-Mitglieder zur Wehr setzen zu können. Gute Leistungen im Sportunterricht hätten dazu beigetragen, sich Respekt von Mitschülern und/oder Lehrern an den nichtjüdischen Schulen zu verschaffen; s. hierzu auch in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.1, 5.1.1 und 5.1.2.

Während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft gewann der Sport auch in praktischer Hinsicht an Bedeutung im Leben der Kinder und Jugendlichen. Er wurde als Mittel betrachtet, eine starke und selbstbewusste junge Generation zu erziehen, die körperlich auf eine berufliche Umschichtung und Auswanderung vorbereitet war. Besonders in den Vereinen des *Deutschen Makkabi-Kreises* sollten die Kinder und Jugendlichen körperlich und geistig auf eine mögliche Auswanderung nach Palästina vorbereitet werden (Schilde 1989, S. 170).

Auch der Schulsport der jüdischen Schulen sollte den Schülern die Möglichkeit geben, ein positives Selbstwertgefühl zu entwickeln (s. auch in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.2). Jährlich wurden zwischen 1934 und 1938 in Berlin-Grunewald reichsweite Schulsportfeste der jüdischen Schulen abgehalten, an denen sich 1934 3000 Schüler, 1935 und 1936 jeweils 2000 Schüler und 1937 sowie 1938 jeweils sogar 6000 Schüler beteiligten (Bernett 1978, S. 73). Die Autorin Inge Deutschkron (1978, S. 26) schreibt in Erinnerung an die Stunden, die sie als Schülerin der jüdischen Mittelschule Große Hamburger Straße in Berlin auf dem Sportplatz in Grunewald verbrachte: „Da es jüdischen Kindern verboten war, mit anderen Kindern denselben Sportplatz oder die Umkleidekabinen zu benutzen, erwarben alle jüdischen Schulen in Berlin gemeinsam einen Sportplatz im Grunewald. Dort wurden Sportfeste abgehalten, bei denen jede Schule um den Sieg kämpfte. Das waren Ereignisse, die uns völlig in Anspruch nahmen und denen wir entgegenfieberten. Vielleicht ist die Erinnerung an diese Stunden auf dem Sportplatz Grunewald die einzig wirklich angenehme Erinnerung an meine Schulzeit. Alles Bedrückende, das auf uns auch in der Schule lastete, war dort wie weggeweht“.

Der Sport bot den Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit, ein Stück „Normalität“ zu erleben (Bernett 1978, S. 41; Friedler 1998, S. 73, 80f.).<sup>81</sup>

In Bezug auf die jüdischen Sportvereine lässt sich, ähnlich wie für die jüdischen Jugendbünde, sagen, dass diese vor und auch nach 1933 in das Leben der jüdischen Gemeinden integriert waren, wenn sie auch erst nach 1933, mit dem zunehmenden Ausschluss jüdischer Sportler aus den nichtjüdischen Sportverbänden und -vereinen, einen massenhaften Zulauf erlebten und die jüdischen Sportler vor 1933 größtenteils in nichtjüdischen Vereinen organisiert waren.<sup>82</sup>

Die Sportvereine hielten Veranstaltungen ab, boten z.B. anlässlich der jüdischen Feste Sportvorstellungen dar, zu denen alle Gemeindemitglieder eingeladen waren. In den Gemeindezeitungen wurde über diese Veranstaltungen berichtet sowie Trainingszeiten der Vereine angekündigt. Der *Hakoah* Essen hatte ein eigenes Stammlokal, in dem sich die älteren Gemeindemitglieder treffen konnten (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.4.2). In Hinblick auf die Elternhäuser der Kinder und Jugendlichen übernahmen die Sportvereine entlastende Funktion, indem sie z.B. Ferienfreizeiten anboten, in denen die Kinder berufstätiger Eltern in der Ferienzeit aufgefangen wurden (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.4.1). Auf die lebensgeschichtliche Bedeutung und die Funktion der jüdischen Sportvereine wird in Kapitel 8 der vorliegenden Dissertation noch näher eingegangen.

---

<sup>81</sup> Einige der Befragten sagen aus, dass der Sport sie emotional stärkte und sie mit Stolz erfüllte: z.B. Eric E. (52); Walter B. (112); Margaret F. (120). Zur Bedeutung des Sports für die Kinder und Jugendlichen s. in vorliegender Dissertation, Kap. 8.

<sup>82</sup> In Essen war allerdings schon 1930 ca. ein Viertel der Angehörigen der jüdischen Gemeinde Mitglied des dortigen jüdischen Sportvereins *Hakoah* (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.4.2).

### 3.4 Übergang in die Regionalgeschichte

In Kapitel 3 der vorliegenden Dissertation wurden die reichsweite Entwicklung des jüdischen Schulwesens während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft, die „Aussonderung“ jüdischer Schüler aus dem deutschen Schulwesen, die Entwicklung der jüdischen Jugendbewegung vor und während des „Dritten Reiches“ sowie die Entwicklung des jüdischen Sports während dieser Zeit rekonstruiert. Gleichzeitig wurde die lebensgeschichtliche Dimension, die der Besuch von nichtjüdischen und jüdischen Schulen, die Mitgliedschaft in jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen für die Kinder und Jugendlichen vor und während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft besaßen, beleuchtet. Zuletzt wurde die Rolle, die diese Institutionen im Leben der jüdischen Gemeinden vor und während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft spielten, skizziert.

Im nun folgenden Kapitel soll, analog zum Kapitel 3 der vorliegenden Dissertation, die Geschichte der jüdischen Schulen, der Jugendbünde und Sportvereine auf regionaler Ebene für die Städte Düsseldorf und Essen vor und während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft rekonstruiert werden. Eine geschlossene Rekonstruktion der Geschichte dieser Institutionen ist für Düsseldorf und Essen bisher ein Desiderat. Zwar gibt es Teilbeiträge zu einzelnen dieser Institutionen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 1.2) und für den Essener jüdischen Sportverein *Hakoah* eine Examensarbeit von Pasquale Boeti (1995), aber mit einer geschlossenen Darstellung der Geschichte der jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine in Düsseldorf und Essen kann eine Forschungslücke geschlossen werden.

Wie im Falle der reichsweiten Rekonstruktion des jüdischen Schulwesens, der jüdischen Jugendbünde und Sportvereine soll auch für die jüdischen Schulen, die Jugendbünde und Sportvereine in Düsseldorf und Essen deren lebensgeschichtliche Dimension für die Kinder und Jugendlichen sowie die Rolle, die sie im Leben der jüdischen Gemeinden spielten, skizziert werden. Die historische Rekonstruktion wird also um den lebensgeschichtlichen Aspekt erweitert.

Der historischen Rekonstruktion der genannten Institutionen ist ein kurzer Überblick über die Geschichte der jüdischen Gemeinden in Düsseldorf und Essen für die Zeit um 1900 bis 1945 vorangestellt. Dieser Überblick ist wichtig, besonders für den historisch-systematischen Vergleich des Erlebens von Kindern und Jugendlichen aus unterschiedlichen religiös-kulturellen Milieus und unterschiedlicher sozialer Herkunft in Kapitel 7 der vorliegenden Dissertation. Schwerpunktmäßig werden die Verteilung und das Verhältnis der Gemeindemitglieder aus unterschiedlichen religiös-kulturellen Milieus, also der Ostjuden und der Deutsch-Juden, religiös-liberal, -konservativ oder -orthodox eingestellter Gemeindemitglieder sowie deren soziale Situation beschrieben. Der Vorgriff ist an dieser Stelle sinnvoll, da er die Einordnung der Aussagen der Kapitel 4.2, 4.3 und 4.4 sowie der Aussagen der Befragten in den Kapiteln 5 und 6 der vorliegenden Dissertation erleichtert.

## **4 Die jüdischen Gemeinden, jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine in Düsseldorf und Essen 1933–1945**

### **4.1 Die jüdischen Gemeinden**

#### **4.1.1 Düsseldorf**

1895 lebten in Düsseldorf 1780 Einwohner jüdischen Glaubens. Die meisten von ihnen waren beruflich in den Bereichen Handel und Gewerbe tätig (Genger 1997b, S. 9). Die Geschäftsinhaber und Gewerbetreibenden gehörten zum mittleren Bürgertum mit gutem Einkommen. Bis zu Beginn der 1930er Jahre gehörte hierzu eine große Gruppe, die es sich leisten konnte, ihre Kinder auf höhere Schulen zu schicken, sie studieren zu lassen, geräumige Wohnungen zu besitzen und Hausangestellte zu beschäftigen (ebd., S. 11). Die Mehrheit der Düsseldorfer Juden war in hohem Maße akkulturiert, hatte sich zwischen Bildungs- und Besitzbürgertum etabliert und war in politischer Hinsicht liberal und demokratisch eingestellt, so Genger (ebd., S. 9, 12). Bei aller Akkulturation beachteten die meisten jüdischen Familien die hohen jüdischen Feiertage (ebd., S. 11)

Um die Wende zum 20. Jahrhundert hatte sich die Zusammensetzung der jüdischen Gemeinde durch den Zuzug von Juden aus kleinen Stadt- und Landgemeinden sowie durch den Zuzug von Juden aus Osteuropa verändert. Die vom Lande zugezogenen und die Ostjuden waren in weiten Teilen religiös-orthodox und bildeten in der jüdischen Gemeinde Düsseldorfs eine einflussreiche Minderheit (Genger 1997b, S. 8, 10).

Die meisten der infolge der Pogrome im zaristischen Russland<sup>1</sup> zunächst aus Osteuropa nach Düsseldorf eingewanderten Juden stammten aus dem kleinbürgerlichen oder proletarisierten Handwerkermilieu. Während des Ersten Weltkrieges kamen Industriearbeiter hinzu (Sparing 2000, S. 190, 192). Die Inflation von 1923 mit ihrer Massenarbeitslosigkeit sowie verschärfte ausländerpolizeiliche Vorschriften<sup>2</sup> verursachten einen tief greifenden Wandel in der Sozialstruktur der aus Osteuropa eingewanderten Juden in Düsseldorf. Zahlreiche ostjüdische Arbeiter waren nun gezwungen, sich dem Handel zuzuwenden. Viele von ihnen versuchten sich seit Anfang der 1920er Jahre als Selbständige oder als reisende Agenten auf Provisionsbasis im Kleinhandel (ebd., S. 205f.).

In Düsseldorf waren viele der aus Osteuropa eingewanderten Juden Kleinhändler, die so genannte „Abzahlungsgeschäfte“ mit Hausrat in den Arbeitervierteln oder Altwarenhandel betrieben. In der Altstadt prägten sie mit ihren Altwaren- und Lebensmitteläden einige Straßenzüge, so etwa die Wallstraße oder die Mertensgasse.

Die ostjüdischen Einwanderer, die religiös waren, waren in der Regel orthodox. Ein großer Teil der zugewanderten ostjüdischen Arbeiter aber stand aufgrund einer sozialistischen Einstellung dem religiösen Leben fern (Sparing 2000, S. 208).

In der Düsseldorfer jüdischen Gemeinde entstand ein eigenes ostjüdisches kulturelles Milieu. Die religiösen ostjüdischen Einwanderer hatten eigene Beträume, eigene

---

<sup>1</sup> Zwischen 1881 und 1884 und erneut nach 1903 war es in Russland zu zahlreichen antijüdischen Pogromen gekommen. In Folge dieser Pogrome verließen zwischen 1881 und 1914 ca. 2 Millionen Juden Russland.

<sup>2</sup> Die Aufnahme einer Tätigkeit in der Industrie war seit 1923 für nach 1919 eingewanderte Ausländer genehmigungspflichtig (Sparing 2000, S. 205).

Vereine und boten eigenen Religionsunterricht für die Kinder an. Dieser war strenggläubig ausgerichtet und wurde in den 1920er Jahren durchschnittlich von etwa 100 Kindern besucht (Genger 1997b, S. 13; Sparing 2000, S. 210).

Parallel zur Tendenz, ein eigenes kulturelles Milieu herauszubilden, gab es andererseits unter den Ostjuden Bestrebungen, sich in der Lebensweise den akkulturiert deutschen Juden anzugleichen. Von einigen der eingewanderten osteuropäischen Juden wurden schon in der ersten Generation religiöse Traditionen und Vorschriften, wie etwa das Arbeitsverbot am *Sabbat* (s. Glossar), nicht mehr beachtet. Besonders deutlich zeigte sich dieser Trend zur Akkulturation in der Kindererziehung. Die Familien unternahmen große Anstrengungen, ihren Kindern eine möglichst gute Schulbildung zu ermöglichen (Sparing 2000, S. 207).

1925 lebten in Düsseldorf 5130 Juden. Etwas mehr als ein Fünftel von ihnen war osteuropäischer Herkunft. Bis Mitte 1933 hatte sich dieser Anteil auf mehr als ein Viertel erhöht (Sparing 1997, S. 160; Sparing 2000, S. 189). Soziale Kontakte zwischen den Ostjuden und den alteingesessenen jüdischen Familien in Düsseldorf, so Genger (1997b, S. 11), waren eher die Ausnahme, wenn auch die jüdische Jugend- und die Sportbewegung dazu beitrug, Barrieren zwischen den Ost- und den deutschen Juden in Düsseldorf abzubauen.

1933 lebten in Düsseldorf 5052 Juden (Genger 1997b, S. 9). Bis zum Jahre 1938 war ihre Zahl durch Auswanderung infolge der bis zu diesem Zeitpunkt ergangenen anti-jüdischen Bestimmungen und Maßnahmen auf 3400 gesunken. Im Jahre 1939 betrug sie noch 1813 (ebd.). In der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 wurden sowohl die Düsseldorfer Synagoge an der Kasernenstraße als auch das angrenzende Gemeindehaus (Rabbinerhaus; s. in vorliegender Dissertation, Bild 1), in dem sich seit 1935 die jüdische Schule befunden hatte (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.2.1), zerstört, zahlreiche Menschen verletzt, sieben getötet und viele jüdische Männer und Jugendliche verhaftet und in Konzentrationslager verschleppt (Genger 1997b, S. 15).

Der „Polenaktion“ (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2.1) vom Oktober 1938 fielen in Düsseldorf ca. 200 Juden zum Opfer, die nach Polen deportiert wurden. Ende Oktober 1941<sup>3</sup> begannen die Deportationen der Juden aus Düsseldorf in die Ghettos und Konzentrationslager im besetzten Osteuropa (Genger 1997b, S. 19). Über 2000 Juden aus Düsseldorf wurden während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft ermordet.

#### 4.1.2 Essen

Die jüdische Gemeinde Essens hatte im Jahre 1933 ca. 4500 Mitglieder. Der überwiegende Teil der Essener Juden war in kaufmännischen Berufen tätig, es gab viele namhafte Geschäfts- und Manufakturinhaber. Einzelne jüdische Familien, wie die Familien der Bankiers Beer und Hirschland, saßen vor der nationalsozialistischen Machtübernahme über Jahrzehnte im Essener Stadtrat (Schröter 1980, S. 32–34).

Schmettow (2006, S. 56) rechnet den Großteil der Essener Juden für die Zeit des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts der mittleren Mittelschicht zu. Das alte Essener Judentum war in religiöser und politischer Hinsicht liberal eingestellt und akkultu-

---

<sup>3</sup> Am 28. Oktober 1941 verließ der erste Deportationszug mit 1011 Juden Düsseldorf in Richtung Lodz (Genger 1997b, S. 19).

riert. Während die Essener jüdische Gemeinde bis zum Ende des 19. Jahrhunderts durch Familien deutsch-jüdischer Abstammung geprägt war und besonders durch den Zuzug jüdischer Familien aus dem Umland wuchs, änderte sich die Struktur der jüdischen Gemeinde Essens gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch den Zuzug jüdischer Einwanderer aus Osteuropa wesentlich (Schröter 1980, S. 34f.). Bis 1925 war der Anteil der Ostjuden an der jüdischen Bevölkerung Essens auf 27,9% angewachsen, 1933 betrug er 32,5%. Die Ostjuden waren meist im Bergbau, in der Industrie und im Kleinhandel tätig und gehörten mehrheitlich der unteren oder mittleren Mittelschicht an (Klein-Reesink 1991, o.S.; Rieker/Zimmermann 1996, S. 301, 304).

Wie in Düsseldorf, so entstand auch in Essen ein eigenes kulturelles Milieu der aus Osteuropa eingewanderten Juden. Sie bildeten in Essen eine eigene Gemeinde mit einem eigenen Betsaal, einer *Talmud-Tora*-Schule (*Talmud-Tora*, s. Glossar), mehreren koscheren Metzgereien und einem rituellen Speiserestaurant (Schmettow 2006, S. 160). Die Väter der ostjüdischen Familien besuchten meist den Gottesdienst in der kleinen, orthodoxen Synagoge<sup>4</sup>, die Frauen und Kinder aus den ostjüdischen Familien nahmen am Gottesdienst in der Hauptsynagoge teil. Viele Kinder der Gemeinde sangen von der jüdischen Schule aus im Synagogenchor (Rieker/Zimmermann 1996, S. 314).

Die Ost- und die deutschen Juden lebten in Essen zumeist räumlich getrennt. Die Ostjuden wohnten vorwiegend in einigen Straßenzügen der Altstadt und im Sege-roth-Viertel, einem Arbeiterviertel, während die deutschen Juden die an den Stadtkern angrenzenden Süd-, Südost- und Westviertel sowie die südlichen Stadtteile Holsterhausen, Bredeney, Rüttenscheid und Kettwig bevorzugten (Rieker/Zimmermann 1996, S. 306; Schmettow 2006, S. 65).

In der Essener jüdischen Gemeinde, so Rieker/Zimmermann (1996, S. 304), verliefen zwischen den aus Osteuropa stammenden und den deutschen Juden scharfe soziale Grenzen. Von Seiten vieler deutscher Juden gab es Ressentiments gegen die Ostjuden. Diese wurden von den deutschen Juden meist allenfalls als die Armen der Gemeinde wahrgenommen (ebd., S. 308). Zwischen den beiden Gruppen gab es eine große kulturelle und soziale Distanz. Die Ostjuden nahmen diese Distanz und die Verachtung, die ihnen die deutschen Juden der Gemeinde entgegenbrachten, wahr (ebd., S. 311).

Dass die sozialen Unterschiede zwischen den Ostjuden und den deutschen Juden in Essen auch den Kindern und Jugendlichen bewusst waren und Ressentiments gegen die Ostjuden sich auf das Zusammensein der Kinder und Jugendlichen in der jüdischen Gemeinde Essens auswirkten, lässt sich verschiedenen Aussagen der befragten Essener entnehmen. Sie berichten, die Ostjuden in Essen seien ärmer gewesen, einfacher, religiöser und traditioneller als die deutschen Juden. Sie seien aus kleineren finanziellen Verhältnissen gekommen, die Kinder schlichter gekleidet und ärmer gewesen. Etliche von ihnen berichten, es habe in- und außerhalb der Essener jüdischen Schule keine Kontakte zwischen ostjüdischen und deutsch-jüdischen Kindern gegeben (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.3).

Dies bestätigt die Untersuchung von Schmettow. Die Ostjuden, so Schmettow (2006, S. 157), waren den deutsch-jüdischen Kindern mit ihren Sitten und Gebräuchen fremd und es gab bis in die Schule hinein kein Verständnis füreinander. Auch privat gab es kaum Kontakt. Die ostjüdischen Kinder und Jugendlichen gehörten anderen Jugendbünden an als die deutsch-jüdischen Kinder (ebd., S. 154f.). Einige der be-

---

<sup>4</sup> Die so genannte „Kleine Synagoge“, die die orthodoxen Gemeindemitglieder besuchten, befand sich im Untergeschoss der Synagoge.

fragten Essener berichten allerdings, dass die Jugendbünde Orte waren, an denen deutsch-jüdische und ostjüdische Kinder und Jugendliche in Kontakt kamen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 6.1.7)

Auch für die Erziehung der ostjüdischen und deutsch-jüdischen Kinder und Jugendlichen in der Essener jüdischen Gemeinde lassen sich Unterschiede feststellen. Aufgrund einer schlechten finanziellen Situation ihrer Familien mussten viele ostjüdische Frauen arbeiten oder im Geschäft des Ehemannes mithelfen. Die Kinder aus den ostjüdischen Familien spielten deshalb häufig auf der Straße, ein großer Teil von ihnen war Mitglied eines, zumeist religiösen oder zionistischen, Jugendbundes (Rieker/Zimmermann 1996, S. 307). Deshalb, so Rieker/Zimmermann (ebd., S. 308), nahmen bei den ostjüdischen Kindern und Jugendlichen häufiger größere Gruppen (z.B. Geschwister, Freunde oder Jugendgruppenleiter) Einfluss auf Erziehung und Lebensgestaltung als bei den Kindern und Jugendlichen deutsch-jüdischer Herkunft (s. hierzu auch in vorliegender Dissertation, Kap. 6.1.1). Die deutsch-jüdischen Kinder und Jugendlichen erlebten meist eine eher elternzentrierte Form der Erziehung. Sie lernten die Welt durch Eltern, Schule und eventuell noch über die Literatur kennen. Auseinandersetzungen mit der sozialen und kulturellen Konstellation, in der sie lebten, erfolgten bei ihnen lange Jahre in Kindheit und Jugend nur über Vater und Mutter (ebd., S. 307f.).

Unter den Ostjuden, so Rieker/Zimmermann (1996, S. 319), gab es außerdem ein intensiveres, umfassenderes jüdisches Milieu in Elternhaus, Schule und Nachbarschaft als bei den deutschen Juden. Dieses umfassendere Milieu führte unter den ostjüdischen Kindern und Jugendlichen zu einer stärkeren Suche nach gesamtjüdischen Problemlösungen, z.B. in den Jugendbünden (ebd.). Der Einfluss zionistischer Jugendgruppen auf die ostjüdischen Kinder und Jugendlichen war in Essen groß, sollte aber, so Rieker/Zimmermann (ebd., S. 320), auch nicht überschätzt werden. Viele ostjüdische Kinder und Jugendlichen beschritten vor 1933 traditionelle Wege der Lebensführung, machten eine kaufmännische Ausbildung oder besuchten das Gymnasium. Erst nach 1933 erfolgte unter dem Einfluss der zionistischen Jugendbünde eine stärkere Hinwendung zu Handwerksberufen, übernahmen die Jugendlichen zunehmend hauptamtliche Funktionärstätigkeiten in den Jugendbünden und erwogen eine Auswanderung nach Palästina (ebd., S. 320). Die Auswanderung nach Palästina wurde für die Mehrheit der ostjüdischen Jugendlichen nach 1933 zum Ziel (ebd., S. 322).

Trotz sich verschärfender antisemitischer Maßnahmen und Ausschreitungen gegen die Juden, so Schröter (1980, S. 46), bestand in Essen nach 1933 zunächst ein gut organisiertes und funktionierendes Gemeindeleben, das erst nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 durch Zerstörungen in Synagoge und Jugendheim und auf Druck staatlicher Stellen weitgehend zum Erliegen kam. Die Synagoge und das jüdische Jugendheim (zum jüdischen Jugendheim s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.3.2) waren Zentren des geistigen, kulturellen und sozialen Gemeindelebens.

Ende des Jahres 1938 war die Zahl der in Essen lebenden Juden durch Wegzug und Emigration von Gemeindemitgliedern auf 2000 abgesunken (Schröter 1980, S. 39). Allein bei der „Polenaktion“ Ende Oktober 1938 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2.1) wurden ca. 500 Juden polnischer Herkunft aus Essen deportiert (Schröter 1980, S. 53). Am 1. September 1939 war die Zahl der in Essen lebenden Juden auf 1600 gesunken (ebd., S. 55).

Nachdem die Juden reichsweit bereits seit 1939 in so genannte „Judenhäuser“<sup>5</sup> eingewiesen worden waren, wurden die noch in Essen verbliebenen Juden am 1. Mai 1941 in das Barackenlager Holbeckshof<sup>6</sup> in Essen-Steele eingewiesen (Schröter 1980, S. 54). Ab Oktober 1941 wurden die noch in Essen verbliebenen Juden über Düsseldorf in die Ghettos und Konzentrationslager im besetzten Osteuropa deportiert. Insgesamt wurden mehr als 2500 Angehörige der Essener jüdischen Gemeinde während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft ermordet (ebd., S. 55f.).

## **4.2 Die jüdischen Schulen**

### **4.2.1 Schulgeschichte**

#### **4.2.1.1 Düsseldorf**

Eine erste jüdische Schule gab es in Düsseldorf im 19. Jahrhundert. Als Schule mit Elementarunterricht bestand sie seit 1822 und wurde im Jahre 1854 auf den städtischen Etat übernommen. 1877 wurde sie geschlossen, da das Schullokal in einem schlechten Zustand war, nur noch wenige Schüler die Schule besuchten und die Stadt kein Interesse daran hatte, die Schule weiterhin aufrecht zu erhalten (Sparing 1997, S. 107f.).

Die Initiative zur Neugründung einer eigenen Schule der jüdischen Gemeinde ging kurz nach dem Ersten Weltkrieg und erneut Ende der 1920er Jahre von Seiten der religiös-orthodoxen Düsseldorfer Juden aus. 1919 hatten sie die *Jüdische Schulhaus GmbH* gegründet, die 21.000 RM Stammkapital zum Erwerb eines Schulhauses aufbrachte. Organisatorische Schwierigkeiten der *Jüdischen Schulhaus GmbH*<sup>7</sup> sowie die Ablehnung einer eigenen Schule durch die Mehrheit des jüdischen Gemeinderates – er befürchtete eine zu hohe finanzielle Belastung der jüdischen Gemeinde durch die Schule und eine Ghettoisierung der Schüler – ließen das Unternehmen zunächst scheitern (Sparing 1997, S. 109).

Neue Aktualität gewannen die Pläne zur Einrichtung einer eigenen Schule in der jüdischen Gemeinde nach der nationalsozialistischen Machtübernahme. Zum Zeitpunkt der Machtübernahme besuchten 570 jüdische Schüler die Düsseldorfer Volks-, Mittel- und höheren Schulen (Suchy 1988, S. 52). Erste gesetzliche Regelungen zur Beschränkung der Zahl jüdischer Schüler an den nichtjüdischen Schulen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.1) sowie zunehmende Erfahrungen der jüdischen Schüler mit Antisemitismus an diesen Schulen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1, 5.1.2 und 5.1.7), ließen die Verantwortlichen in der jüdischen Gemeinde erkennen, dass die Einrichtung einer eigenen Schule notwendig geworden war (Suchy 1988, S. 53).

Mitte Oktober 1933 konstituierte sich ein jüdischer Schulverein, der die Finanzierung der Schule ermöglichen sollte. Von Seiten der Stadt wurde die Einrichtung einer jü-

---

<sup>5</sup> Der Begriff „Judenhaus“ wurde im nationalsozialistischen Deutschland im Alltags- und Behördensprachegebrauch für Wohnhäuser aus (ehemals) jüdischem Eigentum verwendet, in die ausschließlich jüdische Mieter und Untermieter eingewiesen wurden.

<sup>6</sup> Es handelte sich beim Holbeckshof um ein zu Beginn des Ersten Weltkrieges als Kriegsgefangenenlager eingerichtetes Barackenlager.

<sup>7</sup> Bereits kurz nach ihrer Gründung hatte die *Jüdische Schulhaus GmbH* Probleme, einen geschäftsführenden Vorstand zu stellen und wurde 1922 in einen Rohproduktevertrieb für die Textilindustrie umgewandelt (Sparing 1997, S. 108).

dischen Schule im Sinne einer „Rassentrennung“ von jüdischen und nichtjüdischen Schülern begrüßt und gefördert. Einem Antrag der jüdischen Gemeinde auf generellen Unterhalt der Schule durch die Stadt wollte diese aber nicht nachkommen. Die Schule sollte von der jüdischen Gemeinde unterhalten werden, die Stadt wollte sie aber finanziell bezuschussen. Im Oktober 1934 beschlossen die Repräsentanten der Synagogengemeinde Düsseldorf die Eröffnung der Schule zum 1. April 1935. Sie sollte im Gemeindehaus (Rabbinerhaus) neben der Synagoge an der Kasernenstraße untergebracht und mit acht Klassen eröffnet werden (Sparing 1997, S. 110).



**Bild 1:**

Düsseldorf: Die Synagoge und das angrenzende Rabbinerhaus an der Kasernenstraße, Anfang des 20. Jahrhunderts.

(Sammlung Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf)

Tatsächlich wurde sie als sechsklassige Schule mit 210 Schülern aller Altersstufen eröffnet. Die Zahl der Schüler wuchs rasch an und bereits im Herbst 1935 wurde die Schule um zwei Klassen erweitert. Ende des Schuljahres 1935/36 besuchten 278 Kinder die Schule (Koznizky-Gendler 2000, S. 46). Die Zahl der Schüler an der Düsseldorfer jüdischen Schule schwankte infolge der Aufnahme von Schülern aus den öffentlichen Volks- und höheren Schulen, des Zuzugs von Familien aus kleineren Städten und Dörfern und der gleichzeitigen Emigration einer zunehmenden Zahl von Schülern (ebd.).

Der mit „Rassentrennung auf den öffentlichen Schulen“ überschriebene Brief des REM Rust vom 10. September 1935 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.1), der zum Schuljahr 1936 die möglichst vollständige Trennung von nichtjüdischen und nach „rassischen“ Gesichtspunkten als jüdisch geltenden Schülern im allgemeinen Schulwesen forderte, führte in Düsseldorf zu Verhandlungen der Stadt mit der Synagogengemeinde. Stadt und Synagogengemeinde vereinbarten die Übernahmen aller noch in den allgemeinen Volksschulen verbliebenen jüdischen Schüler in die jüdische Schule zu Ostern 1936. Die Zahl der Schülerinnen und Schüler an der jüdischen Schule erhöhte sich bis Mitte Mai 1936 auf 387 (Sparing 1997, S. 112).

Ebenfalls zu Ostern 1936 wurde an der Schule ein 9. Schuljahr, Anfang 1937 ein 10. Schuljahr eingerichtet. Das 9. Schuljahr sollte die Schüler gezielt auf eine Berufswahl vorbereiten. Das 10. Schuljahr war besonders für diejenigen Schüler gedacht, die sich zu einer weiteren theoretischen Ausbildung eigneten (Herz, K. [1937]: Warum ein neuntes und zehntes Schuljahr? In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 7, Nr. 8 vom 02.01.1937, S. 2). Für die Schüler, die die Schule nach dem 8. Schuljahr verließen, wurden gesonderte Unterrichtskurse zur Vorbereitung auf die Auswanderung angeboten (Sparing 1997, S. 113).

Nach 1936 nahm durch die Auswanderung einer immer größeren Zahl von Schülern die Schülerzahl der jüdischen Schule stetig ab. Nach der „Polenaktion“ Ende Oktober 1938 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.2) fehlte fast die Hälfte aller Schüler (Sparing 1997, S. 113f.).

Während der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 wurden sowohl die Düsseldorfer Synagoge als auch das Gemeindehaus (Rabbinerhaus) zerstört. Der Unterricht musste für einige Zeit ruhen und wurde schließlich Ende November 1938 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.2) im Gebäude der *Bnai-Brith-Loge*<sup>8</sup> an der Grafenberger Allee 78 fortgesetzt (Sparing 1997, S. 114). Der Unterricht konnte nur mit großen Schwierigkeiten fortgeführt werden: Die Gesamtschülerzahl der Schule war unter 100 Schüler gesunken und Klassen mussten zusammengelegt werden. Ein Teil der Lehrkräfte war ausgewandert oder hatte die Gemeinde anderweitig verlassen (ebd.).

Die 10. VO zum RBG vom 4. Juli 1939 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.1) unterstellte die Schule der Trägerschaft der „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“. Die jüdische Gemeinde hatte nun die Kosten für die Beschulung der Schülerinnen und Schüler allein zu tragen, die städtischen Zuschüsse wurden eingestellt. Pädagogisch gesehen bedeutete das zwar eine fast vollständige Autonomie, Elternabende und schulische Veranstaltungen mussten aber von der Gestapo genehmigt werden (Koznizky-Gendler 2000, S. 47; Suchy 1988, S. 68).

Im Oktober 1939 besuchten noch 66 Schüler die Schule; Ende 1940 waren es 55 und im März 1941 noch 52 (MuG, Schnook 1940; Suchy 1988, S. 60, 68, 70).

Mit Wirkung zum 30. Juni 1942 untersagte der REM jeglichen Schulunterricht für jüdische Schülerinnen und Schüler durch besoldete oder unbesoldete Lehrkräfte. Dies bedeutete die Schließung sämtlicher noch verbliebener jüdischer Schulen im Deutschen Reich (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.1). Zu diesem Zeitpunkt hatte wohl schon seit über einem halben Jahr kein Unterricht an der Düsseldorfer jüdischen Schule mehr stattgefunden. Der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde, Siegfried Falk, schrieb im November 1941 in einem Brief an einen Freund in der Schweiz: „Es gibt auch keine Schule mehr“ (zit. nach Suchy 1988, S. 51).

#### **4.2.1.2 Essen**

Die Anfänge der „Israelitischen Volksschule“ in Essen gehen auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück. Ein genaues Gründungsdatum lässt sich nicht nachweisen, aber am 12. Juli 1930 beging die jüdische Gemeinde Essen das 100-jährige Jubiläum dieser Schule (Schröter 1980, S. 105).

Das erste Schulgebäude hatte sich neben der ehemaligen Synagoge in der II. Weberstraße befunden. 1893 zog die Schule an die Gerlingstraße 16 um. Seit 1896 wurde die Schule von der Stadt unterhalten. Zu diesem Zeitpunkt waren neben dem Hauptlehrer zwei weitere Lehrer an der Schule tätig (Schröter 1980, S. 108f.).

---

<sup>8</sup> Der *Bnai Brith* ist eine 1843 gegründete jüdische Organisation, die sich laut Selbstbeschreibung der Toleranz, Humanität und Wohlfahrt widmet. Mit Großlogen, Hauptlogen und Distrikten ist die Organisation ähnlich denen der Freimaurerei aufgebaut, sieht sich aber nicht mit dieser Bewegung verbunden. 1885 wurde der deutsche Distrikt des *Bnai Brith* in Berlin gegründet; 1924 umfasste der Distrikt mehr als hundert Einzellogen.

1923 gab es sechs Lehrer an der Schule. Im selben Jahr wurde sie in die Dreilindenstraße verlegt. 1927 erfolgte ein erneuter Umzug, diesmal in die Sachsenstraße 33. Dort teilten sich die jüdischen Schüler das Schulgebäude mit Schülern einer evangelischen Volksschule (Schröter 1980, S. 109). 1930 hatte die Schule ca. 424 Schüler, die sich auf acht Klassen verteilten; es gab 13 Lehrerinnen und Lehrer (Schmettow 2006, S. 395).



**Bild 2:**

Essen: Die jüdische Volksschule an der Sachsenstraße 33, undatiert.

(Stadtbildstelle Essen, 238c)

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme wurde die Schule finanziell zunächst weiterhin von der Stadt getragen. 1933 besuchten etwa 400 Schüler die Schule. Nach 1933 stieg die Schülerzahl nicht an: 1934 hatte die Schule ca. 360 Schüler; am 1. Mai 1935 waren es 394. Zu diesem Zeitpunkt unterrichteten drei Lehrerinnen und sechs Lehrer an der Schule (ebd., S. 48f.).

Während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft zog die Schule mehrfach um: Von der Sachsenstraße musste sie 1934 an die Kastanienallee übersiedeln, im Juli 1938 in die Herkulesstraße, danach an die II. Weberstraße.<sup>9</sup>

1938 besuchten vermehrt auch auswärtige und Schüler aus den Stadtrandbezirken die Schule. Wegen der langen Anfahrtswege dieser Schüler sowie aufgrund der Tatsache, dass ein Teil der Schüler der oberen Jahrgänge nachmittags Englisch- und Hebräischkurse besuchte, genehmigte die Regierung in Düsseldorf 1938 so genannte „Kurzstunden“ von 45 Minuten für die Schule (Rether-Faustmann 1989, S. 83).

Im laufenden Schuljahr 1938 wurde ein 9. Schuljahr nur für Mädchen eingerichtet. Laut Rether-Faustmann (1989, S. 86) könnte dies darauf zurückzuführen sein, dass die damals an der jüdischen Schule in Essen tätige Lehrerin Dr. Beatrice Strauß im selben Jahr in Heinemann Sterns „Didaktik der jüdischen Schule“ einen Artikel über „Das neunte Schuljahr der Mädchen“ (Strauß 1938) veröffentlichte.

Auch in Essen konnte nach der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 der Unterricht zunächst nicht stattfinden. Der genaue Zeitpunkt des Wiederbeginns des Unterrichtes ist nicht bekannt; vermutlich wurde ab Ende März 1939 wieder unterrichtet (Rether-Faustmann 1989, S. 96; Schröter 1980, S. 100). Der Unterricht wurde in einem alten Gebäude an der Frohnhauser Straße wieder aufgenommen (Rether-

<sup>9</sup> Dies gibt zumindest Rether-Faustmann (1989, S. 81) so an. Auch Erika S., ehemalige Schülerin der Essener jüdischen Schule, berichtet in einem Brief an die Alte Synagoge Essen, die Schüler seien von der Kastanienallee in die „Herkuleschule“ gekommen (AS, BR.611). Schmettow (2006, S. 408) hingegen meint, mit der Bezeichnung „Herkuleschule“ sei wohl der Schulstandort an der II. Weberstraße gemeint.

Faustmann 1989, S. 100).<sup>10</sup> Vermutlich im Rahmen dieses Umzuges und aufgrund der auf 80 bis 100 Schüler gesunkenen Schülerzahl wurden nun mehrere Jahrgänge von Schülern in einer Klasse zusammengelegt (Schmettow 2006, S. 503).

Zum 1. Oktober 1939 wurde die Schule in die alleinige Trägerschaft der „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ übergeben (s. hierzu in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.2; Rether-Faustmann 1989, S. 99, 107).

Ende 1939 musste die Schule erneut umziehen. Sie zog in ein Haus an der Hindenburgstraße 75<sup>11</sup>, das der jüdischen Gemeinde von der Stadt als Gemeindehaus zur Verfügung gestellt worden war. Der umgestaltete Keller des Gebäudes wurde als Turnsaal genutzt (Rether-Faustmann 1989, S. 100; Schmettow 2006, S. 503).<sup>12</sup> Ab Mai 1941 fand der Unterricht im Barackenlager Holbeckshof in Essen-Steele statt, in das die Essener Juden zu diesem Zeitpunkt eingewiesen worden waren (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.1.2). Der Unterricht wurde notdürftig aufrecht erhalten. Er wurde noch von elf Schülern besucht und von dem Lehrer Richard Fuchs erteilt (Rether-Faustmann 1989, S. 113). Wie alle noch verbliebenen jüdischen Schulen im Reich wurde die Essener Schule mit Wirkung zum 30. Juni 1942 geschlossen (Schröter 1980, S. 54, 110; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.2).

In Kapitel 7.1 der vorliegenden Dissertation, dem historisch-systematischen Vergleich für das Schulerleben von Schülern aus unterschiedlichen religiös-kulturellen Milieus, wird noch auf das Schulerleben von Schülern aus ostjüdischem und deutsch-jüdischem Elternhaus an der Essener jüdischen Schule, besonders auf das Erleben von Beziehungen dieser Schüler untereinander eingegangen werden. Es sei an dieser Stelle abschließend bemerkt, dass Rether-Faustmann (1989, S. 27) meint, die Essener jüdische Schule bzw. Kontakte zwischen deutsch-jüdischen und ostjüdischen Schülern an der Schule hätten in den 1920er Jahren keine unbedeutende Rolle bei der Integration der ostjüdischen Zuwanderer in die assimilierte Mehrheit der jüdischen Gemeinde Essens gespielt. Der ehemalige Lehrer der Essener jüdischen Schule, Emil Frank, erinnert sich: „Die Kinder der Schule kamen aus allen Schichten der jüdischen Bevölkerung Essens: aus bemittelten und unbemittelten Familien, aus ost-jüdischen (sic!) und deutsch-jüdischem Milieu, aus orthodoxen und assimilierten Kreisen. Gegensätze, die unter ihren Eltern bestanden, wurden in der Schule, wo die Kinder buchstäblich auf der gleichen Schulbank saßen, überbrückt. So konnte die Schule mit dazu beitragen, zum Verständnis und Betonung des Gemeinsamen unter allen Juden“ (Frank 1978, S. 18f.). Ich komme in meiner Untersuchung zu einem anderen Ergebnis (s. hierzu die Kapitel 7.1 und 8 der vorliegenden Dissertation).

---

<sup>10</sup> Laut Aussage der ehemaligen Schülerin Erika S. in einem ehemaligen Kinderwagengeschäft. Die ehemaligen Verkaufs- und Lagerräume wurden als Schul- und Betzimmer genutzt, so S. (AS, BR.610).

<sup>11</sup> Laut Schmettow (2006, S. 494) befand sich das Haus an der Hindenburgstraße 22.

<sup>12</sup> Gesicherte Angaben zu Schülerzahlen der jüdischen Schule zum Zeitpunkt des Umzugs liegen nicht vor. Schmettow (2006, S. 396) spricht davon, dass zu der Zeit, als sich die Schule an der Hindenburgstraße befand, noch 100 bis 120 Schüler die Schule besuchten, an anderer Stelle spricht er davon, dass es Ende 1939 noch 52 Schüler waren (ebd., S. 494).

## 4.2.2 Lehrer, Schüler, Curriculum

### 4.2.2.1 Düsseldorf

Erster Leiter der Düsseldorfer jüdischen Schule war Dr. Kurt Herz. Er wurde 1903 in Offenbach geboren und war als junger Lehrer an Oberrealschulen in Gießen und Mainz tätig. Von 1929 bis zu seiner Entlassung aus dem Staatsdienst im Jahre 1933 hatte er am Kaiser-Friedrich-Realgymnasium, einer fortschrittlichen, der Reformpädagogik verschriebenen Institution in Berlin-Neukölln gearbeitet. Anschließend war er bis zu seinem Stellenantritt in Düsseldorf im Jahre 1935 an der ebenfalls sehr fortschrittlichen, jüdischen Theodor-Herzl-Schule in Berlin tätig. Herz war außerdem in der jüdischen Jugendbewegung, z.T. in leitender Position aktiv (Suchy 1988, S. 54).<sup>13</sup>

Mit Dr. Herz kam seine Frau Ellen Herz als Lehrerin an die jüdische Schule in Düsseldorf. Sie unterrichtete Hauswirtschaftskunde und Handarbeiten. Sie lehrte außerdem an der jüdischen Schule in Essen und pendelte zwischen der Düsseldorfer und der Essener Schule (Suchy 1988, S. 54).

Das Lehrerkollegium an der Düsseldorfer jüdischen Schule setzte sich aus Lehrkräften mit sehr unterschiedlichem sozialem, weltanschaulichem und religiösem Hintergrund zusammen:

Julius Kleinmann, geboren 1913 in Fürth, unterrichtete Mathematik und Sport. Er war religiös-orthodox und hatte seine Lehrerausbildung an der orthodoxen *Israelitischen Lehrerbildungsanstalt* in Würzburg absolviert. Ebenfalls religiös-orthodox war die Lehrerin Margarete Eichelberg, die – wie Kleinmann – das Lehrerseminar in Würzburg besucht hatte. Sie wurde 1914 in Marburg geboren.

Es gab Lehrer, die religiös nicht gebunden waren, wie etwa Dr. Ruth Nussbaum. Sie wurde 1908 in Dortmund geboren und unterrichtete Englisch und Französisch (181). Dr. Kurt Bergel kam im Herbst 1935 als Lehrer an die Düsseldorfer jüdische Schule. Er wurde 1911 in Frankfurt am Main geboren und hatte dort und in Berlin studiert. Bevor er an die Düsseldorfer Schule kam, war er am reformpädagogisch orientierten, jüdischen Landschulheim in Herrlingen und mit Martin Buber am Jüdischen Lehrhaus in Frankfurt tätig gewesen. Bergel unterrichtete Englisch, Geschichte und Hebräisch (ebd.). Dr. Beatrice Strauß, geboren 1902, unterrichtete Sprachen und Landeskunde. Sie wechselte 1938 an die Essener jüdische Schule. Der Künstler Julius (Julo) Levin, geboren 1901, unterrichtete Zeichnen. Er hatte die Düsseldorfer Kunstakademie besucht. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme erhielt er Malverbot. 1936 kam er an die Düsseldorfer jüdische Schule, wo er bis 1938 Zeichenunterricht erteilte (Baumeister 1993, S. 18f.). Der Lehrer Kurt Schnook war 1901 in Viersen geboren. Er wurde nach der Emigration des Schulleiters der jüdischen Schule, Dr. Kurt Herz, im Februar 1939 dessen Nachfolger. Erwin Palm, geboren 1900, war Musiker und vor 1933 Konzertmeister in Darmstadt. Er unterrichtete Musik an der jüdischen Schule, leitete den Synagogenchor und gab Konzerte. Außerdem unterrichtete Erna Friedländer, geboren 1899. Sie erteilte Deutsch und Naturwissenschaften.

---

<sup>13</sup> Er war im *Jüdischen Jugendverein Düsseldorf* (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.3.1) und bei den *Kameraden* (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2.1) aktiv (Suchy 1988, S. 54).

Dr. Siegfried Klein, zweiter Rabbiner der jüdischen Gemeinde neben Dr. Eschelbacher und nach dessen Emigration 1939 sein Nachfolger als Gemeinderabbiner, unterrichtete Religion. Klein wurde 1882 in Rheydt geboren.

Die meisten Lehrer der Düsseldorfer jüdischen Schule waren verhältnismäßig jung, akademisch gebildet und vertraten fortschrittlichen Erziehungsideen (Suchy 1988, S. 58). Einige von ihnen hatten enge Verbindungen zur zionistischen Jugendbewegung, so etwa Werner Weiss, der 1914 in Düsseldorf geboren wurde und Handwerkslehre unterrichtete (Suchy 1988, S. 59). Kurt Bergel erinnert sich in einem Interview aus dem Jahre 1997 daran, dass die Lehrer, bis auf Margarete Eichelberg und Julius Kleinmann, nicht tief im Jüdischen verwurzelt waren. Um in der Schule eine „jüdische Erziehung“ leisten zu können, hätten die Lehrer sich sehr intensiv „dem Jüdischen“ gewidmet, Unterricht beim Gemeinderabbiner Dr. Eschelbacher genommen und einen Hebräischlehrer engagiert, der ihnen gesprochenes, modernes Hebräisch beibrachte (ebd.). Anfang 1937 unterrichteten an der Schule 16 Lehrer, zehn davon hauptamtlich (MuG, Herz [1937], o.S.).

Die Schülerschaft der Düsseldorfer jüdischen Schule war sozial, weltanschaulich und religiös ebenfalls sehr heterogen zusammengesetzt. Das Spektrum reichte von Schülern aus dem deutsch-jüdischen mittleren Bürgertum, deren Elternhäuser meist religiös-liberal eingestellt waren und dem Zionismus zumindest in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft fern standen, bis hin zu Kindern aus dem meist religiös-orthodoxen und zionistisch eingestellten, ostjüdischen Kleinbürgertum (Suchy 1988, S. 59). Die ehemalige Schülerin Hannele Zürndorfer erinnert sich: „Die Schülerschaft stellte einen Querschnitt der jüdischen Bevölkerung dar, angefangen von den jiddisch sprechenden Immigranten aus Osteuropa bis zu den voll in Deutschland integrierten alteingesessenen Bürgern. [...] Jetzt waren die Kinder aller Schichten, von Armen und Reichen, von Akademikern, Kaufleuten und Handwerkern, von Liberalen und Orthodoxen zusammengewürfelt und gezwungen, miteinander auszukommen“ (Zürndorfer 1997, S. 60). Auch die Vorbildung der Schüler war sehr unterschiedlich, da sie von verschiedenen Volks-, mittleren und höheren Schulen auf die jüdische Schule wechselten (MuG, Herz [1937], o.S.). Hannele Zürndorfer schreibt zum Lernverhalten der Schüler an der jüdischen Schule in Düsseldorf: „Sie waren klug und ehrgeizig und den Älteren war klar, daß dies die letzte Gelegenheit war, sich auf eine äußerst feindliche Welt vorzubereiten. Deshalb waren sie bestrebt, so viel wie möglich zu lernen“ (Zürndorfer 1997, S. 60).

1937 schrieb Dr. Kurt Herz über den Unterricht an der jüdischen Schule in Düsseldorf: „Im Mittelpunkt des Unterrichts steht das Jüdische“ (MuG, Herz [1937], o.S.). Es wurden wöchentlich fünf Stunden Hebräisch und Bibelkunde unterrichtet, um in die Sprache und das jüdische Kulturgut einzuführen. Jüdische Geschichte wurde im Zusammenhang mit allgemeiner Geschichte erteilt, die ihrerseits zur Weltgeschichte erweitert wurde. Der Erdkundeunterricht sollte besonders dazu dienen, jüdische Gegenwartskunde und Kunde der Auswanderungsländer zu vermitteln; in ihm sollte eine Judentumskunde erarbeitet werden. Palästinakunde wurde ab dem 8. Schuljahr als eigenständiges Fach unterrichtet. Zur Vorbereitung der Schüler auf eine mögliche Auswanderung wurde ab der 5. Klasse fakultativ Englisch erteilt, ab dem 8. Schuljahr auch Französisch. Der Schwerpunkt des Sprachunterrichts wurde dabei auf das Sprechen der Sprache gelegt. Auch Fächer wie Naturlehre oder Rechnen wurden „möglichst lebensnah“ (ebd.) unterrichtet. Im heimatkundlichen Unterricht sollten schon die unteren Klassen die Einrichtungen der jüdischen Gemeinde kennen lernen (ebd.).

In der Aufbauklasse, dem 9. Schuljahr (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.2), stand die Vorbereitung auf einen künftigen Beruf im Mittelpunkt des Unterrichts. In

einem Artikel in der Gemeindezeitung der jüdischen Gemeinde schreibt Kurt Herz hierzu: „Die Frage der Berufswahl ist für die jüdischen Jugendlichen jetzt schwieriger denn je; denn eine große Zahl von Berufen ist ihnen heute verschlossen oder hat für ihre Lebensgestaltung keine Bedeutung mehr. Hier ist es Aufgabe der Schule, Eltern und Jugendliche bei ihrer Entscheidung zu unterstützen. Die Zahl der Lehrstellen ist nicht groß; andere Ausbildungsmöglichkeiten erfordern eine längere Schulvorbereitung als die achtklassige Volksschule. So verlangen zahlreiche Mädchenberufe (Kindergärtnerin, technische Lehrerin usw.) einen zehnjährigen Schulbesuch. Die Mittleren-Hachscharah [*Hachschara*, s. Glossar] setzt in der Regel ein Alter von 15 Jahren voraus. Deshalb ist es notwendig, die jüdische Schule auszubauen, um die Schüler bereits innerhalb des Schulunterrichtes für den Beruf vorzubereiten“ (Herz, K. [1937]: Warum ein neuntes und zehntes Schuljahr? In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 7, Nr. 8 vom 02.01.1937, S. 2).

Die Vielseitigkeit der im 9. Schuljahr angebotenen Fächer sollte es den Schülern ermöglichen, festzustellen, ob und für welche praktischen Berufe sie sich eigneten.<sup>14</sup> Der Lehrplan umfasste sowohl theoretische als auch praktische Fächer. Es wurde Judentumskunde unterrichtet: Sie beinhaltete Hebräisch und Bibelkunde, allgemeine und jüdische Geschichte, Palästinakunde und jüdische Gegenwartskunde. Als „Allgemeine Kulturfächer“ wurden deutsche Literatur, Stilkunde, Kunstbetrachtung und Zeichnen, Musik, Erdkunde und Wirtschaftskunde unterrichtet. Fremdsprachen waren Englisch und Französisch. Der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht umfasste kaufmännisches Rechnen und Mathematik sowie Natur- und Gesundheitslehre. Praktische Fächer waren der Werkunterricht für die Jungen, Nadelarbeit und hauswirtschaftlicher Unterricht für die Mädchen. Für Mädchen und Jungen wurde Gartenbau erteilt und es gab Leibesübungen. Freiwillig konnten außerdem Stenographie und Maschinenschreiben belegt werden (Herz, K. [1937]: Warum ein neuntes und zehntes Schuljahr? In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 7, Nr. 8 vom 02.01.1937, S. 2f.).

Das zum Schuljahr 1937/38 eingerichtete 10. Schuljahr war vor allem für diejenigen Schüler gedacht, die zu einer tiefer gehenden theoretischen Ausbildung befähigt waren. Besonderer Wert wurde in diesem Schuljahr auf den Sprachunterricht gelegt. Praktischer Unterricht, so Herz, wurde im „allgemein üblichen Maße“ erteilt (Herz, K. [1937]: Warum ein neuntes und zehntes Schuljahr? In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 7, Nr. 8 vom 02.01.1937, S. 2). Auch der Lehrplan des 10. Schuljahres umfasste Judentumskunde und die oben genannten kulturkundlichen Fächer. Im Rahmen des englischen und französischen Sprachunterrichts wurde jeweils auch Handelskorrespondenz unterrichtet. Spanisch und spanische Handelskorrespondenz wurden fakultativ erteilt. Die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer umfassten Algebra und Geometrie, Naturlehre und Biologie. Praktische Fächer waren Zeichnen und Kunstbetrachtung, Werkunterricht und Nadelarbeit. In Musik wurden Singen, Musiktheorie und -geschichte unterrichtet. Es gab außerdem Leibesübungen (ebd., S. 2f.).

An der Düsseldorfer jüdischen Schule wurde nach dem Prinzip des „Konzentrationsunterrichtes“ gearbeitet (Strauß 1938, S. 56). Ein Thema wurde dabei parallel in verschiedenen Fächern behandelt. Im Schuljahr 1936/37 war nachweislich zumindest im 9. Schuljahr „Das Britische Weltreich“ Thema des Unterrichts. Dr. Beatrice Strauß

---

<sup>14</sup> Dies geschah im Sinne der beruflichen Umschichtung der Jugendlichen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.2, Anm. 17).

schrieb hierzu 1938 in der „Didaktik der jüdischen Schule“: „Der Gegenstand wurde historisch, geographisch und kulturell dargestellt. Besonders ausführlich wurden der vordere Orient und die Mittelmeerprobleme besprochen. Als Lektüre im Deutschunterricht wurden einige Dramen von Shakespeare gelesen. Innerhalb dieses Konzentrationsunterrichts wurden auch verschiedene Themen für große Aufgaben verteilt, die sich über den gesamten Fragenkomplex ‚Britisches Weltreich‘ erstreckten, wie z.B. Englischer Volkscharakter, Englische Geschichte (Altertum, Mittelalter, neuere Zeit), Aufbau des Britischen Weltreichs, Wirtschaftliche Beziehungen innerhalb des Britischen Weltreichs, Englische Kolonialgeschichte, einzelne Dominions (Südafrika), Die Juden in England, Die Juden im britischen Weltreich“ (ebd., S. 56). Für den gesamten Unterricht galt das Prinzip der Praxisnähe (Röcher 1992, S. 202).

#### 4.2.2.2 Essen

Zu den Lehrkräften der jüdischen Schule in Essen liegen in den Quellen und in der Forschung bisher wenig präzise Angaben vor. Es wird erwähnt, dass die Schule im Jahre 1930 elf Lehrkräfte hatte (Schröter 1980, S. 110). Namentlich sind als Lehrer der jüdischen Schule für die Zeit zwischen 1931 und 1942 bekannt: Moritz Abraham (Leiter der Schule bis April 1933), Heinemann Isaak (seit April 1933 Leiter der Schule), Max Levisohn, Leopold Frohsinn, Johanna Samson, Friedrich Kaiser, Wilhelm Buchheim (1935 wird er als Leiter der Schule genannt), Max Holländer, August Katzenstein, Friedrich Löwenstein, Richard Fuchs, Frl. Heimann, Hannelore Pels, Frau Sternberg, Meta Redner, Margarete Steinfeld, Franziska Idelsohn und Salo Weindling. Weindling unterrichtete ab 1934 oder 1935, neben dem Rabbiner Dr. Hugo Hahn und dem Kantor Wilhelm Ogutsch, ein- oder zweimal wöchentlich Religion für die jüdischen Schülerinnen und Schüler der höheren Schulen. Außerdem unterrichteten die Lehrerin Carola Heumann und ab 1938 Dr. Beatrice Strauß, die zuvor an der Düsseldorfer jüdischen Schule tätig gewesen war (AS, BR.638; Rether-Faustmann 1989, S. 56; Schmettow 2006, S. 396; Schröter 1980, S. 110).

Zur Schülerschaft der Essener jüdischen Schule liegen in den Quellen und in der Forschung ebenfalls nur wenig präzise Angaben vor. Es lässt sich zumindest sagen, dass in Essen mehrheitlich Schüler aus ostjüdischen Elternhäusern die jüdische Schule besuchten. Dies, so Klein-Reesink (1991, o.S.), sei einerseits darin begründet gewesen, dass die Kinder aus deutsch-jüdischen Elternhäusern häufiger nach dem 4. Schuljahr an der jüdischen Schule auf eine höhere Schule wechselten als die Kinder aus ostjüdischen Elternhäusern. Den Kindern aus ostjüdischen Elternhäusern sei der Besuch einer höheren Schule aus finanziellen Gründen vielfach nicht möglich gewesen. Sie seien von daher auf der jüdischen Schule verblieben und hätten dort ihre gesamte Schullaufbahn absolviert. Andererseits hätte die räumliche Nähe der Schule zu den Hauptansiedlungsgebieten der Ostjuden in Essen, der Altstadt und dem Segerothviertel, den häufigeren Besuch der jüdischen Schule durch Schüler ostjüdischer Herkunft bedingt. Die Kinder aus deutsch-jüdischen Elternhäusern hätten weit häufiger, zumindest vor der Zeit des „Dritten Reiches“, weniger zentral gelegene Volks- und höhere Schulen besucht (ebd.).<sup>15</sup>

---

<sup>15</sup> Zur räumlichen Verteilung und der Wohnsituation von Ostjuden und deutschen Juden in Essen s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.1.2.

Die Schülerzahl der Essener jüdischen Schule betrug 1930: 436; 1933: 420; 1934: 364; 1935: 394; 1937: 364; 1938: 80; 1939: ca. 100 Schüler (Rether-Faustmann 1989, S. 6f., 48; Schmettow 2006, S. 396; Schröter 1980, S. 110).

Während sich die jüdische Schule in Essen bis 1933 in ihrem Lehrplan, abgesehen vom Religionsunterricht, nicht von den nichtjüdischen Volksschulen der Stadt unterschied, lässt sich Aussagen des ehemaligen Lehrers der Schule, Salo Weindling, entnehmen, dass nach 1933 eine verstärkte Ausrichtung auf „das Jüdische“ im Unterricht erfolgte. Diese Ausrichtung, so Weindling, machte sich in verschiedenen Fächern, etwa dem Religionsunterricht, in Geschichte und Erdkunde bemerkbar. In Erdkunde rückte, in Anlehnung an die Richtlinien von 1934 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.2), außerdem die Behandlung potentieller Auswanderungsländer in den Vordergrund des Unterrichts (AS, BR.634).

1935 wurden in der Essener jüdischen Schule Englisch und Neuhebräisch eingeführt (Schmettow 2006, S. 410). Von Salo Weindling erfahren wir aus dem Jahr 1937 etwas über den Rechenunterricht der 8. Klasse an dieser Schule. Er schreibt in einem Artikel in der *Jüdischen Schulzeitung*, Zentrum des von ihm erteilten Rechenunterrichts sei „das Jüdische“ (Weindling, S. [1937]: Der Rechenunterricht in der Oberklasse der jüdischen Volksschule. Ein Arbeitsbericht von Salo Weindling, Essen. In: JS, Jg. 13, Heft 5 vom 05.05.1937, S. 1). Themen des volkswirtschaftlichen Rechnens z.B. waren den Lebensbedingungen und den Lebensformen der jüdischen Gemeinschaft entnommen. So wurden die Bevölkerungsbewegungen innerhalb der Essener jüdischen Gemeinde und der jüdischen Bevölkerung im Deutschen Reich berechnet und der Prozentsatz des jüdischen Bevölkerungsteiles an der Essener und deutschen Gesamtbevölkerung ermittelt. Statistiken zur beruflichen Gliederung und zum Altersaufbau sowie der räumlichen Verteilung der Juden in Deutschland wurden angefertigt. die Verteilung der Juden in der ganzen Welt sowie der Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung verschiedener Länder berechnet. Weitere Rechenbeispiele waren den Verhältnissen in Palästina entnommen: Die Schüler berechneten die dortige Bevölkerung, die Bodenfläche, die Bodenbesitzverhältnisse, die jüdische Einwanderung nach Palästina, die Entwicklung der Städte sowie Import- und Exportquoten. Der Rechenunterricht, so Weindling, stand dabei in enger Verbindung mit anderen Fächern. In Geschichte z.B. erfuhren die Schüler etwas über die historischen Ursachen der Verteilung und sozialen Struktur der Juden in Deutschland. Im Erdkundeunterricht wurden verschiedene Länder ebenfalls unter dem Gesichtspunkt ihrer „Judentumsbezogenheit“ betrachtet. Im Raumlehreunterricht bewältigten die Schüler die zeichnerischen Aufgaben aus dem Rechenunterricht (ebd., S. 2). „Unter Anwendung aller Rechnungsarten und dauernder Übung der Rechenfähigkeit schlechthin erarbeiten die Schüler sich eine jüdische Gegenwartskunde in Zahlen. Neben dem rein Erkenntnismäßigen wird ein jüdisches Fühlen erzeugt, das den Rechenunterricht zugleich zu einem Gesinnungsunterricht macht“, so Weindling (ebd.).

Wie in Kapitel 4.2.1.2 der vorliegenden Dissertation erwähnt, wurde 1938 an der Essener jüdischen Schule ein 9. Schuljahr für Mädchen eingerichtet. Für die Fächerverteilung in diesem Schuljahr lassen sich Informationen aus dem bereits genannten Aufsatz von Dr. Beatrice Strauß entnehmen (Strauß 1938). In diesem Aufsatz entwickelte sie einen Plan für den Unterricht in einem 9. Schuljahr für Mädchen. Da, laut Rether-Faustmann (1989, S. 86), das 9. Schuljahr für Mädchen an der Essener jüdischen Schule nach Erscheinen dieses Aufsatzes eingerichtet wurde, ist zu vermuten, dass der in ihm entwickelte Plan für den Unterricht des 9. Schuljahres für Mädchen an der Essener jüdischen Schule umgesetzt wurde.

Der Plan sah für Hebräisch und Bibelkunde fünf Stunden wöchentlich vor, für Englisch vier. Deutsch, Geschichte, Erd- und Palästinakunde sollten sieben Stunden in der Woche unterrichtet werden, Rechnen drei und Naturlehre zwei Stunden. Großes Gewicht hatten mit fünf und vier Stunden wöchentlichen Unterrichts in diesem Plan die Fächer Kochen, Nadelarbeit und Zeichnen. Gartenbau wurde im Sommerhalbjahr vier Stunden wöchentlich unterrichtet. Im Winterhalbjahr traten an Stelle des Gartenbaus jeweils zwei Stunden Leibesübungen und Musik. Fakultativ wurden in der Woche drei Stunden Französisch und eine Stunde Kurzschrift erteilt (ebd., S. 55).

### **4.2.3 Unterricht und Schulleben**

#### **4.2.3.1 Düsseldorf**

Der Unterricht an der Düsseldorfer jüdischen Schule war, so Herz, auf „arbeitsunterrichtlicher Methode“ aufgebaut (MuG, Herz [1937], o.S.). Er orientierte sich am Prinzip der „Arbeitsschule“, wie es in der Weimarer Republik entwickelt worden war.<sup>16</sup> Die Schüler sollten zur Selbsttätigkeit und zur selbständigen Arbeit in Gruppen erzogen werden. Ausschließlich rezeptives Lernen lehnte Herz ab (ebd.; Suchy 1988, S. 58).

Das *Jüdische Gemeindeblatt für den Synagogenbezirk Düsseldorf* berichtete am 4. Dezember 1937 über eine Ausstellung von Schülerarbeiten aus dem Zeichenunterricht des Lehrers Julo Levin: „Herr Levin zeigte in einem Überblick über die Geschichte des Zeichenunterrichtes, wie immer wieder pädagogisch einsichtige Theorien in einer ganz anders gearteten Praxis in ihr Gegenteil verkehrt wurden, wie den Absichten Pestalozzis und Fröbels ein Zeichnen nach Vorlagen mit Hilfe von Gradnetzen und nach leblosen Modellen nicht entsprach. Ausgehend von den Richtlinien des Unterrichtsministeriums von 1924 und 1925 stellte dann Herr Levin als Prinzip eines Kunstunterrichts in der Arbeitsschule die Selbsttätigkeit des Kindes auf“ (Veranstaltung der Jüdischen Volksschule. In: *Jüdisches Gemeindeblatt für den Synagogenbezirk Düsseldorf*, Nr. 7 vom 04.12.1937, S. 6).

Wie in Kap. 4.2.2.1 der vorliegenden Dissertation bereits erwähnt, sollte im Mittelpunkt des gesamten Unterrichts der Düsseldorfer jüdischen Schule, laut deren Leiter Dr. Kurt Herz, „das Jüdische“ stehen (MuG, Herz [1937], o.S.). Auch der ehemalige Lehrer Dr. Kurt Bergel betont in seinen Erinnerungen, dass sich die Lehrer der Düsseldorfer jüdischen Schule einig waren, jüdische Werte als Antwort auf die Judenfeindlichkeit, die den Schülern überall entgegen schlug, hochhalten zu müssen, auch wenn sich die Lehrer, begründet in ihrer unterschiedlichen religiösen Ausrichtung, nicht einig waren, wie „Judentum“ genau aufzufassen war (Suchy 1988, S. 59). Es sei den Pädagogen der jüdischen Schule in Düsseldorf darum gegangen, so Koznizky-Gendler (2000, S. 49), das Wissen der Schüler über die jüdische Religion, die Riten und das Praktizieren der Feiertage, die Gebete und die religiösen Vorschriften zu vertiefen und durch das Erlernen der jüdischen Geschichte und der hebräischen Sprache eine positive Einstellung zum Judentum bei den Schülern zu erzeugen. Die Veränderung der jüdischen Identität und des Selbstbewusstseins der Schüler habe während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft erste Priorität im pädagogischen Konzept der Schule gehabt.

---

<sup>16</sup> Zum Begriff der Arbeitsschule nach Georg Kerschensteiner s. z.B. Kötteritz 1981.

Der Unterricht an der Düsseldorfer jüdischen Schule sollte außerdem zur Gemeinschaft erziehen. Erziehungsziel war laut Dr. Kurt Herz, die charakterliche Bildung der Schüler hin zu einem „Gemeinschaftstyp“ (MuG, Herz [1937], o.S.). Als Voraussetzung für eine Emigration sollten die Schüler befähigt werden, sich in eine Gemeinschaft einzufinden (ebd.).

Diesem Ziel dienten die Gestaltung des Unterrichts in Gruppenarbeit sowie die Gestaltung von Feiern und Festen in der Schule. Die Schulgemeinschaft sollte sich, so Herz, in der Ausgestaltung der Feiern zeigen, die in der Regel von einer Klasse für die gesamte Schule übernommen werden sollte. Die Gestaltung des *Oneg Sabbath* (s. Glossar) diente demselben Ziel. Er wurde für die Unter-, Mittel- und Oberstufe getrennt abgehalten. Das *Purimfest* (*Purim*, s. Glossar) wurde in der Turnhalle des Turnvereins *Makkabi* an der Königsberger Straße ausgerichtet. Dieser Ort wurde laut Herz extra deswegen gewählt, weil die Größe der Synagoge, die sonst für Zusammenkünfte aller Schüler genutzt wurde, eine „wirkliche Gemeinschaftsfeier“ nicht zuließ (MuG, Herz [1937], o.S.).

Von einem Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Gemeinschaft, das innerhalb der Düsseldorfer jüdischen Schule geherrscht habe, spricht auch der ehemalige Lehrer Dr. Kurt Bergel in seinen Erinnerungen. Besonders sei dieses durch gelegentliche Aufenthalte der Schüler im Bröhlthalhaus<sup>17</sup> gestärkt worden, wo die Schüler einige Tage in der Natur verbrachten (Suchy 1988, S. 59f.). Es fanden in der Schule außerdem gemeinsame Jahresabschlussfeiern mit kleinen Aufführungen, Rezitationen, Dialogen und Chorgesängen statt (MuG, Herz [1937], o.S.; MuG, Schnook 1940; Suchy 1988, S. 69).

Ehemalige Schüler erinnern sich, dass im Unterricht der Düsseldorfer jüdischen Schule durchaus auch Streiche gespielt wurden, besonders in nicht so beliebten Fächern. So berichtet z.B. Dvora Diskin, dass sie einmal im Religionsunterricht des zweiten Gemeinderabbiners, Dr. Siegfried Klein, Pfeffer in die Klasse pustete, als Klein der Klasse den Rücken zuwandte (Suchy 1988, S. 66). Der ehemalige Lehrer Dr. Kurt Bergel erinnert sich daran, dass in der Schule viel miteinander gelacht wurde. Humor, so sagt er rückblickend, sei in ernster Zeit eine besonders notwendige Medizin für die so gefährdete seelische Gesundheit der Kinder gewesen (Suchy 1988, S. 58).

#### 4.2.3.2 Essen

Über Unterricht und Schulleben an der Essener jüdischen Schule liegen weniger Informationen vor als für die Düsseldorfer jüdische Schule. Für die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft erfahren wir lediglich vom ehemaligen Lehrer Salo Weindling das o.g. aus dem Rechenunterricht des 8. Schuljahres (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.2.2) sowie aus dem Aufsatz von Dr. Beatrice Strauß den vermutlichen Plan für das 9. Schuljahr für Mädchen (ebd.).

Für die Mitte der 1920er Jahre berichtet der ehemalige Lehrer der Essener jüdischen Schule, Emil Frank, in seinen Erinnerungen: „Nach dem Weltkrieg setzten sich neue Strömungen der Pädagogik (Arbeitsschule) durch und fanden auch in den von der

---

<sup>17</sup> Das Bröhlthalhaus bei Köln war das einzige „jüdische Übernachtungsheim“ im Rheinland während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft. Der „Reichsausschuß der jüdischen Jugendverbände“ hatte es 1935 erworben. Bis zum Novemberpogrom 1938 wurde es von jüdischen Jugendbünden und Klassen jüdischer Schulen besucht.

Regierung als Richtlinien veröffentlichten Lehrplänen ihren Ausdruck. [...] Als Junglehrer schloß ich mich einer für diese zur Weiterbildung und als Voraussetzung zur Ablegung der zweiten Lehrerprüfung bestehenden ‚Arbeitsgemeinschaft für Junglehrer‘ an, wo in Theorie und Praxis (Lehrproben) die Ziele der ‚Arbeitsschule‘ gelehrt wurden. Schulleitung und Lehrkräfte der jüdischen Schule in Essen bemühten sich, daß solche modernen Strömungen der Pädagogik auch an dieser Schule Eingang fanden“ (Frank 1978, S. 17).

Aus den Interviews mit den ehemaligen Schülern der Essener jüdischen Schule zeichnet sich ab, dass der Unterricht in dieser Schule in seinen Methoden eher traditionell war. Die Lehrer werden meistens als sehr streng beschrieben. Einzige Ausnahme ist der Lehrer Salo Weindling, von dem mehrere Befragte berichten, dass er die Schüler in der Klasse verschiedene Themen miteinander diskutieren ließ, wobei er sich in den hinteren Teil der Klasse zurückzog und sich Äußerungen enthielt (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.2 und 5.2.9; Schmettow 2006, S. 410). Von mehreren der Essener Befragten wird berichtet, dass verschiedene Lehrer Schläge zur Bestrafung von Schülern einsetzten (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.9; Schmettow 2006, S. 175, 410).

Schmettow (2006, S. 177) schreibt zum Unterrichtsstil und zu den Lehrern an der Essener jüdischen Schule für die Zeit zwischen 1920 und 1932: „So entsteht für die Jahre 1920 bis 1932 aus dem Blickwinkel der Befragten ein Bild der jüdischen Volksschule, in der strenge Disziplin herrschte, es strenge, weniger strenge und sogar hingebungsvoll ihrem Beruf nachgehende Lehrer und Lehrerinnen gab. Sie – unter ihnen auch schon ältere Kräfte – standen durchaus noch in der Tradition der ‚überkommenen Schule, welche sich an die Rezeptivität der Schüler wandte und einseitig den Intellekt betonte‘. Einher damit ging, wie Hubert Henz es nennt, ‚die alte schematische Schulzucht mit ihrem einförmigen Stillsitzen, ihrer Strandkorbmethode (strenge Isolierung vom Nachbarn, nur Kontakt mit dem Lehrer und über ihn zu den anderen Schülern)‘“. Die Essener jüdische Schule, so Schmettow, war zu dieser Zeit eine „Schule dazwischen“, zwischen der überkommenen Volksschule der Monarchie und den Versuchen zur Zeit der Weimarer Republik, die Volksschule äußerlich und innerlich zu reformieren (ebd.).

Der Unterricht an der Essener jüdischen Schule wurde nach dem Klassenlehrerprinzip durchgeführt, d.h. eine Lehrkraft erteilte in einer Klasse den überwiegenden Teil des Unterrichts (Schmettow 2006, S. 410).

Wie aus einem Brief des ehemaligen Lehrers Salo Weindling an die Alte Synagoge Essen hervorgeht, gab es anlässlich jüdischer Fest- und Feiertage an der Essener jüdischen Schule Darbietungen der unteren Klassen für die übrigen Klassen und für die Eltern (AS, BR.634). Zwischen Schule und Synagoge bestand eine enge Zusammenarbeit. Die Schülerinnen und Schüler wirkten häufig bei der Gestaltung des Gottesdienstes mit, z.B. in Form eines Schülerchores. Der Schülerchor wurde vom Lehrer Max Levisohn, der nebenamtlich zweiter Kantor der Gemeinde war, geleitet (ebd.).

Für die Zeit ab 1941, als sich die Schule im Lager Holbeckshof befand (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.1.2), ist überliefert, dass dort eine Gemeinschaftsküche und ein Gemeinschaftsraum mit Betsaal und Schulzimmer eingerichtet wurden (Rether-Faustmann 1989, S. 112). Der letzte dort unterrichtende Lehrer, Richard Fuchs, so Rether-Faustmann (ebd., S. 114), bemühte sich, das Leben im Lager Holbeckshof für die Kinder und Jugendlichen durch Spiele und „bunte Abende“ zu erleichtern.

#### 4.2.4 Lebensgeschichtliche Dimension

Die jüdische Schule in Essen spielte für die Kinder und Jugendlichen der dortigen jüdischen Gemeinde schon vor der nationalsozialistischen Machtübernahme eine bedeutende Rolle, weil die meisten von ihnen bei Beginn ihrer Schulpflicht in diese Schule eingeschult wurden und dort zumindest die ersten vier Volksschuljahre verbrachten. Sie war für die Kinder und Jugendlichen der Gemeinde Erziehungsfaktor und Ort des Kontaktes zu sowie des Zusammenseins mit Gleichaltrigen. Sie war ein Ort, an dem die Schüler in ihren Normen und Werten geprägt wurden. Dabei ist anzunehmen, dass die jüdische Schule für ihre Schüler die gleiche Bedeutung hatte wie etwa nichtjüdische Schulen für nichtjüdische Schüler. In den Dokumenten und Aussagen der Befragten finden sich keine Hinweise darauf, dass die Essener jüdische Schule für ihre Schüler vor der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft eine Bedeutung gehabt hätte, die über die Bedeutung von Schule als Ort des Lernens, Erziehungsfaktor und als Ort der sozialen Kontaktaufnahme zu Gleichaltrigen hinaus gegangen wäre.

Die jüdische Schule in Düsseldorf war, da sie erst 1935 gegründet wurde, für die von mir befragten ehemaligen Schüler, bis auf eine Ausnahme, nicht die Schule, in die sie zu Beginn ihrer Schulpflicht eingeschult wurden. Ihre Schüler hatten zunächst nichtjüdische Schulen besucht.

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme gewann sie für ihre Schüler als Ort des Sozialen an Bedeutung, besonders für die Schüler, die nach 1933 nichtjüdische Freunde verloren. Auch die Düsseldorfer Schule hatte in dieser Hinsicht Bedeutung für ihre Schüler, waren die meisten von ihnen doch aufgrund des Besuchs nichtjüdischer Schulen vor der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft in den Kreis ihrer nichtjüdischen Mitschüler integriert, hatten nichtjüdische Freunde und erlebten nach 1933 viel häufiger Verluste in Bezug auf die nichtjüdische Umwelt als die Schüler der Essener jüdischen Schule (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.2 und 5.1.3).

Wie sich den Aussagen verschiedener Lehrer der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen zum Unterricht an beiden Schulen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft entnehmen lässt, sollte der Unterricht an beiden Schulen auf „das Jüdische“ ausgerichtet sein (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.2.1 und 4.2.2.2). „Das Jüdische“ sollte positiv besetzt werden und diese Ausrichtung dazu beitragen, den Schülern eine jüdische Identität zu geben und ihr Selbstbewusstsein angesichts einer feindlichen Umwelt zu stärken.

Der Unterricht der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen hatte außerdem rein praktische Bedeutung für die Schüler. Der Unterricht wurde in vielen Fächern auf eine mögliche Auswanderung der Schüler ausgerichtet: Er sollte die Schüler mit der Vermittlung praktischer Fertigkeiten, von Kenntnissen über mögliche Auswanderungsländer und von Sprachkenntnissen auf eine Auswanderung vorbereiten. Der Unterricht des 9. und – im Falle der Düsseldorfer jüdischen Schule – des 10. Schuljahres war darauf ausgerichtet, die Schüler in ihrer Berufsfindung zu unterstützen und eine berufliche Umschichtung der Schüler hin zu praktischen Berufen zu fördern.

Der Unterricht, zumindest der der Düsseldorfer Schule, sollte die Schüler zu einem Gemeinschaftssinn erziehen, sie zu Charakteren bilden, die sich leicht in eine Gemeinschaft einfinden konnten. Auch dies geschah im Sinne einer Auswanderungsvorbereitung.

Wie die jüdischen Schulen reichsweit (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.3), so sollten auch die jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen ihren Schülern „Zu-

fluchtsstätten“ sein, ihnen die Möglichkeit einer normalen sozialen Entwicklung geben, ihnen zumindest während der Unterrichtszeit eine behütete, solidarische Atmosphäre und Geborgenheit bieten.

Inwieweit die jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen tatsächlich diese Bedeutung für ihre Schüler hatten, wird in Kapitel 8 der vorliegenden Dissertation noch genauer beschrieben.

Zum Verhältnis der Düsseldorfer jüdischen Schule zur dortigen jüdischen Gemeinde schrieb Dr. Kurt Herz 1937, die Schule habe zu einem „lebendigen Mittelpunkt der Gemeinde“ werden sollen (MuG, Herz [1937], o.S.). Die Lehrer betätigten sich an der Bildungsarbeit der Gemeinde durch das Abhalten von Bildungs- und Sprachkursen. Die Gemeinde wurde in das Leben der Schule dadurch einbezogen, dass die Eltern und anderen Gemeindemitglieder zu Schulveranstaltungen wie etwa Jahresabschlussfeiern eingeladen oder der Gemeinde Ausstellungen mit Schülerarbeiten aus dem Zeichenunterricht präsentiert wurden. Durch Schülerspeisungen wurden die Kinder mittelloser Eltern an der jüdischen Schule versorgt. Das Essen wurde dabei in den Kochkursen der Mädchen des 9. Schuljahres zubereitet. Die jüdische Gemeinde ihrerseits übernahm fürsorgliche Aufgaben, wie etwa die schulärztliche Betreuung oder die Verschickung erholungsbedürftiger Kinder (ebd.; Baumeister 1993, S. 18).

Für das Verhältnis der Essener jüdischen Schule zur dortigen jüdischen Gemeinde liegen weitaus weniger Informationen vor. Aus den Aussagen vieler Essener Befragter geht hervor, dass die Schule im Leben der Gemeinde eine ähnliche Rolle spielte wie die Düsseldorfer Schule in der dortigen Gemeinde. Auch an der Essener jüdischen Schule wurden Veranstaltungen, z.B. anlässlich der jüdischen Feste oder von Schulentlassungen, abgehalten, zu denen die Eltern und andere Gemeindemitglieder eingeladen wurden (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.7).

### **4.3 Die jüdischen Jugendbünde**

#### **4.3.1 Düsseldorf**

Ursprung der jüdischen Jugendbewegung in Düsseldorf war der 1902 gegründete *Wedell-Verein*. Er war benannt nach dem liberalen Düsseldorfer Rabbiner Dr. Abraham Wedell und bezweckte die „Vereinigung junger Kaufleute zur Pflege idealer Interessen, zur weiteren Fortbildung und edler Geselligkeit“ (zit. nach Klerks 1997, S. 117). Der Verein wollte den jüdischen Jugendlichen, besonders neu nach Düsseldorf gezogenen, einen Ort geselligen Zusammenseins bieten, sie zu einer sittlichen Lebensweise, zu einer idealen Weltanschauung und zur Treue dem Judentum gegenüber erziehen (ebd.; Suchy 1995, S. 16).

Die Mitglieder des Vereins waren junge jüdische Kaufleute aus besser situierten Familien, die in ihrer Einstellung kaisertreu und deutsch-national waren (Klerks 1997, S. 118). Der Verein war von der Düsseldorfer Loge des *Bnai Brith*<sup>18</sup> eingerichtet worden, ging also auf das jugendpflegerische Engagement der Honoratioren der jüdischen Gemeinde zurück, nicht auf eine autonome Selbstorganisation der Jugendlichen. Er bot berufsorientierte Kurse wie Stenographie an, unterstützte junge Leute bei der Wohnungssuche, hielt „Freitagabendfeiern“ ab und vermittelte in Vortrags- und Diskussionsabenden Grundlagen jüdischer Kultur, Religion und Geschichte

---

<sup>18</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.1.1, Anm. 8.

(ebd., S. 117). 1903 formierte sich im Verein eine Turngruppe mit ca. 40–60 Aktiven, die sich einmal wöchentlich zum gemeinsamen Turnen traf (ebd.).

1909 trat der *Wedell-Verein* dem *Verband der jüdischen Jugendvereine Deutschlands (VJJD)*<sup>19</sup> bei. Der ursprünglich als Handlungsgehilfenverein gegründete *Wedell-Verein* wurde nun zum *Jüdischen Jugendverein Düsseldorf*. Der Verein war weltanschaulich neutral. Er stand Jugendlichen aller religiösen und weltanschaulichen Richtungen im Judentum offen. Er war überwiegend kulturell orientiert und verstand sich als eine der wichtigsten Erziehungsinstanzen für den Gemeindenachwuchs. Ein Ziel seiner Erziehung war, die Jugendlichen dem wachsenden Einfluss des Zionismus zu entziehen, in dem die Verantwortlichen im Verein eine Gefahr für die deutsch-jüdische Kultur sahen.

Hatte der *Wedell-Verein* zunächst nur männlichen Jugendlichen zwischen 18 und 25 Jahren offen gestanden, nahm er als *Jüdischer Jugendverein Düsseldorf* ab 1909 auch Frauen und jüngere Jugendliche auf. 1913 richtete der Verein eine eigene Wandergruppe ein, die den Jugendlichen die Möglichkeit bot, die Sonntage in der Natur zu verbringen.

Während des Ersten Weltkrieges bildeten die Jüngeren innerhalb des Vereins mit dem *Bund jüdischer Schüler (BJS)* eine eigene Gruppierung, die es ihnen erlaubte, frei von elterlicher Bevormundung und in Distanz zu den älteren Jugendlichen im Verein, jungbündische Arbeitsformen zu pflegen. Seit 1917 verfügte der *Jüdische Jugendverein Düsseldorf* über ein eigenes Jugendheim im Hinterhaus eines Gebäudes an der Oststraße 50 (Klerks 1997, S. 118f.; Suchy 1994, S. 16).

Nach dem Ersten Weltkrieg verloren der weltanschaulich neutrale *Verband der jüdischen Jugendvereine Deutschlands (VJJD)* und die ihm angeschlossenen Vereine an Bedeutung. Der *Jüdische Jugendverein Düsseldorf* konnte seine Mitgliederzahlen zwar in den 1920er Jahren noch stabil halten<sup>20</sup>, verlor aber, bedingt durch die Weltwirtschaftskrise<sup>21</sup>, wachsende Jugendarbeitslosigkeit und eine politischen Radikalisierung, seit Ende der 1920er Jahre an Zugkraft und Mitgliedern (Klerks 1997, S. 120f.; Suchy 1995, S. 16).

Die Jugendlichen wandten sich nun vermehrt Bünden zu, die eindeutiger politische Antworten und ein größeres Gemeinschaftsgefühl boten als der politisch neutrale *Jüdische Jugendverein Düsseldorf*. Zionistische, sozialistische und kommunistische, aber auch solche Bünde gewannen an Bedeutung, die sich durch ihre jugendbewegte und bündische Arbeit auszeichneten (Klerks 1997, S. 121). Zu ihnen gehörte etwa der oben bereits erwähnte *BJS* innerhalb des *Jüdischen Jugendvereins Düsseldorf*. Nach Altersgruppen gegliedert teilte sich der *BJS* in Züge ein, die jeweils eine Leiterin oder einen Leiter hatten und sich Namen wie *Wilde Horde*, *Falken*, *Piraten*, *Geyer*, *Seeschwalben*, *Silbermöven* oder *Wandertauben* gaben. Getragen wurde bündische Kluft mit der *Menora* (s. Glossar) als Abzeichen. Zweimal wöchentlich trafen sich die Gruppen des *BJS* im Jugendheim an der Oststraße zu Heimabenden mit Dis-

---

<sup>19</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2.1, Anm. 57.

<sup>20</sup> Dies war zu einem großen Teil dem Wirken des zweiten Gemeinderabbiners, Dr. Siegfried Klein, zu verdanken, der sich stark in der Jugendarbeit und im Bezirksverband Westdeutschland des *VJJD* engagierte. Er schaffte es, zumindest Teile des westdeutschen Bezirksverbandes und den *Jüdischen Jugendverein Düsseldorf* aus den Krisen des Gesamtverbandes herauszuhalten (Suchy 1995, S. 16).

<sup>21</sup> 1929 einsetzender, schwerer volkswirtschaftlicher Einbruch in allen Industrienationen, der sich u.a. in Unternehmenszusammenbrüchen, massiver Arbeitslosigkeit und Deflation äußerte.

kussionen und Vorträgen. Es gab außerdem zahlreiche Arbeitsgruppen wie den Klampfenkreis, eine Hebräischgruppe, die Singschar, die Schwimmer und die Boxer. Kern der Aktivitäten bildeten die Fahrten: kleinere Ausflüge und Wanderungen an den Sonntagen sowie große Fahrten, auch ins Ausland, in den großen Ferien (Klerks 1997, S. 121f.).

1930/31 entschied sich der *BJS*, seine Aktivitäten innerhalb des *Bundes jüdischer Pfadfinder (BJP)* weiterzuführen. Mit dieser Hinwendung zur Pfadfinderarbeit und zu Pfadfindermethoden konnte der *BJS* seine Mitgliederzahl steigern: von 75 Aktiven im Jahre 1931 auf 105 Aktive im Jahre 1932. Mit dem Beitritt zum *BJP* verband sich wohl auch eine verdeckte Hinwendung des *BJS* zum Zionismus. Zwar trat man nach außen hin neutral und überparteilich auf – zionistische Positionen waren in den meistens assimilierten Elternhäusern und im Vorstand der Düsseldorfer jüdischen Gemeinde verpönt –, Themen wie Palästina oder Nationalismus standen nun aber im Vordergrund der Heimabende der Älterengruppen. In einer Schreinerei wurde den Jugendlichen die Möglichkeit zur Werkarbeit im Sinne einer beruflichen Umschichtung gegeben (Klerks 1997, S. 122f.).

Als eindeutig zionistisch und sozialistisch ausgerichteter Bund formierten sich in Düsseldorf 1929 die *Blauen Blusen*<sup>22</sup>. Sie bereiteten ihre Mitglieder auf eine Auswanderung nach Palästina vor. In koedukativen Gruppen traf man sich im zionistischen Jugendheim am Fürstenwall, lernte gemeinsam Hebräisch und behandelte Fragen des Aufbaus in Palästina. Man benutzte hebräische Bezeichnungen wie *Alija* (s. Glossar) für die Auswanderung und *Hachschara* (s. Glossar) für deren Vorbereitung. Zentrales Element der Auswanderungsvorbereitung der *Blauen Blusen* bildete die berufliche Umschichtung, d.h. das Erlernen handwerklicher Berufe durch die Jugendlichen (Klerks 1997, S. 123).

Bis 1933 blieben die Anhänger zionistischer Jugendbünde in Düsseldorf eine Minderheit. Dies könnte daran gelegen haben, dass diese Gruppen auf eine starke Ablehnung seitens der Eltern und der Gemeindeleitung stießen. In der von zionistischen Gruppen angestrebten beruflichen Umschichtung der Jugendlichen hin zu handwerklichen oder landwirtschaftlichen Tätigkeiten sahen viele Eltern einen beruflichen und sozialen Abstieg drohen und lehnten diese ab (Klerks 1997, S. 123; Suchy 1994, S. 16).

Der religiös-orthodoxe Jugendbund *Esra* (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2) hatte in Düsseldorf im Jahre 1932 etwa 100 Mitglieder. Diese rekrutierten sich aus dem Milieu der aus Osteuropa eingewanderten Juden. Im Mittelpunkt der Arbeit des *Esra* stand die Auseinandersetzung mit der *Tora* (s. Glossar). Die Älteren besuchten Kurse beim orthodoxen Rabbiner und gaben ihr dort erworbenes Wissen bei Gruppennachmittagen im Jugendheim an der Oststraße an die Jüngeren weiter. Es gab außerdem Sing- und Spielabende und auch der *Esra* ging an Sonntagen und in den Ferien auf Fahrt (Klerks 1997, S. 124).

1929 gründeten Jugendliche aus Familien ostjüdischer Einwanderer, die sich im *Jüdischen Jugendverein Düsseldorf*, aber auch in den religiös und weltanschaulich eindeutiger ausgerichteten Gruppen nicht aufgehoben fühlten, die *Jüdische Jugendgemeinschaft*. Ihre Mitglieder trafen sich im Jugendheim an der Oststraße zu Heimabenden, Vortragsveranstaltungen und Arbeitsgemeinschaften und unternahmen Wanderungen (Klerks 1997, S. 124).

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme mussten sich alle jüdischen Jugendverbände zu Orts- und Landesausschüssen zusammenschließen. In Düsseldorf

---

<sup>22</sup> 1931 traten die Blauen Blusen zum sozialistisch-zionistischen *Brith Haolim* über (Griese 1997, S. 147).

bildeten der *Jüdische Jugendverein Düsseldorf*, der *Esra*, der *BJP*, der *Brith Habonim*<sup>23</sup>, der Sportverein *Makkabi* (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.4.1) und der zionistische *Hechaluz* gemeinsam einen Ortsring (Klerks 1997, S. 126).

Der *Jüdische Jugendverein Düsseldorf* versuchte nach der nationalsozialistischen Machtübernahme zunächst, seine Arbeitsformen, Inhalte und neutrale Ausrichtung beizubehalten. Der Verein, der immer auch für die Idee einer deutsch-jüdischen Symbiose eingetreten war, hielt an seiner deutsch-jüdischen Identität fest. Er benannte sich allerdings in *Jüdischer Jugendbund* um, um eine engere Verbundenheit und ein näheres Zusammenrücken seiner Mitglieder zu betonen. Dennoch konnte er seine Mitgliederzahlen nicht steigern, wenn auch wachsende Besucherzahlen bei seinen Veranstaltungen im Jugendheim an der Oststraße registriert wurden. Das Jugendheim an der Oststraße musste der Verein 1934 aus finanziellen Gründen aufgeben und in das Gebäude der Düsseldorfer Loge des *Bnai Brith*<sup>24</sup> an der Grafenberger Allee 78 ausweichen (Klerks 1997, S. 127).

1936 gab der *Verband der Jüdischen Jugendvereine Deutschlands* (VJJD), dem sich der *Jüdische Jugendverein Düsseldorf* 1909 angeschlossen hatte, seine weltanschaulich neutrale Haltung auf und wandte sich dem Zionismus zu. Diese Wende vollzog der damalige *Jüdische Jugendbund* nicht mit: Er trat aus dem Verband aus.<sup>25</sup> Im selben Jahr musste er seine Arbeit einstellen, da alle assimilatorisch ausgerichteten Gruppierungen verboten wurden (Klerks 1997, S. 127f.; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2.2).

Eine nur sehr kurzlebige Gründung in Düsseldorf war der *Bund deutsch-jüdischer Jugend* (BdjJ). Er trat im Mai 1935 erstmals in die Öffentlichkeit, hatte 14 Mitglieder, war betont deutsch-national ausgerichtet und stand dem *Reichsbund jüdischer Frontsoldaten* (RjF; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.3) nahe (Klerks 1997, S. 128). Es lässt sich nicht nachweisen, wann dieser Bund seine Arbeit beendete. Dies dürfte aber spätestens 1936, mit dem Verbot aller nichtzionistischen jüdischen Jugendbünde, der Fall gewesen sein.

Die zionistischen Bünde erlebten, wie in ganz Deutschland, so auch in Düsseldorf nach 1933 einen Aufschwung (Klerks 1997, S. 128; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2). Sowohl der *BJP* als auch der *Esra* stellten ihre Arbeit 1933 auf die zionistische *Hachschara* (s. Glossar) um. Der *BJP* trat im Dezember desselben Jahres aus dem VJJD aus und benannte sich in *Jüdischer Pfadfinderbund Deutschlands* (J.P.D.) um. Seine Mitgliederzahl stieg in Düsseldorf im Jahre 1934 auf 140 Kinder und Jugendliche an. Ein Teil der Mitglieder trat allerdings 1934 zum *Brith Habonim* über. Dazu war es gekommen, weil der J.P.D. in Konflikt mit dem *Hechaluz* und dem diesem nahe stehenden *Habonim* geraten war. *Hechaluz* und *Habonim* beanspruchten das alleinige Monopol auf die Vorbereitung und Durchführung der *Alija* (s. Glossar). Der J.P.D. aber bestand auf der Unterhaltung eigener *Hachschara*-Stellen (*Hachschara*, s. Glossar) in Deutschland und eigener *Kibbuzim* (*Kibbuz*, s. Glossar) in Palästina. Mit dem Übertritt eines Teils der Mitglieder des J.P.D. zum *Habonim* wurde der *Habonim* zum mitgliederstärksten Jugendbund in Düsseldorf (Klerks 1997, S. 128).

Auch der *Esra* bereitete seine Mitglieder nach 1933 gezielt und zügig auf die Auswanderung nach Palästina vor. 1934 gab es in Düsseldorf nur noch zwei Jungen- und

<sup>23</sup> 1933 durch Fusion des *Brith Haolim* mit dem *Kadima* entstanden (Trefz 1999, S. 173).

<sup>24</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.1.1, Anm. 8.

<sup>25</sup> Dabei spaltete sich die Gruppe *Jahrgang 1900–1912* ab, die im Verband verblieb (Klerks 1997, S. 127).

zwei Mädchengruppen des Bundes<sup>26</sup>; die übrigen Mitglieder befanden sich bereits auf *Hachschara*-Ausbildungsgütern (ebd.). 1936 gründeten einige ehemalige Mitglieder der *Habonim* eine Düsseldorfer Ortsgruppe des *Haschomer Hazair* (ebd.; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2).

In Düsseldorf kam den jüdischen Jugendbünden laut Suchy (1994, S. 18) in den ersten beiden Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft große Bedeutung zu, weil es dort bis 1935 keine jüdische Schule gab. Die Bünde waren in dieser Zeit für die Kinder und Jugendlichen außerhalb der Familie der einzige Ort, an dem sie Selbstbestätigung als junge Juden finden konnten (ebd.).

Das Verbot aller jüdischen Jugendorganisationen nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 bedeutete auch das Ende der jüdischen Jugendbünde in Düsseldorf (Klerks 1997, S. 129).

### 4.3.2 Essen

In Essen wurde 1906 ein *Jüdischer Jugendverein* gegründet. Wie auch der Düsseldorfer *Jüdische Jugendverein* war er keine eigene Gründung der Jugendlichen der jüdischen Gemeinde, sondern ihrer Honoratioren und Vertreter. Diese sahen die Aufgaben des Vereins in erster Linie im jugendpflegerischen Bereich. Der *Jüdische Jugendverein* war ein lockerer Zusammenschluss jüdischer Jugendlicher und junger Erwachsener ganz unterschiedlicher Herkunft sowie unterschiedlicher religiöser und weltanschaulicher Haltung. Seit 1921 war der Gemeinderabbiner Dr. Hugo Hahn Vorsitzender des Vereins. Er war sehr engagiert in der Jugendarbeit. Auf seine Initiative ging im Wesentlichen die Einrichtung des Essener jüdischen Jugendheims zurück (s. im vorliegenden Kapitel unten; Klein-Reesink 1991, o.S.).

Neben dem *Jüdischen Jugendverein* bildeten sich in Essen Gruppierungen jüdischer Jugendlicher, die dem Ideal der Jugendbewegung näher standen als dieser Verein. Wenige Jahre nach Gründung des *Blau-Weiß* (1913; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2) und erster Ortsgruppen der *Kameraden* (1916; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2) bildeten sich auch in Essen Gruppen dieser beiden Jugendbünde. Die genauen Umstände der Gründungen dieser Gruppen in Essen sind nicht bekannt, sie gingen aber wohl von den Jugendlichen selbst aus. Eine Gruppe des *Blau-Weiß* bestand in Essen seit 1919, die Gründung einer *Kameraden*-Gruppe erfolgte wenig später (Klein-Reesink 1991, o.S.).

Der *Blau-Weiß* war zionistisch ausgerichtet und orientierte sich in seinen Idealen und in seinen Methoden an der Wandervogelbewegung<sup>27</sup>. Die zionistische Haltung des *Blau-Weiß* brachte die assimilierte Mehrheit der Gemeinde gegen ihn auf, seine Ziele und Methoden viele Eltern. Kritisch betrachteten sie das Beisammensein von Ostjuden und deutschen Juden, von Jungen und Mädchen in den Gruppen sowie die angestrebte berufliche Umschichtung der Mitglieder. In vielen Familien kam es zu Konflikten bezüglich des Wunsches der Kinder, nach Palästina auszuwandern und dort ein Pionierleben zu führen (Klein-Reesink 1991, o.S.; Krycler 1983, S. 129).

Die Führung der *Kameraden* hingegen vertrat ein deutsch-jüdisches Ideal, unterhielt gute Kontakte zur liberalen Leitung der Essener jüdischen Gemeinde und engagierte

<sup>26</sup> 1931 waren es vier Jungen- und fünf Mädchengruppen (Klerks 1997, S. 124).

<sup>27</sup> Zum *Blau-Weiß* in Essen s. z.B. Krycler 1983.

sich im *Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens* (C. V.) sowie im *Jüdischen Jugendverein* (Klein-Reesink 1991, o.S.).

Sowohl beim *Blau-Weiß* als auch bei den *Kameraden* stand das Wandern im Mittelpunkt der bündischen Aktivitäten. Sonntägliche Wanderungen, längere Fahrten, Übernachtungen in Zelten oder Scheunen und Heimabende standen bei beiden auf dem Programm. Beim *Blau-Weiß* nahm außerdem der Zionismus breiten Raum im Programm ein (Klein-Reesink 1991, o.S.). Bei beiden Gruppierungen dominierten deutsch-jüdische Mitglieder. Im *Blau-Weiß* gab es zwar eine bedeutende ostjüdische Minderheit, die Leitungsebene aber rekrutierte sich aus den deutsch-jüdischen Mitgliedern. Den *Kameraden* gehörten ausschließlich deutsch-jüdische Mitglieder an (ebd., o.S.).

Dem Essener *Blau-Weiß* war eine nur kurze Lebensdauer beschieden. 1924 löste sich die Gruppe auf. Auch die *Kameraden* verloren Ende der 1920er Jahre in Essen an Bedeutung, besonders, nachdem sich 1925 ein Teil als *Schwarzer Haufen* von ihnen abgespalten hatte. Der *Schwarze Haufen*, der kooperativ und ohne Führung organisiert war, sich gegen Autorität wandte und ein lockeres Zusammensein von Jungen und Mädchen propagierte, bestand in Essen bis 1928 (Klein-Reesink 1991, o.S.).

1926 wurde eine Gruppe des *Kadima* (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2) in Essen gegründet. In ihm fanden sich die jüngeren ehemaligen Mitglieder des 1924 aufgelösten *Blau-Weiß* wieder zusammen. Sie bildeten in den frühen 1930er Jahren die Führungsschicht des *Kadima*. Der *Kadima* sah sich als reiner Erziehungsbund, der sich jeder politischen Stellungnahme und Beeinflussung seiner Mitglieder enthielt. Mittel zur Erziehung und charakterlichen Bildung der Mitglieder sollte einzig die Pfadfinderei sein. Es gab Heimmachmittage, bei denen allgemeine Bildung vermittelt wurde, Scoutnachmittage (zur Methode des Scouting s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2.1) und an Sonntagen gemeinsame Fahrten. Beim *Kadima*, so Klein-Reesink (1991, o.S.), spielte das Judentum eine gewisse Rolle: Man berief sich auf eine jüdische Nation und vermittelte den Mitgliedern ein Selbstverständnis und Selbstbewusstsein als Juden.

Der *Jüdische Jugendverein* verlor in Essen, genau wie der *Jüdische Jugendverein Düsseldorf* (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.3.1), Ende der 1920er/Anfang der 1930er Jahre im Zuge der Weltwirtschaftskrise<sup>28</sup> und ihrer Folgen an Zug- und Integrationskraft. Vermehrt wandten sich seine Mitglieder Jugendbünden zu, die entschiedener auftraten als der *Jüdische Jugendverein* mit seinen jüdisch-politisch oder allgemein-politisch neutralen Gesprächs- und Geselligkeitsangeboten. Orthodoxe, zionistische und sozialistische Gruppierungen gewannen an Bedeutung (Klein-Reesink 1991, o.S.).

### **Das Essener jüdische Jugendheim**

1932 wurde in Essen mit dem Bau eines Jugendheims der jüdischen Gemeinde begonnen. Seine Einrichtung ging auf die Initiative des Gemeinderabbiners Dr. Hugo Hahn zurück. Er wollte mit dem Jugendheim einen Ort schaffen, an dem die verschiedenen Jugendbünde sich treffen und Kontakte zwischen den Essener und neu zugezogenen jüdischen Jugendlichen entstehen konnten. Vor allem aber wollte Hahn die Jugendlichen mit dem Angebot des Jugendheimes von Aktivitäten fernhalten, die rein unterhaltsamer Natur waren. Er wollte sie über das Jugendheim in die jüdische Gemeinde einbinden (Klein-Reesink 1991, o.S.; Sassenberg 1999, S. 67).

---

<sup>28</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 21.

Das Jugendheim wurde Anfang 1933 eröffnet und entwickelte sich bald zu einem sozialen und kulturellen Zentrum der jüdischen Gemeinde (Schmettow 2006, S. 444). Das Gebäude des Jugendheims hatte einen lang gestreckten Trakt, der als Turnhalle und Vortragssaal diente. Davor gab es einen mehrgeschossigen Bauteil, in dem sich Lehr- und Klubräume, ein Musik- sowie ein Betsaal, eine Bibliothek und Leseräume befanden. In einem weiteren Gebäudeteil befanden sich ein Speisesaal sowie eine Wirtschafts- und Lehrküche (ebd.). Die verschiedenen Essener jüdischen Jugendbünde hielten im Jugendheim an unterschiedlichen Wochentagen ihre nachmittäglichen Treffen ab. Gemeinsam gestaltete Feiern brachten die Bünde an den jüdischen Fest- und Feiertagen unter dem Dach des Jugendheims zusammen (Lavi 1984, S. 102). Im Jugendheim gab es ein sehr intensives Gemeinschaftsleben: Es wurden Kurse zur jüdischen Geschichte und zum jüdischen Brauchtum angeboten, an denen Mitglieder aller Jugendbünde teilnehmen konnten (ebd., S. 103; Klein-Reesink 1991, o.S.). Im Juni 1933 wurde das Jugendheim vorübergehend von der HJ besetzt, im Oktober 1934 aber wieder an die jüdische Gemeinde übergeben. Für die jüdische Gemeinde und besonders für deren Jugend blieb das Jugendheim bis zu seiner Schließung im November 1938 ein lebendiger Mittelpunkt des sozialen und kulturellen Lebens (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 6.1.2).

Wie überall in Deutschland, erfuhren auch in Essen die zionistischen Jugendbünde nach der nationalsozialistischen Machtübernahme den stärksten Zulauf neuer Mitglieder. Den größten Mitgliederzuwachs verzeichneten dabei der *J.P.D. – Makkabi Hazair*, der *Habonim* und der *Haschomer Hazair*. Der *J.P.D.* – damals noch *BJP* (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.3.1) – hatte schon vor 1933 die *Kameraden* als wichtigstes Sammelbecken für die deutsch-jüdischen Jugendlichen in Essen abgelöst.<sup>29</sup>

Im *J.P.D.* waren vor allem die Kinder wohlhabenderer deutsch-jüdischer Familien, die Kinder von Fabrikanten, wohlhabenden Geschäftsleuten, Inhabern von Handwerks- oder Handelsbetrieben, Ärzten und Juristen organisiert. Seine Klientel stammte vorwiegend aus dem Essener Süden. Nur eine kleine Minderheit der Mitglieder, Kinder von Kleingewerbetreibenden und Angestellten, stammte aus der unteren Mittelschicht. Nur wenige Mitglieder stammten aus ostjüdischen Elternhäusern (Klein-Reesink 1991, o.S.).

In Essen nannten sich die Gruppen des *J.P.D.* z.B. *Ruhrpiraten*, *Wölfe*, *Streiter*, *Chaweroth*, *Landsknechte*, *Bienen* oder *Kobolde*. Im September 1933 hatte der *J.P.D.* in Essen ca. 70 Mitglieder, nach seiner Vereinigung mit dem *Makkabi Hazair* des *Makkabi-Sportverbandes* zum *J.P.D. – Makkabi Hazair* im Jahre 1934 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2.2) wuchs die Zahl der Mitglieder des nunmehrigen *J.P.D. – Makkabi Hazair* in Essen bis zum Frühjahr 1935 auf etwa 130 Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene im Alter zwischen neun und 20 Jahren an (Klein-Reesink 1991, o.S.). Treffpunkt für den *J.P.D. – Makkabi Hazair* in Essen war zu dieser Zeit ein Haus an der Saarbrücker Straße 2. Die Essener Ortsgruppe des *J.P.D. – Makkabi Hazair* war in 13 Gruppen unterteilt, die sich wöchentlich zu ihren Heimabenden trafen (ebd., o.S.).

Die Kinder aus ostjüdischen Elternhäusern waren in Essen bis Ende des Jahres 1933 vorwiegend im *Kadima* organisiert. Er hatte Mitte 1933 ca. 350 Mitglieder. Die Fusion des *Kadima* mit dem *Jung-Jüdischen Wanderbund – Brith Haolim* auf Bundesebene im Februar 1933 brachte bald das Ende des *Kadima* in Essen. Seine Mitglieder

---

<sup>29</sup> Die erste Gruppe des *BJP* wurde in Essen 1928 gegründet (Klein-Reesink 1991, o.S.).

gingen Ende 1933 größtenteils zum *Haschomer Hazair*, der kleinere Teil zum *Habonim* über (Klein-Reesink 1991, o.S.).<sup>30</sup>

Die Essener Gruppen des *Haschomer* und des *Habonim* charakterisiert Klein-Reesink (1991, o.S.) für die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft folgendermaßen: Die Essener *Haschomer*-Gruppe hatte zunächst ca. 50 Mitglieder, alle Ostjuden. Das typische *Habonim*-Mitglied war zwischen 1920 und 1925 geboren, ostjüdisch und hatte die jüdische Schule besucht (ebd.). Dass die ostjüdischen Kinder überwiegend im *Haschomer* und *Habonim* organisiert waren, interpretiert Klein-Reesink (1991, o.S.) dahingehend, dass in diesen Elternhäusern sozialistische Ideen weit verbreitet waren und diese Ideen, die auch im *Haschomer* und *Habonim* vertreten wurden, große Anziehungskraft für die ostjüdischen Jugendlichen besaßen. Schon vor 1933, so Rieker/Zimmermann (1996, S. 319), gewannen nichtreligiöse, zionistisch-sozialistische Tendenzen unter den Kindern aus ostjüdischen Elternhäusern an Bedeutung.



**Bild 3:**

Gruppe des Essener *Habonim* während eines Ausflugs auf dem Burgplatz in Essen, Mai 1936.

(AS, AR.1670)

Im Mittelpunkt der Aktivitäten des *Haschomer* und des *Habonim* stand die geistige und praktische Vorbereitung ihrer Mitglieder auf eine Auswanderung nach Palästina. Sie boten Kurse in modernem Hebräisch sowie landwirtschaftliche und handwerkliche Schulungen an. Tatsächlich ging ein großer Teil der Anhänger des *Habonim* in Essen auf *Hachschara* (s. Glossar; Klein-Reesink 1991, o.S.; Rieker/Zimmermann 1996, S. 322).

Der *Brith Hanoar* war ein weiterer Jugendbund in Essen, dessen Mitglieder in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft ausschließlich ostjüdischer Herkunft waren. Er war um 1930 entstanden, religiös-orthodox und zionistisch ausgerichtet. Mitte 1935 hatte er 55 Mitglieder. Er umfasste Kinder und Jugendliche im Alter zwischen elf und 20 Jahren. Die meisten von ihnen waren dem Bund schon zwischen 1930 und 1932 beigetreten. Der *Brith Hanoar* war bis 1938 in Essen aktiv. Ein Teil seiner Mitglieder wechselte im Laufe der Zeit zum *Habonim* über (Klein-Reesink 1991, o.S.).

Mit dem Novemberpogrom 1938 endete auch in Essen die Zeit der organisierten jüdischen Jugendbewegung. In der Nacht vom 9./10. November 1938 wurde das jüdische Jugendheim zerstört, die Arbeit der Jugendbünde im Anschluss an den Pogrom verboten. Eine Jüngerengruppe des Essener *J.P.D. – Makkabi Hazair* versuchte trotz Verbots, ihre Treffen aufrecht zu erhalten (Klein-Reesink 1991, o.S.).

<sup>30</sup> Im Februar 1933 hatte der *Kadima* auf Bundesebene mit dem *Jung-Jüdischen Wanderbund – Brith Haolim* zum *Habonim Noar Chaluzi* fusioniert (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2.1). Es ist wahrscheinlich, dass der Essener *Kadima* diese Fusion zunächst nicht unmittelbar mitvollzogen hat, sondern dass sich seine Mitglieder erst einige Zeit später auf den *Habonim* und den *Haschomer Hazair* aufteilten (Klein-Reesink 1991, o.S.).

### 4.3.3 Gesellschaftliche Ausrichtung im Vergleich

Sowohl in Düsseldorf als auch in Essen spielten in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft unter den Kindern und Jugendlichen zionistisch und zionistisch-sozialistisch ausgerichtete Jugendbünde wie der *J.P.D. – Makkabi-Hazair*, der *Haschomer Hazair* oder der *Habonim* die größte Rolle.

In Essen hatten dabei die zionistisch-sozialistisch ausgerichteten Bünde die größte Bedeutung. Dies lag, so Klein-Reesink (1991, o.S.), daran, dass diese ihre Mitglieder vor allem aus den Reihen der Kinder und Jugendlichen aus ostjüdischem Elternhaus rekrutierten.

Der Anteil von Kindern und Jugendlichen aus ostjüdischem Elternhaus war in Essen hoch<sup>31</sup>, hier gab es ein großes Mitgliederpotential. Die Eltern vieler dieser Kinder und Jugendlichen waren Arbeiter oder im Kleinhandel tätig. Die ostjüdischen Familien lebten vorwiegend in einigen Straßenzügen der Altstadt und im Arbeiterviertel Segeroth (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.1.2 und 7.2; Schmettow 2006, S. 63). Das Zusammenleben dort mit nichtjüdischen Arbeiterfamilien, so Klein-Reesink (1991, o.S.), stärkte die vielfach ohnehin vorhandenen sozialistischen Neigungen<sup>32</sup> unter den Ostjuden in Essen und sozialistische Ideen besaßen gerade auch für die ostjüdischen Jugendlichen Essens eine große Anziehungskraft. Sozialistische und zionistische Anschauungen waren unter ihnen in weit höherem Maße verbreitet als unter den deutsch-jüdischen Jugendlichen. Auch war das „jüdische“ und politisch-soziale Engagement unter den ostjüdischen Jugendlichen stärker als unter den deutsch-jüdischen (ebd., o.S.). Die für Kinder und Jugendliche ostjüdischer Herkunft attraktiven Bünde verzeichneten deshalb einen höheren Zulauf an Mitgliedern als Bünde, die für die weniger engagierten Kinder und Jugendlichen deutsch-jüdischer Herkunft attraktiv waren (ebd., o.S.).

Zionistische Jugendbünde und -verbände wie der *Habonim*, der *Haschomer Hazair* und der *Hechaluz* gewannen nach 1933 in Essen besonders auch deshalb an Bedeutung, weil für die Mehrheit der ostjüdischen Jugendlichen das Ziel einer eventuellen Auswanderung Palästina hieß. Zur Vorbereitung ihrer Mitglieder auf eine Auswanderung nach Palästina boten diese Bünde Sprachkurse in Neuhebräisch sowie handwerkliche und landwirtschaftliche Kurse an (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.3.2; Klein-Reesink 1991, o.S.; Rieker/Zimmermann 1996, S. 322).

Die Mehrzahl der deutsch-jüdischen Jugendlichen in Essen, so Rieker/Zimmermann (1996, S. 319), war vor der nationalsozialistischen Machtübernahme anti- oder zumindest nichtzionistisch eingestellt. Mit der nationalsozialistischen Machtübernahme änderte sich dies. Die zionistischen Jugendbünde gewannen an Zulauf auch von Seiten deutsch-jüdischer Kinder und Jugendlicher (ebd.). Wie in Düsseldorf spielte dabei auch in Essen der *J.P.D. – Makkabi Hazair* unter den deutsch-jüdischen Kindern

---

<sup>31</sup> 1925 betrug der Anteil der Ostjuden an der jüdischen Gesamtbevölkerung in Essen 27,9%, 1933 betrug er 32,5% (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.1.2). Unter den Kindern und Jugendlichen zwischen sechs und 19 Jahren lag der Anteil der Ostjuden höher: 1925 lag er bei 32,6%, 1933 bei 37,3% (Klein-Reesink 1991, o.S.; Rieker/Zimmermann 1996, S. 301).

<sup>32</sup> Schon seit 1918 kam es zur Gründung zionistischer und zionistisch-sozialistischer Arbeitervereine durch Ostjuden in Essen. Diese organisierten Leseräume und Bibliotheken, Vorträge, Diskussionen, jiddische Theater- und Gesangsabende etc. (Rieker/Zimmermann 1996, S. 302f.).

und Jugendlichen die bedeutendste Rolle.<sup>33</sup> Aus ostjüdischen Elternhäusern stammten nur einige wenige seiner Mitglieder (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.3.2).

In Düsseldorf besaßen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft der *J.P.D. – Makkabi Hazair* und der *Habonim* unter den jüdischen Jugendbünden die größte Bedeutung. Eindeutig sozialistisch ausgerichtete Bünde hatten dort keinen so großen Zulauf wie in Essen. Dies könnte daran gelegen haben, dass in Düsseldorf der Anteil der Ostjuden etwas geringer war als in Essen<sup>34</sup> und der Anteil der Arbeiter unter diesen niedriger (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.1.1). Die Ostjuden in Düsseldorf waren vorwiegend als kleine Gewerbetreibende tätig (ebd., Sparing 2000, S. 205f.).

Die Jugendbünde und -vereine waren in das Düsseldorfer Gemeindeleben gut integriert. Darauf lassen wiederholte Berichte über ihre Aktivitäten sowie Ankündigungen zu ihrem Programm in der Zeitung der jüdischen Gemeinde schließen.<sup>35</sup> Wie in Kapitel 4.2.2.1 der vorliegenden Dissertation bereits beschrieben, gab es gute Kontakte der Düsseldorfer Bünde zur dortigen jüdischen Schule; Lehrer der jüdischen Schule waren in den Bünden aktiv. Zu Veranstaltungen der Bünde wurden die Eltern und andere Mitglieder der jüdischen Gemeinde eingeladen. Dies spricht für die Integration der Bünde in das Gemeindeleben und ihre Anerkennung durch die jüdische Gemeinde Düsseldorfs.

## 4.4 Die jüdischen Sportvereine

### 4.4.1 Düsseldorf

Die Anfänge einer jüdischen Sportbewegung in Düsseldorf gehen auf das Jahr 1903 zurück. Seinerzeit gründete sich innerhalb des dortigen *Wedell-Vereins* (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.3.1) eine Turnerriege. Als sich der *Wedell-Verein* 1909 dem *Verband der jüdischen Jugendvereine Deutschlands (VJJD)* anschloss und zum *Jüdischen Jugendverein Düsseldorf* wurde, setzte dieser die sportliche Tradition des *Wedell-Vereins* fort. Zeitweise gab es eine Schwimmergruppe innerhalb des Vereins (Zielke 1997, S. 132).

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde der Versuch unternommen, den Sport aus dem Rahmen des *Jüdischen Jugendvereins* zu lösen und einen eigenen jüdischen Sportverein zu gründen. Anfang 1920 wurde der *Jüdische Turnverein Düsseldorf* gegründet, dem in den politischen und wirtschaftlichen Krisen der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg allerdings kein Erfolg und keine Dauerhaftigkeit beschieden waren (Zielke 1997, S. 132).

Erst das Ende der Inflation verbesserte gegen Mitte der 1920er Jahre die Voraussetzungen für die Gründung eines jüdischen Turnvereins. Im Mai 1924 konstituierte

---

<sup>33</sup> Von 25 befragten ehemaligen Schülern der Essener jüdischen Schule, die sich eindeutig einem deutsch-jüdischen Elternhaus zuordnen lassen, waren 15 Mitglieder im *J.P.D. – Makkabi Hazair*; s. auch Klein-Reesink 1991, o.S.

<sup>34</sup> In den 1920er Jahren stellten die Ostjuden ca. ein Fünftel der Mitglieder der jüdischen Gemeinde in Düsseldorf. Bis Mitte 1933 stieg ihr Anteil auf ein Viertel der Gemeinde an (Sparing 1997, S. 160; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.1.1). In Essen waren im Jahre 1925 27,9% der Mitglieder der jüdischen Gemeinde Ostjuden, 1933 waren es 32,5% (Klein-Reesink 1991, o.S.; Rieker/Zimmermann 1996, S. 301; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.1.2).

<sup>35</sup> S. z.B.: Hechaluz. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 7, Nr. 14 vom 27.03.1937, S. 7; Jüdischer Jugendbund Düsseldorf. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 5, Nr. 9 vom 19.01.1935, S. 9.

sich auf Initiative des Düsseldorfer jüdischen Kinderarztes Dr. Adolf Sindler eine *Arbeitsgemeinschaft jüdischer Jugend*, die einen wöchentlichen Turnabend durchführte und sich bald in *Turn- und Sportverein Makkabi* umbenannte. Zunächst konzentrierte sich der Verein auf das Turnen, erweiterte sein Sportangebot aber mit der Zeit um Leichtathletik, Boxen, Schwimmen, Fußball, Handball und Tennis. 1925 beteiligte sich der Düsseldorfer *Makkabi* an der Gründung des *Verbandes jüdisch neutraler Turn- und Sportvereine Westdeutschlands (VINTUS)*, s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.3.1).<sup>36</sup> In den ersten Jahren seines Bestehens verzeichnete der *Makkabi* einen raschen Aufschwung; 1930 hatte er 550 Mitglieder. Den Höhepunkt seiner Entwicklung erreichte der Verein im Jahre 1931 mit 650 Mitgliedern. In den folgenden Jahren verlor er infolge der Weltwirtschaftskrise<sup>37</sup>, wachsender Arbeitslosigkeit und materieller Not an Mitgliedern. Bis Anfang Januar 1933 sank die Zahl seiner Mitglieder auf 341 (Zielke 1997, S. 135).

Die Erziehung von Kindern und Jugendlichen war ein zentrales Element der Arbeit des *Makkabi*. Nicht nur im sportlichen, auch im sozialen Bereich engagierte er sich in der Kinder- und Jugendarbeit. Seit 1926 führte er jährlich in den Sommermonaten eine mehrwöchige *Makkabi*-Kindererholung im Rheinstadion durch. Licht, Luft, Bewegung und Schwimmen sollten die Gesundheit der Kinder, Singen und Spiele ihren Gemeinschaftssinn stärken (Zielke 1997, S. 134). 1930 waren über 60% der aktiven Mitglieder des *Makkabi* unter 21 Jahren; 1931 erfasste er ca. 30% der jüdischen Jugend Düsseldorfs. (ebd., S. 133f.).



**Bild 4:**

Tageserholung des *Makkabi* Düsseldorf im Düsseldorfer Rheinstadion, 1932.

(MuG, Sammlung Suchy)

Die nationalsozialistische Machtübernahme wirkte sich sehr schnell auf den sportlichen Betrieb im *Makkabi* aus. Im April 1933 entzog die Düsseldorfer Stadtverwaltung dem Verein alle Sportplätze und Turnhallen. Ebenso war geplant, dem Verein die Benutzung der Schwimmhalle an der Grünstraße zu untersagen. Dies unterblieb jedoch, aber wohl deshalb, weil eine Benutzung der Schwimmhalle, technisch bedingt, zu diesem Zeitpunkt unmöglich war. Der Entzug der Turn- und Sporthallen war von dem, zu diesem Zeitpunkt noch amtierenden, konservativen Oberbürgermeister Lehr veranlasst worden (Zielke 1997, S. 136).

Im Mai 1933 erhielt der *Makkabi* von der neuen, nationalsozialistischen Stadtverwaltung einen Teil seiner Turnhallen zurück. Trotzdem blieb die Lage prekär. 1934 z.B. war dem Verein zwar die Benutzung der städtischen Tonhalle für sein jährliches Turnfest genehmigt worden, doch die Veranstaltung musste ausfallen, weil das Stadtsportamt die leihweise Überlassung von Turngeräten verweigerte. Auch die Zahl der von der Stadt genehmigten Übungsstunden in städtischen Turnhallen wurde

<sup>36</sup> Der Düsseldorfer *Makkabi* hatte sich dem 1921 gegründeten *Makkabi-Weltverband* bzw. dem *Deutschen Makkabi-Kreis* (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.3.1) nicht angeschlossen.

<sup>37</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.3.1, Anm. 21.

zunehmend reduziert. Anfang 1936 wurde den Düsseldorfer Juden die Benutzung städtischer Schwimm- und Badeanstalten untersagt (Rheinische Landeszeitung, Nr. 39 vom 09.02.1936, o.S.). Trotzdem verbesserte sich die Lage des Sportbetriebs des *Makkabi* im selben Jahr etwas, da der Verein eine eigene Turnhalle, eine umgebaute Fabrikhalle an der Königsberger Straße, einweihen konnte (Zielke 1997, S. 136).

Der Entzug der städtischen Turn- und Sporthallen im April 1933 führte zunächst zu einem weiteren Rückgang der Mitglieder des *Makkabi*. Hatte die Zahl seiner Mitglieder Anfang Januar 1933 noch 341 betragen, sank sie zwischen Januar und Juli 1933 auf 241. Erst nach Rückgabe der Sportstätten erholte sich der Mitgliederbestand und erreichte im März 1934 wieder den Stand vom Januar 1933. Einen starken Aufschwung, wie ihn die jüdische Sportbewegung reichsweit nach 1933 erfuhr (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.3.2), erlebte der *Makkabi* in Düsseldorf aber nicht (Zielke 1997, S. 137).

Bis 1933 verzichtete der *Makkabi* weitgehend auf eine weltanschauliche Stellungnahme. Er setzte auf den Sport als Integrations- und Erziehungsfaktor (Zielke 1997, S. 132).

Die Ereignisse des Jahres 1933 brachten eine inhaltliche Neuorientierung des Düsseldorfer *Makkabi* mit sich. Der Ausschluss des Vereins aus dem Westdeutschen Spielverband im April 1933 führte zur Aufgabe seines Neutralitätskurses. Schon in den Jahren zuvor war der Gründer und Vorsitzende des Vereins, Dr. Adolf Sindler, vereinsintern auf Distanz zum neutralen *VINTUS*, dem der Düsseldorfer *Makkabi* seit 1925 angehörte, gegangen; jetzt konnte er als engagierter Zionist im Vereinsvorstand den Anschluss des *Makkabi* an den *Deutschen Makkabi-Kreis* durchsetzen (Zielke 1997, S. 137). Deutlicher Ausdruck für diese inhaltliche Neuorientierung des Vereins war die Einführung des *Makkabi*-Leistungsabzeichens im Dezember 1934. Neben sportlichen Leistungen waren Grundkenntnisse der jüdischen Geschichte, des Zionismus, der Kolonisation Palästinas und des Hebräischen zu seiner Erlangung erforderlich (ebd., S. 138; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.3). Die Anforderungen des Leistungsabzeichens sowie Schulungsprogramme zu einer beruflichen Umschichtung, die vom *Makkabi* angeboten wurden, sollten dessen Mitglieder praktisch auf eine Auswanderung vorbereiten.

Bis 1933 ging es den Verantwortlichen im *Makkabi* in Bezug auf seine aktiven, besonders auf seine jugendlichen Mitglieder, um die körperliche Ertüchtigung, Willensstärkung, Disziplin, Selbstbewusstsein und die Fähigkeit zur Einordnung in eine Gemeinschaft. Nach 1933 erweiterten sich diese Erziehungsziele um Fragen der jüdischen Identität (Zielke 1997, S. 138f.). Ideologisch strebte der Verein die Schaffung eines „neuen jungen jüdischen Menschen“ an (Jüdischer Jugendbund Düsseldorf. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 5, Nr. 7 vom 15.12.1934, S. 8).

Die zunehmende Auswanderung von Juden aus Deutschland nach 1933 brachte dem *Makkabi* in Düsseldorf gravierende Mitgliederverluste. Zwischen 1933 und März 1938 emigrierten 273 seiner Mitglieder, darunter Anfang 1938 auch der Gründer und Vorsitzende des Vereins, Dr. Adolf Sindler. Dank vieler Neuzugänge aber konnte der Verein seine Mitgliederzahl bis Mitte 1938 bei über 250 Mitgliedern halten (Zielke 1997, S. 140).

Während der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 stürmte die SA das Büro des *Makkabi*, zerstörte die Einrichtung und vernichtete alle Unterlagen des Vereins. Mit der nach dem Pogrom einsetzenden Massenflucht der Juden aus Deutschland war an eine Fortführung des Sportbetriebs des *Makkabi* nicht mehr zu denken. Das offizielle Ende des Vereins markiert ein Schreiben des langjährigen Geschäftsführers des Vereins, Joseph Eltzbacher, an das Amtsgericht Düsseldorf vom Oktober 1939. In ihm

gibt Eltzbacher das Ende des Vereins „infolge Fortfalls der Mitglieder“ bekannt (Zielke 1997, S. 140f.).

Die inhaltliche Neuorientierung des *Makkabi* nach 1933 brachte eine Spaltung der jüdischen Sportbewegung in Düsseldorf mit sich. Nicht alle Mitglieder waren mit der zionistischen Neuorientierung einverstanden. Auf Anfrage vieler Gemeindemitglieder hin wurde Ende 1934 in der Düsseldorfer Ortsgruppe des *Reichbundes jüdischer Frontsoldaten (RjF)* die Gründung eines eigenen Sportbundes, des *Schild*, eingeleitet. Der *Schild* bot Leichtathletik, Fußball, Handball, Möglichkeiten zu Motor- und Wintersport, eine Jugendwandergruppe und seit Anfang 1937 außerdem englische Sprachkurse zur Vorbereitung seiner Mitglieder auf eine Auswanderung an (Zielke 1997, S. 139f.).

#### 4.4.2 Essen

Ein erster jüdischer Turnverein gründete sich in Essen mit dem *J.T.V. Essen-Ruhr* im Jahre 1910. Weltanschaulich war dieser Verein national-jüdisch ausgerichtet. Er wurde aber bereits wenige Monate nach seiner Gründung wieder aufgelöst, da er mit dieser Ausrichtung keine Akzeptanz in der jüdischen Gemeinde fand, die der Einrichtung eines eigenen Turnvereins generell skeptisch gegenüber stand. Die sportlich aktiven Mitglieder der jüdischen Gemeinde Essens waren zu dieser Zeit meist in den paritätischen Vereinen der Deutschen Turnerschaft organisiert (Boeti 1995, S. 14, 85).

Der *Turn- und Sportklub Hakoah*, der bedeutendste jüdische Turnverein in Essen vor und während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft, entwickelte sich aus der Turn- und Sportabteilung des Essener *Jüdischen Jugendvereins* (Boeti 1995, S. 24; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.3.2).

Als eigenständiger Verein etablierte sich der *Hakoah* im Oktober 1923. In diesem Jahr, so Genger (1983, S. 10), erfuhr der *Hakoah*, nach einem gemeinsamen Werbefest mit dem *Jüdischen Jugendverein* und dem *Synagogen-Chorverein*, einen beispiellosen Zustrom an Mitgliedern und wurde zum Sammelpunkt der jüdischen Gemeinde Essens. Zurückzuführen, so Boeti (1995, S. 26), war die Gründung des Vereins im Jahre 1923 darauf, dass mehrere Ausbrüche des völkischen Antisemitismus und Putschversuche durch rechtsradikale Kräfte in diesem Jahr die Lage der Juden in Deutschland als so besorgniserregend erscheinen ließen, dass die Essener jüdische Gemeinde entschied, als „Akt der Selbstbehauptung“ und als „Selbsthilfeorganisation“ einen eigenen jüdischen Turn- und Sportverein zu gründen. Die Gründung des *Hakoah*, so Genger (1983, S. 12f.), kann als Abwehrakt gegen antisemitische Tendenzen gewertet werden (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.3.1, 3.3.2 und 3.3.3). Der *Hakoah* zielte darauf ab, die Vereinsmitglieder zu Mut, Kraft, Gesundheit und Disziplin zu erziehen, sie sollten durch den Sport selbstbewusst und wehrhaft gemacht, ihr Gemeinschaftssinn sollte gestärkt werden.

Politisch-weltanschaulich war der *Hakoah* neutral. Er konzentrierte sich ausschließlich auf den Sport und wollte keine politische oder weltanschauliche Einflussnahme auf seine Mitglieder ausüben (Boeti 1995, S. 27, 29). Auch in seiner Außendarstellung war der Verein sehr zurückhaltend. Der Bezug zum Judentum war implizit durch das hebräische Wort *Hakoah* (hebr.: *die Kraft*) hergestellt. Als Emblem des Vereins wurde aber nicht der Davidstern gewählt, sondern ein stilisiertes „H“ (s. im vorliegenden Kapitel, Bild 5). Vermutlich war der Verein bestrebt, auf diese Weise alles zu vermeiden, was national-jüdische Tendenzen des Vereins hätte vermuten lassen und Irritationen in der Essener jüdischen Gemeinde hätte hervorrufen können

(ebd., S. 28). Der *Hakoah* wollte Mitglieder unterschiedlicher politischer und weltanschaulicher Haltung einen und so dazu beitragen, die jüdische Gemeinde Essens und das Gemeinschaftsgefühl ihrer Mitglieder zu stärken (ebd., S. 29).



**Bild 5:**

Turner des *Hakoah* Essen bei einem Sportfest in Berlin, März 1938.

(AS, AR.1823)

Zur Essener jüdischen Gemeinde hatte der *Hakoah* ein sehr gutes Verhältnis. Die Rabbiner Dr. Samuel und Dr. Hahn förderten den Verein organisatorisch und finanziell, warben für ihn und stellten ihm Räumlichkeiten in der Synagoge zur Verfügung (Boeti 1995, S. 30f.). Die hohe Zahl passiver Mitglieder (1925: 188 aktive und 542 passive Mitglieder) zeigt, dass der Verein auch Unterstützung bei weiten Teilen der Gemeindemitglieder fand, die selber nicht sportlich aktiv waren (Boeti 1995, S. 35). Der Verein seinerseits engagierte sich im Leben der Gemeinde mit Feierlichkeiten an den Fest- und Feiertagen, zu denen alle Gemeindemitglieder eingeladen waren, mit Wanderausflügen und Nachmittagen für Kinder und Eltern. Für die ältere Generation gab es einen Vereinsstammtisch im vereinseigenen Lokal „Alt Essen“. Die jährlichen Stiftungsfeste des Vereins bildeten einen gesellschaftlichen und kulturellen Höhepunkt des Gemeindelebens (ebd., S. 43).

Bei seiner Gründung im Jahre 1923 hatte der *Hakoah* 85 Mitglieder. Die Mitgliederzahlen stiegen rasch an: im Juni 1924 waren es 470, im Januar 1925 waren es 730 und 1930 hatte der Verein einen Stand von über 1000 Mitgliedern erreicht<sup>38</sup> (Boeti 1995, S. 34). Hinter dem *Bar Kochba* Berlin und dem *Bar Kochba* Leipzig war der *Hakoah* Essen damit der drittgrößte jüdische Turn- und Sportverein in Deutschland. Die Mehrheit der Vereinsmitglieder gehörte dem bürgerlichen Mittelstand an, es waren Angestellte, Handwerker und Kaufleute (ebd., S. 34f.).

Der *Hakoah* war geprägt durch einen hohen Anteil junger Mitglieder. 1925/26 war ungefähr die Hälfte der Vereinsmitglieder unter 18 Jahre alt.<sup>39</sup> 1926 richtete der Verein einen eigenen Jugendausschuss ein, der mit dem Verwaltungsvorstand des Vereins in Verbindung stehen und den Jugendlichen im Verein eine Möglichkeit zur Mitbestimmung geben sollte (Boeti 1995, S. 33, 36). Gezielt warb der Verein in den *Hakoah-Blättern* um junge Vereinsmitglieder. Gerade die „Erneuerung“<sup>40</sup> der Jugend betrachtete der Verein als seine Aufgabe, so Boeti (ebd., S. 37).

Bei seiner Gründung verfügte der *Hakoah* über keine eigenen Sportstätten. Zunächst stellte der Synagogenvorstand dem Verein den Saal des Gemeindehauses an zwei Abenden in der Woche zur Verfügung. Ab April 1924 überließ die Stadt dem Verein sonntagvormittags die Sporthalle der Alfredschule. Nach und nach kamen weitere Sportstätten hinzu: Turnhallen an der Dreilindenstraße und der Turmstraße, der Saal

<sup>38</sup> Dies bedeutete, dass ca. ein Viertel der Angehörigen der jüdischen Gemeinde Mitglieder des *Hakoah* waren.

<sup>39</sup> Kinder wurden ab einem Alter von sechs Jahren in den Verein aufgenommen (Boeti 1995, S. 54).

<sup>40</sup> Im Sinne einer körperlichen und geistigen Erneuerung.

des Ledigenheims am Weberplatz sowie der Saal eines Restaurants an der Baumstraße. Dieser zersplitterten und unbefriedigenden Übungsstättensituation konnte erst mit dem Bau des Jugendheims im Jahre 1932 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.3.2) abgeholfen werden. Es verfügte über eine moderne Turnhalle mit einer Bühne und mit Übungsgeräten, die im Boden versenkt werden konnten (Boeti 1995, S. 40f.).

1925 ergriff der *Hakoah* Essen die Initiative zur Gründung des *Verbandes jüdisch neutraler Turn- und Sportvereine Westdeutschlands (VINTUS)*; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.3). Der *Hakoah* übernahm die vorläufige Führung des *VINTUS* (Boeti 1995, S. 45f.).

Das traditionelle Turnen stand im Mittelpunkt des sportlichen Angebots des *Hakoah*. Außerdem wurden die in den 1920er Jahren populär gewordenen Sportarten Leichtathletik, Boxen, Schwimmen und verschiedene Ballsportarten angeboten (Boeti 1995, S. 53). Das Boxen stand ganz unter der Prämisse einer Verbesserung der Wehrhaftigkeit und des Selbstbewusstseins der Sportler. Sie sollten sich im Alltag notfalls auch körperlich gegen antisemitische Übergriffe verteidigen können. Das Boxen innerhalb des *Hakoah* fand besonders bei den Jugendlichen des Vereins großen Zuspruch (ebd., S. 59). Generell lässt sich sagen, dass das Angebot des *Hakoah* breitensportlich ausgerichtet war. Die körperliche Leistungsfähigkeit der Allgemeinheit sollte gehoben, nicht Spitzenleistungen einiger Weniger forciert werden (ebd., S. 65; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.3.1).

Wie bereits erwähnt, war der *Hakoah*, zumindest bis 1933, in seiner politischen und weltanschaulichen Haltung neutral. 1925 hatte er sich kurzzeitig an den Sportbund *Schild* des *RjF* angenähert. Da man zur Gründung des *VINTUS* (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.3.1) auf Sportgruppen des *Schild* angewiesen war, wurde eine Interessengemeinschaft vereinbart. Pläne bezüglich einer Fusion des *VINTUS* mit den Sportgruppen des *Schild* zu einer neutral-jüdischen Sportbewegung wurden aber nicht verwirklicht (Boeti 1995, S. 47f.). Zu einer Annäherung des Essener *Hakoah* an den *Deutschen Makkabi-Kreis* und dessen Vereine kam es vor 1933 nicht, auch nicht in sportlicher Hinsicht. Zu groß waren die weltanschaulichen Differenzen zwischen den zionistisch eingestellten Vereinen des *Makkabi-Kreises* und dem in seiner Haltung neutralen, eher deutsch-national und liberal eingestellten *Hakoah* (ebd., S. 51).

Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme änderte sich die Haltung des *Hakoah*. Seine Mitglieder begannen, ihre jüdischen Wurzeln stärker zu betonen, sie befassten sich mit jüdischer Religion und der hebräischen Sprache. Schließlich gab der *Hakoah* seine weltanschaulich neutrale Einstellung auf, um sich dem Zionismus zu öffnen (Boeti 1995, S. 76). Nach 1933 verließen die Vereine des *VINTUS* sukzessive diesen Verband, um sich einem der beiden Sportverbände, dem *Schild* oder dem *Deutschen Makkabi-Kreis*, anzuschließen.<sup>41</sup> Der *Hakoah* schloss sich 1934 dem *Deutschen Makkabi-Kreis* an (Lewinson 1980, S. 288).

Innerhalb der jüdischen Gemeinde Essens gewann der *Hakoah* nach der nationalsozialistischen Machtübernahme an Bedeutung. In Verbindung mit anderen Organisationen, etwa dem *Makkabi Hazair*, kümmerte er sich verstärkt um Kultur- und Freizeitangebote, Wohlfahrtsangelegenheiten, die Arbeitsbeschaffung und half bei Auswanderungsvorbereitungen (Boeti 1995, S. 77). Seinen Mitgliedern bot er, angesichts

---

<sup>41</sup> Die Mitgliedsvereine des *VINTUS* hielten es nach 1933 für notwendig, den Verband aufzulösen, da sie ihm als kleinem, regionalen Verband nur geringe Überlebenschancen beimaßen und der Meinung waren, dass eine weltanschauliche Zersplitterung des jüdischen Sports dem Zusammenhalt der jüdischen Allgemeinheit schade (Boeti 1995, S. 77).

ihrer zunehmenden Ausgrenzung aus der nichtjüdischen Bevölkerung, die Möglichkeit, gesellschaftliche Kontakte zu knüpfen und gesellig beisammen zu sein (ebd.).

Der Sportbetrieb des *Hakoah* konnte nach 1933 in recht umfangreichem Maße aufrechterhalten werden. Eine Unterbrechung brachte lediglich die vorübergehende Beschlagnehmung des jüdischen Jugendheims durch die HJ 1933/34 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.3.2). Es wurden Fußball, Turnen, Tischtennis, Boxen, Leichtathletik und vorübergehend Tennis betrieben. Das Boxen gewann angesichts der antisemitischen Bedrohung an Bedeutung. Die Boxabteilung erfuhr einen Aufschwung. Besonders die jugendlichen Mitglieder des Vereins versuchten, sich durch das Boxtraining gegen eventuelle antisemitische Übergriffe zu wappnen (Boeti 1995, S. 81f.). Die sportlichen Leistungen der Vereinsmitglieder konnten auf einem ansprechenden Niveau gehalten werden. Der *Hakoah* nahm regelmäßig mit Erfolg an den *Westdeutschen Makkabi-Meisterschaften* teil (Boeti 1995, S. 81). In den Jahren zwischen 1933 und 1938 spielte der *Hakoah* Essen eine führende Rolle in der jüdischen Sportbewegung Westdeutschlands. Die meisten Hallenveranstaltungen und Verbandstreffen des westdeutschen *Makkabi-Bezirks* fanden in der Halle des Essener jüdischen Jugendheims statt (Lewinson 1980, S. 289).

Nach 1933 hatte der Essener *Hakoah* unter der zunehmenden Emigration seiner Mitglieder und angesehener Persönlichkeiten der jüdischen Gemeinde, die den Verein finanziell unterstützt hatten, zu leiden. Die Mitgliederschaft des Vereins setzte sich während der nationalsozialistischen Herrschaft größtenteils aus Kindern und Jugendlichen zusammen. Die materielle Basis des Vereins schrumpfte. Dank Spenden aus der Gemeinde konnte der Sportbetrieb aber aufrechterhalten bleiben (Boeti 1995, S. 81).

In der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 wurde das jüdische Jugendheim in Essen zerstört. Hinzu kam, dass während der Verhaftungswelle nach dem Pogrom viele verantwortliche Funktionäre des Vereins inhaftiert wurden.<sup>42</sup> Dies bedeutete das Ende für den Sportbetrieb des *Hakoah* (Boeti 1995, S. 82f.).

#### 4.4.3 Gesellschaftliche Ausrichtung im Vergleich

Beide Sportvereine, sowohl der *Makkabi* in Düsseldorf als auch der *Hakoah* in Essen, waren in das Leben der jüdischen Gemeinden beider Städte gut eingebunden.

Beide Vereine engagierten sich kulturell und sozial in der jeweiligen Gemeinde mit Kultur- und Freizeitangeboten für Kinder, Jugendliche und Erwachsene, mit Kindererholungsmaßnahmen im Sommer, in der Wohlfahrtspflege, der Arbeitsbeschaffung, in Auswanderungsangelegenheiten und mit Schulungsmaßnahmen zur beruflichen Umschichtung. Beide Vereine gestalteten Feierlichkeiten an den Fest- und Feiertagen, die allen Gemeindemitgliedern offen standen und zumindest der *Hakoah* in Essen organisierte Wanderausflüge und Nachmittage für Kinder und Eltern sowie einen Vereinsstammtisch für die älteren Mitglieder. Veranstaltungen beider Vereine mit sportlichen Vorführungen bildeten Höhepunkte im Leben der jüdischen Gemeinden. Die Zeitungen beider jüdischer Gemeinden berichteten von Veranstaltungen und sportlichen Erfolgen der Vereine und kündigten ihre Trainingszeiten und Veranstaltungen an. Die Honoratioren und Rabbiner beider Gemeinden unterstützten die Vereine. In Essen stellten die Rabbiner Dr. Samuel und Dr. Hahn dem *Hakoah* Räume

---

<sup>42</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.2, Anm. 30.

für Zusammenkünfte im Gemeindehaus und der Synagoge zur Verfügung, warben für den Verein und unterstützten ihn organisatorisch und finanziell. In Düsseldorf stellten die Gebrüder Schöndorff dem *Makkabi* eine Halle ihrer Fabrik an der Königsberger Straße als Sportstätte zur Verfügung, nachdem dem Verein andere Sportstätten entzogen worden waren.

Für den *Hakoah* Essen zeigt die hohe Zahl passiver Mitglieder, dass er auch unter den selber nicht sportlich aktiven Mitgliedern der jüdischen Gemeinde große Akzeptanz fand (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.4.2).

In beiden Städten waren die Sportvereine außerdem Orte, die ihren Mitgliedern unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft die Möglichkeit zum Beisammensein und zur geselligen Kontaktaufnahme boten.

## **5 Kinder- und Jugendleben an den nichtjüdischen und jüdischen Schulen: Düsseldorf und Essen im Vergleich**

### **5.1 Jüdische Schüler an nichtjüdischen Schulen 1933–1935/36: „Aussonderung“ und Fremdsein**

#### **5.1.1 Verhalten der Lehrer**

Das Verhalten der Lehrer an nichtjüdischen Schulen den jüdischen Schülern gegenüber war ein entscheidender Faktor für das Erleben dieser Schüler an diesen Schulen nach der nationalsozialistischen Machtübernahme. Wie bereits in Kapitel 3.1.3 der vorliegenden Dissertation zitiert, meint die Forschung, für den Schulalltag der jüdischen Schüler an nichtjüdischen Schulen seien nach 1933 weniger die in Kapitel 3.1.1 der vorliegenden Dissertation skizzierten Vorschriften und Gesetze von Bedeutung gewesen als vielmehr das Verhalten von Lehrern und Mitschülern (Röcher 1992, S. 64). Besonders in kleineren Volksschulen, an denen die jüdischen Schüler in allen Fächern vom selben Lehrer unterrichtet wurden, habe die Schulzeit eine „einzige Leidenszeit“ sein können, wenn dieser Lehrer antisemitisch eingestellt war (Meynert 1988, S. 17). An höheren Schulen hätten es die jüdischen Schüler mit mehreren Lehrern zu tun gehabt, so dass die Wahrscheinlichkeit größer war, dass unter ihnen auch nicht antisemitisch eingestellte waren (ebd., s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.1).

Schmettow (2006, S. 431) schreibt zum Verhalten der Lehrer an den nichtjüdischen Schulen: „Und so gab es, nach den Erinnerungen der Befragten, Lehrer, die sich ihrer humanen Einstellung nicht entledigen konnten oder wollten; solche, die dem in ihnen ohnehin schon vorhandenen Antisemitismus freien Lauf ließen und solche, die sich dem totalen Anspruch des NS-Staates bereits überlassen hatten. Die ersteren behandelten jüdische Schüler entweder vorbehaltlos [...], versuchten Konflikte zwischen jüdischen und nichtjüdischen Schülern ‚zu bereinigen‘ oder blieben zumindest neutral [...]. Die zweite Kategorie von Lehrern unterrichtete zwar jüdische Schüler weiter, schloss sie aber vom aktiven Unterrichtsgeschehen aus [...]. Die dritte Kategorie von Lehrern setzte alles daran, die jüdischen Schüler durch Schikanen aus der Schule herauszudrängen [...]“.

Von den ehemaligen Schülern der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen äußerten sich 44 dazu, wie sich Lehrer an von ihnen besuchten, nichtjüdischen Schulen nach der nationalsozialistischen Machtübernahme ihnen gegenüber verhielten. Die Aussagen ergeben ein sehr disparates Bild. Sie reichen von Beschreibungen offen ablehnenden oder schikanösen Verhaltens seitens der Lehrer, über Aussagen, dass alles „ganz normal“ war<sup>1</sup>, bis hin zu Äußerungen, dass Lehrer an nichtjüdischen Schu-

---

<sup>1</sup> Charles H. A., Jahrgang 1927, berichtet davon, dass in der Düsseldorfer katholischen Volksschule, die er vor dem Wechsel auf die jüdische Schule besuchte (vermutlich handelte es sich um die Volksschule an der Talstraße; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.4, Anm. 26), eine „normal atmosphere“ herrschte und er gut behandelt wurde: „I was treated properly.“ (148). Amnon A., geboren 1920, machte am Düsseldorfer Hohenzollerngymnasium folgende Erfahrungen: „Die Lehrer verhielten sich zu mir hervorragend und hatten überhaupt keine Unterscheidung zwischen mir und den christlichen Schülern bemerkbar gemacht“ (11); Margot L., Jahrgang 1923, berichtet, die Lehrer am Schuback-Schmidt-Lyzeum in Düsseldorf hätten sich ihr gegenüber immer „neutral“ verhalten (63).

len sich offen für ihre jüdischen Schüler einsetzen<sup>2</sup>. Die Schulzeit an den nichtjüdischen Schulen wurde folglich von den ehemaligen Schülern sehr unterschiedlich erlebt:

Irmgard A., Jahrgang 1920, berichtet für die Luisenschule in Düsseldorf, die sie seit 1930 besuchte, sie habe diese auch nach 1936 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.1) weiterhin besuchen können, da ihr Vater Kriegsteilnehmer im Ersten Weltkrieg und ihre Familie schon seit Generationen in Deutschland ansässig war. 1937 konnte sie an der Luisenschule noch das Abitur ablegen. Der Direktor der Luisenschule, kein Freund der Nationalsozialisten, so A., setzte sich stets für die jüdischen Schülerinnen ein, aber es gab auch Lehrer und besonders Lehrerinnen, die „sehr unangenehm“ wurden (MuG, Bericht aus der Nazizeit [Juli 1982]).

Miriam C., geboren 1924, erzählt, ihr Lehrer am Düsseldorfer Schuback-Schmidt-Lyzeum, das sie ab 1934 besuchte, habe sie bei der Pflichtlektüre des „Stürmers“ im Unterricht absichtlich übergangen, damit sie nicht gezwungen war, laut vorzulesen (70). Eric E., geboren 1923, besuchte ab 1930 zunächst die Volksschule an der Kirchfeldstraße in Düsseldorf. Nach einem Umzug der Familie besuchte er eine Volksschule in der Nähe der Münsterstraße und ab 1934 die Mittelschule an der Ehrenstraße. Er erfuhr seitens der Lehrer an diesen Schulen keine Diskriminierungen. Sein Klassenlehrer an der Mittelschule unterband jede antisemitische Äußerung seiner Mitschüler (52; MuG, Lebensbericht).<sup>3</sup>

Ähnliches erzählt auch Martha H., geboren 1926, die vor dem Besuch der Düsseldorfer jüdischen Schule eine evangelische Volksschule an der Kirchfeldstraße besuchte. Ihre dortige Klassenlehrerin war sehr nett, verhielt sich ihrer Familie gegenüber sehr respektvoll und unterstützte sie. Sie achtete darauf, dass sich Marthas Mitschüler nicht antisemitisch äußerten (129).

Über ein bemerkenswertes Ereignis berichtet Ilse E., geboren 1922. Sie besuchte bis Ostern 1938 die Cecilienschule in Düsseldorf. Zur damaligen Zeit, so sagt sie, war es für Abschlussklassen üblich, der Klassenlehrerin oder dem Klassenlehrer bei der Schulentlassung ein Geschenk zu machen. Als ihre Klasse 1938 entlassen wurde, beauftragten die Mitschüler sie, Geschenke für die Klassenlehrerin und den Direktor auszusuchen und diese zu überreichen. Bei der Abschlussfeier tanzte der Direktor dann nur einmal, und zwar mit ihr (39). Gloria L., Jahrgang 1925, berichtet, ihr Klassenlehrer an der Volksschule in der Morper Straße im damaligen Düsseldorfer Vorort Gerresheim habe sie die ganze Volksschulzeit über beschützt. Er war mit ihrem Vater befreundet und hatte diesem versprochen, ein Auge auf die Tochter, das einzige jüdische Kind an der Schule, zu haben (99; 101).

---

<sup>2</sup> Karola R., Jahrgang 1925, berichtet in ihren Erinnerungen an die Schulzeit in Düsseldorf davon, dass sich eine Lehrerin der Volksschule an der Benderstraße in Gerresheim, die sie und ihre jüngere Schwester Lotte in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft besuchten, beim Direktor der Schule dafür einsetzte, dass Lotte die Schule auch nach 1936 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.1) zunächst weiterhin besuchen konnte. Lotte war für eine lange Straßenbahnfahrt von Gerresheim in die Düsseldorfer Innenstadt, wo sich die jüdische Schule befand, noch zu zart (Zürndorfer 1997, S. 58f.). Liesl M., geboren 1924, berichtet, ein Lehrer an der Auguste-Viktoria-Schule in Düsseldorf habe sie einmal ermutigt, wie die ganze Klasse einen Aufsatz über ihre Vorfahren zu schreiben. Er meinte, auch sie könne „so stolz auf [ihre] Urahnen sein wie jeder Andere“ (74).

<sup>3</sup> Gleiches berichten Henry Y. L. und Chana M., beide Jahrgang 1927. Henry Y. L. besuchte zunächst die Volksschule an der Brehmstraße in Düsseldorf, ab 1934 eine Volksschule für Jungen an der Lindenstraße (154). Chana M. berichtet, eine Lehrerin am Goethe-Oberlyzeum in Düsseldorf habe eine Mitschülerin der Klasse verwiesen, als sie mitbekam, dass diese schlecht über Chana, damals Hilde, gesprochen hatte (156).

Anders erinnert sich Ellen E.-W., Jahrgang 1928, an das Verhalten ihrer Lehrer an einer evangelischen Volksschule in Düsseldorf. Sie besuchte ab 1934 die Volksschule an der Brehmstraße. Sie hat zwar keine spezifischen Erinnerungen an die dortigen Lehrer, sagt aber, die Lehrer seien „auf jeden Fall antisemitisch“ gewesen. Die Schulzeit an der Brehmstraße hat sie als „sehr unangenehm“ in Erinnerung (174).

Günther K., Jahrgang 1919, berichtet, er habe im Jahre 1935 aus eigenem Antrieb das Gymnasium an der Rethelstraße in Düsseldorf verlassen, da er für sich an dieser Schule kein Weiterkommen sah und unter Schikanen der Lehrer litt. Die Lehrer hätten ihm absichtlich schlechte Noten gegeben (9). Henry R., wie Günther K. Jahrgang 1919, besuchte zur Zeit der nationalsozialistischen Machtübernahme die städtische Oberrealschule am Fürstenwall in Düsseldorf. Er meint, er hätte bessere Leistungen in der Schule erbringen können, wenn ihn sein antisemitischer Klassenlehrer besser behandelt hätte. Dieser stellte ihn vor seinen Mitschülern schon vor 1933 bloß, schikanierte ihn mit subtilen Bemerkungen und beachtete ihn im Unterricht nicht. Aufgrund dessen ging er nur mit einem „un glaublichen Widerwillen“ in die Schule (10).

Von ehemaligen Schülern der Essener jüdischen Schule gibt es weniger Aussagen zum Verhalten der Lehrer an den nichtjüdischen Schulen als für die ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule.<sup>4</sup> Dies liegt daran, dass die Essener jüdische Schule schon vor 1933 bestanden hatte. Für viele ihrer Schüler war sei die erste, meist auch die einzige Schule, die sie besuchten.<sup>5</sup> Aussagen zum Verhalten von Lehrern an nichtjüdischen Schulen liegen von denjenigen Befragten vor, die entweder nach vier Jahren an der jüdischen Volksschule eine nichtjüdische höhere Schule oder vor dem Wechsel auf die jüdische eine nichtjüdische Volksschule besucht hatten. Von den Befragten ehemaligen Schülern der Essener jüdischen Schule, die eine nichtjüdische Schule besuchten, erinnern sich viele an Antisemitismus seitens eines oder mehrerer Lehrer an diesen Schulen.

Einer von ihnen ist Uri A., Jahrgang 1922. Er wechselte 1932 von der jüdischen Schule auf das Goethegymnasium und berichtet, dort sei es mit ihm und den anderen jüdischen Schülern nach der nationalsozialistischen Machtübernahme „gesellschaftlich bergab“ gegangen (34). Sie wurden 1935 oder 1936 in die letzte Reihe gesetzt und der Mathematiklehrer, ein Nationalsozialist, sprach sie nur mit der Bemerkung an: „Wenn es keiner mehr weiß, können wir ja mal die Juden in der letzten Reihe fragen“ (ebd.). Uri A. erlebte die Zeit am Goethegymnasium als sehr traumatisch (AS, BR.807).

Auch Bernd S., Jahrgang 1920, wechselte nach vier Jahren an der jüdischen Schule auf das Goethegymnasium; das war 1930. Er berichtet, die meisten Lehrer am Gymnasium seien sehr nett gewesen. Aber auch er erinnert sich an einen Mathematiklehrer, der ein fanatischer Nationalsozialist, zu ihm aber immer fair war (21).

Werner Victor C., geboren 1921, besuchte seit 1931 das Goethegymnasium. Er bestätigt, dass es an diesem Gymnasium antisemitische Lehrer gab. Ihm selber gegenüber aber verhielten sich die Lehrer, bis auf eine Ausnahme, nicht diskriminierend. Er meint, er sei am Gymnasium deshalb respektiert worden, weil er ein guter Sportler war (27).

Weitere ehemalige Schüler der jüdischen Schule in Essen berichten von diskriminierendem Verhalten seitens der Lehrer an nichtjüdischen Schulen:

---

<sup>4</sup> Für die ehemaligen Schüler aus Düsseldorf liegen in 30 Interviews, Briefen etc. Aussagen hierzu vor, für die ehemaligen Schüler aus Essen in 14.

<sup>5</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 2.2.2, Anm. 22.

Esther F., Jahrgang 1920, besuchte nach vier Jahren an der jüdischen Schule die Städtische Mädchenmittelschule Essen-West. 1935 musste sie die Mittelschule verlassen, denn der Direktor, ein Nationalsozialist, so sagte sie, verwies sie der Schule (13). Inge L., wie Esther F. Jahrgang 1920, zog 1930 mit ihren Eltern aus Hameln nach Essen und besuchte zunächst für ca. ein Jahr die dortige jüdische Schule. Danach wurde sie auf die Luisenschule umgeschult. Obwohl sich die Schulleitung der Luisenschule nach der nationalsozialistischen Machtübernahme „very protective“ und „absolutely wonderful“ verhielt, so L., hatte sie an dieser Schule doch so sehr unter einem antisemitisch eingestellten Lehrer zu leiden, dass sie selber schließlich ihren Vater bat, die Schule verlassen zu dürfen (17).

Lore Ellen C., geboren 1925, besuchte zwischen 1931 und 1935 ebenfalls zunächst die jüdische Schule in Essen. Anschließend wechselte sie auf die Viktoriaschule, ein Lyzeum. Sie berichtet, sie könne sich an eine „considerable amount of discrimination against the Jewish students“ an dieser Schule erinnern (AS, BR.063). Einer ihrer Geschichtslehrer beleidigte sie und die einzige weitere jüdische Schülerin in ihrer Klasse und hetzte die anderen Schüler gegen sie auf. Er versuchte, die jüdischen Schüler seine vermeintliche „rassische Überlegenheit“ spüren zu lassen (ebd.). Es gab aber auch andere Lehrer, so C. Ihr damaliger Klassen- und Deutschlehrer habe sich genau gegenteilig verhalten. Sie spricht von ihm als einem „Prince among men“ (ebd.). Dieser Lehrer, so sagt sie, sei an der Viktoriaschule aber eine Ausnahme, die meisten Lehrer seien Anhänger der Nationalsozialisten gewesen (ebd.; AS, BR.064).

Isabel Nanny K. de L., geboren 1927, gehört zu den wenigen Essener Befragten, die vor dem Besuch der jüdischen zunächst eine nichtjüdische Volksschule besuchten. Sie wurde zum 1. Schuljahr in die evangelische Volksschule an der Gerswidastraße eingeschult. Nach vier Jahren dort besuchte sie einige Monate lang die Essener jüdische Schule, bevor sie noch 1938 auf das Oberlyzeum in Essen-Bredeney wechselte. Dort gab es mit der Direktion der Schule keinerlei Probleme. Es gab aber wohl Lehrer, so K. de L., die einen Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden machten. Besonders schlimm sei hierbei die Biologielehrerin gewesen. Diese habe sie vom Unterricht ausgeschlossen (151).

Aber auch einige der ehemaligen Schüler der Essener jüdischen Schule erinnern sich daran, dass es an den nichtjüdischen Schulen, die sie besuchten, keine antisemitischen Bemerkungen oder Anfeindungen von Seiten der Lehrer gab:

Jakov L., geboren 1924, besuchte zwischen 1936 und 1938 die Essener Humboldt-Oberrealschule. Dort erfuhr er keine Sticheleien von Seiten der Lehrer (AS, BR.302). Er wurde bei zwei Gelegenheiten vom Unterricht ausgeschlossen: einmal, als im Unterricht über die Rolle deutscher Truppen im spanischen Bürgerkrieg gesprochen, und einmal, als im Biologieunterricht die Bewertung der verschiedenen menschlichen „Rassen“ durchgenommen wurde (ebd.).

Margot P., geboren 1920, besuchte nach vier Volksschuljahren auf der jüdischen Schule das Oberlyzeum in Essen-Bredeney. Am Lyzeum erlebte sie keinen Antisemitismus. Die Lehrer dort, so P., waren sehr nett. Der katholische Religionslehrer lud sie einmal ein, mit ihm ins Theater zu gehen (18).<sup>6</sup> Auch Ilse M., Jahrgang 1924, hat keine negativen Erinnerungen an ihre Schulzeit auf einer nichtjüdischen höheren Schule. Sie besuchte zwischen 1935 und 1938 die Essener Viktoriaschule. Zuvor hatte sie eine Privatschule besucht, an deren Namen sie sich nicht erinnert. Nach

---

<sup>6</sup> Aus ihren Aussagen lässt sich nicht schließen, ob sie die Zeit vor 1933 oder auch die Zeit danach meint.

1933, so berichtet sie, habe diese Schule keine jüdischen Kinder mehr aufgenommen und sie sei für ca. ein Jahr auf die jüdische Schule gegangen. Nach dem Wechsel auf die Viktoriaschule war es für sie dort nicht schwierig und ihr Klassenlehrer war kein Nazi (AS, Brief an Graf von Schmettow vom 05.05.1999).

Unter den Befragten, die sich zum Verhalten von Lehrern an nichtjüdischen Schulen äußern, ist bei den Essenern der Anteil derer höher, die über eine antisemitische Einstellung und diskriminierende Bemerkungen seitens der Lehrer an nichtjüdischen Schulen berichten als bei den Düsseldorfern.

Da die Essener jüdischen Schüler alle zumindest zeitweise die dortige jüdische Schule besuchten, bevor sie, zumeist erst um oder nach 1933, an eine nichtjüdische höhere Schule wechselten, haben sie alle vor oder während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft eine Zeit lang ein Schulklima erlebt, das frei war von Antisemitismus.<sup>7</sup> Anzunehmen ist, dass ein bei den Lehrern der nichtjüdischen Schulen vorhandener Antisemitismus von diesen Schülern stärker empfunden wurde als etwa von Schülern, die vor dem Wechsel auf eine jüdische Schule keine Erfahrungen mit einem Schulklima gemacht hatten, das frei von Antisemitismus war.

Für die Düsseldorfener Schüler war, bis auf eine Ausnahme, eine nichtjüdische Schule die Schule, in die sie zum 1. Schuljahr eingeschult wurden. Sie verbrachten überwiegend die Zeit bis zum Schuljahr 1935/36 an nichtjüdischen Schulen. Es ist anzunehmen, dass zumindest von einigen dieser Schüler ein an den nichtjüdischen Schulen vorhandener Antisemitismus nicht als besonders erinnert wird, weil sie – insbesondere die Schüler, die erst zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft eingeschult wurden<sup>8</sup> – vielfach keine Erfahrungen mit einem Schulklima gemacht hatten, das frei von Antisemitismus war. Aus vielen Berichten der Befragten aus Düsseldorf geht außerdem hervor, dass sich Antisemitismus bei Lehrern und Mitschülern an nichtjüdischen Schulen in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft noch nicht oder nicht stark bemerkbar machte. Erst um 1935/36, so berichten viele von ihnen<sup>9</sup>, sei der Antisemitismus in und außerhalb der Schule zunehmend zu spüren gewesen.

Für die Mehrzahl der jüdischen Heranwachsenden, so Meynert (1988, S. 21), war ein stilles, unauffällige Erdulden möglicher Schikanen durch die Lehrer oder auch Mitschüler an nichtjüdischen Schulen die einzig mögliche Verhaltensstrategie in ihrem Schulalltag auf nichtjüdischen Schulen. Tatsächlich finden sich in den ausgewerteten Interviews und weiteren Ego-Dokumenten nur in zwei Fällen Hinweise auf ein Aufbegehren seitens jüdischer Schüler.<sup>10</sup>

---

<sup>7</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 2.4, Anm. 40.

<sup>8</sup> Zur unterschiedlichen Wahrnehmung von Antisemitismus durch jüngere und ältere Kinder und Jugendliche und dazu, wie sich diese unterschiedliche Wahrnehmung auf das Schulerleben auswirkte, s. in vorliegender Dissertation, Kap. 7.3 und 8.

<sup>9</sup> Z.B. G. Vernon L. (60); Walter B. (112); Werner R. (162).

<sup>10</sup> Von einem Fall der heimlichen Auflehnung berichtet Uri A.: Er und die anderen jüdischen Schüler seiner Klasse am Essener Goethegymnasium vollführten nach Einführung des „Hitlergrußes“ beim Hereinkommen der Lehrer in die Klasse diesen Gruß ebenfalls, riefen dabei aber statt „Heil Hitler“ „Drei Liter“. Diese falschen Worte fielen in dem allgemeinen Geschrei überhaupt nicht auf und die jüdischen Kinder hatten die Genugtuung, Hitler nicht „gesegnet“ zu haben, so A. (AS, BR.807). Amnon A. berichtet für Düsseldorf, er habe anlässlich des ersten Jahrestages der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten den Direktor des dortigen Prinz-Georg-Gymnasiums, das er zu dieser Zeit besuchte, am Vortag der Feierlichkeiten gebeten, den jüdischen Schülern am Tag der Feier frei zu geben. Als der Direktor dieses Ansinnen ablehnte, sagte er den anderen jüdischen Schülern, sie sollten am nächsten Tag nicht zur Schule kommen (MuG, Alon 2006, S. 13).

## 5.1.2 Mitschüler

Für das Verhalten von Mitschülern an den nichtjüdischen Schulen zeichnet sich in den Aussagen der Befragten ein ebenso disparates Bild ab wie für das Verhalten der dortigen Lehrer. Die Aussagen reichen von Beschreibungen offener Ablehnung und Feindseligkeit seitens der Mitschüler bis hin zu Aussagen, dass sich Mitschüler nach der nationalsozialistischen Machtübernahme den jüdischen Schülern gegenüber nicht anders verhielten als zuvor. Berichte darüber, dass sich Mitschüler für jüdische Schüler einsetzten, finden sich dagegen nur ganz vereinzelt.<sup>11</sup>

Zunächst seien hier einige Aussagen ehemaliger Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule angeführt, die sich kaum oder nicht an Antisemitismus seitens ihrer Mitschüler an nichtjüdischen Schulen erinnern:

Amnon A., geboren 1920, besuchte bis 1936 das Düsseldorfer Prinz-Georg-Gymnasium. Er erinnert sich, dass er vor der nationalsozialistischen Machtübernahme keine diskriminierenden Äußerungen seiner Mitschüler erlebte. Zwar habe sich das nach dem Januar 1933 geändert, weil die meisten seiner Mitschüler Mitglieder der HJ geworden seien, aber die allgemeine Einstellung seiner Schulkameraden sei nicht antisemitisch gewesen. Sie benahmen sich ihm gegenüber weiterhin „gut und anständig“ (11). Er führt dies darauf zurück, dass er in seiner Klasse hoch angesehen, Vorturner im Sport und ein guter Schüler war, der die anderen Schüler abschreiben ließ (ebd.).<sup>12</sup>

Martha H., Jahrgang 1926, besuchte bis zum Wechsel an die jüdische Schule im Jahre 1936 die Volksschule an der Kirchfeldstraße. Auch sie berichtet, sie habe von Seiten ihrer Mitschüler an der evangelischen Volksschule keinen Antisemitismus erlebt. Sie führt dies, wie Amnon A., darauf zurück, dass sie eine gute Schülerin war. Ihre Mitschüler hätten sie deswegen respektiert. Sie berichtet außerdem, ihre Klassenlehrerin habe diskriminierende Äußerungen seitens ihrer Mitschüler unterbunden. So erfuhr sie durch ihre Klassenkameraden keine Anfeindungen. Antisemitismus erlebte sie auf der Straße und auf dem Schulweg. Hier versuchten einige Jungen beim Ballspielen, sie mit dem Ball zu treffen (129).

Keinen Antisemitismus von Seiten seiner Mitschüler am Düsseldorfer Prinz-Georg-Gymnasium erlebte auch Charles A., geboren 1926. Er berichtet: „I had no problems with any of the other students as far as anti-Semitism was concerned or anything of that nature, also as far as my teachers are concerned. [...]. My interaction with the rest of the student body was very good. We did a lot of playing around, fooling around and had a lot of fun together all the time“ (110).

An keinerlei Diskriminierung durch ihre Mitschülerinnen am Goethe-Oberlyzeum in Düsseldorf erinnert sich Margaret F., Jahrgang 1926. Sie besuchte das Lyzeum von 1932 bis 1935 oder 1936<sup>13</sup> und wechselte danach auf die Düsseldorfer jüdische Schule. Sie sagt, erst kurz vor ihrem Wechsel an die jüdische Schule sei es vorgekommen, dass einige der Mitschülerinnen des Lyzeums nicht mehr mit ihr gemeinsam nach Hause gingen (120; 121).

---

<sup>11</sup> Z.B. Ilse E., die berichtet, bei der Entlassung ihrer Klasse im Jahre 1938 habe diese sie beauftragt, Geschenke für die Lehrerin und den Direktor auszuwählen und zu überreichen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1). Die Mitschülerinnen an der Luisenschule in Essen wählten Inge L. auch nach 1933 weiterhin zur Vertrauensschülerin. Ihre Mitschülerinnen, so sagt sie, verhielten sich „very protective“ (17).

<sup>12</sup> Ebenso Günther K. (9); Mariana R. (171).

<sup>13</sup> Sie erinnert sich nicht mehr genau.

Andere jüdische Schüler erfuhren von Seiten ihrer nichtjüdischen Mitschüler oder von Seiten der nichtjüdischen Schüler anderer Klassen Antisemitismus:

Walter B., Jahrgang 1926, besuchte vor dem Wechsel auf die jüdische Schule eine katholische Volksschule an der Kaiserswerther Straße/Ecke Klever Straße in Düsseldorf. Er berichtet, er habe mit den nichtjüdischen Kindern seiner Klasse keine Freundschaften schließen können, habe aber nichtjüdische Spielkameraden gehabt. Zumindest bis 1936 war es so. Danach, so sagt er, „war das ‚aus‘ (sic!), denn der Antisemitismus verbreitete sich wie eine Plage“ (113).

Auch Hans F. erinnert sich an eine eindeutige Veränderung im Verhalten einiger Mitschüler nach der nationalsozialistischen Machtübernahme. Er besuchte zu dieser Zeit eine Volksschule an der Grafenberger Allee in Düsseldorf. Nach dem Januar 1933, so F., waren einige seiner Mitschüler „sehr reserviert“, aber nicht aggressiv (118). Angepöbelt wurde er durch Schüler anderer Klassen, dies ab ca. 1935 (ebd.). F. versucht, selber eine Erklärung dafür zu finden, dass er mit den Mitschülern in der eigenen Klasse an der Grafenberger Allee keine Schwierigkeiten hatte. Er sagt, dies habe daran liegen können, dass er in Flingern, damals ein Stadtteil Düsseldorfs mit einem recht hohen Anteil an Arbeitern, wohnte und seine Mitschüler größtenteils kommunistisch eingestellte Eltern hatten (117).

Ähnliches berichtet auch Henry Y. L., geboren 1927. Er wurde 1933 in die Volksschule an der Brehmstrasse in Düsseldorf eingeschult und wechselte 1934 an eine Volksschule für Jungen an der Lindenstraße. Er berichtet für die Zeit an der Lindenschule, dass sich ein Teil seiner Mitschüler dort anständig verhielt. Dies seien besonders die Mitschüler gewesen, die aus einem Teil Düsseldorfs kamen, in dem viele Arbeiter und Kommunisten wohnten. Diese Mitschüler, so L., hassten Hitler und die Nationalsozialisten genauso wie er selber (152).

Marianne C., geboren 1924, besuchte zunächst die Volksschule an der Brehmstraße in Düsseldorf, dann das dortige Schuback-Schmidt-Lyzeum und anschließend die jüdische Schule. Sie berichtet, die ersten Jahre an der Volksschule in der Brehmstraße sei es „noch nicht so schlimm“ gewesen (70). Als dann aber die Nationalsozialisten an die Regierung gekommen seien, habe es mit der Verfolgung angefangen. Auf dem Weg von der Schule nach Hause wurden sie und jüdische Mitschülerinnen von Jungen mit Steinen angegriffen, so dass sie sich hinter Büschen verstecken mussten (ebd.).

G. Vernon L., Jahrgang 1923, machte am Düsseldorfer Prinz-Georg-Gymnasium ebenfalls schlechte Erfahrungen mit seinen nichtjüdischen Mitschülern. Er sagt, nach der nationalsozialistischen Machtübernahme entfremdeten sich er und seine nichtjüdischen Mitschüler zunehmend. In den Schulpausen und im Fahrradkeller der Schule kam es zu antijüdischen Neckereien, Verhöhnungen, Beschimpfungen, aber auch zu Prügeleien (61).

Ähnlich negative Erfahrungen machte Ellen M., geboren 1928. Bevor sie 1937 von einer nichtjüdischen Düsseldorfer Volksschule an die dortige jüdische Schule wechselte, so berichtet sie, habe sie keine Freunde in der Schule gehabt. Sie wurde genickt und stand in den Pausen abseits, weil keiner der Mitschüler mit ihr spielen wollte. Es geht aus dem Gespräch nicht hervor, welche Schule sie vor dem Wechsel auf die jüdische Schule besuchte (168).

Für die Essener Befragten gibt es – wie zum Verhalten der Lehrer an nichtjüdischen Schulen – auch weniger Aussagen dazu, wie sich ihre Mitschüler an nichtjüdischen Schulen nach der nationalsozialistischen Machtübernahme ihnen gegenüber verhielten als für die Düsseldorfer Befragten. Allerdings gibt es von den Essener Befragten

mehr Aussagen zum Verhalten nichtjüdischer Mitschüler als zum Verhalten der Lehrer an nichtjüdischen Schulen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1). Dies erklärt sich daraus, dass in die Auswertung auch Aussagen zum Verhalten der nichtjüdischen Schüler der evangelischen Volksschule an der Sachsenstraße einbezogen wurden, mit der sich die Essener jüdische Schule zwischen 1927 und 1934 ein Schulgebäude teilte (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.1.2). Bedingt durch diese Teilung waren die Schüler der Essener jüdischen Schule an der Sachsenstraße ebenfalls mit Verhalten nichtjüdischer Schüler konfrontiert. Aus den Aussagen der Essener Befragten zum Verhalten nichtjüdischer Mitschüler ergibt sich ein ähnliches Bild wie für das Verhalten nichtjüdischer Mitschüler der jüdischen Schüler in Düsseldorf.

Isabel Nanny K. de L. erinnert sich daran, dass sie mit ihren Mitschülerinnen am Oberlyzeum in Essen-Bredeney keine Schwierigkeiten hatte. Sie sagt, diese seien sehr nett gewesen (151). Inge L. wurde jedes Jahr von ihren Mitschülerinnen an der Luisenschule, die sie zwischen 1931 und 1936 besuchte, zur Vertrauensschülerin gewählt, auch nach 1933. Erst gegen Ende ihrer Schulzeit übte sie diese Funktion nicht mehr aus. Dies lag aber nicht daran, dass die Mitschülerinnen sie nicht mehr wählten. Die Schulleitung hatte ihr nahe gelegt, die Wahl nicht mehr anzunehmen (16; 17).

Henry G., geboren 1921, besuchte nach vier Jahren auf der Essener jüdischen Schule die dortige Humboldt-Oberrealschule. Hier hatte er gute Kontakte zu seinen nichtjüdischen Mitschülern. Eine „Trennung“ zwischen den jüdischen und nichtjüdischen Schülern innerhalb der Schule, so G., erfolgte nur „von oben“ (29).<sup>14</sup> Blanche G., Jahrgang 1925, besuchte nach vier Jahren auf der Essener jüdischen Schule die Städtische Mädchenmittelschule Essen-West. Sie war die einzige jüdische Schülerin in ihrer Klasse an der Mittelschule und berichtet, sie sei von den Mitschülern nie schlecht behandelt worden. Diese waren in Bezug auf ihr Judentum eher „neugierig“<sup>15</sup> (97).

Wie einige der ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule, berichten auch ehemalige Schüler der Essener jüdischen Schule, sie hätten mit ihren Mitschülern an nichtjüdischen Schulen keine oder wenige Probleme gehabt, weil sie gute Schüler und/oder gute Sportler waren oder sich gegen Übergriffe zur Wehr setzten:

Werner Victor C. z.B. erinnert sich, dass er keine Probleme mit seinen Mitschülern am Goethegymnasium hatte. Er führt dies darauf zurück, dass er sehr sportlich und einer der Besten im Turnunterricht war. Dies brachte ihm unter den Mitschülern Respekt ein (27; 28; AS, BR.772).<sup>16</sup>

Uri A. berichtet, die Mitschüler am Goethegymnasium hätten den vier oder fünf jüdischen Schülern in seiner Klasse „zugesetzt“ und sie geärgert (34). Er selber konnte sich aber gegen antisemitische Anfeindungen und besonders gegen körperliche An-

---

<sup>14</sup> Das Interview bietet keine Anhaltspunkte dazu, was er mit „Trennung“ meint. Vermutlich wurden die jüdischen Schüler seiner Klasse in separate Bänke gesetzt; mehrere der ehemaligen Schüler berichten Ähnliches (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1).

<sup>15</sup> Sie spricht von „curious“ (97).

<sup>16</sup> Genauso äußert sich Jakov L. Er berichtet, er habe von Seiten seiner Mitschüler am Humboldt-Oberrealgymnasium in Essen keine antisemitischen Bemerkungen gehört, bis er die Schule 1938 verließ. Er führt dies darauf zurück, dass er ein guter Sportler war (AS, BR.302). S. hierzu auch Deutschkron (1978, S. 22): Sie berichtet, sie habe nie Antisemitismus von Seiten ihrer nichtjüdischen Mitschülerinnen am Berliner Königstädtischen Oberlyzeum erfahren. Sie habe dadurch, dass sie zuvor in der Volksschule in einer koedukativen Klasse war, gelernt, sich zu verteidigen. Jüdischen Mitschülerinnen, die sich nicht zur Wehr gesetzt hätten, seien die nichtjüdischen Mitschülerinnen dagegen mit Spott und Aggression begegnet.

griffe zur Wehr setzen, da er für sein Alter sehr groß war. Er nahm auch seine vier oder fünf jüdischen Klassenkameraden gegen Angriffe in Schutz (ebd.; AS, BR.807).

Auch Baruch B.-D., Jahrgang 1924, konnte sich gegen Angriffe seiner nichtjüdischen Mitschüler am Goethegymnasium körperlich zur Wehr setzen. Dies brachte ihm den Respekt und die Anerkennung seiner Mitschüler ein. Er erzählt, einmal habe er einen nichtjüdischen Mitschüler, der ihn ärgerte, verprügelt. Dieser „Akt der stolzen Reaktion“ habe seine Mitschüler beeindruckt und sie applaudiertem ihm in dieser Situation (69).

Andere jüdische Schüler an nichtjüdischen Schulen in Essen erlebten Diskriminierungen von Seiten ihrer Mitschüler:

Willi B., Jahrgang 1920, besuchte zunächst die Essener jüdische Schule. Nach vier Volksschuljahren dort wechselte er auf das Helmholtzgymnasium. Er sagt zwar, in seiner Klasse am Gymnasium habe sich das Verhältnis zu den nichtjüdischen Mitschülern nach der nationalsozialistischen Machtübernahme nicht wesentlich geändert, es habe aber einige „Hitzköpfe“ gegeben, die „ihren Hass aggressiv zum Ausdruck“ gebracht hätten. „Hier und da“ sei es zu Raufereien gekommen (AS, BR.068). Auch habe er einige seiner Mitschüler, wohl auf Verlangen ihrer Eltern, nicht mehr besuchen dürfen (ebd.).

Sehr negative Erfahrungen machte Lore Ellen C., Jahrgang 1925, mit ihren Mitschülerinnen an der Viktoriaschule. Sie wurde dort „wie eine Aussätzige“ behandelt (AS, BR.063). Mitschülerinnen verfolgten sie und andere jüdische Schülerinnen auf dem Schulweg, beleidigten sie und bewarfen sie mit Steinen (ebd.; AS, BR.064). Auch Martin O. S. erinnert sich, dass er von seinen Mitschülern des Helmholtzgymnasiums verfolgt und geschlagen wurde. Es gab aber, so S., nach der nationalsozialistischen Machtübernahme keinen plötzlichen Bruch im Verhältnis zu seinen nichtjüdischen Mitschülern. Ihr Verhalten änderte sich allmählich (81).

In Bezug auf das Verhältnis der Schüler der Essener jüdischen Schule zu den Schülern der evangelischen Volksschule an der Sachsenstraße gibt es von den Befragten unterschiedliche Aussagen:

An die Situation an der Sachsenstraße erinnert sich Lotte B., Jahrgang 1921. Sie wurde 1927 in die jüdische Schule eingeschult und besuchte diese bis 1935. Sie sagt, Antisemitismus sei an der Schule in der Sachsenstraße spürbar gewesen. Die evangelischen Schüler bewarfen die jüdischen Schüler mit Steinen und spuckten sie an. Sie berichtet weiter, dass sie die Atmosphäre in der Sachsenstraße (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.9) wegen der Anfeindungen durch die nichtjüdischen Schüler als bedrückt empfand. Die Schüler der jüdischen Schule seien zurückhaltend, ängstlich und eingeschüchtert gewesen (23; 24).

Auch Anne R., geboren 1925, erinnert sich an Anfeindungen seitens der Schüler der evangelischen Volksschule an der Sachsenstraße. Diese schrien die jüdischen Kinder an. Im Gegensatz zu Lotte B. berichtet sie aber, die jüdischen Schüler hätten sich nicht einschüchtern lassen und zurückgeschrien (107). Ähnliches berichtet Erika S., geboren 1926. Sie besuchte die jüdische Schule von 1932 bis 1940. Sie erinnert sich schon für die Zeit des 1. Schuljahres an Auseinandersetzungen zwischen den Schülern der evangelischen Volksschule und denen der jüdischen Schule. Die Schüler der evangelischen Volksschule beleidigten die jüdischen Schüler in den Pausen und bewarfen sie mit Kieselsteinen. Dies ließen sich die jüdischen Schüler nicht gefallen und warfen mit Steinen zurück, bis es zu regelrechten „Kieselsteinkriegen“ kam, so S. (145).

Von Auseinandersetzungen zwischen den Schülern der evangelischen und der jüdischen Volksschule an der Sachsenstraße berichtet auch Mordechai (Max) N., geboren 1926. Er besuchte die Essener jüdische Schule zwischen 1932 und 1938. Er meint, Konflikte zwischen den jüdischen und nichtjüdischen Schülern in der Schule an der Sachsenstraße habe es unter den älteren Schülern und besonders in der Situation gegeben, wenn Schüler zur Toilette mussten. Die Toiletten hätten sich die jüdische und die evangelische Volksschule geteilt (139, 140).<sup>17</sup>

Chaja C., geboren 1923, besuchte ab 1929 acht Jahre lang die Essener jüdische Schule. Sie erinnert sich an keine Zusammenstöße mit den Schülern der evangelischen Volksschule an der Sachsenstraße. Sie sagt, die beiden Schulen seien vollkommen getrennt gewesen und hätten jeweils eigene Eingänge gehabt (49). Dies bestätigt Werner Victor C. Er besuchte in den ersten vier Jahren seiner Schulzeit die jüdische Schule an der Sachsenstraße. Er berichtet, es habe zwischen den evangelischen und den jüdischen Schülern keine Kontakte gegeben. In jeder Etage seien die jüdische und die evangelische Volksschule durch ein Metallgitter voneinander getrennt gewesen. So habe es auch keine Probleme mit den nichtjüdischen Schülern gegeben (28).

Die Aussagen der Befragten zum Verhalten der Mitschüler an nichtjüdischen Schulen – und im Falle von Essen der nichtjüdischen Schüler im gemeinsamen Schulgebäude an der Sachsenstraße – sind ebenso disparat wie die Aussagen in Bezug auf das Verhalten der Lehrer an nichtjüdischen Schulen. Das Erleben hing auch in diesem Fall von vielfältigen Faktoren ab:

Ob und wie sehr jüdische Schüler unter Anfeindungen durch ihre Mitschüler an nichtjüdischen Schulen zu leiden hatten, hing zum einen vom Verhalten der Lehrer an diesen Schulen ab. Ehemalige jüdische Schüler nichtjüdischer Schulen berichten, sie hätten zumindest im Unterricht keine Schwierigkeiten mit ihren Mitschülern gehabt, wenn die Lehrer antisemitische Äußerungen unterbanden. Antisemitismus erlebten sie außerhalb der Schule, nicht von Seiten der Klassenkameraden.<sup>18</sup>

In den Aussagen zum Verhalten der Mitschüler an nichtjüdischen Schulen bestätigt sich zum anderen die Vermutung der Forschung (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.1), dass diejenigen jüdischen Schüler an nichtjüdischen Schulen seitens der Lehrer und nichtjüdischen Mitschüler mit Respekt und Anerkennung behandelt wurden, die gute Schüler und/oder gute Sportler waren. Die jüdischen Schüler, die sich gegen Übergriffe ihrer Mitschüler wehrten, wurden von diesen respektiert.

Wie die Aussagen von Hans F. und Henry Y. L. für Düsseldorf zeigen (s. im vorliegenden Kapitel oben), konnte das Maß, in dem die jüdischen Schüler an nichtjüdischen Schulen Antisemitismus von Seiten ihrer Mitschüler zu spüren bekamen, davon abhängen, in welchem Stadtteil sie eine nichtjüdische Schule besuchten. War es ein Stadtteil mit einem hohen Anteil kommunistisch, sozialistisch oder zumindest nicht nationalsozialistisch eingestellter Bewohner, konnte dies bedeuten, dass es jüdischen Schülern gegenüber an nichtjüdischen Schulen dieser Stadtteile seltener oder überhaupt nicht zu Anfeindungen kam.

Vermutlich war für das Verhalten von Seiten der nichtjüdischen Mitschüler auch entscheidend, ob ein jüdischer Schüler der einzige in der Klasse einer nichtjüdischen Schule war. Die Aussagen der Befragten lassen darauf schließen, dass jüdische Schü-

---

<sup>17</sup> Von Zusammenstößen auf der Schultoilette an der Sachsenstraße berichtet auch Henry S., geboren 1927 (AS, Brief an Graf von Schmettow vom 22.02.1999).

<sup>18</sup> S. im vorliegenden Kapitel oben die Aussage von Martha H. Ebenso: Eric E. (52); Schoschana Y. (68).

ler, wenn sie die einzigen jüdischen Schüler in ihrer Klasse waren, nach der nationalsozialistischen Machtübernahme eher in der Klasse integriert blieben oder, wenn sie eine nichtjüdische Schule erst während der NS-Zeit besuchten, besser integriert wurden.<sup>19</sup> Wurden die jüdischen Schüler an einer nichtjüdischen Schule von den Lehrern in separate Bänke gesetzt, führte dies vermutlich dazu, dass auch die nichtjüdischen Mitschüler eher geneigt waren, die jüdischen Schüler auszugrenzen.

### 5.1.3 Freunde

Die meisten der Befragten berichten davon, dass sich nichtjüdische Freunde nach der nationalsozialistischen Machtübernahme von ihnen zurückzogen. Ähnlich wie im Falle der nichtjüdischen Mitschüler erinnern sich viele Befragte daran, dass nichtjüdische Freunde sich zumeist nicht sofort nach dem Januar 1933 zurückzogen, sondern dass dies ein allmählicher Prozess war.

Etliche der Düsseldorfer Befragten berichten, sie hätten bis zum Pogrom vom 9./10. November 1938 noch Kontakte zu nichtjüdischen Freunden gehabt:

Charles A., der mit seiner Familie in Düsseldorf an der Kaiserswerther Straße wohnte, erzählt, er habe bis zur Pogromnacht die politischen Geschehnisse um sich herum nicht wahrgenommen, da er weder in der Schule noch mit seinen nichtjüdischen Freunden irgendwelche Schwierigkeiten hatte. Er sagt in Bezug auf diese Freunde: „We were close, we got together and nobody ever said anything about anti-Semitism or made any anti-Semitic remarks or anything at all. Consequently these things never came to me or did anything until, obviously, ‘Kristallnacht’“ (110). Auch Eric E. hatte noch bis zum Pogrom im November 1938 nichtjüdische Freunde. Erst danach brach der Kontakt endgültig ab (54).<sup>20</sup>

Von vielen der ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule zogen sich nichtjüdische Freunde aber auch schon früher zurück:

Charles H. A., der bis zur Emigration seiner Familie nach der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 an der Herzogstraße in Düsseldorf wohnte, hatte vor und in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft gute Kontakte zu den nichtjüdischen Kindern seiner Nachbarschaft. Um 1936 änderte sich dies. Die Nachbarkinder, so A., durften auf Betreiben ihrer Eltern nicht mehr mit ihm spielen (147).

Margaret F. hatte in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft ebenfalls noch Kontakt zu nichtjüdischen Kindern, so z.B. zu ihren Mitschülerinnen am Düsseldorfer Goethe-Oberlyzeum (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.2). Diese Kontakte brachen erst nach ihrem Wechsel auf die jüdische Schule im Jahre 1935 oder 1936 ab. In ihrem Fall könnte der Abbruch der Kontakte auf den Schulwechsel zurückzuführen sein, nicht unbedingt auf eine antisemitische Einstellung ihrer nichtjüdischen Freunde und Mitschüler oder deren Eltern. Sie erwähnt solch eine Einstellung jedenfalls nicht (120).<sup>21</sup>

G. Vernon L. erinnert sich daran, dass er noch bis zur Emigration der Familie im Juni 1938 nichtjüdische Freunde hatte. Er erzählt, dass sein Judentum bei diesen Freund-

---

<sup>19</sup> S. im vorliegenden Kapitel oben die Aussage von Blanche G (97).

<sup>20</sup> Ebenso Nancy W. (33); Miriam C. (70); Ernst R. (76); Hans F. (116); Inge S. (144); Werner R. (162).

<sup>21</sup> Ebenso Manfred K.: Er hatte bis zum Wechsel auf die jüdische Schule einige nichtjüdische Freunde (134).

schaften aber schon vor 1933 eine Rolle spielte. Schon damals gab es diskriminierende Sprüche und Bemerkungen seitens seiner Freunde. Diese, so L., waren zu dieser Zeit nicht böse gemeint, ließen ihn sein Judentum aber als ständig präsent und als ein „Schandmal“ empfinden (60). Nach 1933, so meint er, änderte sich die Qualität der Bemerkungen und Sprüche. Sie wurden schärfer und verloren ihren „harmlosen Hintergrund“ (ebd.).

Andere Düsseldorfer Befragte erinnern sich nicht an Kontakte zu nichtjüdischen Kindern:

Ellen E.-W. hatte während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft, bis zur Flucht der Familie in die Niederlande im Dezember 1938, keinen Kontakt zu nichtjüdischen Kindern ihrer Schule oder Nachbarschaft. Sie pflegte ausschließlich Kontakt zu anderen jüdischen Kindern, meist innerhalb der Verwandtschaft (174).

Margot G., Jahrgang 1926, hatte in Düsseldorf keine nichtjüdischen Freunde. Ihre Eltern, in religiösen Dingen „very observant“, so sagt sie, hätten ihr wohl auch nicht erlaubt, mit nichtjüdischen Kindern zu spielen (123). Ihre Kontakte zu anderen Kindern beschränkten sich auf einen Kreis von vier oder fünf jüdischen Freundinnen (ebd.). Auch Ellen M. erinnert sich an keine Freundschaften zu nichtjüdischen Kindern. Sie berichtet: „I went to school, I had a normal life and I knew I could not play with other children because they just wouldn't play with me. So I was very lonely and had very few friends until 1937, when I was forced to go to the Jewish school“ (168).

Zuletzt seien noch die Aussagen zweier ehemaliger Schülerinnen der Düsseldorfer jüdischen Schule erwähnt, deren nichtjüdischen Freunde sich während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft nicht von ihnen zurückzogen:

Liesl M. hatte ebenso guten Kontakt zu nichtjüdischen wie zu jüdischen Kindern. Eine nichtjüdische Freundin wollte sie auch nach der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 noch besuchen. Dies, so M., unterband ihre eigene Mutter aber, weil sie sich um die berufliche Stellung des Vaters der Freundin, einem Lehrer, sorgte (73). Mariana R., geboren 1928, wohnte mit ihrer Familie in Neuss. Sie spielte viel mit nichtjüdischen Kindern auf der Straße. Diese Kontakte bleiben in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft bestehen. Zwar meint sie, es könne sein, dass sich das ein oder andere Kind von ihr zurückzog, sie habe davon aber nichts bemerkt (171).

Ein ähnliches Bild ergibt sich für die ehemaligen Schüler der Essener jüdischen Schule. Auch hier gibt es Befragte, die sich erinnern, dass sie sowohl vor, als auch nach 1933 nichtjüdische Freunde hatten. Insgesamt war dies bei ihnen aber seltener der Fall als bei den Düsseldorfer Befragten:

Margot P. z.B. hat ihre nichtjüdischen Freundinnen am Oberlyzeum in Essen-Bredeney in guter Erinnerung. Diese hielten auch nach 1933 zu ihr (18).

Isabel Nanny K. de L. erinnert sich an Freundschaften zu nichtjüdischen Kindern, die über das Jahr 1933 hinaus bestanden. Sie hatte einen nichtjüdischen Kindergarten in ihrer Wohngegend an der Pelmanstraße in Rüttenscheid besucht und berichtet, in diesen Kindergarten seien alle Kinder ihrer Nachbarschaft gegangen. Freundschaften mit nichtjüdischen Kindern aus der Kindergartenzeit hätten sich auch nach 1933 erhalten (151).

Zuletzt sei noch Werner Victor C. erwähnt. Er spielte während der Volksschulzeit an der Essener jüdischen Schule mit Kindern aus seiner Klasse, aber auch mit nichtjüdischen Freunden in seiner Nachbarschaft (28).

Der überwiegende Teil der ehemaligen Schüler der Essener jüdischen Schule berichtet, es habe vor und nach 1933 keine oder wenige Freundschaften mit nichtjüdischen Kindern gegeben oder diese seien nach 1933 zerbrochen:

Horst C., Jahrgang 1925, hatte wenig Kontakt zu nichtjüdischen Kindern. Es gab lediglich Kontakte zu einigen Kindern nichtjüdischer Freunde seiner Eltern. Diese Kontakte waren aber nicht sehr eng. Freundschaften beschränkten sich auf die Kinder seiner Klasse an der jüdischen Schule (93). Auch Hannah B., geboren 1928, erinnert sich daran, dass sie zumindest in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft nur jüdische Freunde hatte. Vor 1933 gab es Kontakt zu einem nichtjüdischen Nachbarsjungen, der nach 1933 in die HJ eintrat und mit ihr und ihrer Schwester nicht mehr spielen oder gesehen werden wollte (165; AS, BR.723).

Pnina G., geboren 1923, berichtet, nach 1933 habe sich ein nichtjüdischer Freund von ihr zurückgezogen, da er Anfeindungen durch andere Kinder und Jugendliche befürchtete (56). Auch von Rachel E., geboren 1925, zogen sich nichtjüdische Freunde aus der Nachbarschaft nach 1933 zurück. Dies, so sagt sie, geschah wohl auf Betreiben von deren Eltern. Bis zur Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft hatte sie gute Beziehungen zu den Kindern in ihrer Nachbarschaft an der Essener Maybachstraße. Ein Nachbarsjunge, den sie auf dem Weg zur evangelischen Volksschule, die sie bis 1934 in Essen-Bredeney besuchte, immer abholte, wollte dies nach 1933 nicht länger tun (95).<sup>22</sup>

Kaum Kontakt zu nichtjüdischen Kindern in Essen hatte auch Inge K., geboren 1926. Sie führt dies darauf zurück, dass sie die jüdische Schule besuchte und die jüdischen Kinder „eben unter sich“ waren, nicht etwa auf eine mögliche antisemitische Haltung bei den nichtjüdischen Kindern (132). Hanna N., geboren 1922, besuchte die Städtische Mädchenmittelschule in der Essener Altstadt. Dort erlebte sie zwar keine Diskriminierungen seitens ihrer Mitschüler, aber Freunde hatten sie und die wenigen anderen jüdischen Schülerinnen ihrer Klasse unter den nichtjüdischen Mitschülerinnen nicht. Die jüdischen Schülerinnen waren in ihrer Klasse isoliert (AS, BR.399).

Ausgesprochen negative Erfahrungen mit nichtjüdischen Kindern machte Aaron J., geboren 1920. Er hatte während seiner Schulzeit an der jüdischen Schule in Essen, die er bis 1934 besuchte, keinen Kontakt zu solchen Kindern. Der einzige Kontakt zu nichtjüdischen Kindern, so J., bestand darin, dass diese ihm einmal einen Stein an den Kopf warfen und ihn beschimpften (14).

Die Aussagen der ehemaligen Schüler der Düsseldorfer und der Essener jüdischen Schule in Bezug auf nichtjüdische Freunde ähneln sich. Ein Unterschied lässt sich lediglich insofern feststellen, als die Essener Befragten seltener über Kontakte und Freundschaften zu nichtjüdischen Kindern und Jugendlichen berichten als die Düsseldorfer.

Dies könnte daran liegen, dass die Essener Schüler zumeist ab dem 1. Schuljahr die dortige jüdische Schule besuchten<sup>23</sup>, sich ihre Freundschaften, besonders wenn die Schüler zusätzlich in einer Wohngegend mit einem relativ hohen Anteil jüdischer Familien wohnten, eher in einem jüdisch geprägten Milieu bildeten. Besonders gilt dies für die jüngeren der Essener Befragten, die erst um 1933 in die dortige jüdische

---

<sup>22</sup> Auch Inge L. berichtet, eine nichtjüdische Freundin, mit der sie sich auf dem Weg zur Luisenschule, die sie seit 1931 in Essen besuchte, immer getroffen habe, habe sich nach 1933 von ihr zurückgezogen und sei nicht mehr zusammen mit ihr zur Schule gegangen (17).

<sup>23</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 2.2.2, Anm. 22.

Schule eingeschult wurden und erst unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft oder überhaupt nicht an eine nichtjüdische höhere Schule wechselten.

Es sind die älteren Jahrgänge der Essener Befragten, die häufiger von Freundschaften zu nichtjüdischen Kindern und Jugendlichen auch für die Zeit nach 1933 berichten. In ihrem Fall mag dies daran liegen, dass sich Freundschaften zu nichtjüdischen Kindern in der Nachbarschaft oder gegebenenfalls auf nichtjüdischen höheren Schulen bereits vor der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft gebildet hatten und diese, zumindest in den ersten Jahren nach 1933, zumeist auch bestehen blieben.<sup>24</sup>

#### 5.1.4 Unterrichtserleben

Zum Unterrichtserleben jüdischer Schüler an nichtjüdischen Schulen gibt es in den Interviews und Ego-Dokumenten wenige Aussagen. Im Falle der Essener Befragten liegt dies daran, dass wenige von ihnen überhaupt eine nichtjüdische Schule besuchten. Der Mangel an Aussagen auch von Seiten der Düsseldorfer Befragten, die ja fast alle vor dem Wechsel auf die jüdische Schule eine nichtjüdische Schule besucht hatten, lässt darauf schließen, dass der Unterricht an den nichtjüdischen Schulen vor, aber auch während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft von den jüdischen Schülern keineswegs als außergewöhnlich erlebt wurde. Erinnerung werden nur besondere Begebenheiten, die aus dem Unterrichtsalltag hervorstachen und z.B. in Anekdoten erzählt werden können.<sup>25</sup>

Walter B. kann sich nicht erinnern, dass er zwischen 1933 und 1935, den ersten beiden Jahren seiner Schulzeit an der katholischen Volksschule an der Kaiserswerther Straße/Ecke Klever Straße in Düsseldorf Fächer hatte, in denen Antisemitismus eine Rolle spielte, so etwa „Rassenkunde“ (112). Durchweg positiv erinnert sich Gloria L. an den Unterricht in der nichtjüdischen Volksschule an der Morper Straße im damaligen Düsseldorfer Vorort Gerresheim, die sie vor dem Wechsel auf die jüdische Schule besuchte. Sie berichtet, sie habe sich durch ihren dortigen Lehrer sehr geschützt gefühlt (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1) und dessen Unterricht geliebt. In der Religionsstunde schickte der Lehrer sie in einen Nebenraum, wo sie lesen konnte (101).

Auch Charles H. A. durfte nicht am Religionsunterricht seiner Klasse in der katholischen Volksschule, die er vor dem Wechsel auf die jüdische Schule in Düsseldorf besuchte<sup>26</sup>, teilnehmen. Er musste erst später zum Unterricht erscheinen, da der Religionsunterricht in der ersten Stunde erteilt wurde (148). Es lässt sich aus seinen Aussagen nicht schließen, ob er diese Situation als diskriminierend empfand (ebd.). Ellen M. empfand die Tatsache, dass sie an der Volksschule, die sie vor dem Wechsel auf die jüdische Schule im Jahre 1937 in Düsseldorf besuchte, in den Religionsstunden

---

<sup>24</sup> Bernd S., Jahrgang 1920, besuchte von 1930 bis 1936 das Essener Goethegymnasium. Er hatte, neben seinen Freunden aus der jüdischen Jugendgruppe (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 6.1.7), auch nichtjüdische Freunde unter seinen Mitschülern (21). Martin O. S., geboren 1924, hingegen erinnert sich an keine nichtjüdischen Freunde am Essener Helmholzgymnasium. Er war 1934 von der jüdischen Schule auf das Gymnasium umgeschult worden (82). Zum unterschiedlichen Erleben älterer und jüngerer Befragter s. in vorliegender Dissertation, Kap. 7.3. und 8.

<sup>25</sup> So z.B. die Geschichte, die Uri A. über sein Verhalten und das Verhalten seiner jüdischen Mitschüler am Essener Goethegymnasium beim Vollführen des „Hitlergrußes“ erzählt (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1, Anm. 10).

<sup>26</sup> Er sagt nichts darüber aus, welche Volksschule er besuchte. Da die Familie an der Herzogstraße wohnte, könnte es sich um die katholische Volksschule an der Talstraße gehandelt haben.

den Klassenraum verlassen musste, eindeutig als diskriminierend: „At the Christian school, when it came to religious instruction, I was always segregated. I had to leave the class. I was never permitted to stay there. So that was like a stigma already that, at the time, I couldn't understand" (168).

Nathan M., geboren 1922, gefiel der Unterricht an der Mittelschule an der Ehrenstraße in Düsseldorf, die er zwischen 1932 und 1935 besuchte, im Allgemeinen. Nur Französisch gefiel ihm nicht, da er den Lehrer, der dieses Fach unterrichtete, nicht leiden konnte. Nach 1933, so sagt er, veränderten sich die Atmosphäre (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.7) und auch der Unterricht an der Mittelschule für ihn und seine jüdischen Mitschüler: Die Mehrheit seiner nichtjüdischen Mitschüler trat nach und nach in die HJ ein, der Unterricht wurde mit dem Singen des „Horst-Wessel-Liedes“<sup>27</sup> begonnen, und die jüdischen Schüler wurden vom Turn- und Schwimmunterricht sowie vom Schulchor ausgeschlossen. 1935 hatte er schließlich „genug davon“. Er verließ die Mittelschule, um auf die jüdische Schule zu gehen (44).

Eric E. erinnert sich für den Unterricht an der Mittelschule an der Ehrenstraße in Düsseldorf, dass dieser sehr streng und konservativ war. Er besuchte die Mittelschule von 1934 bis 1935, wechselte dann an die jüdische Schule. Er berichtet, an der Mittelschule habe es, anders als in der jüdischen Schule, kein Reinrufen in die Klasse gegeben. Die Lehrer seien strenge Respektpersonen gewesen (52).

### 5.1.5 Pausen und Freizeit

Zu Pausen und Freizeit der jüdischen Schüler an nichtjüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen liegen ebenfalls nur wenige Aussagen der Befragten vor:

Ellen M. machte sehr negative Erfahrungen in den Pausen an der Volksschule, die sie bis 1937 in Düsseldorf besuchte. Sie stand in den Pausen stets abseits, da keiner der Mitschüler mit ihr spielen wollte (168). Werner R., Jahrgang 1927, berichtet ebenfalls, er habe an einer Volksschule in Schiefbahn, einem Ort in der Nähe von Düsseldorf, in den Pausen stets abseits gestanden (162). Amnon A. erinnert sich für die Pausen in der Düsseldorfer Volksschule an der Talstraße, die er in den ersten vier Schuljahren besuchte, daran, dass die Schüler dort in der Pause immer im Kreis um den Schulhof gehen mussten (11; MuG, Alon 2006, S. 12).

Bezüglich der Freizeitgestaltung gibt es ebenfalls wenige Aussagen:

In ihrer Freizeit, so berichtet Martha H., sei sie sehr alleine gewesen. Sie wagte nicht, auf der Straße zu spielen wie andere Kinder, da es in ihrer Nachbarschaft an der Keplerstraße in Düsseldorf Jungen gab, die Mitglieder der HJ waren. Diese verfolgten sie auf dem Weg zur und von der Schule und ärgerten sie. Nur manchmal lud sie Freunde von der Düsseldorfer jüdischen Schule, die sie ab dem 3. oder 4. Schuljahr (1935 oder 1936)<sup>28</sup> besuchte, ein (128; 129).

Ähnlich erging es Hannah W.-K., Jahrgang 1924. Sie verbrachte ihre Freizeit in Düsseldorf unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft meistens zu Hause. Die Wochenenden, so W.-K., verbrachte sie meist mit ihren Eltern. In der Woche ging sie zur Schule oder zum *Makkabi* (85).

<sup>27</sup> Von Goebbels geprägte Bezeichnung für die Verse des SA-Sturmführers Horst Wessel, die zunächst Kampflied der SA waren und 1930 zur Parteihymne der NSDAP avancierten.

<sup>28</sup> Sie erinnert sich nicht an den genauen Zeitpunkt des Schulwechsels.

Ernest L., Jahrgang 1926, erinnert sich hingegen für seine Kindheit in Düsseldorf daran, dass er seine Freizeit mit seinen meistens nichtjüdischen Freunden damit verbrachte, Fußball oder andere Spiele („Hinkelkästchen“ oder Murmelspiele) zu spielen (138). Dies blieb auch nach der nationalsozialistischen Machtübernahme so. Er habe, so berichtet er, sogar von seinen nichtjüdischen Freunden das Lied „Die Fahnen hoch, die Reihen fest geschlossen ...“ gelernt und mit ihnen zusammen Umzüge, Paraden und die Kirmes besucht (ebd.).

Wie auch im Falle des Unterrichtserlebens (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.4), können die wenigen Aussagen der Befragten zu Pausen an den nichtjüdischen Schulen und zu ihrer Freizeit darauf schließen lassen, dass diese ihnen nicht in besonderer Erinnerung geblieben sind. Anzunehmen ist, dass die meisten von ihnen, zumindest in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft, die Pausen und ihre Freizeitmöglichkeiten nicht als außergewöhnlich oder besonders eingeschränkt empfanden. Dies deckt sich auch mit den Aussagen vieler Befragter, die berichten, nach der nationalsozialistischen Machtergreifung habe sich der Antisemitismus für sie zunächst nicht oder nicht in besonderem Maße bemerkbar gemacht. Geändert habe sich dies erst um 1935/36 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1, 5.1.2 und 5.1.4).

### **5.1.6 Feste und Feiern**

An Feste und andere Feierlichkeiten erinnern sich die Befragten für die Zeit, die sie an nichtjüdischen Schulen verbrachten, nicht. Lediglich Amnon A. berichtet von einem Fest anlässlich des Jahrestages der „Machtergreifung“ durch Adolf Hitler am Düsseldorfer Prinz-Georg-Gymnasium. Stellvertretend für alle jüdischen Schüler der Schule bat er den Direktor des Gymnasiums am Tag vor der Feier, den jüdischen Schülern für den kommenden Tag frei zu geben. Dies wurde ihm aber nicht gewährt (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1, Anm. 10; MuG, Alon 2006, S. 13). Ziemlich genau werden von den Befragten hingegen vielfach die Einführung des „Hitlergrußes“, Schulappelle und Vorträge mit nationalsozialistischen Themen erinnert (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.7).

### **5.1.7 Schulatmosphäre**

Die Befragten erlebten die Atmosphäre an den nichtjüdischen Schulen, die sie besuchten, sehr unterschiedlich. Negative Äußerungen bzw. Äußerungen dahingehend, dass die Atmosphäre an diesen Schulen als streng und unangenehm empfunden wurde, überwiegen jedoch. Besonders negativ werden die Einführung des „Hitlergrußes“ und Schulappelle erinnert.

Es liegen einige Aussagen ehemaliger Schüler des Düsseldorfer Prinz-Georg-Gymnasiums zur dortigen Schulatmosphäre vor:

Charles A. hat die Atmosphäre an dieser Schule als sehr streng in Erinnerung: „Prinz-Georg-Gymnasium was very good, yes it was strict. You did not dare speak out of turn, you did not dare to make any fun of any of the other kids in the class or anything else, or look into anybody else’s papers. Because heaven help you if the teacher saw you, you’d get whipped either across your back or across both hands which you had to outstretch or across your buttocks“ (110). Obwohl er die Atmosphäre als sehr streng in Erinnerung hat, so meint Charles A. doch, das Prinz-Georg-

Gymnasium sei eine wundervolle Schule gewesen und er habe dort nie Probleme gehabt (ebd.).

Walter C., Jahrgang 1922, erinnert sich ebenfalls daran, dass es am Prinz-Georg-Gymnasium sehr streng zugeht. Er sagt, die Schule sei sehr „hart“ gewesen und es sei ihm dort nicht besonders gut ergangen (37). Dass es ihm nicht gut erging, bezieht sich auch auf Diskriminierungen seitens seiner Mitschüler, denn, so berichtet er, es habe viele „Vorfälle“ mit diesen gegeben (ebd.).

G. Vernon L. erinnert sich für die Zeit zwischen 1933 und 1936, der Zeit, in der er das Prinz-Georg-Gymnasium besuchte, an ein ständig steigendes Maß antisemitischer Propaganda. Die Schulausflüge nahmen nach 1933 einen militärischen Charakter an und die Lehrer machten den Schülern bei Ausflügen in den Wald den „Ring der alten Germanen“<sup>29</sup> zum Vorbild (59). Zwei- oder dreimal in der Woche gab es in der Aula Vorträge für alle Schüler über Themen wie den „Schandvertrag von Versailles“ oder „Deutsch ist die Saar“. Antisemitische Äußerungen aber, so L., gab es bei diesen Gelegenheiten nicht. Es seien deutsch-nationale Positionen ohne einen offenen Antisemitismus vertreten worden. Auch die Lehrer hätten im Unterricht keine antisemitischen Äußerungen geduldet (ebd.).

Miriam C. erinnert sich noch gut an die Atmosphäre am Düsseldorfer Schuback-Schmidt-Lyzeum. Dort, so sagt sie, seien Antisemitismus und Nazismus sehr fühlbar gewesen. Als sehr bedrückend empfand sie die Appelle der gesamten Schule auf dem Schulhof, bei denen sich die Schüler Hitlerreden anhören mussten. Als schlimm empfand sie auch die Einführung des „Hitlergrußes“ und das Zitieren aus dem „Stürmer“ im Unterricht. Als sich auch ihre Mitschülerinnen immer mehr von ihr zurückzogen, wurde der Schulbesuch zunehmend unangenehm (70).

Einige weitere Düsseldorfer Befragte erinnern sich besonders an die Einführung des „Hitlergrußes“ an den nichtjüdischen Schulen, die sie besuchten:

Ellen E.-W. z.B. erinnert sich, dass es, als sie 1934 an der Volksschule an der Brehmstraße eingeschult wurde, dort schon viele Probleme mit dem Antisemitismus gab. Morgens begann der Unterricht mit dem „Hitlergruß“, was für die jüdischen Schüler „sehr unangenehm“ war, so E.-W. (173). Henry Y. L. empfand das Vollführen des „Hitlergrußes“ zu Beginn und am Ende jeder Schulstunde während seiner ersten Schuljahre an den Volksschulen in der Brehm- und der Lindenstraße als diskriminierend (154), und Nancy W., geboren 1921, erlebte dessen Einführung als einen „Schock“, als sie 1934 – von einem längeren Aufenthalt in Großbritannien zurückgekehrt – das Müller-Lyzeum in Düsseldorf besuchte (33).

Weitere ehemalige Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule berichten davon, dass sich die Atmosphäre an den nichtjüdischen Schulen, die sie besuchten, nach der nationalsozialistischen Machtübernahme nach und nach verschlechterte:

Hans F. meint, die Atmosphäre in der Volksschule an der Grafenberger Allee, die er seit 1932 besuchte, habe sich etwa im Jahre 1935 verschlechtert. Danach wurde er durch Schüler anderer Klassen angepöbelt (118). Nathan M. berichtet, die Atmosphäre in der Mittelschule an der Ehrenstraße habe sich nach 1933, bis er die Schule 1935 verließ, stufenweise zum Negativen hin verändert (44).

Manfred K., geboren 1926, hingegen wurde an der Volksschule, in die er 1932 eingeschult wurde, den Mitschülern von seinem Lehrer bereits am ersten Tag als jüdisch

---

<sup>29</sup> Er spricht vom „Ring der alten Germanen“. Eventuell meint er den „Ring des Nibelungen“.

und als „Israelit“ vorgestellt (133). Er schreibt in einem Brief an die Verfasserin über die Atmosphäre an der Schule: „There was something in the air. Lots of tension“ (136).

Lediglich Charles H. A. berichtet, die Atmosphäre an der katholischen Volksschule, die er vor dem Wechsel auf die jüdische Schule besuchte<sup>30</sup>, sei „normal“ gewesen (148). Er erinnert sich an nichts Bemerkenswertes.

Auch in Bezug auf das Erleben der Atmosphäre an den nichtjüdischen Schulen in Essen gibt es unterschiedliche Aussagen der Befragten:

Lore Ellen C. besuchte nach vier Jahren an der jüdischen Schule die Viktoriaschule. Sie berichtet: „In dieser Zeit erlebte ich eine Atmosphäre von Benachteiligung, in der ich wie eine Aussätzige behandelt wurde, so daß die Beziehungen in meiner Jugend mit den nichtjüdischen Mitschülerinnen keine normalen waren. Es gab keine Erleichterung, weil die Lehrer mit wenigen Ausnahmen den Nazi-Kult gierig aufgenommen hatten und zusammen mit dem BDM ihre Propaganda unentwegt fortführten. Dies fing in der Sexta an und ging so weiter, bis ich im November 1938 laut Reichsgesetz die Viktoriaschule verlassen mußte“ (AS, BR.064).

Willi B. erinnert sich in Bezug auf seine Schulzeit am Helmholtzgymnasium, dass die jüdischen Schüler seiner Klasse nach 1933 in der letzten Reihe sitzen mussten. Der Biologielehrer sagte ihm eines Tages, er dürfe ihn nicht mehr aufrufen, wenn er sich meldete. Ähnlich erging es ihm auch im Geschichts- und Deutschunterricht. Von einer Schulveranstaltung anlässlich ihrer Reifeprüfung wurden er und die anderen jüdischen Schüler seiner Klasse ausgeschlossen. Es gab auch junge Lehrer, die in SA- oder SS-Uniform unterrichteten. Dies, so B., flößte ihm und den anderen jüdischen Schülern seiner Klasse Angst ein (AS, BR.068).

Martin O. S. besuchte ebenfalls das Helmholtzgymnasium. Er beschreibt die dortige Atmosphäre als „brutal“ (81). Die Schüler seien dort mit einem Stock geprügelt worden, wenn sie eine Antwort nicht gewusst hätten. Die Atmosphäre habe ihm Angst gemacht und sei für sein Lernen nicht förderlich gewesen (ebd.; 83).

Gute Erinnerungen an ihre Schulzeit an der evangelischen Volksschule an der Gerswidastraße in Essen hat Isabel Nanny K. de L. Dort habe ein gutes Klima geherrscht und sie habe sehr nette Mitschülerinnen gehabt (151).

Bernd S. berichtet zwar davon, dass die jüdischen Schüler seiner Klasse des Goethegymnasiums, das er ab 1930 besuchte, während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft in die letzte Bank gesetzt wurden, er erinnert die Atmosphäre an dieser Schule aber keineswegs als diskriminierend, feindlich oder bedrückend. Er denkt gerne an seine Schulzeit an der Goetheschule zurück und meint, die Mitschüler dort hätten sich ihm und seinen jüdischen Klassenkameraden gegenüber immer freundlich und kameradschaftlich verhalten (Simon 1999, S. 161).

Ein Teil der Befragten beschreiben die Atmosphäre an den nichtjüdischen Schulen als eher negativ und bedrohlich, meistens zumindest als streng. Viele von ihnen meinen, die Atmosphäre habe sich nach 1933 zum Negativen hin verändert, nur einige wenige berichten auch für die Zeit nach 1933 von einer guten und positiven Atmosphäre an den nichtjüdischen Schulen, die sie besuchten.

Wie die Auswertung der Aussagen der Befragten zu ihrem Erleben an nichtjüdischen Schulen zeigt, erlebten oder zumindest erinnern die Befragten diese sehr unterschiedlich. Auch wenn ein Teil von ihnen von einer antisemitischen Einstellung bei Leh-

---

<sup>30</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.4, Anm. 26.

ren und Mitschülern und von einer schlechten oder bedrohlichen Atmosphäre an den nichtjüdischen Schulen spricht, so erinnern sich doch etliche Befragte keineswegs negativ an ihre Zeit an einer nichtjüdischen Schule, an das Verhalten von Lehrern und Mitschülern oder die Atmosphäre an diesen Schulen.

Anzunehmen ist, dass dieses sehr unterschiedliche Erleben der Befragten an den nichtjüdischen Schulen ein sehr unterschiedliches Erleben an den von ihnen besuchten jüdischen Schulen zeitigte. Ein jüdischer Schüler, der vor dem Wechsel auf die jüdische Schule an einer nichtjüdischen Schule eindeutig Antisemitismus von Seiten der Lehrer und Mitschüler erlebt hatte, dürfte den Wechsel auf die jüdische Schule und den Besuch dieser Schule anders erlebt und empfunden haben als ein jüdischer Schüler, der an einer nichtjüdischen Schule keinen Antisemitismus verspürt hatte und bis zum Wechsel an eine jüdische Schule in die Klassengemeinschaft der nichtjüdischen Schule integriert blieb. Für diese Schüler dürfte der Besuch der jüdischen Schule eine andere Bedeutung gehabt haben als für Schüler, für die der Besuch einer nichtjüdischen Schule aufgrund von Anfeindungen durch Lehrer und Mitschüler tatsächlich eine Leidenszeit war.

Nähere Aufklärung in dieser Hinsicht bringt das Kapitel 5.2. In ihm wird im Folgenden auf das Erleben der Schüler an den jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft eingegangen.

## **5.2 Schüler der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen: Bewahrung von Identität**

### **5.2.1 Gründe für den Schulbesuch**

Die Gründe für einen Wechsel der jüdischen Schüler von nichtjüdischen auf jüdische Schulen waren sehr unterschiedlich. Sie sollen in diesem Kapitel anhand der ausgewerteten Interviews und Ego-Dokumente im Einzelnen betrachtet werden.

Die Forschung nimmt bisher an, trotz „individueller Nischen“ habe der Alltag der jüdischen Kinder und Jugendlichen an nichtjüdischen Schulen in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft einem „permanenten Ausnahmezustand“ geglichen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 1.2). Zwar sei kaum einer der Betroffenen heute in der Lage, den Zeitpunkt eines „Bruchs“ zu benennen und der Prozess der antisemitischen Durchdringung der Schulen sei ein allmählicher gewesen, jedoch sei bei den jüdischen Schülern irgendwann ein Punkt erreicht gewesen, an dem sie nur noch den Wunsch gehabt hätten, die nichtjüdischen Schulen zu verlassen (Meynert 1988, S. 17).<sup>31</sup>

Die Auswertung der Interviews und sonstigen Ego-Dokumente lässt diese These zu pauschal erscheinen. Es gibt durchaus Befragte, die sich erinnern, dass sie über den seinerzeitigen Wechsel an eine jüdische Schule nicht erfreut waren. Einige von ihnen sagen aus, sie hätten die nichtjüdische Schule, die sie vor dem Wechsel an die jüdische Schule besuchten, nicht verlassen wollen.

---

<sup>31</sup> Ebenso Röcher (1992, S. 115): „Um den Kindern seelischen Halt und die Möglichkeit einer ‚normalen‘ sozialen Entwicklung zu geben, blieb nur die jüdische Schule als Zufluchtstätte, die den Kindern während der Unterrichtszeit eine behütete solidarische Atmosphäre bot“.

Etliche der Düsseldorfer Befragten berichten, der Wechsel von einer nichtjüdischen auf die Düsseldorfer jüdische Schule sei für sie kein außergewöhnliches Erlebnis gewesen. Bei vielen von ihnen erfolgte der Schulwechsel auf Betreiben der Eltern:

Bei Charles H. A. war der Wechsel auf die jüdische Schule im Jahre 1935 eine Entscheidung seiner Eltern. Er besuchte zu dieser Zeit eine katholische Volksschule, von der er berichtet, es habe dort eine „normale“ Atmosphäre geherrscht (148). Darauf, dass er den Wechsel auf die jüdische Schule begrüßte oder diesen als Einschnitt oder Bruch empfand, lässt das von ihm Gesagte nicht schließen.

Ähnliches berichtet auch Eric E. Die Umschulung von der Mittelschule an der Ehrenstraße in Düsseldorf auf die jüdische Schule im Jahre 1935 erfolgte auf Wunsch seiner Eltern. Der Grund für den Wechsel wurde ihm damals von den Eltern nicht genannt. Er vermutet, dass sie ihn wegen der antijüdischen Maßnahmen im Schulbereich umschulen ließen (52; Eckstein 2004, S. 17).

Auch Hans F. erlebte den Wechsel von der Volksschule an der Grafenberger Allee in Düsseldorf zur jüdischen Schule im Jahre 1936 nicht als außergewöhnlich. Er hatte in der Volksschule keine Probleme mit Lehrern oder Mitschülern. Deshalb empfand er den Schulwechsel, der auf Betreiben seiner Eltern erfolgte, nicht als „so außergewöhnlich“ (117). Für ihn war eine gewisse Unsicherheit mit dem Schulwechsel verbunden. Eine Unsicherheit, so sagte er, wie sie mit jeder Veränderung im Leben verbunden ist. Er fragte sich, wie es wohl an der neuen Schule sein werde und meint, er habe den Wechsel zur jüdischen Schule nicht als besonderes oder besonders freudiges Ereignis erlebt (ebd.).

Bei Margot L. erfolgte der Wechsel vom Düsseldorfer Schuback-Schmidt-Lyzeum auf die jüdische Schule Ende 1936 oder Anfang 1937 auf Wunsch ihrer Eltern. Sie selber wollte die Schule nicht wechseln und hatte mit den Lehrern oder Mitschülerinnen am Lyzeum keine Schwierigkeiten (63).

Für Henry Y. L. war die Situation an der städtischen Volksschule an der Lindenstraße in Düsseldorf im Jahre 1935, dem Jahr, in dem er an die jüdische Schule wechselte, unerträglich geworden. Dennoch wollte er die Schule nicht wechseln, da, so L., kein Kind die Schule gerne wechsele. Zum Zeitpunkt des Wechsels habe es für die jüdischen Schüler keine Alternative zum Besuch einer jüdischen Schule mehr gegeben und seine Eltern hätten entschieden, ihn auf die jüdische Schule zu schicken. Er meint außerdem, der Schulwechsel sei vielleicht auf Seiten seiner Eltern mit dem Wunsch verbunden gewesen, die jüdische Gemeinde in Düsseldorf zu unterstützen (153; 154).

Bei einigen der Befragten aus Düsseldorf erfolgte die Umschulung von einer nichtjüdischen Schule auf die jüdische Schule gezwungenermaßen bzw. auf Anraten der Schulleitung der nichtjüdischen Schule:

Ernst R., geboren 1924, lebte mit seiner Familie bis zum Pogrom vom 9./10. November 1938 in Mönchengladbach. Dort besuchte er ein Realgymnasium. Er verließ dieses Gymnasium 1936 oder 1937 auf Anraten des Direktors. Der Direktor beobachtete von seinem Büro aus, wie Ernst und sein Cousin jeden Mittag von Mitschülern verprügelt wurden. Der Direktor bestellte daraufhin Ernsts Vater zu sich. Er bat diesen, Ernst von der Schule zu nehmen, da er die Prügeleien nicht mehr mit ansehen, aber auch nichts gegen Ernsts Mitschüler unternehmen konnte. Der Vater kam dem Wunsch des Direktors nach (75).

Inge S., Jahrgang 1926, besuchte zunächst eine Volksschule an der Helmholtzstraße in Düsseldorf. Eines Tages gab eine dortige Lehrerin ihr einen Brief für die Eltern

mit nach Hause. Nachdem ihre Mutter den Brief gelesen hatte, sagte sie Inge, dass diese nicht mehr länger in die nichtjüdische Volksschule gehen könne (MuG, Brief 14).

Einige der Befragten aus Düsseldorf berichten, sie hätten den Wechsel auf die Düsseldorfer jüdische Schule begrüßt. Er war für sie eine Erleichterung, weil ihre Situation an einer nichtjüdischen Schule nach 1933 unerträglich geworden war:

Miriam C. erinnert sich, dass sie den Wechsel vom Schuback-Schmidt-Lyzeum in Düsseldorf auf die jüdische Schule als Erleichterung empfand. Ihre Freundinnen am Lyzeum zogen sich nach der nationalsozialistischen Machtübernahme mehr und mehr von ihr zurück, und der Schulbesuch wurde für sie aufgrund der regelmäßigen Lektüre des „Stürmers“ im Unterricht zunehmend unangenehm. Sie selber sagte ihren Eltern, sie wolle nicht mehr länger auf das Lyzeum gehen (70).

Auch für Manfred K. ist der Wechsel an die jüdische Schule mit ausgesprochen positiven Erinnerungen verbunden. Er machte an einer Düsseldorfer privaten katholischen höheren Schule, die er nach der Volksschule zunächst besuchte, Erfahrungen mit dem Antisemitismus seiner Mitschüler. 1937 wechselte er an die jüdische Schule. Er sagt: „It was like a breath of fresh air“. Es sei „great to be free“ gewesen (136). Er wurde von den Mitschülern und Lehrern an der jüdischen Schule wundervoll empfangen und fühlte sich dort wie zu Hause. Er resümiert: „The Jewish school was the best thing that could have happened to me at that time“ (134). Der Besuch der katholischen Schule war zum Zeitpunkt des Schulwechsels schon sehr unangenehm für ihn und er konnte die Beschimpfungen nicht mehr ertragen. Sein Vater musste ihn jeden Tag von der katholischen Schule abholen, um zu verhindern, dass er von Mitschülern verprügelt wurde (136).

Einige der ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule berichten auch davon, dass sie selber den Wechsel zur jüdischen Schule wünschten:

G. Vernon L. z.B. berichtet, er habe das Düsseldorfer Prinz-Georg-Gymnasium im April 1935 „unter dem Druck der Zeit“ verlassen und sei auf die jüdische Schule gewechselt (59). In einem Brief führt er genauer aus: Er selber bestand darauf, das Gymnasium zu verlassen, nachdem ein Turnlehrer einen jüdischen Mitschüler im Unterricht beschimpft hatte. Zwar entschuldigte sich der Turnlehrer und die Schulleitung versuchte, ihn zum Bleiben zu veranlassen, er aber konnte es „nicht mehr ertragen“ (61).

Auch Nathan M. verließ die Mittelschule an der Ehrenstraße in Düsseldorf im Jahre 1935 auf eigenen Wunsch. Er sagt, nachdem sich die Atmosphäre an der Schule nach 1933 langsam änderte (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.7), die Mehrzahl seiner nichtjüdischen Mitschüler in Hitleruniform zum Unterricht erschien, jüdische Schüler vom Turn- und Schwimmunterricht sowie vom Schulchor ausgeschlossen und das „Horst-Wessel-Lied“<sup>32</sup> zu Beginn des Unterrichts gesungen wurden, habe er „genug davon“ gehabt (44).

Es gibt aber auch Berichte ehemaliger Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule, die zeigen, dass der Wechsel an die jüdische Schule nicht in allen Fällen von den Schülern positiv oder zumindest neutral betrachtet wurde:

Karola R. hatte zunächst eine nichtjüdische Volksschule im damaligen Düsseldorfer Vorort Gerresheim besucht. Sie schreibt zu ihrem Wechsel und ihrer Zeit an der Düsseldorfer jüdischen Schule: „Ich fühlte mich dort niemals richtig zugehörig. Ein gewisses Unbehagen und ein Gefühl der Vorläufigkeit bedrückte (sic!) mich. Ich

---

<sup>32</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.5, Anm. 27.

konnte mich nicht so richtig auf die neuen Lehrfächer einstellen, und ich war nicht besonders gut in dieser Schule“ (Zürndorfer 1997, S. 60).

Von den Essener Befragten äußerten sich nur wenige dazu, warum ein Wechsel von einer nichtjüdischen auf die dortige jüdische Schule erfolgte. Für die meisten von ihnen war die jüdische Schule die erste und in vielen Fällen auch die einzige Schule, die sie besuchten.<sup>33</sup> Einige wechselten nach vier Jahren auf der jüdischen Volksschule an eine nichtjüdische höhere Schule. Der umgekehrte Fall eines Wechsels von einer nichtjüdischen auf die jüdische Schule war dort viel seltener als in Düsseldorf.

Für Rachel E. gab das Verhalten eines Mitschülers den Ausschlag für ihren Wechsel von einer evangelischen Volksschule in Essen-Bredeney an die jüdische Schule im Jahre 1934. Nachdem der Mitschüler, den sie zuvor auf dem gemeinsamen Schulweg immer abgeholt hatte, sich nicht mehr von ihr abholen lassen wollte, verließ sie die nichtjüdische Volksschule. Die Eltern schulten sie nach diesem Vorfall auf die jüdische Schule um (95).

Uri A. und sein Bruder besuchten vier Jahre lang die Essener jüdische Schule, danach das dortige Goethegymnasium. Bei ihnen führten die zunehmenden Schwierigkeiten am Goethegymnasium (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1 und 5.1.2) dazu, dass die Eltern entschieden, die Söhne vom Gymnasium zu nehmen. Sie waren der Meinung, ihre Söhne könnten unter den dortigen Bedingungen nicht mehr lernen. Die Brüder verließen Deutschland 1937, Uri, um eine Schule in Schweden zu besuchen, sein Bruder, um auf eine Schule in der Schweiz zu gehen (34).

Inge L. besuchte ab 1931 die Luisenschule in Essen. Dort hatte sie so unter der antisemitischen Einstellung eines Lehrers zu leiden, dass sie selber ihren Vater um 1933/34 bat, sie von der Schule zu nehmen (17).

Die Ergebnisse der Auswertung der Aussagen der Befragten lassen darauf schließen, dass besonders der Grad und die Offensichtlichkeit des Antisemitismus, den die jüdischen Schüler an nichtjüdischen Schulen erlebten, ausschlaggebend dafür waren, ob diese einen Wechsel an eine jüdische Schule begrüßten, als Erleichterung empfanden oder sogar selber einforderten.

Auch das Alter der Befragten spielte eine Rolle dabei, ob sie selber den Wunsch äußerten, von einer nichtjüdischen auf eine jüdische Schule zu wechseln, oder ob der Wechsel auf Betreiben der Eltern erfolgte. Es sind die damals schon älteren Schüler, die häufiger auf eigenen Wunsch die nichtjüdischen Schulen verließen und den Schulwechsel teilweise sogar von den Eltern forderten.<sup>34</sup> Sie besuchten während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft zumeist bereits eine höhere Schule. Vermutlich erlebten sie den Antisemitismus in und auch außerhalb der Schule bewusster als die jüngeren Schüler (s. hierzu in vorliegender Dissertation, Kap. 7.3 und 8).

Der Wunsch, eine nichtjüdische Schule zu verlassen oder auf ihr zu verbleiben war davon abhängig, wie gut ein jüdischer Schüler in die Klassengemeinschaft der nichtjüdischen Schule integriert war und es nach der nationalsozialistischen Machtübernahme blieb. Wie in den Kapiteln 5.1.1 und 5.1.2 der vorliegenden Dissertation gezeigt, gab es jüdische Schüler, die gut in ihre Klasse integriert waren, bis sie die nichtjüdische Schule entweder vorzeitig verließen oder regulär beendeten.

---

<sup>33</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 2.2.2, Anm. 22.

<sup>34</sup> Z.B. Inge L., Jahrgang 1920; Nathan M., Jahrgang 1922; G. Vernon L., Jahrgang 1923.

Joachim Meynert (1988, S. 21) meint, es seien besonders die assimilierten und gesellschaftlich fest integrierten jüdischen Eltern gewesen, die nicht selten versucht hätten, ihre Kinder möglichst lange auf den öffentlichen Schulen zu halten. Dies lässt sich nach der Auswertung der Interviews und weiteren Ego-Dokumente der ehemaligen Schüler der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen nicht bestätigen. Es waren in vielen Fällen auch die deutsch-jüdischen, assimilierten Eltern, die ihre Kinder von den nichtjüdischen Schulen nahmen. Nach Auswertung der Aussagen der Befragten würde ich seiner These nicht uneingeschränkt zustimmen, es sei für die jüdischen Schüler irgendwann ein Punkt erreicht gewesen, an dem sie nur noch den Wunsch gehabt hätten, die nichtjüdischen Schulen zu verlassen (ebd., S. 17). Die überwiegende Zahl der ehemaligen Schüler sagt aus, der Wechsel an die jüdische Schule sei auf Betreiben der Eltern oder aufgrund der gesetzlichen Lage geschehen. Einige äußern explizit, dass sie die nichtjüdische Schule nicht verlassen wollten.

### 5.2.2 Lehrer

In Bezug auf die Lehrer der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen richteten sich die Fragen des Interviews (s. in vorliegender Dissertation, Anhang) in erster Linie auf das Verhältnis der Schüler zu diesen Lehrern. Es wurde untersucht, ob das Verhältnis unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft ein besonders enges war, ob die widrigen Bedingungen Lehrer und Schüler zusammenschweißten, ob die Lehrer die Schüler emotional unterstützen, ihnen Halt bieten konnten und ein „offenes Ohr“ für ihre Ängste und Nöte hatten. Es interessiert, ob die Lehrer der ihnen in der *Jüdischen Schulzeitung* (Cohn 1938, S. 7) zugeordneten Aufgabe, den Schülern an den jüdischen Schulen eine „Atmosphäre der Lebensfreude und der Bejahung des Daseins“, ihnen schöne Kindheitserinnerungen an die Schulbank zu schaffen, gerecht wurden.

Charles H. A. kann sich nur vage an die Lehrer der Düsseldorfer jüdischen Schule erinnern. Er besuchte die Schule ab 1935. Er sagt, es habe unter den Lehrern und Schülern keine engere Beziehung gegeben. Die Lehrer seien streng gewesen. Er selber hatte ein sehr respektvolles Verhältnis zu den Lehrern, denn er wurde „with respect to olders“ erzogen. Persönlich bedurfte er keiner Unterstützung durch die Lehrer, da er, bis auf ein oder zwei Erlebnisse mit Ausnahmecharakter, keinen Antisemitismus spürte (148).

Auch Walter B. berichtet von einem respektvollen Verhältnis der Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule zu den dortigen Lehrern. Es war, so B., ein „normales“ Lehrer-Schüler-Verhältnis. Er persönlich sprach nicht mit den Lehrern über Probleme (112; 113). Für Margaret F. waren die Lehrer der jüdischen Schule in Düsseldorf ebenso Respektpersonen wie die Lehrer des Goethe-Oberlyzeums, das sie vor dem Wechsel auf die jüdische Schule besuchte. Die Lehrer an der jüdischen Schule empfand sie als ziemlich streng und sie sprach mit ihnen nicht über Persönliches (120; 121).

Eric E. erinnert sich ebenfalls nicht daran, dass er mit den Lehrern der Düsseldorfer jüdischen Schule über persönliche Dinge und Probleme sprach. Das Verhältnis von Schülern und Lehrern sei ein wenig distanziert gewesen, was aber, so sagt er, auch so habe sein müssen. Insgesamt empfand er das Verhältnis als „viel, viel freundlicher“ als das zu den Lehrern der Mittelschule, die er vor dem Wechsel auf die jüdische Schule besucht hatte (52; MuG, Lebensbericht).

Manfred K. beschreibt die Lehrer der Düsseldorfer jüdischen Schule als freundlich, gleichzeitig aber auch als streng. Das Verhältnis zu den Lehrern, so K., war besser als das zu den Lehrern der katholischen Volksschule, die er vor dem Wechsel auf die jüdische Schule besucht hatte. Er sprach mit den Lehrern der jüdischen Schule nicht über persönliche Angelegenheiten und Probleme, meint aber, dies sei den Schülern sicherlich möglich gewesen (134).

Martha H. hingegen berichtet, das Verhältnis zu den Lehrern der Düsseldorfer jüdischen Schule sei in hohem Maße von Respekt und Benehmen geprägt gewesen, es habe keine Kameradschaft und kein freundschaftliches Verhältnis unter Lehrern und Schülern gegeben. Danach gefragt, ob sie mit den Lehrern der jüdischen Schule über persönliche Dinge reden konnte, sagt sie: „You wouldn't have dreamed of it“ (129).

Viele der Düsseldorfer Befragten äußern sich positiv über die dortigen Lehrer:

Hans F. charakterisiert die Lehrer alle als „sehr menschlich“ (117). Sie hätten nicht – wie es an den regulären Volksschulen zu der Zeit noch üblich gewesen sei – zur Bestrafung von Schülern zum Rohrstock gegriffen. Dr. Herz, Leiter der Schule, hatte „richtig Sinn für Humor“, so F. (118). Dvora D., Jahrgang 1925, erlebte die Lehrer wie „eine Erlösung“ (Suchy 1988, S. 66). Im Gegensatz zu den Lehrern an der Volksschule an der Helmholtzstraße, die sie vor dem Wechsel an die jüdische Schule besucht hatte, strafte die Lehrer der jüdischen Schule nie mit dem Lineal (ebd.).

Henry Y. L. berichtet, die Lehrer seien „excellent“ und einige von ihnen Akademiker gewesen. Sie seien die besten Lehrer gewesen, die die jüdischen Schüler hätten bekommen können. Die Lehrer sprachen im Unterricht auch über die Situation der Juden in Deutschland und die Verfolgung von Juden und versuchten, zu helfen, wenn Schüler von Problemen im Elternhaus berichteten, so L. Sie bemühten sich, besonders die Schüler zu unterstützen, die im Unterricht nicht so gut mitkamen. Lehrer und Schüler, so sagt er, fühlten sich in ihrer Situation verbunden (153; 154).<sup>35</sup>

Eine Verbundenheit zwischen Lehrern und Schülern der jüdischen Schule in Düsseldorf nahm auch Margot G. wahr. Das Verhältnis sei freundlich gewesen. Lehrer und Schüler hätten das Gefühl gemeinsam gehabt, die Situation „aussitzen“ und darauf warten zu müssen, dass sich ihre Situation in Deutschland wieder verbessere (123).

Nathan M. empfand den Unterschied zwischen den Lehrern der Düsseldorfer jüdischen Schule und denen an der Mittelschule in der Ehrenstraße, die er zwischen 1932 und 1935 besuchte, „wie Tag und Nacht“. Alle Lehrer der jüdischen Schule seien freundlich, einige sogar kameradschaftlich gewesen. Die Lehrer seien den Schülern eine emotionale Stütze gewesen. Eines Trostes aber, so M., bedurften zumindest die zionistisch eingestellten Schüler, zu denen er zählte, nicht, da sie optimistisch auf eine Zukunft in Palästina hofften (44).

Interessant ist der Fall von Schoschana Y., Jahrgang 1923. Sie besuchte sowohl die Düsseldorfer als auch die Essener jüdische Schule. 1929 wurde sie in die Essener jüdische Schule eingeschult. Zwischen 1931 und 1933 besuchte sie die jüdische Schule in Wesel. 1933 zog die Familie nach Düsseldorf um und Schoschana, damals

---

<sup>35</sup> Er sagt: „We were all in the same boat – teachers and pupils“ (153). Das Bild eines „in-einem-Boot-Sitzens“ verwendet auch Margot L. im Zusammenhang mit der Beschreibung des Verhältnisses von Lehrern und Schülern an der Düsseldorfer jüdischen Schule. Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern kam ihr freundschaftlich vor. Es saßen ja alle, so sagt sie, „in einem Boot“ (63). Die Lehrer hätten die Schüler aber nicht unterstützen können, da jeder mit seinen eigenen Problemen beschäftigt gewesen sei (ebd.).

Rosel, besuchte ab 1935 die dortige jüdische Schule. Sie nahm die Lehrer der Essener jüdischen Schule als Respektpersonen und eher distanziert wahr. Im Vergleich zu den Düsseldorfer Lehrern beschreibt sie diese als „altmodisch“ (68). Der junge Klassenlehrer<sup>36</sup>, der sie in Düsseldorf unterrichtete, so Y., sei sehr modern und eine „ganz neue Erfahrung“ für sie gewesen (ebd.). Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern an der Düsseldorfer jüdischen Schule charakterisiert sie als freundschaftlich. Besonders der Lehrer Bergel habe versucht, den Kindern ein Freund zu sein. Sie kann sich aber nicht daran erinnern, dass im Unterricht über persönliche Angelegenheiten der Schüler gesprochen wurde (ebd.).

Ganz anders als Schoschana Y. erinnert sich Lotte B. an die Lehrer der jüdischen Schule in Essen. Sie besuchte die jüdische Schule von 1927 bis 1935. Danach, so sagt sie, wechselte sie an die Städtische Mädchenmittelschule an der Gerlingstraße<sup>37</sup>. Sie beschreibt die Lehrer an der Essener jüdischen Schule als fortschrittlich und überhaupt nicht streng. Diese versuchten, die Schüler im Schulgebäude an der Sachsenstraße vor Übergriffen der nichtjüdischen Schüler im selben Gebäude zu schützen (24).

Auch einige der Essener Befragten erinnern sich positiv an ihre dortigen Lehrer:

Shimon B.-J., Jahrgang 1921, berichtet, die Lehrer seien „angenehm“ gewesen (25) und Kurt N. erinnert sich an freundliche und „sanfte“ Lehrer (AS, Brief an Graf von Schmettow vom 17.05.1999).

Chaja C. hat für ihre Zeit an der Essener jüdischen Schule besonders den Lehrer Salo Weindling in guter Erinnerung: Er war ein junger und kein strenger Lehrer, er erkannte die Nöte und Sorgen seiner Schüler und ließ diese in der Klasse diskutieren. Hierbei zog er sich in die letzte Bank zurück, um die Schüler ungestört reden zu lassen, so C.<sup>38</sup> Ansonsten bezeichnet sie die Essener jüdische Schule als „traditionell“. Als Strafe wurden z.B. Schläge mit dem Lineal auf die Hände verabreicht (49). Auch Pnina G. erinnert sich an Salo Weindling, der eine Zeit lang ihr Klassenlehrer war. Dieser, so G., war ein außergewöhnlicher Lehrer mit sehr viel Verständnis für seine Schüler. Er setzte sich während des Unterrichts manchmal zu den Schülern in die Bänke. Die Schüler konnten sich sehr gut mit ihm unterhalten. Sein Unterricht war sehr interessant und die Schüler schätzten jede Minute des Unterrichts sehr (56).

Ganz anders hingegen erinnert sich Erika S. an denselben Lehrer. Sie war ab 1932 Schülerin der Essener jüdischen Schule und sagt, die Schüler ihrer Klasse hätten Salo Weindling nicht gemocht. Sie beschreibt ihn als einen Mann, der nicht lachen und keinen Scherz vertragen konnte. Die Schüler, so S., gaben es diesem Lehrer genauso zurück, wie er sie behandelte. Einige Male musste er Fräulein Heumann holen, um seine Schüler in den Griff zu bekommen. Ansonsten aber erinnert sie sich an keine Schwierigkeiten mit den Lehrern. Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern an der Essener jüdischen Schule charakterisiert sie als beinahe familiär, aber auch als sehr diszipliniert (146; AS, BR.610).

---

<sup>36</sup> Dieser Lehrer war Dr. Kurt Bergel. Sie berichtet im weiteren Verlauf des Interviews, dass dieser ihr Klassenlehrer war (68).

<sup>37</sup> Eine Mädchenmittelschule an der Gerlingstraße konnte ich nicht nachweisen. Eventuell handelt es sich um die Städtische Mädchenmittelschule Essen-Altstadt, die in den von mir eingesehenen Essener Adressbüchern der Jahre 1932 bis 1936 mit der Adresse Schützenbahn 68 angegeben ist.

<sup>38</sup> Auch Lotte F., zwischen 1929 und 1937 Schülerin der Essener jüdischen Schule, berichtet von Herrn Weindling als einem fortschrittlichem Lehrer, der versuchte, den Schülern das Leben unter den Gegebenheiten der nationalsozialistischen Herrschaft zu erleichtern (41).

Andere ehemalige Schüler der Essener jüdischen Schule erinnern sich an ein distanzierendes Verhältnis zu den Lehrern dieser Schule:

Hannah B. wurde mehrere Jahre lang vom Lehrer Kaiser unterrichtet. Dieser, so B., hatte kein enges Verhältnis zu den Schülern, war aber freundlich. Das Verhältnis der Schüler zu ihm und den übrigen Lehrern nennt sie formell. Die Lehrer waren Respektpersonen. Über Persönliches sprachen die Schüler mit den Lehrern nicht (165; 166).

Werner Victor C. erinnert sich, dass zwischen Lehrern und Schülern ein respektvolles, distanzierendes Verhältnis herrschte. Die Schüler hatten mit den Lehrern über schulische Dinge hinaus „nicht viel zu tun“ (28). So erinnert sich auch Inge K.: Das Verhältnis zu den Lehrern war „formal“, und es gab keine engeren Beziehungen zwischen den Schülern und den Lehrern. Die Lehrer beschreibt sie als „Respektpersonen“ (132).

Daran, dass einige der Lehrer der Essener jüdischen Schule sehr streng waren und z.B. Ohrfeigen verteilten, erinnert sich Aron J. Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern nennt er „insgesamt distanzierend“. Es wurde im Unterricht nicht über Probleme und persönliche Angelegenheiten der Schüler gesprochen (15). Er meint außerdem, die Lehrer hätten einen Unterschied in der Behandlung deutsch-jüdischer und ostjüdischer Schüler gemacht. Selber ostjüdischer Herkunft, sagt er heute, er habe es damals so empfunden, als ob die Lehrer die ostjüdischen Kinder nicht gemocht hätten (15; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.3).

Margot P. besuchte die Essener jüdische Schule zwischen 1926 und 1930. Sie berichtet über die dortigen Lehrer, diese hätten die Schüler geschlagen. Die Schule sei sehr streng gewesen (Schmettow 2006, S. 167). Ilse M. erinnert sich, dass sie sich an der jüdischen Schule in Essen nicht sehr wohl fühlte, da die Lehrer dort ohne große Erklärung Strafen mit dem Rohrstock verabreichten.<sup>39</sup> Sie sagt, die Lehrer seien wahrscheinlich überarbeitet und nervös gewesen<sup>40</sup>, meint aber auch, dass sie eventuell eine lebhaftere und wahrscheinlich eine ungezogene Schülerin war (AS, Brief an Graf von Schmettow vom 05.05.1999).

Aus den Aussagen der ehemaligen Schüler der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen lassen sich in Bezug auf das Verhältnis der Lehrer und Schüler an diesen Schulen gewisse Unterschiede feststellen:

Die Lehrer der Düsseldorfer Schule werden von ihren ehemaligen Schülern als vorwiegend jung<sup>41</sup>, gut ausgebildet und modern beschrieben. Nach Auskunft von Dr. Kurt Bergel, einem ehemaligen Lehrer der Düsseldorfer jüdischen Schule, hatte der Leiter dieser Schule, Dr. Kurt Herz, ein junges Kollegium erzieherisch fortschrittli-

---

<sup>39</sup> Benjamin K. R., Jahrgang 1929 und 1936 in die jüdische Volksschule in Essen eingeschult, berichtet, es habe an der Schule eine Lehrerin gegeben, die die Schüler mit einer Rute schlug. Auch der Lehrer Levisohn sei immer mit einem Stock in der Klasse herumgegangen, habe aber keinen Gebrauch von ihm gemacht (178). Ebenso Rita R., Jahrgang 1927: Sie berichtet, dass fast alle Lehrer der Essener jüdischen Schule die Schüler schlugen. Diese Bestrafungen, so R., seien in einem Rahmen erfolgt, in dem es zur damaligen Zeit „für Lehrer üblich“ gewesen sei, Schüler zu strafen (157).

<sup>40</sup> Für Berlin berichtet Inge Deutschkron (1978, S. 25) Ähnliches: „Die gleichen Probleme beherrschten das Dasein der Lehrer wie auch die Atmosphäre der Elternhäuser. Sollte man auswandern? Sollte man bleiben? War ein menschenwürdiges Dasein in Deutschland überhaupt noch möglich? So war es nicht verwunderlich, daß uns oftmals Lehrkräfte gegenüberstanden, die – nervös bis zur Hysterie – unfähig waren, uns Sachwissen zu vermitteln, geschweige denn, pädagogisch auf uns einzuwirken. Andere wieder verfügten über eine bewundernswerte innere Ruhe und Haltung, die auch auf ihre Umgebung ausstrahlte.“

<sup>41</sup> Tatsächlich war die Mehrheit der Lehrer erst nach 1900, viele erst um oder nach 1910 geboren (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.2.1).

cher Lehrer zusammen gebracht (Suchy 1988, S. 58). Bergel berichtet außerdem, das Gefühl der Zusammengehörigkeit von Schülern und Lehrern an der Düsseldorfer jüdischen Schule sei außerordentlich stark gewesen (Suchy 1988, S. 58).

Wie Dr. Kurt Herz in der *Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf* 1935 forderte, sollten die Lehrer den Schülern „Freunde und Berater“ sein, mit ihnen jung sein, ihnen aber auch den Weg ins Leben zeigen (Herz, K. [1935]: Die jüdische Schule. In: *Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf*, Jg. 6, Nr. 13 vom 16.03.1935, S. 4). Für viele Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule waren die Lehrer tatsächlich mehr als nur Lehrer im traditionellen Sinne. Etliche der ehemaligen Schüler berichten, sie hätten mit den Lehrern über persönliche Dinge sprechen können oder meinen zumindest, dies sei möglich gewesen, wenn sie selber auch nicht das Bedürfnis hatten, mit den Lehrern über solche Dinge zu reden. Dr. Kurt Herz und weitere Lehrer der Düsseldorfer jüdischen Schule waren außerdem in der jüdischen Jugendbewegung aktiv, hatten also auch außerhalb der Institution Schule Kontakt zu ihren Schülern (Suchy 1988, S. 54).<sup>42</sup>

Die Lehrer der Essener Schule entsprachen, den Aussagen der Befragten nach zu urteilen, eher dem traditionellen Bild eines Volksschullehrers in den 1930er Jahren. Sie wandten Prügelstrafen an und werden von den meisten Befragten als streng beschrieben. Nur wenige geben an, die Lehrer seien ihnen Berater und eine Stütze gewesen; zumeist wird das Lehrer-Schüler-Verhältnis als distanziert oder formal beschrieben.

### 5.2.3 Mitschüler

Viele der ehemaligen Schüler der jüdischen Schule in Düsseldorf sprechen von einem sehr engen Verhältnis der Schüler dieser Schule untereinander:

Manfred K. berichtet von großer Kameradschaft unter den Schülern. Bei seinem Wechsel auf die jüdische Schule wurde er sehr nett von seinen Mitschülern empfangen und gut aufgenommen. Es fiel ihm leicht, Freunde in seiner Klasse zu finden. Den Zusammenhalt der Schüler untereinander beschreibt er als gut und sehr eng (134; 136). Auch Charles H. A. erinnert sich, dass er nach seinem Wechsel auf die jüdische Schule unter seinen neuen Mitschülern schnell Freunde fand. Mit zwei oder drei von ihnen traf er sich auch außerhalb der Schule (148).

Einen engen Zusammenhalt der Schüler bestätigt Mariana R. Sie sagt, der Zusammenhalt in ihrer Klasse der jüdischen Schule sei gut gewesen, es habe keine Probleme zwischen den Schülern gegeben (171).

Margot L. hingegen spürte keinen engen Zusammenhalt unter den Schülern. Sie selber aber schloss sich anderen Schülern nicht an und hatte nur einen engeren Freund in der Klasse (63).

Andere ehemalige Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule erinnern sich an die Zusammensetzung der Schülerschaft ihrer Klasse und an das Verhältnis von Schülern unterschiedlicher Herkunft, so etwa ostjüdischer und deutsch-jüdischer:

Margaret F. berichtet, in ihrer Klasse habe es einige Schüler aus religiös-liberalen, einige aus orthodoxen Elternhäusern gegeben (120; 121) und auch Henry Y. L.

---

<sup>42</sup> Außer dem Schulleiter Dr. Kurt Herz (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.2.1) war z.B. der Werksunterrichtslehrer Werner Weiss in der Jugendbewegung aktiv. Er wurde 1914 geboren und hatte eine leitende Position beim Düsseldorfer *Habonim* (Suchy 1988, S. 57).

meint, in seiner Klasse seien Schüler aus religiös-liberalen und religiös-orthodoxen Elternhäusern gewesen. Er erinnert sich, dass Schüler auch von außerhalb kamen, aus Städten wie Krefeld oder Moers. Die Schüler hielten eng zusammen. Besonders das Gefühl, dass sie alle aus denselben Gründen die jüdische Schule besuchten, verband die Schüler, so L. Die Schüler trafen sich auch außerhalb der Schule (152; 154).

Karola R. berichtet für die Düsseldorfer jüdische Schule: „Die Schülerschaft stellte einen Querschnitt der jüdischen Bevölkerung dar, angefangen von den jiddisch sprechenden Immigranten aus Osteuropa bis zu den voll in Deutschland integrierten alt-ingesessenen Bürgern. In der jüdischen Gemeinde gab es seit eh und je zwischen den einzelnen Gruppierungen Überheblichkeit und Rivalität. Jetzt waren die Kinder aller Schichten, von Armen und Reichen, von Akademikern, Kaufleuten und Handwerkern, von Liberalen und Orthodoxen zusammengewürfelt und gezwungen, miteinander auszukommen“ (Zürndorfer 1997, S. 60).

Walter B. erinnert sich, dass es in seiner Klasse ostjüdische Schüler gab. Man habe keinen Unterschied zwischen ihnen und den Schülern deutsch-jüdischer Abstammung gespürt. Die Schüler hätten untereinander keinen Unterschied gemacht (112). So auch Eric E.: Die Schüler seiner Klasse waren unterschiedlicher Herkunft, es gab deutsch-jüdische und ostjüdische Kinder, religiös-liberal und religiös-orthodox erzogene. Zwischen diesen, so E., wurde von Schülern und Lehrern kein Unterschied gemacht und die Schüler gingen ganz normal und freundschaftlich miteinander um (52).

Hans F. hingegen erinnert sich ein wenig anders. Er sagt, etwa die Hälfte der Schüler an der Düsseldorfer jüdischen Schule sei ostjüdischer Herkunft gewesen. Es sei für die Schüler deutsch-jüdischer Herkunft schwierig gewesen, Kontakte zu diesen zu knüpfen, da die Ostjuden größtenteils in anderen Gegenden Düsseldorfs wohnten und andere Bräuche hatten als die deutschen Juden (117; 118).

Martha H., selber ostjüdischer Herkunft, erinnert sich, dass in ihrer Klasse deutsch-jüdische Schüler in der Überzahl waren. Die ostjüdischen Schüler wurden von diesen, so H., wenn sie sich „ostjüdisch verhielten“, wie Schüler „zweiter Klasse“ behandelt (129). Die ostjüdischen Schüler fühlten sich unterlegen und wurden eventuell von den deutsch-jüdischen Schülern auch so behandelt. Die Lehrer aber, betont sie, machten in der Behandlung der deutsch-jüdischen und der ostjüdischen Schüler keinen Unterschied (ebd.).

In den Erinnerungen der ehemaligen Schüler der Essener jüdischen Schule spielt besonders das Verhältnis von ostjüdischen und deutsch-jüdischen Schülern in dieser Schule eine Rolle. Sie berichten meistenteils von einem belasteten Verhältnis:

Hannah B., deutsch-jüdischer Abstammung und Tochter des Essener Gemeinderabbiners Dr. Hugo Hahn, sagt, die Schüler deutsch-jüdischer und ostjüdischer Herkunft hätten zwar miteinander gespielt, außerhalb der Schule aber habe es kaum Kontakte zwischen ihnen gegeben (165). Auch Lotte F., geboren 1922, ebenfalls deutsch-jüdischer Herkunft, berichtet, es habe wenig Kontakt zwischen den Schülern deutsch-jüdischer und ostjüdischer Herkunft gegeben (41).

Aaron J. erinnert sich sogar an „tensions“ und „frictions“ zwischen den Schülern ostjüdischer und deutsch-jüdischer Herkunft an der Essener jüdischen Schule (15). J., selber ostjüdischer Herkunft, empfand es damals so, als ob auch die Lehrer die Schüler ostjüdischer Herkunft nicht mochten. Zwischen den Schülern ostjüdischer und deutsch-jüdischer Herkunft, so J., gab es innerhalb der Schule kaum Kontakte, auch außerhalb der Schule ging man getrennter Wege (ebd.). Diesen Eindruck bestätigen die Aussagen von Margot P. Sie erinnert sich, dass es von Seiten der Schüler

deutsch-jüdischer Herkunft, zu denen auch sie gehörte, starke Vorurteile gegenüber den Schülern ostjüdischer Herkunft gab. Auch die Lehrer machten Unterschiede in der Behandlung der ost- und der deutsch-jüdischen Schüler, so P. Einmal, so berichtet sie, habe es für ihre Klasse neue Pulte gegeben. Die Lehrer teilten diese nur den deutsch-jüdischen Schülern zu (18).

Pnina G., ostjüdischer Herkunft, spricht von einem „gezwungenen“ Verhältnis der Schüler ostjüdischer und deutsch-jüdischer Herkunft. „Gezwungen“ meint sie in dem Sinne, dass die Schule Schülern jeden familiären Hintergrunds offen stand (56). Ihre Freundinnen an der Essener Schule waren meist ostjüdischer Herkunft. Die deutsch-jüdischen Kinder, so sagt sie, hatten „die Nase nach oben“ (ebd.). Sie berichtet, eine ehemalige Mitschülerin deutsch-jüdischer Herkunft habe ihr bei einem Treffen ehemaliger Schüler der Essener jüdischen Schule in den 1980er Jahren erzählt, ihre Eltern hätten ihr damals verboten, mit den ostjüdischen Kindern ihrer Klasse zu spielen (ebd.).

Den Aspekt des Verhältnisses der deutsch-jüdischen und ostjüdischen Schüler untereinander spricht auch Werner Victor C., selber deutsch-jüdischer Herkunft, an. Er meint, bestimmt die Hälfte der Schüler in seiner Klasse sei ostjüdischer Herkunft gewesen. Es nahm einen Unterschied zwischen den deutsch-jüdischen und den ostjüdischen Kindern wahr: Die Schüler ostjüdischer Herkunft, so C., waren dürtiger gekleidet und die wirtschaftliche Situation ihrer Familien war schlechter. Die deutsch-jüdischen Schüler pikierten sich z.B. über die Pausenbrote der ostjüdischen Schüler, da diese manchmal mit Knoblauch belegt waren. Dies kannten die deutsch-jüdischen Kinder nicht. Die Schüler ostjüdischer Herkunft waren besser in religiösen Dingen unterrichtet, weil ihre Eltern sie nachmittags zum *Talmud-Tora*-Unterricht (*Talmud-Tora*, s. Glossar) schickten. Aber, so C., es gab schon Kontakte der ostjüdischen und deutsch-jüdischen Schüler untereinander, da man ja in der Klasse zusammen war (28).

Dass es Kontakte zwischen den Schülern deutsch-jüdischer und ostjüdischer Herkunft in seiner Klasse gab, meint auch Mordechai (Max) N., selber ostjüdischer Herkunft. Etwa ein Drittel der Schüler seiner Klasse sei ostjüdischer Herkunft gewesen. In der Schule, so N., spielten die deutsch-jüdischen und ostjüdischen Schüler miteinander, außerhalb der Schule aber gab er keine Kontakte zwischen ihnen. Auch er berichtet, die Schüler deutsch-jüdischer Herkunft hätten sich den ostjüdischen Schülern gegenüber überheblich benommen (141).

Andere ehemalige Schüler der Essener jüdischen Schule haben das Verhältnis der ostjüdischen und deutsch-jüdischen Schüler anders in Erinnerung:

Horst C., deutsch-jüdischer Herkunft, berichtet von einem guten Kontakt zwischen deutsch-jüdischen und ostjüdischen Kindern an der Essener jüdischen Schule. Lehrer und Schüler machten keinen Unterschied zwischen ihnen und die Schüler hielten untereinander eng zusammen (93). Dies bestätigt auch Bernd S., ebenfalls deutsch-jüdischer Herkunft. Er spricht davon, dass das Verhältnis von Schülern ostjüdischer und deutsch-jüdischer Herkunft gut war und es enge Verbindungen zwischen den Schülern gab (21). Bilha B., selber ostjüdischer Herkunft, berichtet, eine Trennung zwischen ostjüdischen und deutsch-jüdischen Schülern sei an der jüdischen Schule nicht so stark gewesen wie unter den Erwachsenen innerhalb der jüdischen Gemeinde Essens. Sie selber hatte an der Schule einen deutsch-jüdischen Freund (89).

Weitere ehemalige Schüler der Essener jüdischen Schule gehen auf das Verhältnis von deutsch-jüdischen und ostjüdischen Schülern in ihrer Klasse nicht ein. Sie berichten allgemein vom Verhältnis der Schüler untereinander:

Erika S. erlebte ihre Klasse als besonders kameradschaftlich. Die Schüler hielten eng zusammen und halfen sich gegenseitig (146). Chaja C., ostjüdischer Herkunft, erinnert sich an die soziale Zusammensetzung und das Verhältnis der Schüler: Bis 1938 kamen nur Schüler neu in ihre Klasse, die vorher Privatschulen besuchten, also die Kinder der wohlhabenden jüdischen Familien in Essen. Plötzlich, so sagt sie, kamen die ganz reichen Kinder an die Essener jüdische Schule. Die anderen Schüler aber hätten sich an der Schule als „die Alten“ gefühlt und diese Kinder belächelt (49).

Von einer Cliquenbildung innerhalb ihrer Klasse berichtet Inge K. Sie sagt, es habe damals in ihrer Klasse eine Gruppe um die Tochter des Gemeinderabbiners gegeben und eine Gruppe, zu der sie gehörte. Insgesamt sei das Verhältnis der Schüler ihrer Klasse untereinander gut gewesen (132). Zu der von Inge K. beschriebenen Clique um die Tochter des Gemeinderabbiners gehörte Yael N., Jahrgang 1925. Diese berichtet, sie, die Tochter des Gemeinderabbiners und eine weitere Schülerin seien befreundet gewesen, hätten ein „Trio“ innerhalb der Klasse gebildet und seien die „Queens of the class“ gewesen (106). Heute würde sie ihr Verhalten den übrigen Schülern ihrer Klasse gegenüber als „etwas versnobt“ bezeichnen (ebd.).

Die Mehrheit der Essener Befragten ostjüdischer Herkunft erinnert ein belastetes Verhältnis zwischen den Schülern ostjüdischer und deutsch-jüdischer Herkunft an der Essener jüdischen Schule. Sie berichten in vielen Fällen, dass sie von den Mitschülern deutsch-jüdischer Herkunft mit einem Überlegenheitsgefühl betrachtet wurden und dass es keine oder kaum Kontakte zwischen den ostjüdischen und deutsch-jüdischen Schülern gab. Kontakte hätten eher unter den Schülern aus gleichem religiös-kulturellem Milieu bestanden (s. auch in vorliegender Dissertation, Kap. 7.1).

Die ehemaligen Schüler deutsch-jüdischer Herkunft berichten überwiegend davon, dass es keine Unterschiede zwischen ostjüdischen und deutsch-jüdischen Schülern in ihrer Klasse an der Essener jüdischen Schule gab und dass der Kontakt und das Verhältnis untereinander gut waren. Lediglich Margot P. und Werner Victor C., beide deutsch-jüdischer Herkunft, erinnern sich, dass seitens der Schüler und Lehrer an der Essener jüdischen Schule ein Unterschied zwischen den Schülern deutsch-jüdischer und ostjüdischer Herkunft gemacht wurde (AS, BR.430; 28).

Die Cliquenbildung um Miriam H. lässt außerdem vermuten, dass sich innerhalb der Klassen der Essener jüdischen Schule nicht nur Schüler aus gleichem religiös-kulturellem Milieu zusammen taten, sondern auch Schüler gleicher sozialer Herkunft.<sup>43</sup>

#### 5.2.4 Freunde

In diesem Kapitel wird über Freundschaften der jüdischen Kinder und Jugendlichen berichtet, über ihre Freundschaften innerhalb der beiden untersuchten jüdischen Schulen, aber auch außerhalb. Die Frage soll geklärt werden, an welchen Orten die jüdischen Kinder und Jugendlichen unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft vorwiegend ihre Freundschaften knüpften, welche Bedeutung die jüdischen Schulen in diesem Zusammenhang hatten und wie wichtig die Freundschaften der jüdischen Kinder und Jugendlichen untereinander zu dieser Zeit waren.

---

<sup>43</sup> Die Eltern der drei Mädchen aus Miriam Hs. Clique gehörten zu den besser situierten jüdischen Familien in Essen. Der Vater von Miriam H. war der Gemeinderabbiner, die Väter der beiden anderen Mädchen waren Fabrikhaber.

Ein Teil der befragten ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule hatte seine Freunde vorwiegend unter anderen jüdischen Kindern und Jugendlichen:

Ellen E.-W. hatte ihren Freundeskreis ausschließlich unter jüdischen Kindern. An der Volksschule in der Brehmstraße, die sie vor dem Wechsel auf die jüdische Schule besuchte, hatte sie keine Freunde. Kontakte zu anderen Kindern pflegte sie innerhalb der Verwandtschaft und zu ein oder zwei weiteren jüdischen Spielkameraden (174). Chana M., geboren 1927, die, wie Ellen E.-W., zunächst die Volksschule in der Brehmstraße in Düsseldorf, ab 1935 oder 1936 die dortige jüdische Schule besuchte, verbrachte ihre Freizeit ebenfalls hauptsächlich mit jüdischen Freunden. Sie hatte lediglich eine nichtjüdische Freundin, die, wie sie, Tochter eines Richters war und in ihrer Nähe wohnte (156).

Amnon A. hatte seine Freunde innerhalb der jüdischen Jugendbewegung in Düsseldorf. Auch am dortigen Hohenzollerngymnasium hatte er einige Freunde, die aber im Laufe der Zeit – er besuchte das Gymnasium bis 1936 – immer weniger wurden, weil ihn die jüdische Jugendbewegung so einnahm, dass er seine Freizeit nur noch mit Freunden aus der Jugendbewegung verbrachte (11).

Für viele der Düsseldorfer Befragten war besonders die dortige jüdische Schule der Ort, an dem sie Freundschaften schlossen. Sie fanden dort neue Freunde, nachdem sie nichtjüdische Schulen und einen dort eventuell vorhandenen Freundeskreis verlassen hatten oder wenn sich nichtjüdische Freunde von ihnen zurückzogen:

Charles H. A. fand nach seinem Wechsel von einer Düsseldorfer katholischen Volksschule auf die jüdische Schule im Jahre 1935 dort schnell neue Freunde. Er hatte an der jüdischen Schule zwei bis drei Freunde, mit denen er sich auch außerhalb der Schule traf (148). Auch Henry Y. L. wechselte 1935 von einer Düsseldorfer nichtjüdischen Volksschule auf die jüdische Schule. Dort fand er sofort neue Freunde. Freundschaften, so L., waren an der jüdischen Schule sehr leicht zu knüpfen, denn die Schüler dort hatten sehr viel gemeinsam und hielten eng zusammen (154).

Nathan M. hatte gute Freunde in seiner Klasse an der Düsseldorfer jüdischen Schule. Diese kannte er zum Teil von der jüdischen Jugendbewegung und vom *Makkabi* her. Er berichtet, es sei leicht gewesen, an der jüdischen Schule neue Freundschaften zu schließen. Der Zusammenhalt der Schüler untereinander sei sehr gut gewesen und es habe ein „reges Gesellschaftsleben“ gegeben (44).

Margaret F. erinnert sich, dass sie bis zu ihrem Wechsel auf die jüdische Schule im Jahre 1935 oder 1936<sup>44</sup> nichtjüdische Freundinnen unter den Schülerinnen des Düsseldorfer Goethe-Oberlyzeums, das sie zunächst besuchte, hatte. Nach dem Wechsel beschränkten sich ihre Freundschaften und Kontakte auf jüdische Kinder. An der jüdischen Schule hatte sie einige gute Freundinnen, zu den ehemaligen Mitschülerinnen des Lyzeums brach der Kontakt hingegen nach dem Schulwechsel ab (120). Auch Inge S. hatte nach dem Wechsel von der Volksschule in der Helmholtzstraße in Düsseldorf auf die dortige jüdische Schule im Jahre 1935 ihre Freunde unter ihren jüdischen Mitschülern. Die Kinder der Nachbarschaft hörten auf, mit ihr zu spielen. Sie bildete mit einigen jüdischen Kindern, die nicht weit von ihr entfernt wohnten, eine kleine Gruppe (144).

Auch die Freundschaften der befragten ehemaligen Schüler der jüdischen Schule in Essen beschränkten sich während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft

---

<sup>44</sup> Sie erinnert sich nicht an den genauen Zeitpunkt des Schulwechsels.

vorwiegend auf Freundschaften zu anderen jüdischen Kindern und Jugendlichen, besonders innerhalb der jüdischen Schule:

Bilha B. hatte ihre Spielgefährtinnen unter den jüdischen Kindern ihrer Nachbarschaft und in der jüdischen Schule (89). Auch Hannah B. und Guy H. antworten auf die Frage danach, mit wem sie sich in ihrer Freizeit trafen, es seien Kinder aus der jüdischen Schule und aus der jüdischen Jugendbewegung gewesen (166; AS, BR.9005). Inge K. hatte ihre Freunde ausschließlich unter den Schülern der jüdischen Schule. Zu nichtjüdischen Kindern hatte sie kaum Kontakt, führt dies aber nicht auf einen eventuellen Antisemitismus der nichtjüdischen Kinder zurück, sondern darauf, dass die jüdischen Schüler „eben unter sich“ blieben (132).

Baruch B.-D. hatte seine Freunde meistens in der jüdischen Jugendbewegung: „Freundschaften waren sehr betont eng und gaben uns den nötigen Lebensinhalt“ (AS, Brief an Graf von Schmettow vom 30.05.2000). Mit Freunden traf er sich zu Hause oder im jüdischen Jugendheim oder unternahm mit ihnen etwas im Freien. Auch für Yael N. waren ihre ausschließlich jüdischen Freundinnen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft ausgesprochen wichtig. Sie sagt: „Das Wichtigste war, dass ich meine Freundinnen hatte“ (104).

Die Kinder und Jugendlichen ostjüdischer Herkunft schlossen Freundschaften vorwiegend zu Kindern und Jugendlichen aus dem eigenen religiös-kulturellen Milieu:

Pnina Gs. Freundinnen in Kindertagen waren meist ostjüdischer Herkunft. Zu den Kindern der deutsch-jüdischen Familien, so sagt sie, gab es kaum Kontakt (56). Friedel T., hatte ihre Freundinnen nur unter ostjüdischen Kindern. Sie führt dies darauf zurück, dass die deutsch-jüdischen Kinder in anderen Gegenden wohnten, in Cliquen unter sich blieben und es keinen Kontakt zwischen ihnen und den Kindern ostjüdischer Herkunft gab (46). Auch im *Habonim*, dem sie angehörte, seien nur Kinder ostjüdischer Herkunft gewesen. Die Kinder deutsch-jüdischer Herkunft hätten anderen Jugendbünden angehört. So sei es eine Selbstverständlichkeit gewesen, dass sie ausschließlich mit ostjüdischen Kindern befreundet war (ebd.).

Die Auswertung der Interviews und Ego-Dokumente zeigt, dass im Falle der ehemaligen Schüler beider jüdischen Schulen Freundschaften zu anderen jüdischen Kindern und Jugendlichen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft wichtiger und häufiger waren als Freundschaften zu nichtjüdischen Kindern und Jugendlichen. Sie waren besonders für die jüdischen Schüler von großer Bedeutung, die nichtjüdische Schulen nach einigen Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft verließen, um an eine jüdische Schule zu wechseln, und die ihren, an der nichtjüdischen Schule bis zu diesem Zeitpunkt eventuell vorhandenen, Freundeskreis nichtjüdischer Kinder verloren. An Bedeutung gewannen Freundschaften mit anderen jüdischen Kindern auch für die Kinder und Jugendlichen, die nichtjüdische Freunde, z.B. aus der Nachbarschaft, während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft verloren. Die jüdischen Schulen hatten bei der Bildung von Freundschaften ihrer Schüler zu anderen jüdischen Kindern und Jugendlichen große Bedeutung. Viele ihrer ehemaligen Schüler berichten, sie hätten an den jüdischen Schulen schnell Freundschaften knüpfen können und ihre Freunde unter den dortigen Mitschülern gehabt.

Unter den Schülern der Essener jüdischen Schule waren Freundschaften nur zu jüdischen Kindern häufiger als im Falle der Düsseldorfer Schüler. Dies lag vermutlich daran, dass für die meisten der Essener Schüler die jüdische Schule die Schule war,

in die sie im 1. Schuljahr eingeschult wurden.<sup>45</sup> Die Düsseldorfer Schüler besuchten, bis auf eine Ausnahme, alle vor dem Wechsel auf die jüdische Schule nichtjüdische Schulen. In der Schule, einem Ort, an dem sich Freundschaften unter Kindern bilden, war für die Essener jüdischen Kinder das Milieu in den meisten Fällen vom 1. Schuljahr an rein jüdisch. Lebten die Kinder dann noch in Wohngebieten mit einem hohen Anteil jüdischer Bewohner, war ihr Umfeld ausschließlich oder fast ausschließlich jüdisch geprägt.

Im Falle der Schüler der jüdischen Schule in Düsseldorf gab es häufiger auch Freundschaften zu nichtjüdischen Kindern, da sie alle die gesamte oder zumindest einen Teil ihrer Schulzeit an nichtjüdischen Schulen verbrachten. Für einige der Düsseldorfer Befragten brachte erst der Wechsel auf die jüdische Schule soziale Kontakte zu gleichaltrigen jüdischen Kindern.<sup>46</sup>

Bei der Auswertung der Interviews und weiteren Ego-Dokumente fällt auf, dass die Schüler, zumindest die Schüler der Essener jüdischen Schule, in ihren Freundschaften zumeist im eigenen sozialen und religiös-kulturellen Milieu blieben.

## 5.2.5 Unterrichtsinhalte und Unterrichtserleben

Dieses Kapitel befasst sich mit dem Erleben der Schüler im Unterricht der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen. Welche Unterrichtsinhalte werden erinnert und wie wurde der Unterricht erlebt? Es soll den Fragen nachgegangen werden, ob sich die ehemaligen Schüler der jüdischen Schulen an eine Ausrichtung des Unterrichts auf „das Jüdische“ – wie vom Leiter der Düsseldorfer jüdischen Schule, Dr. Kurt Herz, postuliert oder von Salo Weindling, dem ehemaligen Lehrer der Essener jüdischen Schule, in einem Brief an die Alte Synagoge Essen berichtet (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.2.1 und 4.2.2.2) – erinnern, und ob sie den Unterricht an den jüdischen Schulen anders erlebten als den Unterricht an nichtjüdischen Schulen.

An einige der Unterrichtsinhalte an der Düsseldorfer jüdischen Schule erinnert sich Eric E. Er sagt, der Religionsunterricht habe einmal in der Woche stattgefunden. Er empfand ihn als Pflicht und hatte kein Interesse an diesem Unterricht. In anderen Fächern, so E., spielte „das Jüdische“ ebenfalls eine Rolle, so etwa in Geschichte. Im Geschichtsunterricht wurde über die antijüdischen Pogrome in Russland, in Erdkunde über Palästina und die USA gesprochen. Der Erdkundeunterricht, so E., zielte darauf ab, die Kinder auf eine mögliche Auswanderung vorzubereiten, und Englisch und modernes Hebräisch wurden sehr gefördert.<sup>47</sup> Einen deutlichen Unterschied zum Unterricht in der Mittelschule, die er vor dem Wechsel auf die jüdische Schule besucht hatte, sieht er darin, dass der Unterricht an der jüdischen Schule nicht so streng war. An der jüdischen Schule konnten die Schüler in die Klasse rufen, was an der Mittelschule nicht möglich war (52). Zum Unterricht an der jüdischen Schule bemerkt er: „Es war wirklich so, daß man sich direkt auf den Unterricht freute“ (MuG, Lebensbericht).

Auch Karola R., die vor dem Wechsel auf die Düsseldorfer jüdische Schule eine Volksschule im damaligen Düsseldorfer Vorort Gerresheim besucht hatte, erinnert sich, dass die Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule ihre Antworten in die Klas-

---

<sup>45</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 2.2.2, Anm. 22.

<sup>46</sup> So z.B. für Margot L. (63).

<sup>47</sup> Auch Ellen E.-W. berichtet, die Schule habe die Kinder mit Fächern wie Hebräisch, Englisch, Kochen und Nähen auf eine Emigration vorbereitet (174).

se rufen durften: „Die Schule unterschied sich sehr von der in Gerresheim. Zum einen schienen die jüdischen Kinder anders zu sein, lebhafter und aufgeweckter, zum anderen war die Disziplin längst nicht so streng und reglementiert. Einige Kinder waren frech, streberisch und von ausgeprägtem Konkurrenzgeist beherrscht. Die Atmosphäre war weniger förmlich als in den deutschen öffentlichen Schulen, bescheidene Zurückhaltung unbekannt. Die Kinder platzten mit ihren Antworten laut heraus und wußten sich zu behaupten“ (Zürndorfer 1997, S. 59).



**Bild 6:**

Klassenfoto der jüdischen Schule in Düsseldorf, undatiert.

(Sammlung Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf)

Von einem „hervorragenden“ Unterricht an der Düsseldorfer jüdischen Schule spricht G. Vernon L. (60). Er meint, der Unterricht sei in seiner Art modern gewesen. Die Lehrer empfand er als exzellent und besonders den Kunstunterricht als „erstklassig“ (ebd.). Er berichtet, es sei Hebräisch gelehrt worden. Religiöse Inhalte hätten dabei eine Rolle gespielt. Rabbiner Eschelbacher habe im Religionsunterricht schwerpunktmäßig nicht das Alte Testament unterrichtet, sondern nachbiblische Inhalte. In Geschichte habe die jüngere Geschichte im Mittelpunkt gestanden (Aufklärung, Assimilation etc.). Die Lehrer an der jüdischen Schule, so L., ermutigten die Schüler dazu, freiwillig und eigenständig zu lernen. Am Gymnasium – er besuchte das Düsseldorfer Prinz-Georg-Gymnasium bis 1936 – hätten die Kinder mehr „unter Druck“ gelernt (ebd.). An der jüdischen Schule, so L., taten die Schüler Vieles freiwillig, weil dort die ganze Lernatmosphäre viel netter war als an anderen Schulen (ebd.).

Manfred K. erinnert sich daran, dass ihm der Unterricht an der jüdischen Schule in Düsseldorf im Vergleich zum Unterricht an der Volksschule und der katholischen höheren Schule, die er vor dem Wechsel auf die jüdische Schule besucht hatte, sehr fortschrittlich vorkam. Den Unterricht bewertet er als sehr gut. Die jüdische Schule kam ihm aufgrund der Vielzahl der Fächer, die dort unterrichtet wurden, wie eine höhere Schule vor. Dadurch, dass die Klassenräume eher klein waren, so K., kam jedem Schüler viel Aufmerksamkeit zu. Die Schüler mussten viel lernen und waren beim Verlassen der Schule im Alter von 14 Jahren gut ausgebildet (134).

An einen sehr guten und modernen Unterricht an der Düsseldorfer jüdischen Schule erinnern sich weitere ihrer ehemaligen Schüler:

Julius K., Jahrgang 1925, berichtet, den Lehrern sei sehr daran gelegen gewesen, die Schüler gut auszubilden. Die Schüler hätten versucht, so viel wie nur möglich zu lernen, da ihnen der Besuch höherer Schulen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft erschwert oder unmöglich gewesen sei (98).

Henry Y. L. meint, der Leiter der Düsseldorfer jüdischen Schule, Dr. Kurt Herz, sei erstklassig gewesen und der Unterricht an dieser Schule habe alle Fächer umfasst. Die Schüler seien gut ausgebildet worden, besonders in Englisch und Hebräisch. Deshalb konnte er bei der Emigration seiner Familie in die USA sofort und ohne Schwierigkeiten in eine amerikanische Schule eingeschult werden (153; 154; 155).

Chana M. erinnert sich, dass die Lehrer der Düsseldorfer jüdischen Schule die Schüler sehr förderten. Sie gaben sich Mühe, ihnen so viel wie möglich beizubringen, und es gab viele Hausaufgaben, so M. Sie erinnert sich an Fächer mit jüdischen Inhalten: Neben dem Hebräisch- und Religionsunterricht sei auch der Gesangsunterricht von jüdischen Inhalten geprägt gewesen (156). Mariana R. sagt, der Unterricht an der Düsseldorfer jüdischen Schule sei von seinen Ansprüchen und seinem Standard her höher und besser gewesen als der Unterricht an der evangelischen Volksschule, die sie vor dem Wechsel auf die Düsseldorfer jüdische Schule in Neuss besucht hatte. Der Unterricht an der jüdischen Schule sei sehr gut gewesen, so R. (170; 171).

Andere Schüler erinnern sich nicht so positiv an den Unterricht:

Walter B. berichtet über die Unterrichtsinhalte, besonders das Hebräische sei ihm und anderen Schülern aus assimilierten Elternhäusern schwer gefallen. Er schreibt: „Jüdische Religion wurde durch eine sehr verkürzte Auflage der Bibel gelehrt. In der hebräischen Sprache war es uns auch sehr schwer, Fortschritte zu machen, da der größte Teil unserer Glaubens-Angehörigen sich mehr oder weniger assimiliert hatte, im Gegensatz zu den osteuropäischen Juden“ (113). Er erinnert sich außerdem, dass einige Schüler in den Fremdsprachen Probleme hatten, mitzukommen. Deshalb, so B., ging der Unterricht in diesen Fächern nur langsam voran und die fortgeschritteneren Schüler langweilten sich (ebd.; 112).

Kurt (Zwi) E., geboren 1924, besuchte in Düsseldorf zunächst die Volksschule an der Brehmstraße. 1935 oder 1936 wechselte er an die jüdische Schule. An den dortigen Unterricht hat er keine guten Erinnerungen. Im Hebräischunterricht lernte er nichts und die jüdische Schule brachte ihm „das Jüdische“ nicht näher. Er meint lediglich, an der jüdischen Schule sei intensiver gelernt worden als an anderen Schulen (72). Hanna K., Jahrgang 1923, hingegen meint, sie habe an der jüdischen Schule in Düsseldorf nicht viel gelernt, habe sich dort gelangweilt (58). Gloria L. berichtet vom Englischunterricht bei Frl. Friedländer. Dieser gefiel ihr nicht. Schon die erste Stunde schreckte sie ab, da Frl. Friedländer ein veraltetes Englischbuch verwendete. Sie hatte den Eindruck, die Art, in der Frl. Friedländer versuchte, Englisch zu vermitteln, könne nicht gut sein. Sie wechselte dann zum französischen Sprachunterricht (101).

Zuletzt sei für die Düsseldorfer jüdische Schule noch Schoschana Y. erwähnt, die sowohl die Essener als auch die Düsseldorfer jüdische Schule besuchte. Im Vergleich, so berichtet sie, sei die Düsseldorfer Schule in ihrem Unterricht moderner gewesen als die Essener. Dies habe den Schülern gefallen. Die Essener Schule habe mehr dem Bild einer „typischen Volksschule“ entsprochen (68). Modernes Hebräisch lernte sie erst an der Düsseldorfer Schule (ebd.). Sie besuchte die jüdische Schule in Essen bis zum Schuljahr 1931/32, ihrem 3. Schuljahr.

Tatsächlich haben nur wenige der ehemaligen Schüler der Essener jüdischen Schule den dortigen Unterricht in vorwiegend positiver Erinnerung:

Lotte B. empfand den Unterricht als sehr fortschrittlich. Sie sagt, sie habe dort alle Fächer gehabt, die auch an regulären Volksschulen unterrichtet wurden (24). Inge L., Jahrgang 1920, besuchte nach dem Umzug ihrer Familie nach Essen im Jahre 1930 zunächst für ein Jahr die dortige jüdische Schule. Sie hatte aufgrund des Umzugs die Aufnahmeprüfung für eine höhere Schule im Jahre 1930 verpasst. Zunächst hatte sie Sorge, auf der jüdischen Schule ein Jahr zu verlieren. Dies, so meint sie, bewahrheitete sich aber keineswegs. Sie habe an der Essener jüdischen Schule eine gute Ausbildung erhalten und viel gelernt (17). Das bestätigt auch Bernd S. Er sagt über die Zeit an der Essener jüdischen Schule: „Es war eine gute, fröhliche Zeit, und wir haben wirklich sehr viel gelernt“ (20).

Ein weitaus größerer Teil der ehemaligen Schüler der Essener jüdischen Schule beschreibt diese Schule als eine Schule mit traditionellen Unterrichtsmethoden und Lehrern, die zur Disziplinierung der Schüler Prügelstrafen anwandten:

Chaja C. empfand die Schule als sehr traditionell. Sie erinnert sich an Prügelstrafen im Unterricht. Lediglich den Unterricht des Lehrers Salo Weindling hat sie in guter Erinnerung. Dieser, so sagt sie, habe die Not seiner Schüler unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft erkannt und die Schüler im Unterricht untereinander über Themen diskutieren lassen, die sie beschäftigten. Er habe sich dabei in die letzte Bank zurückgezogen (48; 49). Martin O. S. erinnert sich ebenfalls an Prügelstrafen im Unterricht. Er empfand die Strafen als bedrohlich. Sie seien aber nicht jeden Tag vorgekommen. Im Großen und Ganzen sei die Essener jüdische Schule eine „regelmäßige Volksschule“ gewesen (82).



**Bild 7:**

Die 4. Klasse der Essener jüdischen Schule mit Lehrer Levisohn, 1936.

(AS, AR.1935)

Kurt M., Jahrgang 1924, hat gänzlich negative Erinnerungen an den Unterricht der Essener jüdischen Schule. Er berichtet: „Die jüdische Volksschule schien mir dann, wie gegenwärtig, als eine so schlechte Schule, wie sie es nur sein konnte. Die Lehrer schlugen die Kinder mit Weidengerten, eigentlich zu jeder Zeit und anscheinend ohne Grund. Nur neun Jahre alt entwickelte ich sofort eine tiefe Abneigung gegen diese pädagogische Einrichtung“ (AS, Brief an Graf von Schmettow vom 05.12.1998).

Weitere ehemalige Schüler der Essener jüdischen Schule berichten über die Inhalte, die im Unterricht dieser Schule vermittelt wurden:

Chaja C. erzählt, dass den Schülern in biblischer Geschichte die Geschichte des Judentums, im Religionsunterricht des Rabbiners Hahn die jüdischen Traditionen nahe gebracht wurden. Sie erinnert sich außerdem, dass die Schüler der 9. Klasse, die sie ab 1937 besuchte, im Werkunterricht Metallarbeiten anfertigen mussten (48; 49). Guy H., geboren 1923, erinnert sich, dass der Lehrer Salo Weindling im Geschichtsunterricht über die Französische Revolution mit ihren Freiheitsidealen sprach. Die Lehrer, so H., versuchten mit ihrem Unterricht, unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft alles zu tun, was ihnen möglich war, um die Schüler auf ein mögliches Leben im Ausland vorzubereiten (AS, BR.9005).

Werner Victor C. lernte in seinen ersten vier Schuljahren an der jüdischen Schule hebräisch Schreiben, aber nur in Druckschrift. Er erinnert sich außerdem, dass biblische Geschichte unterrichtet wurde (28). Yael N. meint, die Schüler hätten viel über jüdische Feste und Traditionen sowie Hebräisch gelernt (106). Rita R. erinnert sich daran, dass Hebräisch, jüdische Geschichte und das Alte Testament unterrichtet wurden. Dies seien aber Fächer wie alle anderen auch gewesen. Ihnen sei als Fächern mit Bezug zum Judentum keine herausragende Rolle zugekommen (158).

Friedel T. empfand den Unterricht an der Essener jüdischen Schule als sehr interessant. Sie lernte viel. Die Religion, so T., spielte im Unterricht insofern eine Rolle, als

z.B. nach der großen Pause ein Tischgebet in Hebräisch gesprochen wurde (46). Auch Aaron J. erinnert sich, dass die jüdischen Feste und die Geschichte der Juden Themen des Unterrichts waren. Es habe aber keine Unterrichtsfächer mit speziell jüdischen Inhalten gegeben. Es seien z.B. auch keine Lektüren gelesen worden, weil sie von jüdischen Schriftstellern stammten oder sich inhaltlich besonders mit dem Judentum beschäftigten. Die Religion, so T, wurde den Schülern in Form der Gebete vermittelt. Sie war etwas „Gegebenes“ und hatte keinen besonderen Stellenwert im Unterricht (15).

Andere ehemalige Schüler der Essener jüdischen Schule erinnern sich daran, dass einzelne Lehrer versuchten, die Kinder religiös zu erziehen:

Mordechai (Max) N. berichtet über den Unterricht, dass die Schüler in der ersten Klasse das Alphabet lernten und dazu Schiefertafeln benutzten. Die Schüler seien von der Lehrerin Carola Heumann sehr religiös erzogen worden (näher hierzu s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.8). Den Schülern sei im Unterricht die Geschichte der Juden vermittelt worden und sie hätten etwas über die jüdische Kultur, Religion und Literatur erfahren. Er empfand die jüdische Geschichte „wegen deren Verbundenheit mit den Wurzeln seines Daseins“ als sehr interessant (139; 141).

Erika S. meint, die Lehrerin Carola Heumann habe es verstanden, die Schüler für den Religionsunterricht zu gewinnen: „Unsere Lehrerin Carola Heumann wusste ganz genau, wie sie uns zum Aufpassen und Lernen kriegen konnte. Soweit ich mich erinnern kann, begann sie uns für die Bibel zu begeistern, indem wir dieselbe erst in Hebräisch Satz für Satz lesen und dann das Gelesene sofort ins Deutsche übersetzen mussten. Auf diese Weise hatten alle großes Interesse und fanden die Biblische Geschichte auch spannend“ (146; AS, BR.610).

Zwei der ehemaligen Schüler der Essener jüdischen Schule erinnern sich an den Unterricht für die Zeit nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938:

Zeev D., Jahrgang 1926, besuchte die Schule bis 1940. Er berichtet über den dortigen Unterricht, die Lehrer hätten bis zur Schließung der Schule<sup>48</sup> versucht, einen ganz regulären Unterricht mit allen Fächern fortzuführen (114). Inge K. erinnert sich, dass die Lehrer versuchten, den Unterricht nach dem Pogrom vom November 1938 in verschiedenen Räumlichkeiten weiterzuführen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.1.2). Dies sei mehr schlecht als recht gelungen. In den letzten ein bis zwei Jahren, in denen sie die Schule besuchte<sup>49</sup>, habe sie kaum noch Unterricht gehabt. Zu den Unterrichtsinhalten mit jüdischem Charakter berichtet sie, die Schüler hätten Hebräisch gelernt, in der *Tora* (s. Glossar) gelesen, biblische Geschichte gehabt und etwas über die jüdischen Feste gelernt (131; 132).

## 5.2.6 Pausen und Freizeit

Über Pausen und Freizeit an den jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen berichten wenige ehemalige Schüler. Für Düsseldorf sind es acht der Befragten, für Essen sind es fünf.

---

<sup>48</sup> Die Schule wurde erst 1942 geschlossen. Vermutlich spricht er von der Zeit, in der er die Schule besuchte.

<sup>49</sup> Die Familie wanderte im Dezember 1939 zunächst in die Niederlande, von dort in die USA aus (131).

Zunächst die ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule:

Charles H. A. spricht von einer regen Briefmarken-Tauschbörse unter den Schülern: „With my classmates free time was spent trading postage stamps. We all seemed to be collectors“ (149). Eric E. erinnert sich daran, dass die Pausen sehr beliebt waren. Die Schüler spielten in den Pausen besonders gerne das so genannte „Bällekenenspiel“, so E. Ralph S., Jahrgang 1924, erinnert sich daran, dass die Schüler in den Pausen im Hof der Synagoge Fußball spielten (78). Martha H. berichtet, die Pausen seien von den Schülern mit gemeinsamem Spielen und Pausenbroteessen verbracht worden. Dabei seien schnell Freundschaften geschlossen worden (129).

Ellen M. verbrachte ihre Freizeit meistens bei Spaziergängen und bei Treffen einer Organisation, deren Mitglied sie war. Sie erinnert sich nicht an den Namen der Organisation, sagt aber, dass soziale und Freizeitaktivitäten meistens im Rahmen der jüdischen Gemeinde stattfanden (168). Chana M. berichtet für die Gestaltung ihrer Freizeit davon, dass sie sich nur selten außerhalb der Schule mit Freunden traf. Sie begründet dies damit, dass jüdische Kinder nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten Angst gehabt hätten, auf der Straße zu spielen und sich zum Spielen zunehmend ins Haus zurückgezogen (156).

Nun die ehemaligen Schüler der Essener jüdischen Schule:

Inge K. unternahm als Kind mit ihren Eltern oft Spaziergänge im Essener Stadtgarten oder anderen Parks, ging mit ihren Eltern, Großeltern oder Freundinnen zum Grugapark<sup>50</sup> oder mit Freundinnen zum Bahnhof. Während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft aber unternahm sie nicht mehr viel außerhalb des Hauses. In den Pausen an der Essener jüdischen Schule, berichtet sie, war das Tanzen der *Horra* (s. Glossar) sehr beliebt oder die Schüler spionierten einem Lehrerpaar nach, das miteinander liiert war (132; AS, Heimann/Heimann 1997, S. 64, 72f.). Erika S. erinnert sich daran, dass die Schüler in den Pausen Völkerball spielten (AS, BR.611).

Chaja C. verbrachte viel Zeit beim *Habonim* in Essen. Sie war im Alter von 14 oder 15 Jahren „Jungführerin“ einer der *Habonim*-Gruppen für Jüngere. In jüngeren Jahren, so sagt sie, spielte sie viel mit den jüdischen Kindern aus der Nachbarschaft auf der Straße (49). Sie sagt nichts darüber aus, ob und wann sie aufhörte, auf der Straße zu spielen. So lässt sich nicht sagen, ob C. nach der nationalsozialistischen Machtübernahme aufhörte, auf der Straße zu spielen, und ob dies ursächlich mit der Machtübernahme in Zusammenhang stand, oder ob C. aus Altersgründen und/oder aufgrund dessen aufhörte, auf der Straße zu spielen, dass sie zunehmend in die Tätigkeiten des *Habonim* eingebunden war. Auf letzteres könnte hindeuten, dass sie davon spricht, sie habe in *jüngeren* Jahren auf der Straße gespielt (ebd.).

### 5.2.7 Feste und Feiern

In diesem Kapitel soll untersucht werden, ob und an welche Feste im Schulalltag der Düsseldorfer und Essener jüdischen Schulen sich ihre ehemaligen Schüler erinnern, und wie sie diese gegebenenfalls erlebten. Die Fragen sollen geklärt werden, ob das Feiern der jüdischen Feste an den jüdischen Schulen ein Gemeinschaftsgefühl stifte-

---

<sup>50</sup> Der Grugapark, einer der größten Parks Deutschlands, liegt südlich der Essener Innenstadt. Er entstand im Rahmen der GRUGA (Große Ruhrländische Gartenbauausstellung) im Jahre 1929.

te, die Schüler in ihrer Religiosität beeinflusste und das Praktizieren der Religion dazu beitrug, ihre Identität als Juden zu festigen.

Nur wenige der ehemaligen Schüler der jüdischen Schule in Düsseldorf berichten, die jüdischen Fest- und Feiertage seien an dieser Schule nicht begangen worden oder können sich daran nicht erinnern:

Walter B. meint, an der Schule seien die jüdischen Feste und Feiertage fast nicht begangen worden, dies sei in der Synagoge geschehen. Eventuell sei im Religionsunterricht über die Fest- und Feiertage gesprochen worden (112; 113). Dies bestätigt auch Eric E. Er kann sich zwar nicht genau erinnern, ob die jüdischen Feste in der Schule gefeiert wurden, meint aber, dies sei wohl eher nicht der Fall gewesen. Dies sei den Familien überlassen worden (52). Auch Nathan M. berichtet: „An jüdischen Feiertagen war schulfrei, die feierte jeder nach seinem Gutdünken in den Familien und man ging (oder ging nicht) in die Synagoge“ (44).

Martha H. sagt, die jüdischen Feste wurden zumeist in der Synagoge gefeiert. An Feste in der Schule kann sie sich nicht erinnern. Sie meint, die Zeiten [sie bezieht sich auf die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft, die Verf.] seien nicht so gewesen, dass es etwas zu feiern gab (129). Auch Ellen E.-W. erinnert sich nicht daran, dass Feste in der Schule gefeiert wurden. Sie sagt, an den jüdischen Feier- und Festtagen hätten die Schüler sicherlich frei gehabt (174).

Ein weitaus größerer Teil der Düsseldorfer Befragten erinnert sich daran, dass die jüdischen Fest- und Feiertage in der Schule begangen wurden:

Hans F. berichtet, die jüdischen Feste seien in der Schule begangen worden. Zuständig für die Planung und Gestaltung der Feste sei der Rabbiner Dr. Siegfried Klein gewesen. An den jüdischen Feiertagen selber hätten die Schüler frei gehabt (118; 120). Auch Margaret F. erinnert sich daran, dass die jüdischen Feste in der Schule gefeiert wurden. Die Feste, so F., wurden von den Schülern selber organisiert und gestaltet. Sie berichtet, an diesen Tagen habe in der Schule eine festliche Stimmung geherrscht. Für sie persönlich besaßen die Feste große Bedeutung (121).

Mariana R. erinnert sich genauer an die Gestaltung der jüdischen Feste in der Schule. Sie berichtet, es habe Feiern zu *Purim* (s. Glossar) gegeben. Diese seien in der Turnhalle an der Königsberger Straße mit Kuchen und Kakao begangen worden. Die Schüler, so R., übten Theaterstücke ein und führten diese den Eltern vor. Sie erinnert sich außerdem an von der Schule organisierte Sportfeste. In den späteren ihrer Jahre an der jüdischen Schule<sup>51</sup> habe es solche Feierlichkeiten nicht mehr gegeben, da „die Zeiten schwieriger“ wurden und es z.B. an Lebensmitteln mangelte (170). Manfred K. berichtet, die jüdischen Feste seien in der Schule mit kleinen Rollenspielen der Schüler gefeiert worden. Meist seien die Feste von allen Schülern gemeinsam gestaltet worden. Ihm waren die Feiern und das Gestalten der Feste in der Schule wichtig (135). Gloria L. erinnert sich, dass die Feste in der Schule „always a big thing“ waren. Die Feste und Feiertage wurden an der Schule im Religionsunterricht besprochen, so L. (101).

Auch für die Essener jüdische Schule berichten nur wenige der ehemaligen Schüler, dass dort die jüdischen Feste nicht gefeiert wurden:

---

<sup>51</sup> Mariana besuchte die Schule bis zum Pogrom vom 9./10. November 1938. Sie emigrierte mit ihrer Familie im Januar 1939 nach Chile.

Chaja C. sagt, die jüdischen Feste wurden nicht in der jüdischen Schule begangen, sondern in der Synagoge. Ihres Wissens nach wurden in der Schule keine Feste von den Schülern vorbereitet oder gestaltet (49). Aaron J. erinnert sich, dass Lehrer und Schüler die jüdischen Feste an der Schule nicht feierten, aber über sie und ihre Bedeutung im Unterricht sprachen (15). Ralph Richard R. wurde erst 1937 in das 1. Schuljahr der Essener jüdischen Schule eingeschult und besuchte die Schule bis zum November 1938. Er meint, Feste seien in der Essener jüdischen Schule nicht gefeiert worden (180).

Die Mehrzahl der Essener Befragten aber erinnert sich daran, dass die jüdischen Feste in der Schule gefeiert wurden:

So meint Shimon B.-J., es seien fast alle jüdischen Feste gefeiert worden. Er gibt in einem Brief an die Verfasserin konkret *Rosch Haschana* (s. Glossar), *Pessach* (s. Glossar), *Chanukka* (s. Glossar) und *Purim* (s. Glossar) an (26). Auch Hannah B., die Tochter des Gemeinderabbiners, erinnert sich, dass die Feste gefeiert wurden, so z.B. *Purim*. Sie mochte die Feste in der Schule sehr. Die Atmosphäre in der Schule, berichtet sie, sei an diesen Tagen unbeschwert gewesen (165).



**Bild 8:**

Das 1. Schuljahr der Essener jüdischen Schule in *Purim* kostümen mit dem Lehrer Kaiser, 9. März 1936.

(AS, AR.1934)

An Schulfeste zu *Purim* erinnert sich auch Erika S. Sie sagt, diese seien in der Schule mit Theateraufführungen der Schüler gestaltet worden (AS, BR.705). Horst C. berichtet, dass Feste an der Essener jüdischen Schule gefeiert und von den Schülern gemeinsam gestaltet wurden. An den Feiertagen sei schulfrei gewesen. Die Feste waren für ihn „somewhat important“ (94).

Mordechai (Max) N. berichtet ebenfalls, dass die jüdischen Fest- und Feiertage in der Schule begangen wurden, allerdings nicht an den Feiertagen selber, da diese schulfrei waren. Feiern und Feste seien von Lehrern und Schülern gemeinsam gestaltet worden. Ihm persönlich waren die Feste wichtig: „Diese Feiern waren mir wichtig, weil sie damit meine jüdische Identität betonte (sic!), die im Laufe der Geschichte immer wieder verleumdet wurde“ (142).

### 5.2.8 Religiosität

Dieses Kapitel beschäftigt sich mit den Erinnerungen der Befragten daran, welche Rolle die Religion an den jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen spielte. Es wird danach gefragt, welche Bedeutung das Religiöse in den Schulen gegebenenfalls für die Schüler hatte, ob die Schulen ihre Schüler in ihrer Religiosität beeinflussten, ob

sie sie eventuell diesbezüglich festigten, ihnen damit einen emotionalen Halt geben und sie emotional stärken konnten.<sup>52</sup>

Viele der befragten ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule berichten, sie seien von Hause aus nicht religiös gewesen; auch die jüdische Schule habe an ihrer Religiosität nichts geändert:

Kurt (Zwi) E. war zum Zeitpunkt seines Schulbesuchs an der jüdischen Schule nicht religiös und auch der Unterricht dieser Schule änderte daran nichts. Die Schule brachte ihm persönlich das Judentum und den Glauben nicht näher (72). Margot L. stammte aus einem nichtreligiösen Elternhaus und hatte vor dem Wechsel auf die jüdische Schule eine katholische Volksschule und das Schuback-Schmidt-Lyzeum in Düsseldorf besucht. In der Volksschule nahm sie am katholischen Religionsunterricht teil. Ihre eigene Religion war ihr egal und sie wusste nicht viel von ihr. An der jüdischen Schule, so berichtet sie, sei die Religion, wie an jeder anderen Schule auch, nur im Rahmen des Religionsunterrichtes behandelt worden. Ihr selber waren auch die jüdischen Feste, die an der Schule begangen wurden, egal (63).

Eric E. brachte dem Religionsunterricht kein großes Interesse entgegen. Er meint, der Religionsunterricht habe höchstens einmal wöchentlich stattgefunden. Er empfand ihn als eine Art Pflicht (52). Ellen E.-W. prägte weniger die jüdische Schule in ihrer eigenen Religiosität als vielmehr die Zeit, die sie in nationalsozialistischen Konzentrationslagern verbrachte. Sie berichtet, zwar seien sowohl die Düsseldorfer jüdische Schule als auch die jüdische Schule in Köln, die sie seit August 1938 besuchte, durch Religiosität geprägt gewesen<sup>53</sup>, sie selber hätten beide Schulen in ihrer Religiosität nicht beeinflusst (174).

Für Margot G. hatte die Religion an der Schule keine große Bedeutung. Zwar wurde über die jüdischen Feste und Feiertage gesprochen, die Religion spielte angesichts der alltäglichen Probleme und des Gedankens an das Überleben aber keine große Rolle, so G. (123).

Wenige der ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule berichten davon, dass die Schule sie in ihrer Religiosität beeinflusst habe:

Bei Henry Y. L. stärkte die Schule seinen eigenen „sense of religiousness“. Er berichtet, die Religion habe an der Schule große Bedeutung gehabt. Die beiden Gemeinderabbiner hätten Religion unterrichtet und jeder sei in das religiöse Leben involviert gewesen (153).<sup>54</sup> Sein Bruder G. Vernon L. bestätigt, dass die Religion in der jüdischen Schule eine große Rolle spielte. Sie sei in nationaljüdischem und zionistischem Sinne unterrichtet worden. Die Vermittlung von Bräuchen und Traditionen habe geringere Bedeutung gehabt (60). Heute sieht er sich in seiner Religiosität durch die jüdische Schule damals gefördert, nicht aber beeinflusst. Religion sei im „normalen Rahmen“ unterrichtet worden (ebd.).

Margaret F., die aus einem nichtreligiösen Elternhaus stammte, lernte die jüdische Religion erst im Unterricht der jüdischen Schule kennen. Erst seit der Zeit, als sie diese Schule besuchte, beging sie die jüdischen Fest- und Feiertage (121). Hans F.

---

<sup>52</sup> Es sei an dieser Stelle auf das Kapitel 7.1 der vorliegenden Dissertation verweisen. In ihm wird beschrieben, wie sich das religiöse Leben, das Praktizieren von religiösen Riten und Bräuchen, besonders aber auch die religiöse Erziehung der Kinder in religiös-orthodoxen und religiös-liberalen jüdischen Familien im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts unterschied.

<sup>53</sup> Es seien etwa Tisch- und Morgengebete gesprochen worden.

<sup>54</sup> Vermutlich meint Henry Y. L. hier das religiöse Leben der Gemeinde, eventuell der Schule.

beeinflusste die Düsseldorfer jüdische Schule entschieden in seiner Religiosität. Er stammte aus einem nicht-religiösen Elternhaus. Der Einfluss der jüdischen Schule bewirkte, dass er seinen Eltern die Religion näher bringen konnte. Er berichtet, der Rabbiner Dr. Klein, der an der Schule Religion unterrichtete, habe die Schüler dazu angehalten, in den Familien religiöse Bräuche wieder zu praktizieren. Seine Familie beging daraufhin den *Oneg Sabbat* (s. Glossar; 116; 118).

Auch von den ehemaligen Schülern der Essener jüdischen Schule gibt es unterschiedliche Aussagen dazu, welche Rolle die Religion an dieser Schule spielte und dazu, ob die Schule sie in ihrer Religiosität beeinflusste:

Hanna B., Tochter des Rabbiners Dr. Hugo Hahn und selber religiös-liberal erzogen, berichtet, religiöse Themen hätten sich im Unterricht darauf beschränkt, dass über die jüdischen Feste gesprochen wurde (165). Auch Horst C. erinnert sich, dass die Schüler etwas über die jüdischen Feste und „basic things“ über die Religion lernten (93). Er meint, die Schule sei nicht religiös gewesen, das Religiöse sei nicht besonders betont worden. Er selber stammte aus einem religiös-konservativen Elternhaus. Die Familie besuchte freitags und samstags die Synagoge und aß kein Schweinefleisch, beachtete ansonsten die religiösen Gebote aber nicht allzu streng (ebd.).

Aaron J. berichtet, die Religion sei den Schülern in Form der Gebete vermittelt worden und Lehrer und Schüler hätten über die jüdischen Feste gesprochen. Er meint, es habe aber keine Fächer mit speziellen „Jewish lectures“ oder „Jewish contents“ gegeben (15). Die Religion sei etwas Gegebenes gewesen. Er erinnert sich nicht daran, dass Religion in der Schule unterrichtet wurde (ebd.). Auch für Benjamin K. R. spielte die Religion an der jüdischen Schule keine große Rolle. Religion war für ihn eines der Fächer, die man in der Schule eben lernen musste (177). Ebenso Ralph Richard R. und Rita R.: Ralph Richard R. berichtet, die Religion habe an der jüdischen Schule keine große Bedeutung gehabt; es sei eine reguläre Schule gewesen, in der Religion ein Fach wie jedes andere war (180). Rita R. erzählt, es seien an der jüdischen Schule Fächer wie Hebräisch, jüdische Geschichte und die *Tora* (s. Glossar) unterrichtet worden, diese seien aber Fächer wie jedes andere Fach auch gewesen (158).

Andere ehemalige Schüler der Essener jüdischen Schule berichten, die Religion habe in der Schule eine Rolle gespielt und auch für sie selber Bedeutung gehabt. Einige von ihnen beeinflusste die jüdische Schule in ihrer eigenen Religiosität:

Chaja C. erinnert sich, dass den Schülern der Schule speziell jüdische Unterrichtsinhalte in biblischer Geschichte vermittelt wurden. Morgens, so C., wurden Psalmen gesungen und der Gemeinderabbiner lehrte die Schüler etwas über die jüdischen Traditionen (49). Lotte F. berichtet, es seien in der Schule nach der großen Pause Tischgebete gesprochen worden (41).

In Kapitel 5.2.5 der vorliegenden Dissertation wurde bereits Mordechai (Max) N. zitiert, der berichtet, die Lehrerin Carola Heumann habe versucht, die Schüler für die Religion zu gewinnen. Es sei an dieser Stelle ausführlicher darauf eingegangen:

N. berichtet, Heumann habe versucht, die Schüler religiös zu erziehen, besonders die Kinder aus assimilierten, deutsch-jüdischen Elternhäusern, in deren Familien die Religion keine bedeutende Rolle spielte oder gar nicht gepflegt wurde. Sie habe die Schüler dazu angehalten, am *Sabbat* (s. Glossar) regelmäßig die Synagoge zu besuchen. Am Montag berichtete sie in der Schule dann stets, welche Schüler sie in der Synagoge gesehen hatte, so N. Sie wollte damit erreichen, dass alle Schüler die Synagoge regelmäßig besuchten. Unter Druck setzte sie die Schüler aber nicht. Auch außerhalb des Unterrichts gestaltete Heumann mit den Schülern zusammen die jüdi-

schen Feste und Feiertage, um den nichtreligiösen Schülern die Traditionen näher zu bringen. Den anderen Lehrern waren die Traditionen nicht so wichtig, insgesamt aber hatte die Religion an der Schule große Bedeutung, so N. (139; 141; s. auch die Aussage von Erika S. in Kap. 5.2.5 der vorliegenden Dissertation).

Große Bedeutung hatte das Religiöse für Yael N. Sie selber stammte aus einer nicht besonders religiösen Familie. Die Familie ging freitagabends und zu den Feiertagen in die Synagoge, ansonsten wurde neben *Chanukka* (s. Glossar) aber auch Weihnachten in der Familie gefeiert. N. selber war ihr Judentum sehr wichtig und die Schule vermittelte ihr Stolz auf das Judentum. Die Religion, so N., war in der jüdischen Schule sehr wichtig. Sie berichtet, die Feste seien in der Schule gefeiert und es sei dort viel über die Feste und die jüdischen Traditionen vermittelt worden. Außerdem hätten die Schüler Hebräisch gelernt. Sie sagt, die Schule sei eine „jüdische Schule“ gewesen und meint damit, dass die Unterrichtsinhalte von der Religion geprägt waren (106).

In Bezug auf die Rolle, die die Religion an den beiden jüdischen Schulen spielte, gehen die Aussagen der ehemaligen Schüler weit auseinander. Ob die Schüler die Schulen als religiös empfanden und wie sie den Religionsunterricht oder andere Fächer mit religiösen Inhalten erlebten, hing *mit dem eigenen Interesse* und dem religiösen Hintergrund ihrer Familien zusammen. Die Schulen wurden von den Schülern im stärkeren Maße als religiös empfunden, die aus einem Elternhaus stammten, in dem die Religion keine oder kaum eine Bedeutung hatte. Es sind auch nur diese ehemaligen Schüler, die davon berichten, die Schule habe sie in ihrer eigenen Religiosität beeinflusst, sie z.B. dazu gebracht, die Religion zu praktizieren und sie auch ihren Familien näher zu bringen. Manche dieser Schüler aus nichtreligiösem Elternhaus kamen an der jüdischen Schule überhaupt zum ersten Mal oder zumindest zum ersten Mal intensiver mit der eigenen Religion in Kontakt.<sup>55</sup> Diese Schüler erlebten die Schule im stärkeren Maße als religiös als Schüler, die aus einem religiösen Elternhaus kamen.

## 5.2.9 Schulatmosphäre

In diesem Kapitel wird danach gefragt, wie die Schüler der Düsseldorfer und der Essener jüdischen Schulen die Schulatmosphäre an diesen Schulen erlebten. Es soll geklärt werden, ob die jüdischen Schulen ihren Schülern in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft tatsächlich eine Atmosphäre der Sicherheit und Geborgenheit bieten konnten, wie in der Forschung angenommen wird (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 1.1 und 1.2). Untersucht wird, ob die jüdischen Schulen ihren Schülern ein zumindest „normales“, eventuell sogar besonders schönes Schulklima schaffen konnten, das die Schüler unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft zumindest für die Zeit des Schulbesuchs Probleme und Schwierigkeiten vergessen lassen und sie insgesamt emotional stärken konnte.

Es geht in diesem Kapitel auch darum, wie die Atmosphäre an den jüdischen Schulen von den jüdischen Schülern im Gegensatz zur Atmosphäre an nichtjüdischen Schulen erlebt wurde und darum, ob die jüdischen Schulen Orte waren, an denen die Schüler bei persönlichen Problemen Rat bei den Lehrern finden konnten.

---

<sup>55</sup> Z.B. einige der Düsseldorfer Schüler, die vor dem Wechsel auf die jüdische Schule eine nichtjüdische Schule besucht und dort am christlichen Religionsunterricht teilgenommen hatten, so etwa Margot L.

Die meisten der ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule erinnern sich sehr positiv an die dortige Atmosphäre:

Henry Y. L. wurde bei seinem Wechsel auf die jüdische Schule von den dortigen Lehrern sehr gut empfangen. Die Schüler, so L., waren in der jüdischen Umgebung sehr glücklich und nach dem Verlassen nichtjüdischer Schulen erleichtert, nicht mehr mit Schlägereien oder Beleidigungen konfrontiert zu sein. Die Atmosphäre an der jüdischen Schule war gut, so L., und die Lehrer versuchten, den Schülern auch bei persönlichen und familiären Problemen zu helfen. In den Pausen und im Unterricht wurde z.B. über die Auswanderung gesprochen (154). Auch Schoschana Y. berichtet von einer sehr guten Atmosphäre an der Düsseldorfer jüdischen Schule. Die Schüler, so sagt sie, hatten Spaß am Unterricht und es herrschte in keiner Weise eine bedrückte Atmosphäre. Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war freundschaftlich, über persönliche Dinge wurde im Unterricht aber wahrscheinlich nicht gesprochen (68).

Charles H. A. berichtet, an der jüdischen Schule habe im Vergleich zu der katholischen Volksschule, die er zuvor besuchte, eine „more welcome atmosphere“ geherrscht (149) und Chana M. meint, an der Schule sei es viel freier zugegangen als am Goethe-Oberlyzeum, das sie zuvor besucht hatte. Sie habe auf einmal „freie Luft“ verspürt (156). Es habe keinen Rohrstock und keine vorgeschriebene Sitzordnung gegeben, die z.B. besagte hätte, dass die Schüler die Hände im Unterricht auf den Tisch zu legen hatten (ebd.). Von einer freundlichen Atmosphäre an der jüdischen Schule spricht auch Eric E. Dort, so E., ging es viel lockerer zu als an der Mittelschule, die er zuvor in Düsseldorf besucht hatte. Den Schülern wurde gestattet, in die Klasse zu rufen, wenn sie die Antwort auf eine Frage des Lehrers wussten. Die Schüler untereinander, aber auch die Schüler und Lehrer, so E., hielten eng zusammen, da sie wussten, sie gehörten zusammen. Die Distanz zwischen Lehrern und Schülern sei viel geringer gewesen als an der Mittelschule (52; MuG, Lebensbericht).

Manfred K. erinnert sich an die Atmosphäre an der jüdischen Schule als „very sensitive“, „very warm“ (134). Er meint, es sei den Schülern sicher auch möglich gewesen, mit den dortigen Lehrern über persönliche Dinge zu sprechen. Er selber tat dies aber nicht. Über politische Ereignisse und die politische Situation hätten die Lehrer im Unterricht nicht gesprochen. Ansonsten sei die Atmosphäre an der jüdischen Schule „business-like“ gewesen, eher strikt aber auch sehr warm (ebd.). G. Vernon L. berichtet ebenfalls, an der Düsseldorfer jüdischen Schule habe Disziplin geherrscht, aber die Atmosphäre sei sehr angenehm und entspannt gewesen. Alle Schüler, so L., gingen gerne zur Schule, liebten und respektierten die Lehrer und hielten untereinander eng zusammen. Auch er meint, es sei den Schülern sicher möglich gewesen, mit den Lehrern über Persönliches zu reden. Er selber hatte dieses Bedürfnis aber nicht (60).

Die Atmosphäre an der Düsseldorfer jüdischen Schule stand für Gloria L. im Gegensatz zu der Atmosphäre an der Gerresheimer Volksschule, die sie vor dem Wechsel auf die jüdische Schule besucht hatte. Sie war bei ihrem Schulwechsel erstaunt über die von ihr als wenig diszipliniert und locker empfundene Atmosphäre an der jüdischen Schule: „It was more easy-going“ (101). Sie meint, dies sei im Konzept der jüdischen Schule wohl so vorgesehen gewesen, um die Schüler den Wechsel von anderen Schulen auf die jüdische Schule deutlich spüren und sie sich wie zu Hause fühlen zu lassen. Die Schüler hätten eine Befreiung von dem Druck spüren sollen, dem sie aufgrund der politischen Situation ausgesetzt waren. Die Lehrer, so L., versuchten, mit den Schülern sehr menschlich und freundlich umzugehen, bemühten sich aber ansonsten, den Schülern einen ganz regulären Unterricht zu ermöglichen. Die Lehrer wollten, dass die Schüler sich ganz normal fühlten, standen ihnen mit

Ratschlägen zur Seite und fragten sie auch nach eventuellen Auswanderungs- und Zukunftsplänen. Dies sei aber das Einzige gewesen, worüber über die Unterrichtsinhalte hinaus gesprochen wurde (ebd.).

Martha H. beschreibt die Atmosphäre an der jüdischen Schule als „happy“ und „nice“ (129). Sie fühlte sich dort sehr wohl. Sie aber meint, die Schüler hätten nicht mit den Lehrern über Persönliches gesprochen: „You wouldn't have dreamed of it“ (ebd.). An Kameradschaft zwischen Lehrern und Schülern kann sie sich nicht erinnern. Das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern sei von Respekt und Distanz geprägt gewesen. Zwar sei es an der Schule sehr menschlich in dem Sinne zugegangen, dass nicht gestraft wurde, aber emotional seien die Lehrer den Schülern keine Hilfe gewesen (ebd.).

Etliche der befragten ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule berichten davon, dass sich die Atmosphäre an der Schule nach der „Polenaktion“ (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.2), spätestens nach der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 veränderte:

Hans F. berichtet von einer zunächst normalen und guten Atmosphäre an der Schule. Die Atmosphäre dort empfand er nicht anders als an anderen Schulen; Schüler und Lehrer machten durchaus auch Späße. Dies, so F., änderte sich nach der „Polenaktion“ Ende Oktober 1938 und der Pogromnacht vom 9./10. November 1938. Die „Polenaktion“ beschreibt er als „Schock“ (117). Mit ihr habe „alles angefangen“. Danach habe allgemeine Angst vorgeherrscht, und auch die Lehrer hätten eine „Angstpsychose“ gehabt (ebd.). Die Schüler hätten besonders unter der zunehmenden Auswanderung von Mitschülern gelitten. Er erinnert sich aber auch, dass er sich an der jüdischen Schule, unter Gleichgläubigen, angesichts der politischen Ereignisse etwas geschützt fühlte. Die Lehrer, so F., waren den Schülern eine Stütze und durch das gemeinsame Schicksal mit ihnen verbunden (ebd.).

Auch Walter B. spricht von einer zunächst normalen Atmosphäre an der jüdischen Schule. Es war insgesamt eine freundliche und heitere Atmosphäre, es wurden Witze gemacht und der Umgang von Lehrern und Schülern war freundlich, so B. Beim Lernen ging es ernst zu, in den Pausen ausgelassen. Er erinnert sich daran, dass sich die Schüler im Unterricht gegenseitig halfen und hin und wieder auch Spiele unter den Tischen machten. Nach dem Umzug der Schule an die Grafenberger Allee in Folge der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.1.1) ging es an der Schule ruhiger zu, so B. Er berichtet, die Schüler hätten sich nun ständig im Schulgebäude aufhalten müssen, da es an dem Gebäude keinen Hof, sondern nur einen kleinen Garten gab. Die Schüler hätten nun nicht mehr dieselbe Freiheit gehabt wie an der Kasernenstraße. Über Probleme der Schüler oder die politischen Ereignisse sei im Unterricht nicht gesprochen worden. Er vermutet, dass den Lehrern daran gelegen war, den Schülern einen ganz regulären Unterricht zu ermöglichen und sie nicht mit Problemen zu belasten. Nach Ereignissen wie etwa der „Polenaktion“ Ende Oktober 1938 sei der Unterricht ganz regulär fortgeführt worden. B. meint, es habe ja niemand an der politischen Situation etwas ändern können und so sei es den Lehrern wichtig gewesen, die politischen Geschehnisse von den Schülern fern zu halten. Die Schüler hätten mit der Schule und den Schulaufgaben genug zu tun gehabt (112).

Margot G. berichtet von einer Atmosphäre der Unsicherheit. Jeder hatte das Gefühl, so G., dass der Schulbesuch nur vorübergehend ist: Man wusste nie, welche Mitschüler man im nächsten Schuljahr aufgrund einer Auswanderung nicht wieder sah, oder ob man eventuell selber auswanderte. Dieses Gefühl der Unsicherheit und Unstetig-

keit habe sich nach der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 noch verstärkt. Die Lehrer an der jüdischen Schule seien den Schülern in dieser Situation eine Stütze gewesen. Sie meint, es sei den Schülern sicher möglich gewesen, mit den Lehrern auch über persönliche Dinge zu sprechen. Sie selber sprach aber nicht mit den Lehrern über solche Angelegenheiten (123; 124).

Auch viele der ehemaligen Schüler der Essener jüdischen Schule erinnern sich an eine bedrückte Schumatmosphäre für die Zeit nach der „Polenaktion“:

Hannah B. erinnert sich, dass an der jüdischen Schule zunächst eine „friendly atmosphere“ herrschte (165). Die Schüler, so B., hielten eng zusammen, das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war aber eher formell, und die Schüler sprachen nicht über persönliche Dinge mit den Lehrern. Nach der „Polenaktion“ habe sich die Stimmung an der Schule ein wenig verändert. Die Aktion selber sei für alle ein „Schock“ und sehr beunruhigend gewesen (ebd.). Danach habe an der Schule ein „feeling of impermanence“ geherrscht. Jeder habe Angst gehabt, als nächstes an der Reihe zu sein (ebd.). Die Lehrer, so B., sprachen mit den Schülern über die „Polenaktion“ (ebd.). Auch Benjamin K. R. berichtet, nach der „Polenaktion“ sei die Stimmung in seiner Klasse der Essener jüdischen Schule sehr bedrückt gewesen. Zuvor hätten sich die Schüler wohl nicht viele Gedanken über ihre Situation gemacht und im „Heute und Jetzt“ gelebt (177). Er meint allerdings weiter, an die Atmosphäre an der jüdischen Schule könne er sich nicht mehr erinnern, er sei zu jung gewesen (ebd.).

An der Essener jüdischen Schule, so Rita R., herrschte nach der „Polenaktion“ große Unruhe; von da an wurde es in der Schule „schlimmer“. Sie erinnert sich, dass ihre Klasse nach der Aktion wechselnde Lehrer hatte, da ein Teil der Lehrer bei dieser Aktion deportiert worden war. Die Lehrer hätten zwar versucht, den Unterricht normal weiterzuführen, das habe die Schüler aber nicht beruhigen können, da sie auch zu Hause merkten, dass ihre Eltern immer unruhiger wurden (157).<sup>56</sup> Erika S. berichtet über die Stimmung an der Essener jüdischen Schule nach der „Polenaktion“ Folgendes: „Ich glaube, dies war der Zeitpunkt, an dem aus uns fröhlichen, ausgelassenen und zu jedem Streich aufgelegten Schülern ernste Menschen geworden sind oder besser gesagt, brave und ruhige Schüler wurden, denn überall gab es nur noch ernste und ängstliche Gesichter, ganz gleich, wo wir auch hinkamen, ob zur Schule, Synagoge oder nach Hause“ (AS, BR.610).

Andere ehemalige Schüler der Essener jüdischen Schule haben die dortige Atmosphäre aus anderen Gründen in schlechter Erinnerung:

Lotte B. beschreibt die Atmosphäre an dieser Schule, in die sie 1927 eingeschult wurde, als bedrückt. Die jüdischen Schüler seien aufgrund von Anfeindungen durch die nichtjüdischen Schüler der evangelischen Volksschule im selben Schulgebäude (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.1.2) eingeschüchtert gewesen und hätten sich zurückhaltend und ängstlich verhalten. Die Schüler der jüdischen Schule seien aus Angst vor den nichtjüdischen Schülern immer sofort nach der Schule nach Hause gegangen. Die Lehrer der jüdischen Schule, so B., versuchten zwar, den Schülern in dieser Situation zu helfen, ihre Möglichkeiten waren aber eng begrenzt. Sie sagt, sie hatte keine glücklichen Lehrer (24).

An eine sehr strenge Disziplin erinnert sich Henry S. Er besuchte die Schule zwischen 1934 und 1938 und sagt, es sei dort mit Stöcken und Ohrfeigen gestraft worden. Strafen habe es nicht nur für schlechtes Benehmen gegeben, sondern auch dann,

---

<sup>56</sup> Ritas Eltern stammten aus Polen, waren aber 1931 deutsche Staatsbürger geworden.

wenn Schüler eine Antwort nicht gewusst hätten. Über die Situation der Schüler, so S., wurde mit den Lehrern nicht gesprochen und die Lehrer unterstützten die Schüler nicht. Aber, so meint er, die Schüler fühlten sich an der Schule sicher (AS, Brief an Graf von Schmettow vom 22.02.1999). Auch Martin O. S. berichtet von Zuchtstrafen an der Essener jüdischen Schule. Diese kamen zwar nicht täglich vor und er ging im Großen und Ganzen gerne zur Schule, dennoch, so sagt er, empfand er die Atmosphäre dort als etwas bedrohlich (81). An anderer Stelle nennt er sie sogar „brutal“ (82). Sie habe für ihn weitestgehend nur aus Angst vor Zuchtstrafen bestanden. Über Persönliches hätten die Schüler mit den Lehrern nicht gesprochen (ebd.).

Werner Victor C. hat die Schule als sehr autoritär in Erinnerung. Dort sei das „kindliche Eigenbewusstsein“ zerstört worden. Die Schule sei „außergewöhnlich diszipliniert“ gewesen (27).

Zuletzt sei noch Kurt M. zitiert: er beschreibt die Schule als vollkommen „nutzlose und depressive Einrichtung“ als „unwürdige Umgebung“ (AS, Brief an Graf von Schmettow vom 05.12.1998).

Es gibt eine Reihe Essener Befragte, die eine gute Atmosphäre an der dortigen jüdischen Schule in Erinnerung haben:

Shimon B.-J. wurde 1927 in die Essener jüdische Schule eingeschult. Er sagt, die Atmosphäre an der Schule sei gut gewesen. Er begründet dies damit, dass alle Schüler jüdisch waren und viele gemeinsame Interessen hatten. Er erinnert sich, dass die Schüler hin und wieder Unsinn machten und die Lehrer ärgerten (26). Horst C. erlebte an der Essener jüdischen Schule, die er seit 1931 oder 1932 besuchte, keine deprimierte Atmosphäre. Die Schüler waren „mischievous young kids“, so C. (93). Da die Schüler unter IHresgleichen waren, hätten sie von den Geschehnissen außerhalb der Schule nicht viel mitbekommen und seien von Antisemitismus nicht so stark betroffen gewesen, außer, wenn sie auf nichtjüdische Kinder trafen. Er erinnert sich nicht, ob die Schüler der jüdischen Schule mit den Lehrern auch über Persönliches sprachen. Er meint, die Lehrer hätten zwar versucht, den Schülern bei Problemen zu helfen, sie hätten aber keine psychologische Schulung gehabt. Die Probleme der Schüler, so C., spielten im Schulalltag nur eine untergeordnete Rolle (ebd.).

Pnina G. meint, die Atmosphäre unter den Schülern sei gut, außerhalb der Schule seien die Schüler aber sehr angespannt gewesen. Sie besuchte die Schule von 1929 bis 1937. Die Lehrer hätten den Schülern geraten, sich außerhalb der Schule stets ruhig zu verhalten, nichts zu sagen und nicht aufzufallen. Sie kann sich nicht erinnern, dass die Schüler mit den Lehrern über Kränkungen, Probleme oder Persönliches sprachen und meint, die Lehrer seien den Schülern keine Hilfe gewesen (56). Sie berichtet weiter, manche Lehrer an der Essener jüdischen Schule seien „ärger als die Nazis“ gewesen (Schmettow 2006, S. 170f.). Frl. Steinfeld z.B. sei sehr deutsch-national eingestellt gewesen und habe den Schülern verboten, hebräische Lieder zu singen oder *Horra* (s. Glossar) zu tanzen.

Friedel T., die die Essener jüdische Schule von 1928 an für acht Jahre besuchte, empfand die Schule als „sehr angenehm“ (46). Die Schüler in ihrer Klasse, so T., hielten eng zusammen, sprachen mit den Lehrern aber nicht über Persönliches oder die politische Situation. Sie berichtet, die Schule habe aber eine gewisse Sicherheit vermittelt. Es sei ein gutes und beruhigendes Gefühl gewesen, die Schulzeit unter Glaubensgenossen zu verbringen (AS, BR.618).

Einige der Essener Befragten berichten von der Atmosphäre an der Essener Schule als einer Atmosphäre, wie sie an anderen Schulen auch herrschte:

Bilha B. ging gerne in die jüdische Schule. Sie wurde 1931 dort eingeschult. Nach der Atmosphäre an der Schule gefragt, meint sie, diese sei so gewesen wie an jeder anderen Schule auch. Mit den Lehrern hätten die Schüler nicht über persönliche Dinge gesprochen (89). Aaron J. wurde 1926 an der Essener jüdischen Schule eingeschult und besuchte sie bis 1934. Er berichtet, es habe eine freundliche Atmosphäre geherrscht. Es habe keine Angst gegeben, aber Disziplin habe gewahrt werden müssen. Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern sei sehr distanziert gewesen. Über Persönliches und Probleme hätten die Schüler mit den Lehrern nicht gesprochen (15). Ähnliches berichtet Inge K. Sie wurde 1932 in die Essener jüdische Schule eingeschult und besuchte sie bis 1938. Sie sagt, es sei sehr „ordentlich“<sup>57</sup>, im Sinne von diszipliniert zugegangen (132). Die Schüler hätten sich zu benehmen gehabt. Die Atmosphäre sei zwar ernst, aber nicht streng und insgesamt gut gewesen (ebd.).

Vergleicht man die Aussagen der ehemaligen Schüler beider Schulen miteinander, gewinnt man den Eindruck, dass die Atmosphäre an der Düsseldorfer jüdischen Schule von deren Schülern insgesamt als positiver empfunden wurde und erinnert wird. Hier äußern sich alle elf zitierten Befragten grundsätzlich, wenn auch mit Einschränkungen für die Zeit nach der „Polenaktion“ von Ende Oktober 1938, positiv über die Atmosphäre an der Schule, im Falle der Essener jüdischen Schule sind es neun von 19 Befragten.

Ein Grund hierfür liegt vermutlich darin, dass, bis auf eine Ausnahme, alle Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule vor ihrem Wechsel an diese Schule nichtjüdische Schulen besucht hatten. In Essen war dies nur bei den allerwenigsten Schülern der Fall.<sup>58</sup> Die Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule waren vor dem Wechsel auf diese Schule in viel stärkerem Maße von Antisemitismus seitens Mitschülern oder Lehrern an nichtjüdischen Schulen betroffen als die Essener Schüler (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1 und 5.1.2). Die Düsseldorfer Befragten sprechen in Zusammenhang mit dem Wechsel auf die jüdische Schule häufig von einem Gefühl der „Befreiung“ und der Erleichterung (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.1). Die Atmosphäre und den Unterricht an dieser Schule empfanden viele von ihnen als angenehm, locker und leger. Mehrere Schüler berichten z.B. davon, dass die Schüler Antworten einfach in den Unterricht hineinrufen konnten.

Im Falle beider Schulen hatten aber die persönlichen Angelegenheiten der Schüler kaum Raum im Unterricht. Nur wenige der Befragten erinnern sich daran, dass über solche Dinge mit den Lehrern im Unterricht gesprochen wurde. Eine weitere Gemeinsamkeit stellt die Erinnerung mehrerer Schüler daran dar, dass sich in beiden Schulen die Atmosphäre nach der „Polenaktion“ veränderte. Sie sei, so berichten sie, nach der Aktion bedrückter, angespannter und unsicherer gewesen.

Insgesamt lässt sich nach Auswertung der Aussagen der ehemaligen Schüler der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen sagen, dass Thesen in der Forschung, die besagen, die jüdischen Schulen hätten ihren Schülern eine positive und angstfreie Atmosphäre geboten, die im Gegensatz gestanden habe zur feindlichen und Angst beladenen Atmosphäre an den nichtjüdischen Schulen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 1.1), zwar für viele, lange aber nicht für alle Befragten zutreffen. Gerade für die Essener jüdische Schule findet sich eine Reihe von Aussagen ihrer ehemaligen Schüler, in denen sie diese Schule als sehr streng, die dort praktizierten Prügelstrafen

---

<sup>57</sup> Sie spricht von „orderly“.

<sup>58</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 2.2.2, Anm. 22.

und die dortige Atmosphäre als bedrohlich beschreiben. Die Sorgen und Ängste der Schüler hatten im Alltagsleben der Essener jüdischen Schule keinen Raum.

## **5.3 Zusammenfassung**

### **5.3.1 Regionalgeschichte: Unterschiede und Gemeinsamkeiten**

Sowohl von den Düsseldorfer als auch von den Essener Befragten gibt es eine Reihe von Aussagen, die darauf schließen lassen, dass der Schulalltag an nichtjüdischen Schulen von den jüdischen Schülern als „normal“ erlebt wurde, sich Antisemitismus, zumindest in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft bis ca. 1935/36, nicht oder kaum bemerkbar machte. Dies gilt, entgegen der These Meynerts (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1), in höherem Maße für die Volksschulen als für die höheren Schulen.

Sowohl für Düsseldorf als auch für Essen sind es die älteren Befragten der Jahrgänge zwischen 1919 und 1922, die sich negativ zum Verhalten von Lehrern an den nichtjüdischen Schulen äußern. Sie besuchten zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft höhere Schulen.

Etwa die Hälfte der befragten Düsseldorfer berichtet für ihre Zeit an einer nichtjüdischen Volks- oder höheren Schule davon, dass sie dort keinen oder kaum Diskriminierungen seitens der Lehrer oder Mitschüler erfuhr. In 16 der 30 Interviews, in denen sich die Düsseldorfer Befragten zu ihrer Schulzeit an nichtjüdischen Schulen äußern, finden sich positive Aussagen zum Verhalten der Lehrer an diesen Schulen. Für Essen machen sechs der 14 Befragten, die sich zu diesem Aspekt äußern, positive Angaben zum Verhalten ihrer Lehrer an nichtjüdischen Schulen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1). Allerdings sind es im Falle der ehemaligen Schüler der Essener jüdischen Schule nur zwei, die überhaupt keinen Antisemitismus durch Lehrer an den nichtjüdischen Schulen erlebten bzw. sich nicht an antisemitische Vorfälle erinnern. Die übrigen vier berichten zumindest von einem antisemitischen Lehrer.

Für das Verhalten von Mitschülern an nichtjüdischen Schulen ergibt sich ein ebenso disparates Bild. Auch hier reichen die Aussagen von Äußerungen dazu, dass sich Mitschüler offen diskriminierend und ablehnend verhielten, bis zu Äußerungen dazu, dass sich die Mitschüler auch nach der nationalsozialistischen Machtübernahme gegenüber ihren jüdischen Mitschülern nicht anders benahmen als zuvor oder dass sie sie gar unterstützten (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.2).

Von den 27 befragten ehemaligen Düsseldorfern, die etwas zum Verhalten von Mitschülern sagen, berichten zwölf, sie hätten keinerlei Probleme mit ihnen gehabt, diese hätten sich freundschaftlich oder zumindest neutral verhalten.

Für Essen äußern sich 24 Befragte zum Verhalten von Mitschülern an nichtjüdischen Schulen bzw. zum Verhalten der Schüler der evangelischen Volksschule, mit der sich die jüdische Schule das Schulgebäude an der Sachsenstraße teilte (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.1.2). Neun von ihnen äußern sich dabei explizit negativ über das Verhalten der nichtjüdischen Mitschüler, berichten, diese hätten sie aus der Klassengemeinschaft ausgeschlossen, offen beschimpft, verfolgt und angegriffen.

Übereinstimmung in den Aussagen der ehemaligen Schüler der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen besteht dahingehend, dass die meisten von ihnen ein freundliches und wohlwollendes Verhalten von Seiten der nichtjüdischen Mitschüler darauf

zurückführen, dass sie selber gute Schüler oder gute Sportler waren. Große Übereinstimmung herrscht in den Aussagen auch dahingehend, dass sich der Antisemitismus seitens der Lehrer und Mitschüler an den nichtjüdischen Schulen für die jüdischen Schüler meist nicht sofort, sondern erst nach zwei bis drei Jahren nationalsozialistischer Herrschaft bemerkbar machte.<sup>59</sup>

Ähnliches berichten die Befragten für das Verhalten nichtjüdischer Freunde. Viele von ihnen sagen aus, der Prozess des Rückzugs dieser Freunde und Spielkameraden sei eher schleichend erfolgt und habe sich nicht sofort nach der nationalsozialistischen Machtübernahme bemerkbar gemacht. Dies bestätigen 15 von 31 ehemaligen Schülern der jüdischen Schule in Düsseldorf, die sich zum Verhalten von nichtjüdischen Freunden äußern. Sie hatten in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft noch Kontakt oder auch guten Kontakt zu ihren nichtjüdischen Freunden. Einige nennen dabei wiederum die Jahre 1935 oder 1936 als den Zeitpunkt, zu dem sich der Antisemitismus unter ihren Freunden stärker bemerkbar machte und zu dem diese sich von ihnen zurückzogen. Einige nennen die Pogromnacht vom 9./10. November 1938 als Zeitpunkt, an dem sich ihre nichtjüdischen Freunde zurückzogen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.3). Einige der ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule sehen im Wechsel von einer nichtjüdischen Schule auf die jüdische Schule den Grund dafür, dass Kontakte zu nichtjüdischen Freunden abbrachen. Sie führen dies auf den Schulwechsel zurück, nicht etwa auf eine antisemitische Haltung ihrer nichtjüdischen Freunde.

Im Falle der Essener Befragten fällt auf, dass sie insgesamt weniger Kontakt zu nichtjüdischen Gleichaltrigen hatten als die ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule. Der Grund hierfür liegt darin, dass die meisten der Essener Schüler vom 1. Schuljahr an die jüdische Schule besuchten.<sup>60</sup> In der Schule, einem Ort an dem sich Freundschaften und enge Kontakte unter Kindern und Jugendlichen bilden, waren sie in einer rein jüdischen Umgebung ausschließlich unter jüdischen Kindern und Jugendlichen. Freundschaften beschränkten sich bei ihnen größtenteils auf die jüdischen Mitschüler ihrer Klasse. Wohnten die Kinder und Jugendlichen noch dazu in einer überwiegend durch jüdische Familien geprägten Umgebung, konnte es sein, dass sie überhaupt keine Kontakte zu nichtjüdischen Kindern hatten.<sup>61</sup> Dies war im Fall der ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule anders, da sie, bis auf eine Ausnahme, alle vor dem Wechsel auf die jüdische Schule nichtjüdische Volks- oder höhere Schulen besucht hatten. Dort hatten sich Freundschaften zu nichtjüdischen Kindern bilden können.

Über die Atmosphäre an den nichtjüdischen Schulen berichten viele der Befragten, diese sei durch die antisemitische Haltung von Lehrern und/oder Mitschülern geprägt gewesen, sei zumindest nach zwei oder drei Jahren nationalsozialistischer Herrschaft zunehmend unangenehm geworden. Sowohl die Befragten aus Essen als auch die Befragten aus Düsseldorf erinnern sich daran, dass besonders die Einführung des „Hitlergrußes“ im Unterricht sowie Schulappelle, bei denen die Schüler Übertragungen von Hitler-Reden hören mussten, unangenehm waren. Es gibt aber auch einige Befragte, die berichten, die Atmosphäre an den nichtjüdischen Schulen sei „normal“, nicht feindlich und nicht unangenehm gewesen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.7).

---

<sup>59</sup> Viele der Befragten nennen als Zeitpunkt, an dem sich der Antisemitismus für sie verstärkt bemerkbar machte, die Jahre 1935 und 1936.

<sup>60</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 2.2.2, Anm. 22.

<sup>61</sup> Z.B. Bilha B. (89); Horst C. (93).

Werden für das Verhalten von Lehrern und Mitschülern an den nichtjüdischen Schulen sowie für das Verhalten nichtjüdischer Freunde von den Befragten zwar disparate, insgesamt aber vergleichbare Aussagen gemacht, zeichnet sich für das Unterrichtserleben der jüdischen Schüler an den jüdischen Schulen ein anderes Bild ab. Die Auswertung der Interviews und Ego-Dokumente ergibt, dass der Unterricht an der Düsseldorfer und der Essener jüdischen Schule von den Schülern unterschiedlich erlebt wurde (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.5):

Viele der ehemaligen Schüler der Düsseldorfer Schule sagen aus, dass sie den Unterricht an dieser Schule, im Gegensatz zum Unterricht an den meisten der nichtjüdischen Schulen, die sie vor dem Wechsel auf die jüdische Schule besucht hatten, als wenig streng, sehr fortschrittlich und modern empfanden. Etliche von ihnen erinnern sich daran, dass ein Reinrufen in die Klasse erlaubt war, es keine sehr strenge Disziplin gab und die Atmosphäre im Unterricht weniger förmlich war als an den nichtjüdischen Volks- oder höheren Schulen. Im Falle der Düsseldorfer Schule heben die Befragten besonders die Qualität des Unterrichtes hervor. Die Lehrer seien sehr gut ausgebildet und bestrebt gewesen, den Schülern möglichst viel Stoff beizubringen. Sie hätten die Schüler gut auf eine Auswanderung vorbereiten wollen. Dies, so betonen viele der Düsseldorfer Befragten, sei den Lehrern gut gelungen. Sie seien am Ende ihrer Schulzeit gut auf eine Zukunft in der Emigration vorbereitet gewesen. Die Lehrer an der Düsseldorfer jüdischen Schule, so lässt sich den Aussagen entnehmen, ermutigten die Schüler dazu, eigenständig zu lernen und auch die Schüler lernten gerne und freiwillig. Viele der Befragten sagen, der Unterricht an der Düsseldorfer jüdischen Schule habe ein sehr hohes Niveau gehabt, sei ein sehr guter Unterricht gewesen.

Aus den Aussagen der ehemaligen Schüler der Essener jüdischen Schule lässt sich schließen, dass sie diese Schule eher als traditionelle Volksschule empfanden. So beschreibt z.B. Schoschana Y. explizit, die Essener jüdische Schule habe einer „typischen Volksschule“ entsprochen (68). Dadurch, dass sie sowohl die Düsseldorfer als auch die Essener jüdische Schule besuchte, kann sie einen direkten Vergleich ziehen. Der Unterricht an der Düsseldorfer jüdischen Schule, so sagt sie, sei moderner gewesen als der der Essener jüdischen Schule (ebd.). Etliche der Befragten berichten von Prügelstrafen an der Essener jüdischen Schule. Für die Düsseldorfer jüdische Schule berichtet dies keiner von ihnen. Im Falle der Essener jüdischen Schule sticht nur der Unterricht des Lehrers Salo Weindling positiv hervor. Von diesem erzählen die ehemaligen Schüler, er sei in dem Sinne modern gewesen, als Weindling den Schülern die Möglichkeit gegeben habe, Themen eigenständig zu diskutieren.

Beim Vergleich der Aussagen der Befragten zu Unterrichtsinhalten und zum Unterrichtserleben an den jüdischen Schulen fällt auf, dass der Religionsunterricht an beiden Schulen für die Schüler keine große Bedeutung hatte. Mehrfach berichten die Befragten, der Religionsunterricht sei von ihnen als eine Pflicht und als uninteressant empfunden worden oder habe für sie keinen, zumindest keinen hohen Stellenwert gehabt. Herausgehoben wird hingegen der Sprachunterricht, den die ehemaligen Schüler beider Schulen in ihrer Mehrzahl als sehr gut und nützlich in Erinnerung haben. Er habe sie praktisch auf eine mögliche Auswanderung vorbereitet.

Wie in Kapitel 5.2.2 der vorliegenden Dissertation ausgeführt, stellte Dr. Kurt Herz, der Leiter der Düsseldorfer jüdischen Schule, an seine Schule den Anspruch, dass die Lehrer den Kindern „Freunde“ und „Berater“ sein sollten. Aus den Aussagen der Düsseldorfer Befragten lässt sich schließen, dass das Verhältnis der Schüler zu den dortigen Lehrern ein gutes, teilweise sogar ein enges war. Als besonders angenehm erinnern die ehemaligen Schüler, dass die Lehrer dieser Schule die Schüler nicht mit Stöcken oder Linealen schlugen, um sie zu bestrafen. Das Verhältnis zu den Lehrern

wird von vielen von ihnen als „freundlich“, von einigen sogar als „kameradschaftlich“ beschrieben (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.2).

Die meisten der Befragten ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule bestätigen, dass die Lehrer ein offenes Ohr für ihre Ängste und Nöte hatten. Auch wenn sie selber sich mit ihren Sorgen aus verschiedenen Gründen nicht an die Lehrer wandten, so meinen viele Befragte, dass dies aber jederzeit möglich gewesen sei. Nur drei von ihnen beschreiben die Lehrer dieser Schule als „streng“ und meinen, das Verhältnis zu den Lehrern sei ein „normales Schüler-Lehrer-Verhältnis“, die Lehrer seien den Schülern keine Stütze gewesen (ebd.).

Von den befragten ehemaligen Schülern der Essener jüdischen Schule gibt es weitaus mehr Aussagen, die darauf hindeuten, dass das Verhältnis zwischen Schülern und Lehrern an dieser Schule eher einem traditionellen Lehrer-Schüler-Verhältnis entsprach und distanzierter war als an der Düsseldorfer jüdischen Schule. Die Lehrer werden insgesamt als strenger erinnert und das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern wird häufiger als „formal“ beschrieben (in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.2). Die ehemaligen Schüler der Essener jüdischen Schule erinnern sich an Prügelstrafen. Sieben von ihnen berichten, die Schüler hätten nicht die Möglichkeit gehabt, mit den Lehrern über Ängste und Sorgen zu sprechen. Nur drei der ehemaligen Schüler der Essener jüdischen Schule meinen, die Lehrer hätten versucht, den Schülern emotional oder auch praktisch zu helfen (ebd.).

Für das Verhältnis der Schüler an den jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen untereinander ergibt sich ein unterschiedliches Bild:

Im Falle der Essener Schule erinnern sich die Befragten besonders an das Verhältnis von ostjüdischen und deutsch-jüdischen Schülern, während dieser Aspekt in den Aussagen der Düsseldorfer Befragten kaum eine Rolle spielt. Für Düsseldorf beschreiben die meisten der Befragten das Verhältnis der Schüler untereinander als gut, friedlich und kameradschaftlich. Dieses sei eng und der Zusammenhalt unter den Schülern gut gewesen. Die religiöse Einstellung als auch die soziale Herkunft hätten für die Freundschaften der Schüler keine Rolle gespielt; oft sei den Schülern gar nicht bekannt gewesen, welcher Herkunft ihre Mitschüler waren. Von Seiten der Lehrer sei kein Unterschied in der Behandlung von ostjüdischen und deutsch-jüdischen Schülern gemacht worden (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.3).

Viele der Befragten erinnern sich an ein distanzierteres Verhältnis unter den Schülern ostjüdischer und deutsch-jüdischer Herkunft an der Essener jüdischen Schule. Sie berichten, dass die ostjüdischen und deutsch-jüdischen Schüler über die Zeit des Unterrichts hinaus keinen Kontakt hatten, dass sie unter sich blieben. Die Schüler deutsch-jüdischer Herkunft hätten die Schüler ostjüdischer Herkunft herablassend behandelt und auch die Lehrer hätten einen Unterschied in der Behandlung der ostjüdischen und der deutsch-jüdischen Schüler gemacht.

Für die Freundschaften der jüdischen Schüler beider jüdischer Schulen zur Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft zeichnen sich ebenfalls Unterschiede ab:

Für die meisten der ehemaligen Schüler der Essener jüdischen Schule war die jüdische Schule die erste oder auch einzige Schule, die sie besuchten.<sup>62</sup> Sie hatten viel häufiger als die Düsseldorfer jüdischen Schüler ihren Freundeskreis schon von klein auf überwiegend oder ausschließlich unter den jüdischen Mitschülern an der jüdi-

---

<sup>62</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 2.2.2, Anm. 22.

schen Schule oder, wenn sie in einer Nachbarschaft mit einem hohen Anteil jüdischer Familien aufwuchs, auch unter jüdischen Kindern der Nachbarschaft. In Essen wuchs ein größerer Teil der jüdischen Kinder und Jugendlichen in einem vorwiegend oder gänzlich jüdisch geprägten Milieu auf. Für sie machte sich die nationalsozialistische Machtübernahme in Hinsicht auf ihren Freundeskreis nicht oder kaum bemerkbar.<sup>63</sup>

Die ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule hatten viel häufiger vor und auch noch während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft einen nichtjüdischen Freundeskreis. Sie machten Erfahrungen damit, aus diesem Freundeskreis spätestens um 1935/36 verstoßen zu werden oder nichtjüdische Freunde zu verlieren, wenn sie selber an die jüdische Schule wechselten (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.3) Für die ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule hatten Freundschaften an der jüdischen Schule deshalb in vielen Fällen größere Bedeutung als für die Schüler der Essener jüdischen Schule.

Bezüglich des Begehens der jüdischen Feste und Feiertage in den jüdischen Schulen gehen die Aussagen der ehemaligen Schüler auseinander. Einige meinen, die Fest- und Feiertage seien in der Schule nicht begangen worden. Andere wiederum erinnern sich daran, dass die Feste gemeinsam gefeiert und von den Schülern gestaltet wurden. Übereinstimmung herrscht in den Aussagen der ehemaligen Schüler beider Schulen insofern, als diejenigen, die sich an Feste und Feiern an der Schule erinnern, berichten, das Feiern der Feste in der Schule sei ihnen wichtig gewesen, die Atmosphäre sei besonders festlich gewesen und sie hätten die Feste als etwas ganz Besonderes in Erinnerung (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.7).

Sowohl für die Düsseldorfer als auch für die Essener jüdische Schule berichten ehemalige Schüler auffallend übereinstimmend und in großer Zahl, die Religion habe an der von ihnen besuchten Schule keine große Bedeutung gehabt und die jüdische Schule habe sie in ihrer Religiosität nicht beeinflusst (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.8). Insgesamt 16 der 24 Befragten, die sich zur Rolle der Religion in den jüdischen Schulen äußern, meinen, Religion sei dort ein Fach wie jedes andere gewesen. Die Religion habe in anderen Fächern keine Rolle gespielt und insgesamt keine große Bedeutung gehabt. Einige der Befragten sagen aus, ihnen selber sei die Behandlung religiöser Themen in der Schule egal gewesen; religiöse Themen hätten angesichts der alltäglichen Probleme in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft keine große Bedeutung gehabt.

Nur acht der Befragten ehemaligen Schüler beider Schulen berichten, ihre eigene Religiosität sei durch die jüdische Schule beeinflusst worden, die Religion sei in der Schule wichtig gewesen. Dies sind Befragte, deren Elternhäuser nicht-religiös waren. Erst die jüdische Schule brachte ihnen ihre eigene Religion näher, bewirkte teilweise sogar, dass sie ihre Familien dazu anhielten, die Religion zu praktizieren und die Bräuche und Traditionen zu beachten.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass der größte Teil der Befragten beider Schulen meint, die Religion habe im Unterricht eine untergeordnete oder keine Rolle gespielt. Die von Dr. Kurt Herz, dem Leiter der Düsseldorfer jüdischen Schule in einem Bericht über die Schule aufgestellte Forderung „Im Mittelpunkt des Unterrichts steht das Jüdische“ (MuG, Herz [1937]), so lässt sich schließen, wurde nicht umgesetzt. Zumindest erinnern sich die ehemaligen Schüler in den meisten Fällen nicht daran,

---

<sup>63</sup> Sie machte sich natürlich dadurch bemerkbar, dass sich ihr jüdischer Freundeskreis durch die Auswanderung ihrer Freunde oder aufgrund der „Polenaktion“ Ende Oktober 1938 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.2) reduzierte.

dass der Unterricht der Düsseldorfer jüdischen Schule mit jüdischen Inhalten durchdrungen war. Gleiches gilt für die ehemaligen Schüler der Essener jüdischen Schule.

Das Religiöse spielte an den jüdischen Schulen für die Stärkung des Selbstbewusstseins der Schüler, anders als in der Forschung bisher angenommen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 1.2), vermutlich keine oder nur eine untergeordnete Rolle (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 8).

Etliche Befragte beschreiben die Atmosphäre an den nichtjüdischen Schulen als streng. Die ehemaligen Schüler erinnern sich an Schläge zur Bestrafung und strenge Disziplin. Die Atmosphäre an der Düsseldorfer jüdischen Schule wird im Gegensatz dazu von der Mehrheit ihrer Schüler als freundlich und warm, locker und heiter erinnert. Sie berichten davon, dass es an der Düsseldorfer jüdischen Schule zwar insgesamt ernst zuging, die Lehrer und Schüler aber durchaus auch Späße machten. Das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern wird als eng beschrieben. Besonders die Düsseldorfer Schüler, die zuvor eine reguläre Volks- oder höhere Schule besucht hatten, sagen, sie hätten sich an der jüdischen Schule willkommener gefühlt, es sei dort lockerer und weniger diszipliniert zugegangen als an den nichtjüdischen Schulen. An der jüdischen Schule habe keine so starke Distanz zu den Lehrern geherrscht und die Schüler hätten keine Angst vor Prügelstrafen haben müssen.

Für die Essener jüdischen Schule berichten ehemalige Schüler viel öfter davon, dass sie die Atmosphäre als streng und bedrohlich empfanden. Verantwortlich dafür waren die von den Lehrern angewandten Prügelstrafen und für die Zeit, in der sich die jüdische Schule an der Sachsenstraße befand, Anfeindungen durch die Schüler der evangelischen Volksschule im selben Gebäude. Aber auch im Falle der Essener jüdischen Schule gibt es eine Reihe ehemaliger Schüler, die die Atmosphäre an der Schule als freundlich erinnern.

Vermutlich spielt dafür, ob die Atmosphäre an der jüdischen Schule von den Schülern als streng oder weniger streng empfunden wurde eine Rolle, ob die Schüler vor der jüdischen Schule eine nichtjüdische Schule besucht und dort Antisemitismus seitens der Lehrer und/oder Mitschüler erlebt hatten. Die ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule, die vor dem Wechsel an diese Schule, bis auf eine Ausnahme, alle eine nichtjüdische Schule besucht hatten, berichten viel häufiger von einer guten Atmosphäre an der jüdischen Schule als die Schüler der Essener jüdischen Schule. Für beide Schulen erinnern sich die Befragten übereinstimmend daran, dass die zunehmende Auswanderung von Mitschülern während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft sie bedrückte und dass sich die Schulatmosphäre nach der „Polenaktion“ Ende Oktober 1938 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.2) sowie nach der Pogromnacht vom 9./10. November änderte. Nach diesen Ereignissen habe sich ein Gefühl zunehmender Angst und Ungewissheit eingestellt. Lehrer und Schüler seien sehr verunsichert gewesen und ernst geworden (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.9).

### **5.3.2 Jugendgeschichte: Fremdsein und Bewahrung von Identität**

An dieser Stelle wird das in den Kapiteln 5.1 und 5.2 der vorliegenden Dissertation Gesagte in jugendgeschichtlicher Hinsicht zusammengefasst, die Begriffe „Fremdsein“ und „Bewahrung von Identität“ in diesem Zusammenhang aufgegriffen.

Der Begriff „Fremdsein“ wurde in der Überschrift des Kapitels 5.1 der vorliegenden Dissertation benutzt, um das vermutliche Erleben von jüdischen Schülern an nichtjüdischen Schulen zu beschreiben. Anzunehmen ist, dass sich die jüdischen Schüler,

ausgestoßen aus der Klassengemeinschaft ihrer nichtjüdischen Mitschüler, an den nichtjüdischen Schulen „fremd“ fühlten. Die Auswertung der Interviews und Ego-Dokumente ehemaliger Schüler der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen ergibt, dass diese Vermutung und Thesen der Forschung, die besagen, der Besuch nichtjüdischer Volks- oder höherer nichtjüdischer Schulen sei für die jüdischen Schüler während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft eine „einzige Leidenszeit“ und der Schulalltag ein „permanenter Ausnahmezustand“ gewesen (Meynert 1988, S. 17; Röcher 1991, S. 68), zu kurz greifen bzw. zu pauschal sind. Ein großer Teil der Befragten erlebte durch Lehrer und Mitschüler an den nichtjüdischen Schulen keinen Antisemitismus; einige berichten, die nichtjüdischen Mitschüler hätten auch nach der nationalsozialistischen Machtübernahme zu ihnen gehalten.<sup>64</sup>

Der Begriff „Fremdsein“ lässt sich für das Erleben eines Teils der jüdischen Schüler an nichtjüdischen Schulen verwenden. Es gibt jedoch einen Teil jüdischer Schüler, für die sich dieser Begriff nicht anwenden lässt, weil sie auch nach der nationalsozialistischen Machtübernahme in ihren Klassen an den nichtjüdischen Schulen integriert blieben.

Für den Wechsel jüdischer Schüler von nichtjüdischen auf jüdische Schulen behauptet die Forschung, dass für alle Schüler, die nichtjüdische Schulen besuchten, nach 1933 früher oder später ein Punkt erreicht war, an dem sie nur noch den Wunsch hatten, die Schule zu verlassen (Meynert 1988, S. 17; Röcher 1991, S. 74). Nach Auswertung der Interviews und Ego-Dokumente ergibt sich für den Schulwechsel der jüdischen Schüler sowohl in Düsseldorf als auch in Essen ein etwas anderes Bild:

Ob die jüdischen Schüler einen Wechsel von einer nichtjüdischen auf eine der jüdischen Schulen wünschten, hing wesentlich von den Erfahrungen ab, die sie mit Lehrern und Mitschülern an den nichtjüdischen Schulen gemacht hatten und davon, wie alt sie zum Zeitpunkt des Schulwechsels waren. Es sind die älteren Jahrgänge der Befragten, die davon berichten, sie selber hätten einen Schulwechsel gewollt oder ihn, falls sie auf Betreiben der Eltern oder aufgrund des „Anratens“ durch die Schulleitung der nichtjüdischen Schule auf die jüdische Schule wechselten, zumindest begrüßt. Sowohl die ehemaligen Schüler der Düsseldorfer als auch der Essener jüdischen Schule wechselten zumeist auf Betreiben der Eltern auf die jüdische Schule. Dies gilt besonders für die jüngeren Jahrgänge der Befragten, die in den ersten Jahren nach der nationalsozialistischen Machtübernahme noch die unteren Klassen der Volksschule besuchten.

Aus den Aussagen zahlreicher Befragter geht hervor, dass der Wechsel von einer nichtjüdischen auf eine jüdische Schule von ihnen nicht als Einschnitt, besonderes Ereignis oder gar als Glück empfunden wurde. Viele erinnern sich nicht an ihren ersten Schultag an der jüdischen Schule. Viele erinnern sich diesbezüglich auch dann nicht, wenn sie nicht regulär zum 1. Schuljahr in die jüdische Schule eingeschult wurden, sondern wenn sie von einer nichtjüdischen Schule an die jüdische Schule wechselten. Dies weist darauf hin, dass der Schulwechsel nicht als besonders herausragendes Erlebnis oder gar als Bruch in der Lebensgeschichte empfunden wurde.

Für ihre Schüler spielten die jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft als Orte des Sozialen eine bedeutende Rolle. Gerade die Düsseldorfer Schule hatte hierbei Bedeutung, da ihre Schüler, die, bis auf eine Ausnahme, alle zuvor nichtjüdische Schulen besucht hatten, ihren

---

<sup>64</sup> Z.B. Ilse E. (38); Inge L. (17).

Freundeskreis z.T. überwiegend unter nichtjüdischen Kindern und Jugendlichen hatten. In den meisten Fällen erlebten sie, wenn auch nicht sofort, nach der nationalsozialistischen Machtübernahme Verluste bezüglich dieses Freundeskreises. Für die Essener jüdischen Schüler war die jüdische Schule in den meisten Fällen die Schule, in die sie eingeschult wurden. Auch für sie war die Schule also ein wichtiger Ort des Sozialen, da die Schüler hier ihre ersten Schulfreundschaften knüpften.

Beide Schulen waren als Orte des Sozialen wichtig, da sich, wie sich aus den Aussagen zahlreicher der Befragten schließen lässt, die Kinder und Jugendlichen nach der nationalsozialistischen Machtübernahme zunehmend zum Spielen ins Haus zurückzogen. Durch die zunehmend eingeschränkten Freizeitmöglichkeiten war die Aufnahme sozialer Kontakte außerhalb der jüdischen Schulen für die Kinder und Jugendlichen erschwert. Das Spielen auf der Straße oder Unternehmungen im Freien, bei dem sie Kontakte zu Gleichaltrigen hätten knüpfen können, fielen zunehmend als Möglichkeiten des sozialen Miteinanders aus.

Die jüdischen Schulen halfen ihren Schülern, während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft ihre Identität als Juden zu bewahren. Dabei spielte aber weniger die Betonung des Religiösen in Unterrichtsinhalten oder im Alltagsleben der Schulen eine Rolle als vielmehr die Möglichkeit, die eigene Identität im Zusammensein und der Geborgenheit einer Gruppe Gleichaltriger und Gleichgesinnter als positiv zu erleben. Ein großer Teil der Befragten berichtet, die Religion habe in den jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen keine oder kaum Bedeutung gehabt, die Schulen hätten sie in ihrer Religiosität und ihrer Identität als Juden nicht beeinflusst. Betont und als positiv erinnert wird, zumindest im Falle der Düsseldorfer jüdischen Schule, das enge Verhältnis der Schüler untereinander.

Wenn auch die Religion selber im Unterricht und im Leben der jüdischen Schulen und für eine Stärkung der Identität der Schüler keine so bedeutende Rolle spielte, dürften doch andere Unterrichtsinhalte an den jüdischen Schulen dazu beigetragen haben, die Identität der Schüler als Juden zu stärken. Für die Essener jüdische Schule zeigen die Rechenbeispiele aus dem Unterricht des Lehrers Salo Weindling, dass diesem wichtig war, in den Schülern ein Verständnis für die Situation der Juden in Deutschland und dafür zu wecken, dass und wie die Juden im Leben und am Aufbau anderer Staaten Anteil nahmen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.2.2).

Zumindest für die Düsseldorfer jüdische Schule lässt sich sagen, dass, nach den Aussagen der Befragten zu urteilen, die Lehrer den Schülern meistens freundlich zugewandt waren. Einige der Düsseldorfer Befragten sprechen davon, dass sie ein kameradschaftliches Verhältnis zu den Lehrern hatten. Hatten die Schüler an nichtjüdischen Schulen Erfahrungen mit Antisemitismus durch Lehrer gemacht, dürfte auch die Zugewandtheit der Lehrer an den jüdischen Schulen, die Zugewandtheit wichtiger Bezugspersonen also, dazu beigetragen haben, die Schüler emotional zu stabilisieren und in ihrer Identität zu stärken.

## **6 Kinder- und Jugendleben in den jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen: Düsseldorf und Essen im Vergleich**

### **6.1 Kinder und Jugendliche in den jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen 1933–1938: Geborgenheit und emotionale Stärkung**

#### **6.1.1 Gründe für die Mitgliedschaft**

Die Gründe für eine Mitgliedschaft der Kinder und Jugendlichen in einem der jüdischen Jugendbünde und/oder Sportvereine waren sehr unterschiedlich. Eine wichtige Rolle spielte hierbei das „Keilen“, d.h. das Geworbenwerden durch z.B. Geschwister, Freunde oder Bekannte. Oftmals waren es auch die Eltern, die ihre Tochter oder ihren Sohn z.B. in einem Sportverein anmeldeten, weil sie auf deren körperliche Erziehung Wert legten. In anderen Fällen wiederum war es die alleinige Entscheidung der Kinder oder Jugendlichen, einem Bund oder einem Sportverein beizutreten.

Döpp (1997, S. 109f.) sagt zu den Beweggründen für den Eintritt von Kindern und Jugendlichen in die jüdischen Jugendbünde, der Eintritt sei oft zufällig erfolgt. Zwar seien einige durch das Elternhaus der Jugendlichen bestimmte Parameter zum Tragen gekommen, ob die Jugendlichen aber von der einen oder der anderen zionistischen beziehungsweise gesetzestreu oder deutsch-jüdischen Gruppe „gekeilt“ wurden, habe meist eher von gruppenspezifischen als von ideologischen Faktoren abgehängt (ebd., S. 110). Eine Identifikation mit den weltanschaulichen Zielen der Bünde habe besonders für die Jüngeren, die erst allmählich an die Weltanschauung des Bundes herangeführt wurden, keine große Rolle gespielt. Für sie hätten die Aktivitäten der Bünde deren Attraktivität ausgemacht (ebd.).<sup>1</sup>

Viele der ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule berichten, sie seien von Geschwistern oder Freunden für den ein oder anderen Bund oder Sportverein geworben worden:

Amnon A. trat dem Düsseldorfer *BJP* im Alter von zehn Jahren, also um 1930, zusammen mit seinem zwei Jahre älteren Bruder bei (MuG, Alon 2006, S. 15).

Günther K. war einer der beiden Leiter der Düsseldorfer Ortsgruppe des *J.P.D. – Makkabi Hazair*. Er kam im Jahre 1932 zum damaligen *BJP*, weil er beim Vorbereitungsunterricht für die *Bar Mizwa* (s. Glossar) einen der Gruppenführer dieses Bundes kennen gelernt hatte. Dieser lud ihn zu einem Heimabend der Gruppe ein (9). Nathan M. war seit 1932 Mitglied des Düsseldorfer *BJP*. Ihn luden zunächst Freunde zu Zusammenkünften der Gruppe ein und nachdem es ihm dort gefiel, trat er dem Bund bei (44). Nancy W. war seit ca. 1931 Mitglied des *BJP* in Düsseldorf. Sie wurde Mitglied dieser Gruppe, weil einige ihrer Freundinnen dort bereits Mitglieder waren. Die Gruppe war bekannt und man wusste, dass man dort eine gute Zeit verbringen konnte, so W. (33).

---

<sup>1</sup> Auch äußere Merkmale der Bünde spielten eine Rolle: So sagt z.B. Shimon B.-J., er sei dem *Kadima* in Essen beigetreten, weil es in dem Bund eine schöne Kluft gab (25).

Eine große Rolle für den Beitritt der Düsseldorfer Befragten zu einem der Bünde und/oder Sportvereine spielten die Mitschüler an der jüdischen Schule. Etliche der Düsseldorfer Befragten berichten, der Beitritt zu einem der jüdischen Jugendbünde und/oder Sportvereine sei nach dem Wechsel auf die jüdische Schule erfolgt, sie seien zusammen mit Mitschülern einem Bund und/oder Sportverein beigetreten oder von diesen für den ein oder anderen Bund „gekeilt“ worden:

Martha H. wurde kurz nach ihrem Wechsel auf die Düsseldorfer jüdische Schule im Jahre 1935 oder 1936 Mitglied des *Habonim*, in dem schon einige ihrer Mitschülerinnen Mitglieder waren (129). Margaret F. trat kurz nach ihrem Wechsel auf die Düsseldorfer jüdische Schule dem *Makkabi* zusammen mit einigen Freundinnen aus der Schule bei. Sie mochte Sport und die Gesellschaft in einer Gruppe (120, 121).

Im Falle der ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule waren es oftmals die Eltern, die den Ausschlag für den Beitritt ihrer Kinder zu einem der Bünde, besonders aber zu einem der Sportvereine gaben:

Walter C. wurde auf Wunsch seiner Eltern Mitglied im *Makkabi*.<sup>2</sup> Er selber war nie ein großer Sportler (37). Auch bei Margot G. erfolgte der Beitritt zum *Makkabi* auf Wunsch der Eltern. Sie selber mochte den Sport nicht. Sie trat dem Verein 1937, im Alter von elf Jahren, bei (123). Henry Y. L. war auf Wunsch seiner Eltern Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair* und einer Sportgruppe des *RjF*. Seine Eltern meldeten ihn bei beiden Gruppen an, weil ihnen die körperliche Betätigung ihres Sohnes an der frischen Luft wichtig war. Er selber machte sich nicht viel aus Sport, verbrachte aber im *J.P.D. – Makkabi Hazair* „eine lustige Zeit“ (153).

Aus den Aussagen einiger der ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule, bei denen die Eltern ausschlaggebend für den Beitritt zu einem der Bünde oder Sportvereine waren, geht hervor, dass die Entscheidung der Eltern für die betroffenen Kinder und Jugendlichen nicht immer konfliktfrei war:

Gloria L. war zunächst Mitglied des *Habonim*. Zum *Habonim* kam sie durch einen Besuch bei einer etwas älteren Cousine in Mainz. Diese und deren Freunde erzählten ihr so begeistert vom *Habonim*, dass sie nach dem Besuch bei der Cousine Gruppentreffen des Bundes in Düsseldorf besuchte. Ihr Vater wollte sie nicht im zionistischen *Habonim* sehen, weil er sehr „pro-deutsch“ eingestellt war (101). Sie trat dann auf Wunsch der Eltern dem *J.P.D. – Makkabi Hazair* bei. Sie spricht davon, dass die Eltern sie zum Beitritt „zwangen“ (ebd.). Sie selber war von den sportlichen Aktivitäten des *J.P.D.* wenig angetan, da sie keine begeisterte Sportlerin war. Sie mochte zwar das Beisammensein mit anderen Kindern im *J.P.D.*, ging aber nur unregelmäßig zu den Gruppentreffen (ebd.).

G. Vernon L. war Mitglied im *J.P.D. – Makkabi Hazair* und für kurze Zeit auch in einer Sportgruppe des *RjF*. Er trat dem *J.P.D.* bei, weil es, so sagt er, „ganz normal“ war, dass Kinder und Jugendliche Mitglied dieser oder einer anderen Gruppe wurden (60). In der *RjF*-Sportgruppe war er 1935 für kurze Zeit Mitglied, weil sein Vater Obmann der Motorsportabteilung des *RjF* in Düsseldorf, und die Sportgruppe eine Neugründung war. Die Eltern wollten nach dem Zusammenschluss von *J.P.D.* und *Makkabi Hazair* nicht länger, dass G. Vernon, damals Günther, Mitglied des *J.P.D.* blieb. Der Austritt aus dem *J.P.D. – Makkabi Hazair* geschah wohl besonders auf Betreiben der Mutter, die eine „sehr bürgerliche Einstellung“ hatte (ebd.).

---

<sup>2</sup> An den Zeitpunkt des Beitritts kann er sich nicht mehr erinnern.

Werner R. wurde ebenfalls auf Wunsch seines Vaters Mitglied einer Sportgruppe des *RjF*. Er selber wäre lieber Mitglied des *Makkabi* geworden, da die meisten seiner Freunde im *Makkabi* waren. Sein Vater aber, sehr deutsch-national eingestellt, sagte, Werner gehöre in den *RjF* (162). Auf Betreiben seiner Eltern wurde Eric E. 1935 Mitglied des *Bundes deutsch-jüdischer Jugend (BdjJ)*. Er selber mochte die Treffen des *BdjJ* nicht und hatte kein Interesse an ihnen (52).

Bei den befragten ehemaligen Schülern der Essener jüdischen Schule waren die Gründe für die Mitgliedschaft in einem der jüdischen Jugendbünde und/oder Sportvereine in der Regel dieselben wie bei den Düsseldorfer jüdischen Schülern. Auch bei ihnen waren Geschwister, Freunde, Bekannte, Mitschüler oder die Eltern ausschlaggebend für den Beitritt:

Horst C. trat mit ca. zehn Jahren dem *J.P.D. – Makkabi Hazair* bei, weil viele seiner Freunde dieser Gruppe angehörten und er Interesse an den Aktivitäten der Gruppe hatte (93). Werner Victor C. war Mitglied des *Haschomer Hazair*. Er wurde nach 1933<sup>3</sup> deshalb Mitglied, weil viele seiner Freunde, Bekannten und Mitschüler Mitglieder des Bundes waren und der *Haschomer Hazair* zu dieser Zeit stark unter den Jugendlichen warb (28).

Claire B., Jahrgang 1920, stammte aus einer zionistisch eingestellten Familie. Sie wurde Mitglied im *Kadima*, sobald sie alt genug war, sich einer zionistischen Jugendgruppe anzuschließen. Im Alter von ca. zwölf Jahren nahm ihre ältere Schwester sie zu Treffen des *Habonim* mit. Kurz nachdem der *Haschomer Hazair* entstanden war (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2), wechselte sie zu diesem Bund. Vermutlich, so sagt sie, wechselte sie, weil auch ihre Schwester und einige andere Bekannte zum *Haschomer Hazair* übertraten.

Auch Shimon B.-J. war Mitglied des *Kadima*. Er trat dem *Kadima* im Alter von acht Jahren bei, weil es beim *Kadima* eine schöne Kluft gab (25). Im Alter von zehn Jahren trat er einer jüdischen Pfadfinder- und Sportgruppe in Essen bei.<sup>4</sup> Er wurde dort deswegen Mitglied, weil ihm Freunde begeistert von diesen Gruppen erzählten (26). Ruth D., Jahrgang 1923, wurde von einer älteren jüdischen Mitschülerin an der Essener Luisenschule für den *Makkabi* „gekeilt“ (50). Bei Yael N., Mordechai (Max) N. und Rita R. waren die älteren Geschwister ausschlaggebend für den Beitritt zu einem der jüdischen Bünde und/oder Sportvereine. Yael. N. folgte mit ihrer Mitgliedschaft im *J.P.D. – Makkabi Hazair* dem Beispiel ihrer älteren Brüder (106). Mordechai (Max) N. sagt, sein Beitritt zum *Brith Hanoar* sei sozusagen „automatisch“ erfolgt, weil er denselben Weg habe gehen sollen wie sein Bruder (141). Rita R. kam im Alter von ca. sieben oder acht Jahren durch ihre ältere Schwester zum *Haschomer Hazair* (158).

Erika S. trat nach 1933 dem *J.P.D. – Makkabi Hazair* bei. Sie wurde Mitglied des *J.P.D.*, weil ein großer Teil ihrer Mitschüler an der Essener jüdischen Schule Mitglieder des Bundes waren, und weil es, so S., für die jüdischen Kinder und Jugendlichen „nichts anderes gab“ (146). Auch Aaron J. schloss sich 1934 oder 1935 dem *Habonim* in Essen an, weil es ansonsten kaum Freizeitmöglichkeiten gab. Für ihn

---

<sup>3</sup> Seine Aussagen zum Zeitpunkt des Beitritts zum *Haschomer Hazair* sind widersprüchlich. Einerseits sagt er, er sei nach 1933 Mitglied geworden, andererseits berichtet er, er sei im Alter von zehn oder elf Jahren Mitglied geworden (28). Da er 1921 geboren wurde, spricht dies für einen Beitritt vor 1933.

<sup>4</sup> Es geht aus dem Brief nicht hervor, ob es sich um den *J.P.D. – Makkabi Hazair* oder um zwei verschiedene Gruppen handelte. Eventuell handelte es sich um den *J.P.D.* und den *Hakoah*.

war die Jugendgruppe eine Art „Ventil“<sup>5</sup>. „Ereignisse“, so J., wurden für die jüdischen Kinder, die ansonsten kaum Freizeitmöglichkeiten hatten, während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft zunehmend wichtig (15).

Die ehemaligen Schüler der Düsseldorfer und der Essener jüdischen Schule wurden größtenteils von Freunden, Bekannten und Mitschülern für den ein oder anderen jüdischen Jugendbund und/oder Sportverein gewonnen. Andere traten dem ein oder anderen Jugendbund und/oder Sportverein bei, weil ältere Geschwister bereits Mitglieder waren oder, besonders im Falle der ehemaligen Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule, auf Wunsch der Eltern. Einigen der Aussagen lässt sich außerdem entnehmen, dass die Aktivitäten der Gruppen hohe Attraktivität für die jüdischen Kinder und Jugendlichen besaßen. Einige berichten, in Anbetracht der eingeschränkten Freizeitmöglichkeiten für jüdische Kinder und Jugendliche hätten die Aktivitäten der jüdischen Jugendbünde und Sportvereine an Bedeutung gewonnen.

### 6.1.2 Aktivitäten

In diesem Kapitel wird über die Aktivitäten der Jugendbünde und Sportvereine berichtet. Ein großer Teil der Befragten erinnert sich noch sehr gut an sie:

Zunächst einige der Befragten aus Düsseldorf:

Amnon A., als Jahrgang 1920 einer der älteren Befragten, war Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair*. Er sagt: „Diese Jugendbewegung war eine allgemeine, jüdische Pfadfinderbewegung, die die Jugend wirklich dadurch erfaßte, daß sie Heimabende hatten (sic!) über verschiedene Themen, nicht unbedingt jüdische, sondern allgemeine, manchmal politische, manchmal technische und soziale Belange, die einmal in der Woche besprochen wurden. Am Samstagabend trafen wir uns in einem Heim und haben über verschiedene Themen diskutiert. Unter anderem haben die Führer uns Jungens auferlegt, einen Vortrag vorzubereiten und vor anderen vorzutragen. Die Jugendbewegung hat uns auf Fahrten vorbereitet. Es fing damit an, daß man eine Sonntagsfahrt machte, und später ging man schon Sonnabendnachmittag mit einem Zelt zum Übernachten in die Umgebung. In den großen Ferien, sowohl Ostern als auch Pfingsten, und vor allen Dingen in den Sommerferien, gingen wir auf ‚große Fahrt‘, meistens im Inland, aber im Sommer ins Ausland. Als elfjährige Kinder gingen wir schon nach Holland und als zwölfjährige Kinder gingen wir schon nach Frankreich mit dem Affen auf dem Rücken und fühlten uns wie große Kinder und fanden uns in fremden Städten zurecht“ (11). Er berichtet außerdem, er und ein Freund hätten nach 1933 viele Fahrradtouren gemacht, denn Trampausflüge in Uniformen der jüdischen Pfadfinder hätten die jüdischen Kinder und Jugendlichen nicht mehr unternehmen dürfen (ebd.; MuG, Alon 2006, S. 15–17).

Günther K., Jahrgang 1919, erinnert sich sehr genau an die Aktivitäten des *J.P.D. – Makkabi Hazair*. Er war einer der beiden Leiter der Düsseldorfer Ortsgruppe und erzählt, beim *J.P.D.* hätten Sport und die Pfadfinderei im Mittelpunkt der Aktivitäten gestanden. Es wurden Kriegsspiele im Wald und in der Stadt gemacht. Bei diesen Spielen versuchten die Mitglieder der Gruppe, sich am Fahrrad befestigte Wimpel gegenseitig „abzujagen“ (9). Bei den Treffen des *J.P.D.* wurden hebräische Lieder gesungen, es gab Vorträge zu verschiedenen Themen, Fahrten und Ferienlager. In den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft gewann Palästina als Thema in der

---

<sup>5</sup> Er spricht von „outlet“.

Gruppe an Bedeutung. Es wurden Leute zu Treffen der Gruppe eingeladen, die Palästina schon besucht hatten und darüber berichten konnten (ebd.).

Gloria L. war Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair* und des *Habonim*. Beim *J.P.D.*, so L., standen sportliche Aktivitäten im Vordergrund. Die Mitglieder der Gruppe lernten pfadfinderische Fertigkeiten, so z.B. Knoten machen. Treffen des *Habonim* fanden alle paar Wochen im Logenhaus<sup>6</sup> an der Grafenberger Allee statt. Bei diesen Treffen sangen die Gruppenmitglieder hebräische Lieder, hörten Neuigkeiten aus Palästina und sprachen über Palästina und den Zionismus. Es wurde auch über die Auswanderungspläne der Gruppenmitglieder gesprochen (101).

Hans F. erinnert sich an sonntägliche Ausflüge seiner Gruppe des *J.P.D. – Makkabi Hazair*. Bei diesen Ausflügen, so F., wurden pfadfindertypische Dinge gemacht, bei Treffen der Gruppe über Palästina gesprochen (116; 117).

Die Aussagen weiterer Befragter bieten Informationen auch zu Aktivitäten anderer jüdischer Jugendbünde und Sportvereine in Düsseldorf:

Martha H. war Mitglied des *Habonim*. Ihre Gruppe traf sich einmal wöchentlich. Bei den Treffen sprachen die Gruppenmitglieder über Palästina, und lernten hebräische Lieder. Palästina und der Zionismus spielten in der Gruppe eine bedeutende Rolle (129). Auch Schoschana Y. war Mitglied des *Habonim*. Ihre Gruppe traf sich einmal wöchentlich zu Heimabenden. Im Sommer traf die Gruppe sich abends am Lagerfeuer. Die Gruppenmitglieder unternahmen Ausflüge in die Umgebung Düsseldorfs, lernten hebräische Lieder, tanzten und sprachen über „Dies und Jenes“ (68). Inge S. war Mitglied des *Haschomer Hazair* sowie des *Makkabi*. Sie berichtet, bei den Treffen der Gruppen hätten die Gruppenmitglieder etwas Hebräisch und hebräische Lieder gelernt (144).<sup>7</sup>

Bei den Sportvereinen in Düsseldorf stand das Sportliche im Vordergrund:

Eric E. spielte in einer Sportgruppe des *RjF* Fußball. Andere Themen, etwa die Religion, spielten in dieser Gruppe keine Rolle, so E. (53). Manfred K. wurde nach 1933 Mitglied des *Schild*. Er berichtet, es seien in dieser Gruppe Fußball, Leichtathletik sowie Boxen und Ringen angeboten worden. Er selber war hauptsächlich in der Leichtathletik und im Boxen aktiv (134; 136). Margot L. erinnert sich für ihre Sportgruppe des *Schild* an Ballspiele und Gymnastik (63), Henry Y. L. an Wanderungen, Fußball und „skating“<sup>8</sup> (154).

Lore L., Jahrgang 1926, war Mitglied des *Makkabi*. Sie spricht von folgenden Aktivitäten ihrer Gruppe: Staffellauf, Laufen und Weitsprung (137). Einige der Befragten erinnern sich für den *Makkabi* aber auch an nichtsportliche Aktivitäten: Charles H. A. spielte beim *Makkabi* Fußball, absolvierte körperliches Training und sprach außerdem über Palästina (148). Auch Walter B. berichtet, beim *Makkabi* habe es neben Sport Treffen im Logenhaus<sup>9</sup> an der Grafenberger Allee oder in Privatwohnungen gegeben, bei denen über jüdische Kultur und Geschichte, über die Geschichte des Zionismus und über Palästina gesprochen wurde (112).

Yaacov S. war schon vor der nationalsozialistischen Machtübernahme im Düsseldorfer *Makkabi* aktiv. Seine Gruppe traf sich zweimal wöchentlich in einer Schulturn-

<sup>6</sup> Meint das Logenhaus des *Bnai-Brith*-Ordens; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.1.1, Anm. 8.

<sup>7</sup> Es geht aus dem Interview (144) nicht hervor, in welcher der beiden Gruppen sie Hebräisch und hebräische Lieder lernte, ob dies eventuell bei beiden Gruppen der Fall war.

<sup>8</sup> L. spricht hier nur vom „skating“; vermutlich meint er Eislaufen.

<sup>9</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.1.1, Anm. 8.

halle. Als sportliche Aktivitäten wurden Geräteturnen, Gymnastik und Akrobatik, Faustball, Leichtathletik und Schwimmen angeboten. Neben diesen sportlichen Aktivitäten, so S., wurde auch das gesellschaftliche Leben im *Makkabi* sehr gepflegt. Der Verein mietete ein Bootshaus, in dem sich die Vereinsmitglieder abends, besonders an Sonntagabenden, treffen konnten. Einmal im Jahr veranstaltete der *Makkabi* Sportfeste (MuG, Brief an H. Zielke vom 24.04.1997).<sup>10</sup>



**Bild 9:**

Leichtathletikmannschaft des *Schild* Düsseldorf, 1937.

(MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 1741)

Besonders wichtig waren den Kindern und Jugendlichen die Ausflüge und Fahrten, die sie mit ihrem Jugendbund oder Sportverein unternahmen. Zahlreiche Befragte schildern diese Fahrten und Ausflüge:

G. Vernon L. war einmal in einem Zeltlager des Düsseldorfer *J.P.D. – Makkabi Hazair* bei Zons. Im Zeltlager mussten die Kinder sich selber versorgen. Sie lernten, im Freien zu kochen, Zelte zu bauen und sich in der Natur zurechtzufinden (59; 60). Nathan M. war ebenfalls Mitglied des Düsseldorfer *J.P.D. – Makkabi Hazair* sowie des dortigen Sportvereins *Makkabi*. Er erinnert sich an wöchentliche „Gesprächszusammenkünfte“ des *J.P.D.* (43). In den Ferien organisierte der *J.P.D.* größere Fahrten, so z.B. ein Zeltlager am Titisee im Schwarzwald. Beim *Makkabi* wurde Sport betrieben, so M. Er selber trainierte dort Mittelstreckenlauf und Boxen (ebd.; 44).

Von den Essener Befragten liegen ebenfalls zahlreiche Aussagen dazu vor, welchen Aktivitäten sie in ihren Jugendbünden und in den Sportvereinen in Essen nachgingen:

Lotte B. war Mitglied des *Habonim*. Ihre Gruppe traf sich an den Samstagnachmittagen im Essener jüdischen Jugendheim (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.3.2). Bei diesen Zusammenkünften wurde diskutiert und es gab Vorlesungen. Im Mittelpunkt der Zusammenkünfte standen in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft Palästina und die Auswanderung nach Palästina, so B. Die Mitglieder lernten außerdem modernes Hebräisch (24). Chaja C. berichtet für den *Habonim*, dessen Mitglied sie zwischen 1935 und 1938 war, ihre Gruppe habe an Sonntagen oft Ausflüge in die Essener Umgebung unternommen. Bei Treffen der Gruppe im Essener jüdischen Jugendheim wurde getanzt und gesungen (49; AS, BR.089; AS, BR.090).

Joschke G. war Mitglied im *Kadima*. Er lernte bei diesem Bund Hebräisch. Der Unterricht wurde von einer Lehrerin erteilt, die aus Palästina stammte (6). Claire B. berichtet für die Treffen ihrer Gruppe des *Haschomer Hazair*, dass die Mitglieder des Bundes in erster Linie über Palästina und dessen Geschichte unterrichtet wurden (AS, BR.048). Rita R. wurde im Alter von sieben oder acht Jahren, also 1934 oder 1935, Mitglied des *Haschomer Hazair*. Sie erinnert sich an Ausflüge und daran, dass bei Treffen ihrer Gruppe gespielt wurde. Die Bundesmitglieder lernten in der Gruppe

<sup>10</sup> Seine Aussagen beziehen sich auf die Zeit vor der nationalsozialistischen Machtübernahme.

außerdem viel über Palästina, was für sie persönlich aber, so sagt sie, nur „Rederei“ war (158). Viel wichtiger waren ihr die Ausflüge und Wanderungen der Gruppe (ebd.).

Erika S. war Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair* sowie des Sportvereins *Hakoah*. Zweimal wöchentlich traf sich ihre Gruppe im Essener jüdischen Jugendheim. Außerdem ging sie zweimal wöchentlich zum Sport dorthin. Das Jugendheim, so S., war ihr „zweites Zuhause“ (146). Ihre Gruppenleiterin beim *J.P.D. – Makkabi Hazair* erzählte den Gruppenmitgliedern bei den Heimabenden der Gruppe über Palästina. Die Gruppenmitglieder sangen hebräische Lieder und unternahmen kleinere Ausflüge (ebd.; AS, BR.705). Shimon B.-J. unternahm mit dem Essener *J.P.D. – Makkabi Hazair* viele Wanderungen. Bei den Gruppentreffen machten die Mitglieder Pfadfinderübungen und diskutierten viel, hauptsächlich über die Auswanderung nach Palästina (26).

Anne R. wurde 1935 oder 1936, im Alter von ca. zehn Jahren, Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair* in Essen. Ihre Gruppe traf sich häufig. Bei diesen Treffen lernten die Gruppenmitglieder etwas über Palästina und sprachen über jüdische Geschichte und über jüdische Helden wie Herzl<sup>11</sup> und Trumpeldor<sup>12</sup>. Sie erfuhren außerdem etwas über die Geographie Palästinas und die *Tora* (s. Glossar; 109).



**Bild 10:**

Mitglieder einer Mädchengruppe des *J.P.D. – Makkabi Hazair* Essen im Garten des jüdischen Jugendheims, 1937.

(AS, AR.3480)

Beim *Hakoah* stand der Sport im Vordergrund der Aktivitäten. Inge L. trainierte bei diesem Verein Geräteturnen (17). Uri A. meint, die Hauptsportart beim *Hakoah* sei unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft das Turnen gewesen, da Außensport für die jüdischen Sportvereine unmöglich gewesen sei (35).

Für Essen berichten einige der Befragten außerdem von Einschränkungen, die sich für die Aktivitäten ihrer Jugendbünde und Sportvereine ergaben sowie von Zusammenstößen mit Anhängern der HJ bei Ausflügen ihrer Bünde oder Sportvereine:

Zeev P. unternahm mit seiner Gruppe des *Habonim* Ausflüge in die Umgebung Essens. Nach 1933 trafen sich die Gruppenmitglieder bei solchen Gelegenheiten heimlich, weil sie Angst hatten, von der HJ angegriffen zu werden, so P. (31). Zeev D., Jahrgang 1926, erlebte solch einen Angriff bei einer Wanderung des *Habonim*. Nachdem die *Habonim*-Anhänger die HJ-Angehörigen in die Flucht geschlagen hatten, so D., wies der Leiter der Gruppe die Mitglieder an, sich nicht als Gruppe, sondern paarweise auf unterschiedlichen Wegen zurück nach Essen durchzuschlagen (114; 115; AS, BR.436). Die Gruppe des *J.P.D. – Makkabi Hazair*, der Bernd S. angehör-

<sup>11</sup> Österreichischer, jüdischer Schriftsteller, Publizist, Journalist und zionistischer Politiker. Sein 1896 erschienenes Buch „Der Judenstaat“ trug wesentlich zur Gründung des Staates Israel bei.

<sup>12</sup> Einer der Begründer der zionistischen Sozialismusbewegung in Israel.

te, wurde bei einem Ausflug von Mitgliedern der HJ überfallen. Trotzdem, so meint er, sei bis zum Pogrom vom 9./10. November 1938 alles „regulär“ gewesen (21). Die Treffen der Jugendgruppe empfand er nicht als eingeschränkt; einmal in der Woche ging er zu Treffen der Pfadfindergruppe oder zum Sport (ebd.).

### 6.1.3 Kulturelles Programm

Das „Kulturelle Programm“ der Jugendbünde und Sportvereine meint die Themen und Inhalte, über die bei Treffen der Gruppen gesprochen wurde sowie die weltanschauliche Unterrichtung ihrer Mitglieder.

Für Düsseldorf gibt es zahlreiche Aussagen über das „Kulturelle Programm“ des *J.P.D. – Makkabi Hazair*. Aus ihnen geht hervor, dass bei den Treffen dieses Bundes häufig der Zionismus und Palästina thematisiert wurden:

Charles H. A. erzählt, beim *J.P.D. – Makkabi Hazair* sei über Palästina gesprochen und es seien Filme über Palästina gezeigt worden (148). Walter B., seit ca. 1936 Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair*, ergänzt, man habe außer über Palästina bei den Treffen des Bundes auch über jüdische Kultur und Geschichte sowie über die Geschichte des Zionismus geredet (112). Über Themen der Gruppentreffen des *J.P.D. – Makkabi Hazair* berichtet auch Amnon A. Er sagt, es sei über die Jugend-*Alija* (*Alija*, s. Glossar) gesprochen und über verschiedene allgemeine Gegenstände diskutiert worden (MuG, Alon 2006, S. 15, 17).

G. Vernon L. erinnert sich, dass es bei Treffen des *J.P.D. – Makkabi Hazair* Vorträge über Palästina gab und die Mitglieder etwas über die *Hachschara* (s. Glossar) lernten. Religion und Politik hingegen spielten keine Rolle bei den Treffen des *J.P.D. – Makkabi Hazair*, so L. (60). Dass die Religion im „Kulturellen Programm“ des Düsseldorfer *J.P.D. – Makkabi Hazair* ohne Bedeutung war, bestätigt Nathan M.: „Die Religion spielte keine Rolle, wohl aber die jüdische Geschichte, Zionistische Geschichte, Palästina-Kunde. Das Jüdische war kein Thema, denn jeder Zionist ist ein bewusster Jude. (Aber er kann auch Atheist sein). Die jüdischen Feste hatten insofern eine Bedeutung, weil sie in den Ansiedlungen in Palästina wieder neue Inhalte bekamen (Historisch an die Landwirtschaft angelehnt, wie zum Beispiel die Erntefeste). Es wurden keine religiösen Traditionen gepflegt“ (44).

Günther K. war einer der Leiter des Düsseldorfer *J.P.D. – Makkabi Hazair*. Vor der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft, so sagt er, wurde bei den Treffen der Gruppe überwiegend über Bücher und die jüdischen Feste gesprochen, danach gewann Palästina zunehmend an Bedeutung im Programm (9). Henry Y. L. hingegen meint, Palästina habe bei den Treffen seiner Gruppe des *J.P.D. – Makkabi Hazair* als Thema keine herausragende Stellung gehabt. Es sei als Auswanderungsland gleichrangig mit z.B. den USA behandelt worden (153).

Einige weitere Aussagen zum „Kulturellen Programm“ liegen für den Düsseldorfer *Habonim* vor. Gerry G., Jahrgang 1926, berichtet, die Gruppenleiter des *Habonim* hätten bei den Zusammenkünften der Gruppe für Palästina und ein Leben im *Kibbuz* (s. Glossar) geworben (126; 127). Martha H. erinnert sich ebenfalls daran, dass Palästina und der Zionismus wichtig waren im Programm des *Habonim* (129) und Gloria L. meint, Palästina habe eindeutig im Mittelpunkt des Programms des *Habonim* gestanden (101).

Im Falle von Essen liegen die meisten Aussagen zum „Kulturellen Programm“ für den *Habonim* sowie für den *Haschomer Hazair* vor. Bei diesen Bünden, so die Be-

fragten, standen eindeutig Palästina und der Zionismus im Mittelpunkt des Programms:

Chaja C., seit 1935 Mitglied des *Habonim*, sagt, beim *Habonim* habe immer Palästina im Vordergrund und als Ziel für die Zukunft vor Augen gestanden. Es wurden bei Treffen ihrer Gruppe hebräische Lieder gesungen. Außerdem wurde über die moderne Geschichte Palästinas sowie über allgemeine Weltprobleme gesprochen (49). Aaron J. meint, Palästina sei das „key subject“ im Programm des *Habonim* gewesen (15), und Zeev P. sagt aus, in seiner Gruppe sei diskutiert und gemeinsam Literatur über Palästina gelesen worden (30). Friedel T., zwischen 1932 und 1938 Mitglied des *Habonim*, meint, man habe im *Habonim* ausschließlich über Palästina und die Auswanderung nach Palästina gesprochen (46).

Shimon B.-J. gehörte dem *Haschomer Hazair* an. Bei Treffen des Bundes wurde über verschiedene Themen, etwa den Sozialismus, den Zionismus, die *Kibbuz*-bewegung (*Kibbuz*, s. Glossar), Palästina und die Jugend-*Alija* (*Alija*, s. Glossar) gesprochen, so B.-J. (25). Claire B. berichtet ausführlich über das Programm des *Haschomer Hazair*. Sie sagt, in erster Linie seien die Mitglieder über Palästina, dessen Geschichte und Geographie unterrichtet worden. Sie hätten über die Dreyfus-Affäre<sup>13</sup>, Theodor Herzl<sup>14</sup> und die Anfänge des Zionismus sowie über die ersten Palästinapioniere gesprochen (AS, BR.048). Willi B., als Jahrgang 1920 einer der Älteren der Befragten, war ebenfalls Mitglied des *Haschomer Hazair*. Er berichtet über die Erziehungsziele des Bundes, der *Haschomer* habe sich als zionistisch-sozialistische Bewegung betrachtet. Die Mitglieder seien deshalb sowohl zum Zionismus sowie zu einem fortschrittlichen Sozialismus erzogen worden. Ziel der Erziehung der Jugendlichen im Bund sei die „Verpflanzung der zionistischen Ideologie in der (sic!) Jugend“ sowie die Erziehung der Jugendlichen hin zur Auswanderung nach Palästina gewesen (AS, BR.069).

Zu Themen und Inhalten der Treffen anderer Bünde gibt es nur wenige Aussagen der Essener Befragten:

Uri A. berichtet für den *J.P.D. – Makkabi Hazair*, der Bund habe ganz eindeutig Palästina in den Mittelpunkt der Erziehung seiner Mitglieder gestellt. Er habe „ganz klar zu einer Einbahnstraße nach Palästina“ erzogen (34). Er meint: „[...] wir wurden in einem Sinne erzogen, und ich muß sagen, bei mir hat diese Erziehung gar nicht schlecht geklappt, unser eigenes persönliches Schicksal absolut hinter das allgemeine Interesse zu stellen und vor allem dafür zu sorgen, daß dieser Staat, jüdische Staat, erreicht wird, und nicht mit Waffengewalt, sondern mit dem Pflug und der Fruchtbarmachung dieses Landes“ (AS, BR.807). Mordechai (Max) N. war Mitglied des *Brith Hanoar* in Essen. Er erinnert sich an Vorträge über Palästina, die von den zionistischen Jugendbünden im jüdischen Jugendheim gehalten wurden. Auch ein Film über Palästina wurde dort gezeigt und Berichte von Palästinapionieren vorgelesen, so N. (140; 141; 142).

---

<sup>13</sup> Affäre um den französischen, jüdischen Offizier Alfred Dreyfus, der 1894 des Landesverrats angeklagt und deswegen verurteilt wurde. Angeblich hatte Dreyfus dem deutschen Militärattaché geheime militärische Informationen zukommen lassen.

<sup>14</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 6.1.2, Anm. 11.

#### 6.1.4 Feste und Feiern

Zu Festen und Feiern anlässlich jüdischer Fest- und Feiertage in den Jugendbünden und Sportvereinen liegen nur wenige Aussagen der Befragten vor. Es sind für Düsseldorf sowie für Essen jeweils nur drei Aussagen.

Fraglich ist, ob die Befragten sich nicht an Feste und Feiern in den Jugendbünden und Sportvereinen erinnern, oder ob dort tatsächlich nur in wenigen Fällen die Fest- und Feiertage begangen wurden, etwa aufgrund einer antireligiösen Einstellung sozialistisch ausgerichteter Bünde. Diese Frage soll in Zusammenhang mit dem folgenden Kapitel zur Rolle der Religion (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 6.1.5.) in den einzelnen Jugendbünden und Sportvereinen beantwortet werden.

Yaacov S. erinnert sich für den Düsseldorfer Sportverein *Makkabi* daran, dass zu den jüdischen Feiertagen, wie etwa *Chanukka* (s. Glossar), Turnfeste veranstaltet wurden. Diese Feste waren stets große Ereignisse sowohl für die Teilnehmer als auch für die Zuschauer. Die Sportler, so S., bereiteten sich jedes Mal intensiv auf diese Feste vor und führten ihre Übungen bei diesen Gelegenheiten vor Publikum auf der Bühne vor (MuG, Brief an H. Zielke vom 24.04.1997). Manfred K. war Mitglied im Düsseldorfer *Schild*. In dieser Sportgruppe wurden die jüdischen Fest- und Feiertage in keiner Weise begangen, so K. (136). Für den Düsseldorfer *Habonim* sagt Gloria L. aus, dass in diesem Bund die jüdischen Fest- und Feiertage gefeiert wurden. Sie kann sich aber nicht daran erinnern, dass dies in irgendeiner besonderen Art und Weise geschah (101).

Shimon B.-J. war seit ca. 1931 Mitglied des Essener *BJP* und einer dortigen Sportgruppe<sup>15</sup>. Obwohl, so sagt er, die Mitglieder seiner Gruppe bei den Pfadfindern alle aus assimilierten Elternhäusern stammten, wurden in der Gruppe alle jüdischen Fest- und Feiertage begangen (26). Auch Inge L. bestätigt, dass im Essener *J.P.D. – Makkabi Hazair* die jüdischen Fest- und Feiertage gefeiert wurden (17). Bernd S. erinnert sich noch ein wenig genauer daran, dass die jüdischen Fest- und Feiertage vom *J.P.D. – Makkabi Hazair* im Essener jüdischen Jugendheim gefeiert wurden. Diese Feiern, so sagt er, seien immer sehr nett gewesen (21).

#### 6.1.5 Religiosität

Aus den Aussagen der Befragten lässt sich schließen, dass die Religion in den meisten der Jugendbünde, besonders aber in den Sportvereinen, keine oder zumindest keine herausragende Bedeutung hatte. Die Aussagen sind hier widersprüchlich:

Zunächst Aussagen zu den Jugendbünden und Sportvereinen in Düsseldorf:

Charles H. A. berichtet, beim *J.P.D. – Makkabi Hazair* habe die Religion keine Rolle gespielt (148). Dies bestätigen die Aussagen von Günther K. und G. Vernon L. Günther K. erinnert sich, dass die Mitglieder des *J.P.D. – Makkabi Hazair* alle aus demselben Milieu stammten und es unter ihnen keine fromme Juden gab (9). G. Vernon L. spricht davon, dass die Mitglieder des *J.P.D. – Makkabi Hazair* in keiner Weise religiös unterwiesen oder belehrt wurden (60). Nathan M. meint, es sei beim *J.P.D. – Makkabi Hazair* zwar über jüdische Geschichte, den Zionismus und Palästina gesprochen worden, es habe aber keine religiöse Unterweisung gegeben: „[...] das Jü-

---

<sup>15</sup> Es lässt sich seinem Brief nicht entnehmen, welche Sportgruppe dies war. Vermutlich war es der führende jüdische Sportverein in Essen, der *Hakoah*.

dische war kein Thema, denn jeder Zionist ist ein bewusster Jude. (Aber er kann auch Atheist sein)“ (44).

Hans F. hingegen berichtet, die Religion sei beim *J.P.D. – Makkabi Hazair* zwar relevant gewesen, habe aber keine übermäßig große Bedeutung gehabt (117; 118). Im Gegensatz zu seinem oben zitierten älteren Bruder G. Vernon, meint Henry Y. L., ebenfalls Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair*, die Religion habe im Bund eine Rolle gespielt, die jüdischen Speisegebote seien beachtet, Gebete gesprochen und die jüdischen Feiertage eingehalten worden (154). Schoschana Y. war Mitglied des *Habonim*. In diesem Bund, so Y., hatte die Religion keine Bedeutung, er war sozialistisch ausgerichtet (68). Eric E. war Mitglied des *Bundes deutsch-jüdischer Jugend (BdjJ)*. Er erinnert sich zwar nur schwach an die Zeit im *BdjJ*, sagt aber, die Religion sei in diesem Bund kein Thema gewesen (52).

Walter B. war Mitglied im Sportverein *Makkabi*. Er sagt, beim *Makkabi* habe die Religion keine Rolle gespielt (112). Dies bestätigt auch Margaret F. Sie meint, beim *Makkabi* habe die Religion nur insofern Bedeutung gehabt, als alle Mitglieder jüdisch waren (121). Auch Margot G. berichtet, der *Makkabi* sei ein reiner Sportverein gewesen (123). Manfred K. und Margot L. erinnern sich für den *Schild* daran, dass diese Gruppe nichts mit Religion zu tun hatte (63; 135).

Auch für die meisten der Essener Jugendbünde und den dortigen *Hakoah* berichten die Befragten, die Religion habe keine oder kaum eine Rolle gespielt:

Werner Victor C. meint, beim *Haschomer Hazair* habe die Religion keine praktische Bedeutung gehabt. Man habe sich mit der Geschichte des Judentums befasst, aber keine religiösen Riten praktiziert (28). Rita R. bestätigt dies (158).

Anne R. gehörte dem *J.P.D. – Makkabi Hazair* an. In diesem Bund, so R., wurde die Religion nicht betont. Die Mitglieder nahmen ihr „Jüdischsein“ als absolut selbstverständlich hin und es gab bezüglich der Religion keinen Diskussionsbedarf (109). Derartige Diskussionen wären den Mitgliedern des Bundes wohl eher sonderbar vorgekommen (ebd.). Dass die Religion im *J.P.D. – Makkabi Hazair* keine oder kaum eine Rolle spielte, bestätigen auch die Aussagen von Lotte F. und Yael N. (41; 106).

Horst C. gibt in einem an die Verfasserin gerichteten Brief an, er sei Mitglied einer Gruppe namens *Brith Hazofim*<sup>16</sup> in Essen gewesen. Die Religion habe in der Gruppe eine gewisse Bedeutung gehabt. Die jüdischen Fest- und Feiertage seien begangen worden, die Synagoge aber hätten die Gruppenmitglieder nicht zusammen besucht (94). Mordechai (Max) N. war Mitglied des *Brith Hanoar* in Essen und sagt über diesen Bund, er sei religiös gewesen, habe jedoch auch mit anderen, nichtreligiösen Bänden kooperiert (142).

Die Mehrheit der Befragten aus Düsseldorf und Essen gibt an, die Religion habe in den Jugendbünden und Sportvereinen, denen sie seinerzeit angehörten, keine Bedeutung gehabt. Es gibt nur wenige Befragte, die aussagen, dass die Religion im Gruppenleben zumindest eine gewisse Rolle spielte.

Die in Kapitel 6.1.4 gestellte Frage danach, ob sich die Befragten an das Begehen von jüdischen Fest- und Feiertagen in den Jugendbünden und Sportgruppen nicht erinnern, oder ob diese dort tatsächlich nicht gefeiert wurden, kann dahingehend beantwortet werden, dass in den meisten der Jugendbünde, vielmehr noch in den Sportgruppen, die Religion nicht praktiziert wurde.

---

<sup>16</sup> Diese Gruppe konnte ich für Essen nicht ermitteln (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.3.2).

Wie für das Religiöse in den jüdischen Schulen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.8), so kann in Vorgriff auf Kapitel 8 der vorliegenden Dissertation auch für die Jugendbünde und Sportvereine schon an dieser Stelle geschlossen werden, dass für die angestrebte Stärkung des Selbstbewusstseins der Mitglieder (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2 und 3.3) das Religiöse in der Arbeit und den Inhalten der Jugendbünde und Sportvereine, wenn überhaupt, allenfalls eine untergeordnete Rolle spielte.

### 6.1.6 Atmosphäre

Die Atmosphäre in den Jugendbünden und Sportvereinen hat der überwiegende Teil der Befragten in sehr positiver Erinnerung. Bis auf wenige Ausnahmen berichten die Befragten, die Atmosphäre sei freundlich, locker und emotional stärkend gewesen:

Zunächst die Düsseldorfer Befragten:

Charles H. A. sagt über seine Gruppe des *J.P.D. – Makkabi Hazair*, die Atmosphäre dort sei „pleasant“ gewesen (148). Auch Günther C. antwortet auf die Frage nach der Atmosphäre in seiner Gruppe des *J.P.D. – Makkabi Hazair*, diese sei „pleasant“ und „easy going“ gewesen (91). Gloria L. fühlte sich in ihrer Gruppe des *J.P.D. – Makkabi Hazair* wie zu Hause. Sie war außerdem Mitglied des *Habonim*. Die Atmosphäre und der Umgang miteinander seien dort sehr freundlich gewesen. Alle Mitglieder ihrer Gruppe hätten gewusst, dass ihre Zukunft „miserabel“ aussah, aber sie hätten versucht, tapfer zu sein und nie zu zeigen, dass sie auch deprimiert waren (101).

Henry Y. L. war sowohl Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair* als auch des *Schild*. Er erinnert sich, dass die Atmosphäre und der Umgang miteinander in beiden Gruppen sehr kameradschaftlich waren. Während der Wettkämpfe des *Schild* gingen die Sportler sehr respektvoll miteinander um, so L. Die Beziehungen der Mitglieder untereinander waren in beiden Gruppen eng und es waren größtenteils Freunde aus der jüdischen Schule mit ihm dort. Auf diese Weise gab ihm die Zugehörigkeit zu Jugendbund und Sportverein ein Gefühl des „Dazugehörens“ (154). Nancy W. berichtet über die Bedeutung und die Atmosphäre des *J.P.D. – Makkabi Hazair*, dieser sei ein Ort gewesen, an dem man die Ernsthaftigkeit, die das Leben unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft gekennzeichnet habe, für einen Moment habe vergessen können. Für kurze Zeit konnte man bei den Gruppentreffen glücklich sein, konnte einfach jung sein, so W. Die Atmosphäre beschreibt sie als sehr freundlich und angenehm (33).

Auch für die Atmosphäre in den Düsseldorfer Sportvereinen liegen Aussagen vor:

Hannah W.-K. war Mitglied des *Makkabi*. Sie erinnert sich zwar nicht mehr sehr gut an die Atmosphäre in ihrer Gruppe, meint aber, jeder dort sei sympathisch gewesen. Es sei beim Training nicht streng zugegangen, jeder habe das getan, was er konnte: „Es war eine gute Zeit“ (85). Der *Makkabi* sei der einzige Ort gewesen, an dem sich jüdische Kinder und Jugendliche hätten treffen können, ohne, dass Dinge wie Politik, Religion oder das „Ausgeschlossenensein“ Bedeutung hatten (ebd.). Margaret F. berichtet von einer lockeren Stimmung in ihrer Gruppe des *Makkabi*. Beim *Makkabi* habe für sie die Möglichkeit bestanden, mit Freundinnen und Freunden in lockerer Atmosphäre zusammen zu kommen. So auch Margot G.: Sie erinnert sich, dass die Atmosphäre in ihrer *Makkabi*-Gruppe fröhlich war. An Orten, an denen jüdische Kinder zusammenkamen, ging es fast immer fröhlich zu, so F. (123).

Manfred K. erzählt heute noch begeistert von der Atmosphäre in seiner Gruppe des *Schild*: „Wonderful, everybody was really friendly. The teachers were good. Excellent, very good. It was a relief from everything else“ (134).

Walter B. hingegen hat die Atmosphäre in seiner Gruppe des *Makkabi* als sehr sachlich in Erinnerung. Für ihn gab es während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft keinen Grund, ausgelassen oder fröhlich zu sein. Die politischen Geschehnisse wirkten sich auf die Atmosphäre in der Sportgruppe aus und hinterließen im Gruppenleben „ihr Mal“, so B. (112). Auch Eric E. berichtet davon, dass sich die politischen Geschehnisse während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft ein wenig auf die Atmosphäre in seiner Fußballmannschaft des Sportbundes *Schild* auswirkten. Insgesamt seien die Stimmung und Atmosphäre dort aber ausgelassen gewesen (52).

Ein ähnliches Bild ergibt sich aus den Aussagen der Essener Befragten für die Atmosphäre in den dortigen Jugendbünden und Sportvereinen:

Hannah B. war vermutlich Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair*.<sup>17</sup> Die Atmosphäre dort sei sehr „pleasant“ gewesen, „very energetic“ und „very positive“ (165). Auch Horst C. berichtet für den *J.P.D. – Makkabi Hazair* von einer freundlichen Atmosphäre. Der Umgang der Mitglieder untereinander sei sehr kameradschaftlich gewesen. Er fand es sehr angenehm, im Bund einfach nur mit anderen zusammen sein zu können (93; 94). Yael N. war ebenfalls Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair* und hat die dortige Atmosphäre als fröhlich in Erinnerung. Sie ging immer gerne zu den Treffen ihrer Gruppe. Wenn sie dies einmal nicht durfte, empfand sie es als Strafe (106). Ralph Richard R. erinnert sich für den *J.P.D. – Makkabi Hazair* daran, dass die Atmosphäre „ziemlich fröhlich“ war. Die Probleme, die die Kinder und Jugendlichen oder ihre Familien hatten, waren bei Treffen der Gruppe ausgeblendet, so R. (180).

Friedel T., zwischen 1932 und 1938 Mitglied des *Habonim*, berichtet von einer angenehmen Atmosphäre in diesem Bund. Es sei ein nettes Zusammenleben für die kurze Zeit gewesen, in der man sich habe treffen können (46). Aaron J. meint, der Zusammenhalt in seiner Gruppe des *Habonim* sei sehr gut gewesen. Er spürte ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit im Bund. Die Auswanderung nach Palästina, die den Mitgliedern im *Habonim* als Perspektive für die Zukunft in Aussicht gestellt wurde, stimmte diese optimistisch und sie waren sehr idealistisch, so J. (15).

Auch Pnina G. war Mitglied des *Habonim*. Sie empfand den Umgang der Mitglieder untereinander in diesem Bund als sehr eng. Man hielt zusammen und war „sehr vereint“, so G. (56). Beispielhaft beschreibt sie, dass Freunde aus der Gruppe sie während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft zu den Treffen des *Habonim* jedes Mal am Essener Hauptbahnhof abholten<sup>18</sup>, damit sie alleine nicht auf der Straße angegriffen wurde. So gut der Zusammenhalt auch gewesen sei, so meint sie doch, die Atmosphäre in der Gruppe sei unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft angespannt gewesen. Jeder sei sehr angespannt gewesen. Dies habe man in der Gruppe nicht einfach ablegen können (ebd.). Chaja C. meint mit Bezug auf den *Habonim*, dass die Atmosphäre dort strenger war als z.B. im *J.P.D. – Makkabi Hazair*. Der *Habonim* habe den Kindern und Jugendlichen unter den feindlichen Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft dadurch mehr Halt gegeben (49).

---

<sup>17</sup> Sie erinnert sich nur, dass sie einem zionistischen Jugendbund angehörte, sagt, dies könne eventuell der *J.P.D. – Makkabi Hazair* gewesen sein.

<sup>18</sup> Sie bezieht sich hier auf die Zeit nach Beendigung der Volksschule, also auf die Zeit ab 1937. Sie hatte eine Ausbildung als Modistin in Gelsenkirchen begonnen und ging oft direkt vom Essener Hauptbahnhof zu den Gruppentreffen des *Habonim* (56).

Über die Atmosphäre im *Brith Hanoar* liegen Aussagen von Mordechai (Max) N. vor. Die Gruppe, so N., war durch eine allgemeine Solidarität geprägt: „Die Stimmung war allgemein gehoben und hoffnungsvoll, dass wir diese Zeit überwinden werden“ (142). Wie Aaron J. meint auch er, das gemeinsame Ziel einer Auswanderung nach Palästina habe die Mitglieder der Gruppe optimistisch gestimmt (ebd.).

Einige wenige Aussagen der befragten Essener weisen darauf hin, dass die Atmosphäre in den Jugendbünden nicht von allen ihren Mitgliedern als uneingeschränkt locker und entspannt empfunden wurde:

Shimon B.-J. war seit 1931 Mitglied des *BJP*, des späteren *J.P.D. – Makkabi Hazair*. Er berichtet, die Stimmung in der Gruppe sei unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft schlechter geworden, da niemand der Mitglieder gewusst habe, wie die Zukunft aussah. Trotzdem seien alle voller Hoffnung gewesen (26). Inge L. meint zur Atmosphäre in ihrer Gruppe des *J.P.D. – Makkabi Hazair*, sie und die anderen Mitglieder seien dort zwar „happy“ gewesen, hätten aber doch eine „imminent danger“ gespürt (17).

Nach Auswertung der Aussagen zeigt sich, dass die Atmosphäre in den Jugendbünden und Sportvereinen von den meisten der Befragten als freundlich, locker und emotional stärkend empfunden wurde. Das Zusammensein in einer Gruppe Gleichgesinnter bei den Treffen der Bünde und Sportvereine bot den Kindern und Jugendlichen eine Zeit der Unbeschwertheit und gab ihnen die Möglichkeit, wenigstens für kurze Zeit die politischen Verhältnisse vergessen zu können. Nur einige wenige berichten davon, dass die Atmosphäre im Bund während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft gespannt gewesen sei, man eine gewisse Gefahr gespürt habe.

## 6.1.7 Mitglieder, Freunde

Dieses Kapitel beschäftigt sich mit den Erinnerungen der Befragten an die Zusammensetzung der Mitgliederschaft der einzelnen Jugendbünde und Sportvereine<sup>19</sup>, an Freundschaften unter den Mitgliedern und an die Bedeutung dieser Freundschaften:

Zunächst die Aussagen zu den Jugendbünden in Düsseldorf:

Amon A. berichtet über die Mitglieder des *J.P.D. – Makkabi Hazair*, dass in diesem Bund fast ausschließlich Kinder und Jugendliche aus deutsch-jüdischem Elternhaus Mitglieder waren. Das Verhältnis der Mitglieder des Bundes untereinander, so A., war sehr eng. Die Freunde im Bund waren ihm sehr wichtig, da ihn die Jugendbewegung so einnahm, dass er seine gesamte Freizeit mit Freunden aus dem Bund verbrachte (11; 12; MuG, Alon 2006, S. 15). Auch Günther K. war Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair*. Während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft war er einer seiner Leiter. Er erinnert sich, dass in diesem Bund fast ausschließlich Kinder und Jugendliche aus deutsch-jüdischen Familien organisiert waren und dass der Zusammenhalt der Mitglieder untereinander sehr eng war. Er hatte zwei bis drei gute Freunde im Bund, mit denen er viel unternahm, z.B. in den Ferien nach Belgien fuhr (9).

Auch G. Vernon L. spricht von einem sehr engen Zusammenhalt der Mitglieder seiner Gruppe des *J.P.D. – Makkabi Hazair* und davon, dass sich die Gruppenmitglieder außerhalb des Bundes trafen. Zu Einigen hat er bis heute Kontakt (60). Nancy W.

---

<sup>19</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 1.3., Anm. 25.

verabredete sich mit den Mitgliedern ihrer Gruppe des *J.P.D. – Makkabi Hazair* ebenfalls außerhalb der Gruppentreffen. Ihre Gruppe war ein sehr intimer Kreis von ca. zehn Mitgliedern, so W. Sie sagt, die Mitglieder des Bundes seien alle aus deutsch-jüdischen Elternhäusern gewesen, ergänzt außerdem, die Mitglieder hätten in der Regel dem Mittelstand angehört (33).

Martha H. war Mitglied des *Habonim*. In ihrer Gruppe waren deutsch-jüdische und ostjüdische Kinder, alle im selben Alter. In ihrer Gruppe waren zwar nur Mädchen, aber, so H., es gab auch gemischte Gruppen (129). Schoschana Y., Mitglied des *Habonim*, hatte keinen Kontakt zu anderen Mitgliedern des Bundes außerhalb der Gruppentreffen. Man habe sich privat nicht getroffen, sagt sie (68).

Für die Düsseldorfer jüdischen Sportvereine liegen einige Aussagen der Befragten zur Mitgliedschaft und zu Freundschaften in diesen Gruppen vor:

Manfred K. z.B. erinnert sich, dass im *Schild* nur deutsch-jüdische Kinder und Jugendliche organisiert waren. Mit Freunden aus dem *Schild* traf er sich auch außerhalb des Sporttrainings (134). Anders erlebte es Margot L. Auch sie war als Kind Mitglied des *Schild*. Sie berichtet, die Mitglieder der Gruppe seien alle in ihrem Alter gewesen, sie habe aber innerhalb der Gruppe keine Freunde und engen Kontakte gehabt. Die Gruppenmitglieder hätten sich nicht außerhalb der Gruppe getroffen (63).

Yaacov S. hatte viele Freunde im *Makkabi*. Der Zusammenhalt seiner Gruppe war sehr eng. Beim *Makkabi* gab es Mitglieder jeder sozialen Herkunft und jeden religiösen und weltanschaulichen Hintergrundes, so S. (3). Auch Hannah W.-K. war Mitglied des *Makkabi*. Sie sagt, die Mitglieder ihrer Gruppe seien alle im selben Alter gewesen und hätten untereinander ein gutes Verhältnis gehabt. Außerhalb der Trainingszeiten hätten sie sich aber nicht getroffen. An die herkunftsmäßige Zusammensetzung der Mitglieder ihrer Gruppe erinnert sie sich nicht genau, meint aber, dass die Gruppen beim *Makkabi* gemischt waren und auch ostjüdische und religiös-orthodoxe Mitglieder hatten (85).

Für die Freundschaften der Kinder und Jugendlichen in den Essener Jugendbünden und Sportvereinen ergibt sich ein ähnliches Bild wie für Düsseldorf:

Shimon B.-J. hatte unter den Mitgliedern seiner Gruppe beim *J.P.D. – Makkabi Hazair* viele Freunde. Der Zusammenhalt der Gruppenmitglieder, so B.-J., war aufgrund der äußeren Umstände während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft eng. Die Mitglieder des *J.P.D. – Makkabi Hazair*, so meint er, stammten alle aus assimilierten Familien (26). Horst C. erinnert sich in Bezug auf die Mitglieder des Essener *J.P.D. – Makkabi Hazair* daran, dass es unter ihnen auch Kinder und Jugendliche ostjüdischer Herkunft gab. Über das Verhältnis der Mitglieder seiner Gruppe untereinander sagt er, dieses sei sehr eng gewesen. Fast täglich hätten sich die Mitglieder getroffen, den *Oneg Sabbath* (s. Glossar), die Samstage und Sonntage miteinander verbracht (93).

Inge L. war Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair* sowie des *Hakoah*. Die Mitglieder des *J.P.D.* waren sowohl deutsch-jüdischer als auch ostjüdischer Herkunft, in religiöser Hinsicht aber alle liberal eingestellt, so L. Die religiös Orthodoxen seien im *Habonim* gewesen. Die Mitglieder ihrer Gruppe des *J.P.D.* hätten ein sehr enges Verhältnis gehabt. Sie hatte dort viele Freunde, mit denen sie sich auch außerhalb der Gruppentreffen verabredete (17).

An Mitglieder ostjüdischer Herkunft im *J.P.D. – Makkabi-Hazair* erinnert sich auch die aus einer deutsch-jüdischen Familie stammende Yael N. Für sie sei der *J.P.D. – Makkabi-Hazair* der Ort gewesen, an dem sie mit Kindern ostjüdischer Herkunft in

Kontakt kam. Ansonsten habe sie keinen Kontakt zu ostjüdischen Kindern gehabt, da diese in anderen Gegenden Essens lebten als ihre Familie. Auch in der jüdischen Schule hatte sie keine Kontakte zu den Mitschülern ostjüdischer Herkunft (106).

Jakov L. äußert sich zur Bedeutung, die Freundschaften zu anderen Mitgliedern des *J.P.D. – Makkabi Hazair* für ihn hatten. Ihm waren seine Gruppenkameraden und das Zusammengehörigkeitsgefühl im Bund sehr wichtig, da diese ein „starkes Gegengewicht gegen die Naziwelt“ darstellten (AS, BR.302). Auch für den *Habonim* erinnern sich viele der ehemaligen Mitglieder an einen engen Zusammenhalt der Gruppenmitglieder untereinander. Chaja C. berichtet, in ihrer Gruppe des *Habonim* seien ca. zwölf Mädchen ihres Alters gewesen, die in ihrer Freizeit auch außerhalb der Gruppentreffen des *Habonim* etwas zusammen unternommen hätten.

Von Mordechai (Max) N. liegt eine Aussage zu den Mitgliedern und dem Verhältnis der Mitglieder des *Brith Hanoar* vor. N. hatte im Bund viele Freunde. Die Mitglieder des Bundes waren deutsch-jüdischer und ostjüdischer Herkunft und ihr Zusammenhalt untereinander war eng, so N. Die meisten der Mitglieder hätten die jüdische Schule besucht, gemeinsam sei ihnen allen gewesen, dass sie religiös-orthodox waren (141; 142). Für den Sportverein *Hakoah* berichtet Aaron J., dessen Mitglieder seien deutsch-jüdischer und ostjüdischer Herkunft gewesen (15).

Nach Auswertung der Aussagen zu den Mitgliedern und Freunden in den Jugendbünden und Sportvereinen zeigt sich, dass die Jugendbünde und Sportvereine für die Kinder und Jugendlichen ein wichtiger Ort für soziale Kontakte und Freundschaften waren. Freundschaften zu anderen Mitgliedern werden von den meisten Befragten als wichtig und sehr eng beschrieben. Die Jugendbünde und Sportvereine ermöglichten es den Kindern und Jugendlichen, soziale Kontakte zu Gleichaltrigen zu knüpfen und sich in eine Gemeinschaft Gleichaltriger einzufinden (s. auch in vorliegender Dissertation, Kap. 8).

## **6.2 Zusammenfassung**

### **6.2.1 Regionalgeschichte: Unterschiede und Gemeinsamkeiten**

Die meisten der Befragten, die sich zu den Gründen für ihre Mitgliedschaft in einem der Jugendbünde und/oder Sportvereine äußern, geben an, sie seien diesem beigetreten, weil Geschwister, Freunde oder Mitschüler bereits Mitglieder derselben Gruppen waren oder der Beitritt auf Wunsch der Eltern geschah. Elf sagen aus, der Beitritt sei auf Wunsch der Eltern erfolgt, 17 geben an, sie seien von Freunden, Mitschülern oder Bekannten für die Gruppe gewonnen worden. Sieben weitere meinen, sie seien mit dem Beitritt dem Beispiel älterer Geschwister gefolgt, zwei geben andere Gründe für den Beitritt an.<sup>20</sup>

In Hinblick auf die Gründe für eine Mitgliedschaft in einem der Jugendbünde und/oder der Sportvereine lassen sich kaum Unterschiede in den Aussagen der Düsseldorfer und Essener Befragten feststellen.

Auffällig ist, dass der Anteil der Befragten, die aussagen, auf Wunsch der Eltern in einen Jugendbund und/oder Sportverein eingetreten zu sein, für die Düsseldorfer Befragten höher ist als für die Essener. Auf sie entfallen acht der elf diesbezüglichen

---

<sup>20</sup> Einer wollte Spaß mit anderen Kindern haben (91). Ein anderer hatte die Neigung, sich Gruppen anzuschließen (15).

Aussagen. Bei den Kindern und Jugendlichen in Essen – hierbei besonders bei denjenigen aus ostjüdischen Familien – hatte das „Keilen“ durch Freunde oder Klassenkameraden größere Bedeutung für den Beitritt zu einem der Bünde.

Dies geht konform mit der These von Rieker/Zimmermann (1996, S. 307), die besagt, bei den Kindern und Jugendlichen ostjüdischer Herkunft hätten öfter größere Gruppen, z.B. Geschwister und Freunde, auf die Erziehung und Lebensgestaltung Einfluss genommen als bei den Kindern und Jugendlichen deutsch-jüdischer Herkunft, deren Erziehung elternzentrierter gewesen sei (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.1.2 und 7.1). Tatsächlich sagen die aus deutsch-jüdischem Elternhaus stammenden Befragten viel häufiger, sie seien dem ein oder anderen Jugendbund und/oder Sportverein auf Wunsch der Eltern beigetreten. Der Anteil derer, die angeben, sie seien mit dem Beitritt zu einem der Bünde und/oder Sportvereine dem Beispiel älterer Geschwister, Freunde oder Bekannter gefolgt, ist unter den Befragten ostjüdischer Herkunft sehr viel höher.

In Bezug auf die Gründe für eine Mitgliedschaft der Kinder und Jugendlichen in ein oder anderen der Jugendbünde und/oder Sportvereine lässt sich außerdem feststellen, dass es häufiger die jüngeren Befragten sind, die meinen, der Wunsch der Eltern sei entscheidend gewesen. Dies gilt sowohl für die Befragten aus Düsseldorf als auch für die aus Essen. Sowohl für die jüngeren als auch für die älteren der Befragten gilt aber gleichermaßen, dass keiner von ihnen aussagt, der Beitritt zu ein oder anderen Jugendbund und/oder Sportverein sei aufgrund von dessen Weltanschauung erfolgt.

Was die Verteilung der Befragten auf die einzelnen Jugendbünde und/oder Sportvereine betrifft, so bestätigt sich für Essen die These Klein-Reesinks (1991, o.S.), die Eltern der ostjüdischen Kinder oder die ostjüdischen Kinder und Jugendlichen selber hätten Bünde wie den *Habonim* oder den *Haschomer Hazair* bevorzugt (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.3.2). Die Eltern deutsch-jüdischer Kinder oder die deutsch-jüdischen Kinder und Jugendlichen selber bevorzugten den *J.P.D. – Makkabi Hazair* oder assimilatorisch ausgerichtete Vereine und Verbände, wie etwa den *Schild*. Die meisten der Befragten deutsch-jüdischer Herkunft waren sowohl in Düsseldorf als auch in Essen im *J.P.D. – Makkabi Hazair* organisiert.

In den Aussagen der Düsseldorfer und Essener Befragten zu den Aktivitäten der Jugendbünde und Sportvereine lassen sich keine Unterschiede feststellen. Alle berichten von reichhaltigen und verschiedensten Aktivitäten. Das Spektrum der Aktivitäten reichte dabei von Sport über Heimabende und Diskussionen, die Beschäftigung mit Palästina als Auswanderungsziel bis hin zum Lernen von Hebräisch und zu kleineren und größeren Fahrten. Alle Befragten erinnern sich mit großer Begeisterung an die Fahrten ihrer Bünde. Diese stellten sowohl für die Düsseldorfer als auch für die Essener Befragten den Höhepunkt des bündischen Lebens dar.

Im Mittelpunkt des „Kulturellen Programms“ aller Bünde, in denen die Befragten Mitglieder waren, standen Palästina und die Auswanderung nach Palästina. Alle Befragten berichten übereinstimmend, dass sie bei den Treffen ihrer Jugendbünde viel über Palästina sprachen und Literatur zu Palästina lasen, außerdem wurden Filme über Palästina gezeigt. Nur zwei ehemalige Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule berichten, dass im Düsseldorfer *J.P.D. – Makkabi Hazair* Palästina in den Diskussionen der Gruppen keine Bedeutung oder keinen höheren Stellenwert als andere Emigrationsländer wie die USA oder Großbritannien hatte. Die übrigen Befragten meinen alle, Palästina sei das wichtigste Thema im Programm ihres Bundes gewesen. Hinzu kamen etwa im Falle des *Haschomer Hazair*, dem einige der ehemaligen

Schüler der Essener jüdischen Schule angehörten, politische und soziale Themen: Es wurde z.B. über den Sozialismus und die Lage der Arbeiterschaft gesprochen.

Die Befragten aus Düsseldorf und Essen äußern sich zur Rolle der Religion in den einzelnen Jugendbünden und Sportvereinen übereinstimmend dahingehend, dass diese in den Jugendbünden und Sportvereinen, denen sie angehörten, keine oder kaum Bedeutung hatten. Nur zwei von ihnen meinen, die Religion sei im Gruppenleben ihres Bundes wichtig gewesen. Zwei weitere berichten, in ihrem Jugendbund habe man sich zwar mit der Religion befasst, diese aber nicht aktiv im Bundesleben praktiziert.

Die wenigsten der Befragten erinnern sich daran, dass in den Bünden die jüdischen Fest- oder Feiertage begangen wurden. Nur drei der Befragten berichten für den *J.P.D. – Makkabi Hazair*, sowohl für den Düsseldorfer als auch für den Essener, in diesem Bund seien die jüdischen Fest- und Feiertage gefeiert worden. Eine Befragte berichtet dasselbe für den Düsseldorfer *Habonim*.

Für die Sportvereine berichtet nur einer der Befragten, der Düsseldorfer *Makkabi* habe Turnfeste zu *Chanukka* (s. Glossar) oder zu anderen Festtagen veranstaltet. Bei diesen Veranstaltungen habe weniger das Religiöse als vielmehr das Turnerische im Vordergrund gestanden.

In Bezug auf die Atmosphäre in den Jugendbünden und Sportvereinen herrscht zwischen den Befragten aus Düsseldorf und Essen große Übereinstimmung darin, dass sie die Atmosphäre als ausgesprochen positiv erinnern. Die Aussagen reichen von solchen, in denen die Atmosphäre als „angenehm“ und „locker“ beschrieben wird, bis hin zu solchen, in denen die Atmosphäre als „ausgelassen“ oder „wundervoll“ bezeichnet wird (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 6.1.6). Nur drei der Befragten – einer aus Düsseldorf, zwei aus Essen – berichten, die Stimmung in ihrer Gruppe des Jugendbundes und/oder Sportvereins sei während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft, angesichts der Bedrohung durch die nichtjüdische Umwelt und angesichts der politischen Lage, angespannt gewesen (ebd.).

Zu den Freundschaften innerhalb der Jugendbünde meinen fast alle Befragten, dass diese für die Kinder und Jugendlichen ausgesprochen wichtig waren. Das Verhältnis der Mitglieder untereinander war sehr eng. Lediglich zwei der Befragten – eine Mitglied des Düsseldorfer *Habonim*, eine Mitglied des dortigen *Schild* – berichten, sie hätten zu anderen Mitgliedern der Gruppe keinen engen Kontakt gehabt, sich nicht außerhalb der Gruppentreffen mit anderen Mitgliedern der Gruppe verabredet.

Für Essen lässt sich feststellen, dass hier die Jugendbünde und Sportvereine außerdem Orte waren, an denen die Kinder und Jugendlichen deutsch-jüdischer und ostjüdischer Herkunft zusammenkommen konnten. In ihnen entwickelten sich Kontakte und Freundschaften unter ihnen, die sich außerhalb der Bünde und Sportvereine, etwa aufgrund unterschiedlicher Wohngegenden, sowie auch in der Essener jüdischen Schule (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.3) nicht oder kaum bildeten.

In den Aussagen der Befragten aus Düsseldorf und Essen zum Erleben in den Jugendbünden und Sportvereinen überwiegen die Übereinstimmungen. Die Gründe für den Eintritt sind dieselben, die Erinnerungen an Aktivitäten und das „Kulturelle Programm“ ähneln sich. Die meisten Befragten erinnern sich daran, dass die Religiosität und das Feiern jüdischer Feste und Feiertage, von Bund zu Bund leicht unterschiedlich, keine oder nur eine geringe Rolle spielte. Die Atmosphäre in den Jugendbünden und Sportvereinen wird von den Befragten fast ausnahmslos als angenehm, locker und emotional stärkend beschrieben. Freundschaften innerhalb des Bundes und/oder

des Sportvereins werden sowohl von den Düsseldorfer als auch von den Essener Befragten als sehr wichtig bewertet.

## 6.2.2 Jugendgeschichte: Geborgenheit und emotionale Stärkung

Wie für die jüdischen Schulen, so lässt sich auch für die Jugendbünde und Sportvereine sagen, dass sie für die Kinder und Jugendlichen besonders als Orte des sozialen Zusammenseins mit Gleichaltrigen Bedeutung hatten. Sie waren angesichts zunehmender Restriktionen im Freizeitbereich als Orte der Freizeitgestaltung wichtig. Sie unterstützten die Kinder und Jugendlichen dadurch, dass sie ihnen die Möglichkeit gaben, ihre Freizeit in einer Gruppe Gleichgesinnter, in der sie sich geborgen fühlten, zu verbringen.

Fast allen Befragten waren die Freundschaften und das Zusammensein mit Gleichaltrigen in den Gruppen der Jugendbünde und Sportvereine sehr wichtig. Die meisten von ihnen trafen sich auch außerhalb der Gruppentreffen mit den Freunden aus dem Jugendbund und/oder dem Sportverein und verbrachten den größten Teil ihrer Freizeit mit diesen Freunden. Die Freizeitgestaltung in den Bänden bot einen Ersatz für die eingeschränkten Freizeitmöglichkeiten und die Aktivitäten der HJ. Das Zusammensein mit Freunden in den Bänden und Sportvereinen stellte ein Gegengewicht zur antisemitisch gestimmten Umwelt dar.

Den meisten Befragten gab der Jugendbund und/oder Sportverein Halt. Sie erlebten dort einen engen Zusammenhalt, fühlten sich akzeptiert und genossen das Gefühl, in lockerer Atmosphäre unter Gleichaltrigen sein zu können.

Für viele Befragten waren die Jugendbünde darüber hinaus ein wichtiger Erziehungsfaktor, der sie in ihren Charaktereigenschaften und Wertvorstellungen prägte. Diese und der Sport trugen dazu bei, dass die Kinder und Jugendlichen Charaktereigenschaften und Fertigkeiten entwickelten, die sie auf eine Auswanderung vorbereiteten.

Die zionistischen Bünde hatten insofern große Bedeutung für die Jugendlichen als sie ihnen mit der Aussicht auf eine Auswanderung nach Palästina eine Perspektive für die Zukunft boten. Sie bereiteten sie durch die Jugend-*Alija* (*Alija*, s. Glossar) und die *Hachschara* (s. Glossar) praktisch auf eine Auswanderung aus Deutschland vor.

Die größte Bedeutung der Jugendbünde und Sportvereine, so ein Ergebnis der Interviewauswertung, liegt darin, dass sie die Kinder und Jugendlichen durch das Zusammensein in einer Gruppe, in der sie sich geborgen fühlten, emotional stärkten.

Wie im Falle der jüdischen Schulen spielte die Beschäftigung mit der eigenen Religion und das Religiöse in den Jugendbänden und vielmehr noch in den Sportvereinen nur eine sehr untergeordnete oder sogar keine Rolle. Nur die allerwenigsten der Befragten berichten, die Religion habe im Leben ihres Jugendbundes oder Sportvereins Bedeutung gehabt. In den jüdischen Jugendbänden und Sportvereinen besannen sich die Mitglieder unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft viel weniger auf die eigene Religion als dies führende jüdische Pädagogen und Vertreter der Jugendbünde forderten und die Forschung heute annimmt.<sup>21</sup> Viel wichtiger als ein Besinnen auf die Religion war für die emotionale Stabilisierung der Kinder und Jugendlichen in dieser Zeit die Möglichkeit, in einem geschützten Rahmen und in einer Gruppe Gleichaltriger und Gleichgesinnter die Freizeit sinnvoll gestalten zu können (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 8).

---

<sup>21</sup> Z.B. Josephthal 1938a; Wolff 1934.

## 7 Das Erleben von Kindern und Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus sowie unterschiedlichen Alters

### 7.1 Unterschiedliche religiös-kulturelle Milieus

In diesem Kapitel wird der historisch-systematische Vergleich des Erlebens von Schule, Jugendbund und Sportverein durch Kinder und Jugendliche aus unterschiedlichen religiös-kulturellen Milieus durchgeführt. Aus unterschiedlichen religiös-kulturellen Milieus meint den Vergleich für Kinder und Jugendliche deutsch-jüdischer und ostjüdischer Herkunft sowie für Kinder und Jugendliche aus religiös-orthodoxen, religiös-konservativen oder religiös-liberalen Elternhäusern (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 2.4: Schematische Darstellung der Vergleichsfaktoren und ihrer Unterkategorien). Untersucht wird, ob Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Erleben dieser Befragten existieren.

Auf die Verteilung und das Verhältnis der Juden unterschiedlicher kultureller sowie verschiedener religiöser Ausrichtung in den jüdischen Gemeinden Düsseldorfs und Essens wurde bereits in den Kapiteln 4.1.1 und 4.1.2 der vorliegenden Untersuchung eingegangen. Auf sie sei an dieser Stelle verwiesen.

Dem Vergleich vorangestellt wird eine kurze Skizze dessen, wie sich, laut Forschung, die religiöse Erziehung der Kinder in religiös-konservativen oder orthodoxen und religiös-liberalen Familien seit Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland unterschied und welche Auswirkungen die unterschiedliche Erziehung auf die Identität der Kinder als Juden hatte. Die Skizze bietet einen Anhaltspunkt dafür, was gemeint ist, wenn die Befragten davon sprechen, sie seien religiös-liberal, religiös-konservativ oder religiös-orthodox erzogen worden. Die Definition und Zuordnung fällt im Einzelfall nicht leicht. Die Befragten wurden deshalb im Interview gebeten, genauer auf die religiösen Gepflogenheiten in ihren Familien einzugehen (s. in vorliegender Dissertation, Anhang). Aufgrund dieser Selbstauskünfte und Informationen aus den Dokumenten wurden die Befragten den unterschiedlichen religiös-kulturellen Milieus zugeordnet. An späterer Stelle wird die Verteilung der Befragten auf diese Milieus im Überblick dargestellt werden.

Für die Erziehung von Kindern in jüdischen Familien unterschiedlicher religiöser Haltung spricht Barta (1975, S. 131) davon, dass die Erziehung der Kinder in orthodoxen Familien in Deutschland seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dadurch gekennzeichnet war, dass die Familien nach deutschem Lebensstil lebten, diesen jedoch bis zu einem gewissen Grad durch den Traditionen entsprechende jüdische Inhalte ergänzten: „Deutscher Lebensstil und doch intime jüdische Atmosphäre herrschten im Hause des orthodoxen Juden in Deutschland“ (ebd.). Orthodoxe Eltern, so Barta, schickten ihre Kinder bevorzugt in eine jüdische Volksschule, sofern eine in der Nähe des Wohnsitzes war. Selten aber besuchten die Söhne eine der wenigen im deutschen Sprachraum vorhandenen *Jeschiwas* (s. Glossar; Barta 1975, S. 131). Der religiöse deutsche Jude<sup>1</sup> nahm samt seiner Familie an den Lebensgewohnheiten der nichtjüdischen Umwelt vorurteilsfrei teil und wurde zu einer loyalen Haltung Deutschland gegenüber erzogen. Gleichzeitig bewirkte der ihm in der Familie vermittelte feste Standpunkt im Judentum, dass er auch einen festen Standpunkt inner-

---

<sup>1</sup> Gemeint sind männliche Kinder und Jugendliche aus religiös-orthodoxen Elternhäusern.

halb der Jugend Deutschlands einnehmen und ihn der Einfluss des nichtjüdischen Lebensbereichs nicht überwältigen konnte (ebd., S. 133).

Den Kindern aus religiös-liberalen Elternhäusern fiel es hingegen schwer, sich ihres Judentums bewusst zu werden, fehlte ihnen doch im Elternhaus der „Anhaltspunkt an jüdische Tradition“ (Barta 1975, S. 133).

Der „mitteleuropäische Assimilationsjude“, so Schmettow (2006, S. 95), übernahm die alten Bräuche für sich und seine Familie nur so weit, wie sie seine Bequemlichkeit nicht störten. Seine allzu großzügige Handhabung von Geboten und Verboten schuf bei den jüdischen Kindern ein Gefühl der Unsicherheit in religiöser und ethischer Hinsicht (ebd.).

„Die Zahl der Ausflüchte“, so Barta (1975, S. 105), „die Einhaltung religiöser Vorschriften und Bräuche betreffend, war im liberalen Judentum Mittel- und Osteuropas unendlich. Die Folge war eine dauernde Inkonsequenz zwischen religiösen Paragraphen und weltlichen Neigungen in der liberalen jüdischen Handlungs- und Lebensweise, die sich natürlich erzieherisch auswirken musste. Die Jugend religiös-liberaler jüdischer Kreise suchte vergeblich im Elternhaus eine klare Linie und eine Antwort auf die Frage, ob das Koschertum [*koscher*, s. Glossar] noch zur jüdischen Religion gehörte oder als unzeitgemäßer Ballast abgelegt werden sollte“.

Zum Erziehungsprogramm in den religiös-liberalen Familien gehörte meist allenfalls noch der Besuch der Synagoge an den hohen Feiertagen. Diese Familien behielten häufig noch das *Chanukka*-Fest (*Chanukka*, s. Glossar) bei, während Feste wie *Sukkot* (s. Glossar) oder *Purim* (s. Glossar) meist keine Bedeutung mehr besaßen und nicht begangen wurden. Neben *Chanukka* wurden in religiös-liberalen jüdischen Familien zumeist noch das Neujahrsfest (*Rosch Haschana*, s. Glossar), der Versöhnungstag (*Jom Kippur*, s. Glossar) und der *Seder*-Abend des *Pessach*-Festes (*Seder* und *Pessach*, s. Glossar) gefeiert. Die Familien gingen an diesen Tagen häufig noch in die Synagoge und brachten ein gewisses Pensum an Gebeten hinter sich. Sie unterließen aber an diesen Tagen, anders als die orthodoxen Juden, denen diese Tage heilig waren, nicht alles Profane (Barta 1975, S. 99, 101).

Die religiöse Bildung der Kinder beschränkte sich zumeist auf die spärlichen Religionsstunden an den staatlichen Schulen, wo den Schülern eine trockene Judentumskunde geboten wurde. Diese war nicht geeignet, die Kinder aus religiös-liberalen Elternhäusern in der Konfrontation mit den vielschichtigen Einflüssen der nichtjüdischen Umwelt für die „jüdische Sache“ eintreten zu lassen (Barta 1975, S. 134). Kinder und Jugendliche aus religiös-liberalen Elternhäusern zogen es vor, so Barta, ihr Judentum, von dessen Wert sie aus Mangel an Erfahrung nicht überzeugt waren, zu verbergen, um unangenehme Sticheleien seitens nichtjüdischer Kameraden aus dem Weg zu gehen (ebd.).

Nun wird genauer aufgeschlüsselt, wie sich die ehemaligen Schüler der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen, für die sich ihre Herkunft und ihre eigene religiöse Haltung oder die ihrer Elternhäuser eindeutig nachweisen ließen, auf die verschiedenen religiös-kulturellen Milieus verteilen:

Für 37 der Essener Befragten ließ sich die Herkunft eindeutig nachweisen, für 35 die eigene religiöse Haltung oder die ihres Elternhauses. 24 der 37 Befragten, für die sich ihre Herkunft feststellen ließ, stammten aus deutsch-jüdischen Elternhäusern, 13 aus ostjüdischen. 20 der 35 Befragten, für die sich die eigene religiöse Haltung oder die ihrer Eltern ermitteln ließ, sprechen davon, dass ihre Familie religiös-liberal war.

14 beschreiben die religiöse Haltung ihrer Familien als „konservativ“, als „religiös“ oder „einigermaßen religiös“. Einer stammt aus einem religiös-orthodoxen Elternhaus.

Im Falle der Düsseldorfer Befragten ließ sich für 49 von ihnen die Herkunft nachweisen; für 37 die eigene religiöse Haltung oder die ihres Elternhauses. 43 der 49 Befragten, deren Herkunft sich nachweisen ließ, stammten aus deutsch-jüdischen Elternhäusern, sechs aus ostjüdischen. Zur eigenen religiösen Haltung oder zur religiösen Haltung ihrer Familien gaben 26 der 37 Befragten an, dass ihre Familie nicht-religiös oder religiös-liberal war. Elf sprechen davon, dass ihr Elternhaus „religiös“, „religiös-konservativ“ oder „religiös-orthodox“ war.

Signifikante Unterschiede im Erleben an den jüdischen Schulen, in den Jugendbünden und Sportvereinen lassen sich nach Auswertung der Interviews und Ego-Dokumente für die Kinder und Jugendlichen ostjüdischer und deutsch-jüdischer Herkunft sowie unterschiedlicher religiöser Haltung nicht feststellen:

Die Gründe für den Wechsel auf die jüdische Schule waren sowohl bei den Schülern ostjüdischer als auch deutsch-jüdischer Herkunft, bei solchen aus religiös-liberalen und bei solchen aus religiös-konservativen oder religiös-orthodoxen Elternhäusern dieselben. Der Wunsch der Eltern, Schulverweise durch die Schulleitungen der nicht-jüdischen Schulen oder der eigene Wunsch waren bei allen ausschlaggebend für den Schulwechsel. Eine auffällige Korrelation zwischen den Gründen für den Schulwechsel und der Herkunft oder der religiösen Einstellung der Befragten lässt sich hierbei nicht feststellen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.1). Einschränkend muss allerdings gesagt werden, dass von Befragten ostjüdischer Herkunft nur sehr wenige Aussagen zu den Gründen für einen Schulwechsel vorliegen: für Düsseldorf gibt es nur zwei, für Essen keine Aussagen.<sup>2</sup>

Auch in Bezug auf das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern an den jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen lassen sich keine Unterschiede in den Aussagen Befragter ostjüdischer und deutsch-jüdischer Herkunft feststellen. Unterschiede gibt es nur für die beiden Schulen an sich. Die Lehrer der Essener jüdischen Schule werden häufiger als streng und distanziert beschrieben. Lediglich zwei ehemalige Schüler der Essener jüdischen Schule, einer ostjüdischer Herkunft, eine deutsch-jüdischer Herkunft, äußern sich dahingehend, dass die Kinder ostjüdischer und deutsch-jüdischer Herkunft an der Essener jüdischen Schule von den Lehrern unterschiedlich behandelt wurden (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.2 und 5.2.3).

Anders verhält es sich mit dem Verhältnis der Schüler untereinander. Zumindest für die Essener jüdische Schule lässt sich aus den Aussagen der Befragten schließen, dass dieses Verhältnis von den Schülern unterschiedlicher Herkunft sehr verschieden erlebt wurde und sehr unterschiedlich erinnert wird. Während sich die ehemaligen Schüler deutsch-jüdischer Herkunft nur in wenigen Fällen an ein Konflikt beladenes Verhältnis der Schüler deutsch-jüdischer und ostjüdischer Herkunft an der Essener jüdischen Schule erinnern, wird dieses Verhältnis von den ehemaligen Schülern ostjüdischer Herkunft vielfach als gespannt und mit Vorurteilen und Konflikten beladen beschrieben (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.3).

In Bezug auf die Freundschaften der Kinder und Jugendlichen zeigt sich für Essen, dass besonders die ehemaligen Schüler ostjüdischer Herkunft ihre Freunde zumeist unter anderen (ost)jüdischen Kindern hatten (s. in vorliegender Dissertation,

---

<sup>2</sup> In Essen hatte keiner der ostjüdischen Schüler, deren Interviews und Ego-Dokumente ich auswertete, vor dem Besuch der jüdischen Schule eine nichtjüdische Schule besucht.

Kap. 5.2.4). Dies erklärt sich bei vielen von ihnen aus dem relativ geschlossenen jüdischen Milieu, in dem sie aufwuchsen. Sie besuchten in der Regel die jüdische Schule vom 1. Schuljahr an, waren zumeist Mitglieder in einem der jüdischen Jugendbünde und/oder Sportvereine und lebten häufig mit ihren Familien in Essener Stadtteilen mit einem relativ hohen Anteil jüdischer Bewohner (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.1.2).

Für das Erleben von Unterricht, Unterrichtsinhalten, Pausen und Freizeit an den jüdischen Schulen lassen sich für die Befragten unterschiedlicher Herkunft und religiöser Haltung sowohl für Essen als auch für Düsseldorf keine Unterschiede feststellen. Für das Unterrichtserleben finden sich Unterschiede im Erinnern der ehemaligen Schüler vielmehr wiederum für die Schulen. Der Unterricht der Düsseldorfer Schule wird von den Befragten als lockerer und moderner beschrieben als der der Essener Schule (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.5).

Unterschiedliche Aussagen der ehemaligen Schüler aus Elternhäusern mit verschiedener religiöser Haltung gibt es für das Erleben und für die Bedeutung der Religiosität an den jüdischen Schulen. Zwar berichten die meisten der Befragten, sowohl die aus nicht-religiösen als auch die aus religiösen Elternhäusern, die Religion habe in den jüdischen Schulen keine große Rolle gespielt, aber lediglich solche aus nicht-religiösen Elternhäusern meinen, die Schule habe sie in ihrer Religiosität beeinflusst. Sie habe z.B. dazu beigetragen, dass sie ihre Familien zum Praktizieren religiöser Riten und Traditionen anhielten (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.8).

Für die Schumatmosphäre lässt sich wiederum kein Unterschied in den Aussagen der Befragten ostjüdischer und deutsch-jüdischer Herkunft oder unterschiedlicher religiöser Haltung feststellen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.9).

Auch für das Erleben in den Jugendbünden und Sportvereinen gibt es keine signifikanten Unterschiede in den Aussagen Befragter ostjüdischer und deutsch-jüdischer Herkunft sowie unterschiedlicher religiöser Einstellung:

Als Gründe für den Beitritt in den ein oder anderen Jugendbund und/oder Sportverein nennen fast alle Befragten das Beispiel älterer Geschwister, Freunde oder Bekannter sowie das Betreiben der Eltern. Die Befragten ostjüdischer Herkunft nennen dabei häufiger das Beispiel älterer Geschwister, Freunde oder Bekannter als Grund für ihren Beitritt in einen der Jugendbünde und/oder Sportvereine. Bei den Kindern und Jugendlichen deutsch-jüdischer Herkunft waren häufiger die Eltern ausschlaggebend (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 6.1.1).

Dieses Ergebnis deckt sich mit der in Kapitel 4.1.2 der vorliegenden Dissertation angeführten These Riekers und Zimmermanns, die besagt, auf die Erziehung und Lebensgestaltung der ostjüdischen Kinder und Jugendlichen hätten, aufgrund z.B. der Berufstätigkeit der Mütter, häufiger größere Gruppen wie die Geschwister oder Freunde Einfluss genommen als bei den Kindern und Jugendlichen deutsch-jüdischer Herkunft. Die Kinder und Jugendlichen deutsch-jüdischer Herkunft hätten zumeist eine eher elternzentrierte Form der Erziehung erlebt. Dies erklärt, warum bei den Kindern und Jugendlichen deutsch-jüdischer Herkunft eher die Eltern ausschlaggebend waren für den Beitritt zum ein oder anderen Jugendbund und/oder Sportverein, bei den Kindern und Jugendlichen ostjüdischer Herkunft häufiger Geschwister, Freunde oder Bekannte.

Für die Aktivitäten der Jugendbünde und Sportvereine lassen sich ebenfalls keine Unterschiede in den Aussagen der Befragten ostjüdischer und deutsch-jüdischer Herkunft feststellen. Waren sie Mitglied in denselben Jugendbünden und Sportvereinen, so werden die dortigen Aktivitäten gleich oder ähnlich erinnert. Ein Unterschied lässt

sich nur insofern erkennen, als die Kinder und Jugendlichen ostjüdischer Herkunft häufiger Mitglied in zionistisch-sozialistisch ausgerichteten Bündeln wie dem *Habonim* oder dem *Haschomer Hazair* waren. In diesen Bündeln beschäftigten sie sich stärker mit Palästina, dem Zionismus und dem Lernen des Hebräischen als die Kinder deutsch-jüdischer Herkunft, die zumeist im *J.P.D. – Makkabi Hazair* organisiert waren. Bei den Aktivitäten des *J.P.D. – Makkabi Hazair*, so lässt sich aus den Aussagen der Befragten schließen, standen eher pfadfinderische Tätigkeiten im Vordergrund der Aktivitäten (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 6.1.2).

Zur Bedeutung der Religion im Leben der Jugendbünde und Sportvereine berichten fast alle Befragten, ob deutsch-jüdischer oder ostjüdischer Herkunft, ob religiös oder nichtreligiös, diese sei im Leben der Bünde und Sportvereine unbedeutend gewesen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 6.1.5). Nur zwei der Befragten berichten für den Düsseldorfer *J.P.D. – Makkabi Hazair*, die Religion habe in diesem Bund eine gewisse Rolle gespielt (ebd.). Beide stammten aus nicht-religiösen Elternhäusern. Sie beurteilen die Rolle der Religion im *J.P.D. – Makkabi Hazair* vermutlich anders, sprechen ihr eine größere Bedeutung zu als Befragte, die aus einem Elternhaus stammen, in dem die Religion noch oder zumindest noch teilweise praktiziert wurde.

Für die Atmosphäre in den Jugendbünden und Sportvereinen lassen sich ebenfalls keine Unterschiede im Erleben und in der Erinnerung der Befragten ostjüdischer und deutsch-jüdischer Herkunft sowie unterschiedlicher religiöser Haltung feststellen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 6.1.6).

Gleiches gilt für die Aussagen der Befragten in Bezug auf die Mitglieder und Freunde in den Bündeln und Vereinen. Fast alle Befragten, egal welcher Herkunft und religiösen Einstellung, berichten, das Verhältnis der Mitglieder untereinander sei gut, Freundschaften seien eng gewesen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 6.1.7).

In Vorgriff auf das Kapitel 8 der vorliegenden Dissertation wird an dieser Stelle kurz darauf eingegangen, ob die Befragten unterschiedlicher Herkunft und religiöser Einstellung die Bedeutung, die Schule, Jugendbund und/oder Sportverein für sie besaßen, unterschiedlich beurteilen.

Feststellen lässt sich, dass unter den Befragten, die angeben, die jüdische Schule, der Jugendbund und/oder Sportverein hätten für sie kaum eine oder keine Bedeutung gehabt, die Befragten deutsch-jüdischer Herkunft und religiös-liberaler Einstellung überwiegen. Von den acht Befragten, die berichten, Schule, Jugendbund und/oder Sportverein hätten für sie eindeutig keine Bedeutung gehabt, stammen sieben aus deutsch-jüdischen, nicht-religiösen Elternhäusern. Es sind dies besonders solche Befragte, die die jüdische Schule nur in den ersten vier Volksschuljahren besuchten oder aus einem Elternhaus stammten, in dem die Erziehung stark elternzentriert war.<sup>3</sup> Insgesamt aber überwiegt die Übereinstimmung unter den Befragten ostjüdischer wie deutsch-jüdischer Herkunft und unterschiedlicher religiöser Einstellung, dass sowohl die Schule als auch der Jugendbund und/oder Sportverein Bedeutung oder große Bedeutung für sie gehabt hätten (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 8).

---

<sup>3</sup> Z.B. Bernd S. (21); Baruch B.-D. (69); Kurt (Zwi) E. (72); Martin O. S. (81).

## 7.2 Unterschiedliche soziale Herkunft

Bevor in diesem Kapitel darauf eingegangen wird, ob und wie sich das Erleben von Schule, Jugendbund und Sportverein für Kinder und Jugendliche verschiedener sozialer Herkunft unterschied, sei vorweg geschickt, dass eine Definition der sozialen Herkunft der Befragten und ihrer Schichtzugehörigkeit schwierig ist. In den Kapiteln 4.1.1 und 4.1.2 der vorliegenden Dissertation wurde die soziale Lage der Ost- und der Deutsch-Juden in Düsseldorf und Essen bereits angesprochen. Auf sie sei an dieser Stelle näher eingegangen.

Für Essen schreibt Schmettow (2006, S. 56), man sei bei der Definition der sozialen Zugehörigkeit der Essener jüdischen Familien in dem von ihm untersuchten Zeitraum in vielen Fällen auf die Zuordnung und Einschätzung der sozialen Situation ihrer Familien durch die Befragten selbst angewiesen. Die Zuordnungen und Selbsteinschätzungen der Befragten bezögen sich dabei meist auf die Zeit vor 1933 und resultierten aus dem, was die Eltern den Befragten seinerzeit erzählten oder was sie selber feststellen konnten (ebd., S. 57).

Aus den von ihm ausgewerteten Interviews leitet Schmettow drei Gruppen von Merkmalen ab, die der Zuordnung und deutlichen Selbsteinschätzung der sozialen Situation der Familien der Befragten dienen:

1. Merkmale subjektiven Empfindens (z.B. „man sei wohlhabend gewesen“, „man habe auf hohem Niveau gelebt“ etc., aber auch: „Familie lebte bescheiden“, „Familie lebte in ärmlichen Verhältnissen“ etc.);
2. Merkmale konkreter eigener Zuordnung (z.B. „großbürgerliche Verhältnisse“, „Mittelklasse-Haushalt“, „mittleres Bürgertum“ etc.);
3. konkrete Merkmale des Lebensstandards (z.B. „Auto des Vaters“, „Kindermädchen“, „Ferienfahrten“, „eigenes Haus“, aber auch: „kein Geld für weiterführende Schulen“, „kleine Wohnung“, „Wohnung in Proletariergegend“ etc.).

Äußerungen der Befragten in den Interviews und Ego-Dokumenten, die diese Merkmale enthalten, so Schmettow (2006, S. 59f.), sind Zuordnungen und Selbsteinschätzungen, die auf die tatsächliche soziale Situation und die Schichtzugehörigkeit der Familie schließen lassen. Eine Schichtenzuordnung könne z.B. durch die Kombination von Äußerungen der Befragten zu Berufen der Eltern mit einem, zwei oder allen der oben genannten Merkmale erfolgen.

Für Essen hat Schmettow aus den von ihm ausgewerteten Interviews und Ego-Dokumenten analysiert, dass im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts ein kleiner Teil der Essener jüdischen Familien (ca. 11%) der oberen Mittelschicht und ca. 52% der Familien der mittleren Mittelschicht (im Handel tätige Familien) angehörten. 21% der Familienväter waren unselbständige Angestellte; ein Viertel von ihnen gehörte der oberen Mittelschicht (Prokuristen und Geschäftsführer), drei Viertel von ihnen gehörten der unteren Mittelschicht (Reisende, Vertreter etc.) an. Die restlichen jüdischen Familien rechnet er der oberen Unterschicht zu (Schmettow 2006, S. 56).<sup>4</sup> Bei

---

<sup>4</sup> Zimmermann (1993, S. 12) weist für das Jahr 1910 unter 419 mit ihren Berufen erfassten Mitgliedern der Essener jüdischen Gemeinde nach, dass 58% von ihnen im Handel als Selbständige tätig waren, 17% waren Beschäftigte im Banksektor, Fabrikanten mit kleineren Betrieben, Ärzte, Rechtsanwälte und Rentiers, 10% waren Privatbeamte und Angestellte, 10% waren Handwerker und Metzger, 5% waren Beschäftigte der jüdischen Gemeinde oder fielen in die Rubrik „Sonstige“.

der Selbsteinschätzung der sozialen Situation ihrer Familien vor 1933, so Schmettow (ebd., S. 60), bewerte der überwiegende Teil der Befragten diese als gut.<sup>5</sup>

In Düsseldorf gehörte 1933 die Mehrheit der jüdischen Familien zum wohlhabenden Mittelstand (Genger 1997b, S. 11). Zahlreiche Väter waren Geschäftsinhaber und Gewerbetreibende, die dem mittleren Bürgertum mit gutem Einkommen zuzurechnen waren. Sie konnten es sich leisten, ihre Kinder auf höhere Schulen zu schicken, sie studieren zu lassen, geräumige Wohnungen zu besitzen. Viele von ihnen hatten zumindest eine Köchin, meist weitere Bedienstete wie Kindermädchen etc. (ebd.; s. auch in vorliegender Dissertation, Kap. 4.1.1).

Am unteren Ende der sozialen Skala standen in beiden Städten die jüdischen ambulanten Händler, Inhaber kleiner Abzahlungsgeschäfte und – vorwiegend in Essen – die jüdischen Industrie- und Bergarbeiter meist ostjüdischer Herkunft (Genger 1997b, S. 11; Schmettow 2006, S. 36).

Das Erleben der Schüler unterschiedlicher sozialer Herkunft korrespondiert in weiten Teilen mit dem Erleben der Schüler aus verschiedenen religiös-kulturellen Milieus. Es waren zumeist die Schüler ostjüdischer Herkunft und religiös-konservativer oder religiös-orthodoxer Erziehung, die aus ärmeren Elternhäusern stammten. Ihre Eltern waren es, die den Lebensunterhalt meistens als Klein- und Altwarenhändler, mit kleinen Abzahlungsgeschäften oder als Industriearbeiter verdienten. Sowohl in Düsseldorf, vielmehr aber noch in Essen, zählte ein großer Teil der ostjüdischen Familien zur unteren, allenfalls zur mittleren Mittelschicht, während die deutschen Juden mehrheitlich zum Mittelstand, einige von ihnen als erfolgreiche Industrielle und Unternehmer auch zur sozialen Oberschicht gehörten.

In Bezug auf das Verhältnis der Schüler an den jüdischen Schulen untereinander scheint zumindest im Falle der Essener Befragten die soziale Herkunft für das damalige Erleben wichtig gewesen zu sein.

In der Regel sind es die ehemaligen Schüler ostjüdischer und zumindest ärmerer Herkunft, die berichten, es habe keine Kontakte zu Schülern deutsch-jüdischer Herkunft gegeben, Freundschaften der Schüler untereinander hätten sich zwischen Schülern gleicher oder ähnlicher sozialer Herkunft gebildet (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.3). Einige der Befragten äußern explizit, dass Ressentiments der deutsch-jüdischen gegenüber den ostjüdischen Schülern nicht nur mit deren kulturell-religiösen, sondern auch mit ihrer sozialen Herkunft zusammenhängen (ebd.). Zu den ehemaligen Schülern der Essener jüdischen Schule, die sich negativ zum Verhältnis der Schüler an dieser Schule untereinander äußern, gehören einige aus eindeutig armen Familien.<sup>6</sup>

Für die Düsseldorfer jüdische Schule äußert sich lediglich Karola R. zum Zusammenleben der Schüler unterschiedlicher sozialer Herkunft. Sie berichtet: „In unserer Schule gingen auch Kinder aus Familien, die noch immer viel Geld hatten und deren Töchter herrliche Kleider besaßen, um die ich sie sehr beneidete. Die Schülerschaft stellte einen Querschnitt der jüdischen Bevölkerung dar, angefangen von den jiddisch

---

<sup>5</sup> 37 von 62 Befragten, die sich zur materiellen Situation ihrer Familie äußern, bewerten diese als gut; nur fünf bewerten sie explizit als schlecht (Schmettow 2006, S. 60).

<sup>6</sup> Zu ihnen gehören Pnina G. und Aaron J. Pnina G. lebte mit ihrer Mutter in sehr bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnissen. Ihre Eltern hatten sich kurz nach Pninas Geburt scheiden lassen. Auch Aaron J. lebte in bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnissen. Die Familie war um 1920 aus Polen nach Essen gekommen, wo der Vater zunächst als Schlosser bei Krupp arbeitete und sich später als reisender Vertreter versuchte. 1937 starb der Vater und hinterließ seine Frau mit sechs Kindern.

sprechenden Immigranten aus Osteuropa bis zu den voll in Deutschland integrierten alteingesessenen Bürgern. In der jüdischen Gemeinde gab es seit eh und je zwischen den einzelnen Gruppierungen Überheblichkeit und Rivalität. Jetzt waren die Kinder aller Schichten, von Armen und Reichen, von Akademikern, Kaufleuten und Handwerkern, von Liberalen und Orthodoxen zusammengewürfelt und gezwungen, miteinander auszukommen“ (Zürndorfer 1997, S. 60). Aus dieser einzelnen Aussage lässt sich jedoch nichts Generelles über das Verhältnis der Schüler unterschiedlicher sozialer Herkunft an der Düsseldorfer jüdischen Schule schließen.

In Essen, so zeigen die Aussagen der Befragten, schlossen die Schüler Freundschaften vorwiegend mit Mitschülern gleicher oder ähnlicher sozialer Herkunft. Einige der Befragten berichten von einer Cliquenbildung bei Schülern gleicher sozialer Herkunft und gleichen kulturell-religiösen Hintergrundes an dieser Schule (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.3).

In den Aussagen zum Unterrichtserleben und zur Schumatmosphäre gibt es im Falle beider Schulen keine signifikanten Unterschiede für die Befragten unterschiedlicher sozialer Herkunft. Lediglich für die Essener jüdische Schule lässt sich bemerken, dass sich unter denen, die sich negativ zum Unterricht und zur Schumatmosphäre äußern, einige befinden, die aus wohlhabenden Elternhäusern stammten, so z.B. Martin O. S. und Kurt M. Martin O. S., Sohn eines Essener Unternehmers, beschreibt die Schumatmosphäre an der jüdischen Schule aufgrund der dort praktizierten Prügelstrafen als bedrohlich (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.9). Kurt M., Sohn eines Lebensmittelgroßhändlers, hatte vor dem Wechsel auf die jüdische Schule bis 1934 eine Essener Privatschule besucht. Er beschreibt die jüdische Schule als eine gänzlich schlechte Schule, in der die Schüler zu jeder Zeit und grundlos mit Weidengeräten geschlagen wurden (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.5 und 5.2.9). Zumindest für Martin O. S. lässt sich aus den Aussagen in seinem Interview schließen, dass er sehr behütet aufwuchs (82). Vermutlich empfand er die Essener jüdische Schule, von der er berichtet, es seien Schläge zur Bestrafung der Schüler eingesetzt worden (ebd.), deshalb als bedrohlich. Für Kurt M. lässt sich vermuten, dass er an der Privatschule, die er vor dem Wechsel auf die Essener jüdische Schule besucht hatte, einen behüteten Unterricht erlebte.

Für den Beitritt der Kinder und Jugendlichen zu einem der jüdischen Jugendbünde und/oder Sportvereine waren bei den Kindern und Jugendlichen aus ärmeren Familien häufiger Geschwister, Freunde und Bekannte ausschlaggebend. Bei den Kindern und Jugendlichen aus besser situierten Elternhäusern waren es häufiger die Eltern. Hier lassen sich die Ergebnisse aus Kapitel 7.1 der vorliegenden Dissertation übertragen, waren es doch zumeist die Kinder und Jugendlichen ostjüdischer Herkunft, die aus ärmeren Elternhäusern stammten, in denen oftmals die Mütter durch Arbeit mit zum Lebensunterhalt beitragen mussten. Diese Kinder und Jugendlichen wuchsen weniger elternzentriert auf als die Kinder aus besser situierten, meist deutsch-jüdischen Elternhäusern, bei denen sich in der Regel die Mutter oder ein Kindermädchen um die Erziehung der Kinder kümmerten. Bei den Kindern aus ärmeren Elternhäusern beeinflussten häufiger Gruppen wie Geschwister oder Freunde die Erziehung und Lebensgestaltung. Deshalb konnten sie bei diesen Kindern häufiger ausschlaggebend für den Beitritt in einen der Jugendbünde und/oder Sportvereine sein .

Ansonsten lassen sich für das Erleben der Kinder und Jugendlichen unterschiedlicher sozialer Herkunft in den jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen keine Unterschiede feststellen. Zwar kann man sagen, dass, zumindest in Essen, die Kinder und Jugendlichen aus sozial schwächeren, meist osteuropäischen Familien, vorzugsweise in zionistisch-sozialistischen Jugendbünden wie dem *Habonim* oder *Haschomer Ha-*

*zair*, die besser situierten, meist deutsch-jüdischen Kinder und Jugendlichen vorzugsweise im *J.P.D. – Makkabi Hazair* oder assimilatorischen Bündeln organisiert waren, für das Erleben im Jugendbund oder Sportverein machte dies aber keinen Unterschied. Die Aktivitäten, das „Kulturelle Programm“, die Atmosphäre, Feste und Feiern sowie die Religiosität in den Jugendbünden und Sportvereinen werden von den Befragten unterschiedlicher sozialer Herkunft in gleicher Weise erinnert.

Die befragten ehemaligen Schüler der Essener jüdischen Schule, die aus reichen Elternhäusern stammten, waren meistens nicht Mitglied irgendeines Jugendbundes. Ihre freie Zeit verbrachten sie häufiger mit privatem Musik- oder Sprachunterricht.<sup>7</sup> Für die Kinder und Jugendlichen aus ärmeren Elternhäusern war der Jugendbund oder Sportverein häufiger Ort des sozialen Zusammenseins als für Kinder und Jugendliche aus eindeutig wohlhabenden Elternhäusern.

Im Gegensatz zum Verhältnis der Schüler an der Essener jüdischen Schule untereinander, bei dem die soziale Herkunft der Schüler eine Rolle spielte, erwähnt keiner der Befragten, dass in den dortigen Jugendbünden oder Sportvereinen eine Distanz zwischen den Kindern und Jugendlichen unterschiedlicher sozialer Herkunft bestand. In den Bündeln und Sportvereinen gab es keine Ressentiments unter den Kindern und Jugendlichen. Das Verhältnis der Gruppenmitglieder jeder Herkunft wird zumeist als kameradschaftlich und eng beschrieben (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 6.1.7).

Auch an dieser Stelle wird in Vorgriff auf Kapitel 8 der vorliegenden Dissertation kurz darauf eingegangen, ob die Bedeutung, die die jüdische Schule, der Jugendbund und/oder Sportverein für die Befragten verschiedener sozialer Herkunft hatten, unterschiedlich war.

Wie für die Bedeutung, die diese Institutionen für die Kinder und Jugendlichen aus unterschiedlichem religiös-kulturellem Milieu hatten, lassen sich auch für die Bedeutung, die sie für Kinder und Jugendliche verschiedener sozialer Herkunft hatten, keine signifikanten Unterschiede feststellen.

Für die Kinder und Jugendlichen jeder sozialen Herkunft waren die jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine Orte des sozialen Zusammenseins mit Gleichaltrigen. Es waren Orte, an denen sie in vielen Fällen eine relativ unbeschwerte Zeit genießen konnten. Sie boten ihnen einen Ausgleich für die immer stärker eingeschränkten Freizeitmöglichkeiten (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 8).

In diesen Hinsichten hatten sie für die Kinder und Jugendlichen aus ärmeren Elternhäusern größere Bedeutung, da diese in stärkerem Maße als die Kinder und Jugendlichen aus wohlhabenderen Familien in ihrer Freizeit auf der Straße spielten. Das Spielen auf der Straße, so berichten viele der Befragten (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.6), wurde unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft immer schwieriger. Deshalb hatten die Jugendbünde und Sportvereine für die Kinder und Jugendlichen, die in ihrer Freizeit bis zur Zeit der nationalsozialistischen Machtübernahme meistens auf der Straße spielten, größere Bedeutung als für Kinder, die behüteter aufwuchsen und zumeist zu Hause spielten.

Für die Kinder und Jugendlichen aus ärmeren Elternhäusern hatte der Jugendbund auch praktische Bedeutung. Er ermöglichte vielen von ihnen im Rahmen der Jugend-*Alija* (*Alija*, s. Glossar) eine Auswanderung aus Deutschland, die aufgrund mangelnder finanzieller Möglichkeiten der Eltern sonst unmöglich gewesen wäre. Für die Kinder aus

---

<sup>7</sup> So z.B. Martin O. S. oder Margot P.

reichen Elternhäusern hatte diese Möglichkeit keine so große Bedeutung. Sie wanderten zumeist mit den Eltern aus oder wurden von ihnen ins Ausland geschickt.

Der überwiegende Teil der Befragten berichtet, die jüdische Schule, die Mitgliedschaft in einem der Jugendbünde und/oder der Sport habe sie angesichts der feindlichen nichtjüdischen Umwelt und der Probleme und Schwierigkeiten während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft emotional gestärkt (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 8). Auch hier gibt es keine Differenzen in den Aussagen der ehemaligen Schüler unterschiedlicher sozialer Herkunft.

Der Sport hatte sowohl für Kinder und Jugendliche aus ärmeren als auch für jene aus besser situierten Elternhäusern Bedeutung. Die körperliche Ertüchtigung, besonders Kampfsportarten wie etwa das Boxen, ermöglichte es ihnen, sich gegen Angriffe durch nichtjüdische Kinder und Jugendliche zu wehren. Die Kinder und Jugendlichen konnten Stolz auf von ihnen vollbrachte sportliche Leistungen empfinden. Sportliche Leistungen konnten dazu beitragen, ihre Stellung unter den Mitschülern an den nichtjüdischen Schulen zu verbessern. In dieser Beziehung unterscheiden sich die Aussagen der Befragten unterschiedlicher Herkunft nicht.

Die Gemeinsamkeiten in den Aussagen der Befragten unterschiedlicher sozialer Herkunft zum Erleben an nichtjüdischen und jüdischen Schulen, in jüdischen Jugendbünden und Sportvereinen überwiegen. Es liegen aber nur sehr wenige Aussagen von ehemaligen Schülern aus sehr reichen oder sehr armen Elternhäusern vor. Die einzigen Befragten, die aus eindeutig wohlhabenden Familien stammten – Margot P. und Martin O. S. aus Essen – waren nicht Mitglied irgendeines Jugendbundes oder Sportvereins bzw. äußern sich hierzu nicht.<sup>8</sup>

### 7.3 Unterschiedliches Alter

Wie die Auswertung der Interviews und Ego-Dokumente zeigt, spielte auch das seinerzeitige Alter der Kinder und Jugendlichen eine Rolle dabei, wie sie die nichtjüdischen und jüdischen Schulen, die Jugendbünde und Sportvereine erlebten (s. auch in vorliegender Dissertation, Kap. 8).

Die älteren Befragten, die zum Zeitpunkt der nationalsozialistischen Machtübernahme bereits höhere nichtjüdische Schulen besuchten, berichten häufiger von antisemitischen Einstellungen ihrer Lehrer und Mitschüler als jüngere Befragte, die zu dieser Zeit noch auf nichtjüdischen Volksschulen waren (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1 und 5.1.2). Die älteren Befragten sind es auch, die öfter davon sprechen, dass sie den Wechsel von einer nichtjüdischen auf eine der jüdischen Schulen selber wünschten (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.1).

Es ist wahrscheinlich, dass die zum Zeitpunkt der nationalsozialistischen Machtübernahme schon älteren Befragten die politischen Geschehnisse und den Antisemitismus in ihrer Umgebung bewusster wahrnahmen als die jüngeren Befragten. Diese berichteten mehrheitlich, ihre Eltern hätten versucht, sie zu schützen und die politischen Dinge von ihnen fernzuhalten. Sie berichteten häufiger davon, dass der Antisemitismus für sie eine Selbstverständlichkeit war, sie an ihn gewöhnt waren und nichts anderes

---

<sup>8</sup> Margot P. macht hierzu keine Angaben, Martin O. S. war in keinem Jugendbund oder Sportverein organisiert.

kannten.<sup>9</sup> Von den älteren Befragten liegen mehrere Aussagen dazu vor, dass sie Antisemitismus um sich herum wahrnahmen.<sup>10</sup>

Für Essen sprechen die älteren Befragten häufiger davon, dass Freundschaften zu nichtjüdischen Kindern vor 1933 bestanden und davon, dass solche Freundschaften nach 1933 zerbrachen als die jüngeren Befragten (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.3). Im Essener Fall mag dies daran liegen, dass die meisten Kinder dort zum 1. Schuljahr in die jüdische Schule eingeschult wurden. Es waren vorwiegend die älteren Befragten, die zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft bereits eine nichtjüdische (höhere) Schulen besuchten und dort Freundschaften zu nichtjüdischen Mitschülern knüpften. Die jüngeren Befragten besuchten in den meisten Fällen zur oder auch erst nach der Zeit der nationalsozialistischen Machtübernahme die jüdische Schule, verblieben dort und hatten ihre Freunde unter den dortigen jüdischen Mitschülern.

Die wenigen Befragten, die in ihren Aussagen erwähnen, die Atmosphäre in ihrem Jugendbund und/oder Sportverein sei während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft schlechter geworden oder angespannt gewesen, gehören zu den älteren Befragten (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 6.1.6). Anzunehmen ist, dass die Atmosphäre in den Älterengruppen der Jugendbünde und Sportvereine tatsächlich angespannter oder bedrückter war. Die Älteren nahmen die politischen Geschehnisse um sich herum bewusster wahr und wahrscheinlich versuchten die Gruppenleiter bei den Gruppentreffen der Älteren nicht, die politischen Geschehnisse in dem Maße von diesen fernzuhalten wie von den Jüngeren.

---

<sup>9</sup> Z.B. Isabel Nanny K. de L., Jahrgang 1927 (151) oder Hannah B., Jahrgang 1928 (165).

<sup>10</sup> Z.B. Claire B., Jahrgang 1920. Sie berichtet: „As far as having suffered from anti-Semitism, there always was a certain amount of hatred that I felt from some of the non-Jewish children in the neighbourhood; to be called a ‚dirty Jew‘ oder ‚Juden-Schwein‘ was a common occurrence, long before the advent of Hitler“ (AS, BR.046).

## 8 Bedeutung und Funktion der jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine im Leben der Kinder und Jugendlichen

Für die Befragten hatten die jüdischen Schulen, die Jugendbünde und Sportvereine in Düsseldorf und Essen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft sehr unterschiedliche lebensgeschichtliche Bedeutung. Die Zahl derer, die meinen, die Schule, der Jugendbund und/oder Sportverein hätten große oder zumindest eine Bedeutung gehabt, überwiegt. Es gibt aber auch Befragte, die diesen Institutionen keine Bedeutung für ihr Leben als Kinder und Jugendliche zumessen. Die Aussagen reichen von Äußerungen, dass die Jugendbewegung die gesamte Freizeit einzelner Befragter einnahm, ja seinerzeit das ganze Leben war, bis hin zu Äußerungen, dass sie überhaupt keine Bedeutung hatte. Ähnliches gilt für die Schulen und den Sport.

Zunächst einige Aussagen der Düsseldorfer Befragten:

Amnon A. berichtet von den Fahrten, die er mit dem *J.P.D. – Makkabi Hazair* ins Ausland unternahm. Bei diesen Fahrten mussten die Kinder sich selber versorgen und sich in fremden Städten zurechtfinden. Dies, so A., war eine gute Erziehung hin zur Orientierung in fremden Umständen, Sprachen, Plätzen und Städten. Die den Kindern und Jugendlichen bei den Pfadfindern vermittelte geistige Einstellung und die gelernten praktischen Fertigkeiten seien eine gute Vorbereitung für das Leben gewesen. Die Jugendbewegung habe den Kindern und Jugendlichen Wissen, allgemeine Bildung und eine Lebenseinstellung vermittelt, ihnen Selbständigkeit beigebracht (11). In seiner Autobiographie berichtet er: „Three factors shaped my character: home and parents, school and the Youth movement“ (MuG, Alon 2006, S. 5). Er sagt außerdem: „The movement filled my whole life, I lived with the movement around the clock“ (ebd., S. 15). Die Jugendbewegung habe in ihm Führungsqualitäten geweckt. So vertrat er z.B. die jüdischen Schüler am Düsseldorfer Hohenzollerngymnasium gegenüber der Schulleitung (ebd., S. 13; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1).

Henry R. meint sogar: „Das Meiste von meiner Erziehung habe ich dem Jugendbund zu danken“ (10). Er sagt weiterhin, praktisch gesehen habe er dem Jugendbund<sup>1</sup>, in dem er angehalten wurde, zur Erleichterung einer Auswanderung einen praktischen Beruf zu lernen, sein Leben zu verdanken. (ebd.). Nach der Bedeutung der jüdischen Schule in Düsseldorf während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft gefragt, sagt Walter B.: „Die jüdische Schule war für uns Kinder eine Art Oase oder Insel in einer Welt der Gewalt und Ungerechtigkeit. Ohne Haß, ohne Sorgen, ohne Politik und unsere Eltern wussten, das (sic!) wir Kinder dort gut ‚aufgehoben waren‘. Außerdem war es leichter Freundschaften zu schließen, weil wir ja viele Interessen und Ziele gemeinsam hatten“ (113). Er äußert sich auch zur Bedeutung des Sports, den er im *Makkabi* betrieb. Dieser stärkte ihn emotional (112).

Günther C. meint zur Bedeutung, die die jüdische Schule in Düsseldorf und die *Jüdischen Pfadfinder* für ihn besaßen: „Jewish school and Scouts gave me a feeling of belonging“ (91). Bei den Gruppentreffen des Bundes konnten die Kinder und Jugendlichen eine Zeit lang ihre Sorgen vergessen, so C. Die Schule und der Jugendbund beeinflussten ihn in seinem Gefühl dafür, ein Jude zu sein. Sie trugen dazu bei, dass er sich „not more religious, but more Jewish“ fühlte (ebd.).

---

<sup>1</sup> Henry R. war zunächst Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair*, später des *Haschomer Hazair*. Aus dem Interview geht nicht hervor, von welchem der beiden Bünde er spricht. Vermutlich meint er den *Haschomer Hazair*.

Eric E. berichtet: „Obwohl ich als 12- oder 13-jähriges Kind über solche Probleme wie das Eingebundensein bei meiner Sportgruppe bestimmt kaum nachgedacht habe, besteht kein Zweifel, dass die Mitgliedschaft eines jüdischen Jugendverbandes (sic!) uns alle stärkte“ (53). Zur jüdischen Schule sagt er, diese habe den Schülern ein „Sicherheitsgefühl“ vermittelt. Sie hätten sich dort, unter Freunden, wie zu Hause gefühlt (52). Die Schule, so E., war den Schülern ein Halt, eine „Zuflucht“, ein „real haven“ (ebd.). Sie habe den Schülern ganz sicher geholfen, mit ihren Sorgen und Problemen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft besser fertig zu werden. Ähnlich wie bei Günther C. trug die Schule auch bei ihm dazu bei, seine Identität als Jude zu stärken und ihn selbstbewusster zu machen. Auch der Sport im *Schild* wirkte in diese Richtung. Er ließ ihn einen gewissen Stolz empfinden, denn seine Fußballmannschaft spielte auch gegen nichtjüdische Mannschaften. Dies, so E. vermittelte den jüdischen Sportlern das Gefühl, sie seien genauso gut wie die nichtjüdischen Mannschaften. Er sagt, die jüdische Schule sei etwas „ganz Besonderes“ gewesen (ebd.). Trotz aller Bedrängnisse hätten die Schüler an dieser Schule schöne Zeiten in den 1930er Jahren gehabt: „[...] mit die schönsten, die ich je erlebt habe“, so E. in seinem „Lebensbericht“ (MuG, Lebensbericht, S. 3).

Für Ellen E.-W. war der Besuch der jüdischen Schule wichtig, weil sie dort das Gefühl hatte, sie gehöre irgendwo hin. Das half ihr, mit den Anfeindungen durch die nichtjüdische Umwelt besser fertig zu werden. Die Atmosphäre an der Schule sei sehr gut gewesen und habe dazu beigetragen, die Schüler emotional aufzubauen. Wichtig seien die Schule, aber auch der Jugendbund<sup>2</sup> deshalb gewesen, weil sie den Kindern und Jugendlichen Zerstreung und Ablenkung von ihren Sorgen und Nöten boten. Der Jugendbund hatte außerdem rein praktische Funktion insofern, so E.-W., dass die Eltern, wenn sie beide arbeiten mussten, wussten, dass die Kinder gut versorgt waren (z.B. in den Schulferien; 174).

Hans F. war Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair*. Er berichtet, dass seine Gruppe ihn stärkte. Sie gab ihm das Gefühl, zu einer Gemeinschaft zu gehören, zu einer „Leidensgemeinschaft“, wie er sagt (118). Dies trug dazu bei, dass er sich trotz der Ausgrenzung durch die nichtjüdische Umwelt und der eingeschränkten Freizeitmöglichkeiten für jüdische Kinder und Jugendliche nicht isoliert fühlte (ebd.). Die jüdische Schule hielt ihn dazu an, die Religion stärker zu praktizieren. Die Lehrer waren ihm eine Stütze. Das gemeinsame Schicksal verband die Schüler untereinander und sie fühlten sich an der jüdischen Schule geschützt, so F. (117).

Auch Margaret F. berichtet, die jüdische Schule und die Mitgliedschaft im *Makkabi* hätten ihr die Religion näher gebracht. Vor dem Wechsel auf die jüdische Schule im Jahre 1935 oder 1936 machte sie sich nichts aus der Religion. Dies änderte sich mit dem Besuch der Schule. Der *Makkabi* war für sie ein Ort des Sozialen, eine Möglichkeit, Freunde zu treffen und mit ihnen zusammen zu sein. Beide, Schule und *Makkabi*, stärkten sie emotional, waren Orte, an denen sie keine Angst haben brauchte, „etwas Falsches zu tun“ (120). Zur Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft waren die jüdische Schule und der *Makkabi* ihr ganzes Leben. Sie fühlte sich dort wie zu Hause und zugehörig. Dieses Gefühl der Zugehörigkeit war ihr sehr wichtig (ebd.; 121).

Manfred K. erinnert sich an die Zeit in der Düsseldorfer jüdischen Schule als die beste Zeit seines Lebens (135). Der erste Schultag an der Schule kam ihm vor „like a

---

<sup>2</sup> Sie spricht im Interview vom *Makkabi*. Daraus geht nicht eindeutig hervor, ob sie den *J.P.D. – Makkabi Hazair* oder den Sportverein *Makkabi* meint. Da sie aber vom „Jugendbund“ (174) spricht, ist davon auszugehen, dass sie den *J.P.D. – Makkabi Hazair* meint.

breath of fresh air“ (ebd.). Er fühlte sich frei. Die jüdische Schule und der *Schild* gaben den Kindern das Gefühl, als Gruppe stark zu sein, so K. Der Sport, genauer das Boxen, stärkte ihn persönlich und machte ihn stolz. Aufgrund des Sports hatte er keine Angst vor körperlichen Auseinandersetzungen mit Gleichaltrigen. Die Schule und der *Schild* seien Orte gewesen, an denen eine angstfreie Atmosphäre herrschte. Dort, so K., musste man nicht darauf achten, was man sagte. Seine Religiosität beeinflussten die Schule und der Sportverein nicht (ebd.; 134).

Für Henry Y. L. war das große Verdienst der Düsseldorfer jüdischen Schule, dass sie versuchte, die Schüler auf eine Auswanderung vorzubereiten (152). Die Bedeutung des *J.P.D. – Makkabi Hazair* und des *Schild*, denen er angehörte, sieht er darin, dass beide ihm das Gefühl gaben, irgendwo dazu zu gehören. Sie ermöglichten ihm eine befriedigende Freizeitgestaltung. Sowohl die Schule als auch der Jugendbund und der Sportverein aber, so L., konnten den Kindern und Jugendlichen nicht wirklich helfen, mit der Situation ständiger Bedrohung während der nationalsozialistischen Herrschaft umzugehen. Schule und Jugendbünde hätten die Kinder und Jugendlichen zusammen gebracht, sie vereinigt und ihnen Stolz auf ihre Religion vermittelt. Sie hätten ihnen ein Stück weit ein „normal life“ ermöglicht (154).

Auch für seinen älteren Bruder G. Vernon L. bestand die Bedeutung der Düsseldorfer jüdischen Schule darin, dass sie den Schülern Selbstbewusstsein vermittelte. Es sei ihnen dort das Gefühl gegeben worden, „normal“ und nicht „zweitklassig“ zu sein (60). Er selber konnte ein Stück weit davon Abstand nehmen, sein Judentum als ein „Schandmal“ zu empfinden, wie er es vor dem Besuch der Schule getan hatte (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.3). Schule und Jugendbund<sup>3</sup>, so L., ermöglichten den Kindern und Jugendlichen, besser mit den Problemen in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft fertig zu werden. Er sagt, wenn es die Schule und den Jugendbund nicht gegeben hätte, wären die Kinder und Jugendlichen verloren gewesen, hätten all den Schwierigkeiten und Anfeindungen alleine gegenüber gestanden. In seiner Religiosität war er zwar durch das Elternhaus geprägt, Schule und Jugendbund aber stärkten seine Religiosität und seine Identität als Jude. Die Schule wirkte außerdem sehr beruhigend auf ihn ein (60).

Für Margot L. war das Zusammengehörigkeitsgefühl der Schüler das Besondere der jüdischen Schule. Dort, so L., waren die Kinder keine Außenseiter, wie sie das in den nichtjüdischen Schulen nach der nationalsozialistischen Machtübernahme oft waren. Sie fühlte sich in der jüdischen Schule geborgen und ein wenig sicherer (63; 64).

Yaacov S. wurde durch die Jugendbewegung sehr gestärkt. Er war Mitglied des *Habonim* sowie des Sportvereins *Makkabi*. Der Jugendbund nahm in seiner Jugend den Platz des Elternhauses ein: „Die Jugendgruppe war für mich in den wichtigen Jahren meiner Entwicklung ‚das ganze Leben‘ – und wahrscheinlich auch entscheidend für mich“ (3). Der Sport war ihm ebenfalls sehr wichtig. Am wichtigsten war ihm das Zusammensein mit Gleichaltrigen in einer Gruppe. In der Zeit nach der nationalsozialistischen Machtübernahme gewann für ihn die Tätigkeit in der zionistischen Jugendbewegung an Bedeutung (ebd.; MuG, Brief an H. Zielke vom 24.04.1997).

Hannah W.-K. gab die Mitgliedschaft im *Makkabi* „a great deal of stability and feeling of belonging to something“ (86). Sie berichtet, der *Makkabi* sei für sie in sozialer Hinsicht sehr bedeutend gewesen, da es den jüdischen Kindern und Jugendlichen nicht möglich war, zu anderen – sie meint nichtjüdischen – Gruppen zu gehören. Der

---

<sup>3</sup> Er war Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair*.

*Makkabi* bot ihr die Gelegenheit, mit Gleichaltrigen zusammen zu kommen. Er gab ihr eine Identität (85). Der Sport war unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft der einzige „bright spot“ in ihrem Leben (ebd.).

Zur Bedeutung des Sports äußert sich auch Nathan M., der ebenfalls Mitglied im *Makkabi* war. Für ihn lag die Bedeutung des Sports darin, dass dieser ihm Selbstvertrauen gab. Beim Boxen lernte er, dass er keine Angst vor Angriffen körperlich überlegener Gegner zu haben brauchte, dass er die Möglichkeit hatte, sich zu verteidigen oder gegebenenfalls sogar anzugreifen (43). Die zionistische Jugendbewegung<sup>4</sup> beeinflusste ihn, neben seinen Eltern, in religiöser Hinsicht am stärksten (44).

Für Nancy W. hatte die Mitgliedschaft im *J.P.D. – Makkabi Hazair* von daher Bedeutung, als dieser ihr die Möglichkeit zu Unternehmungen ohne Eltern bot. Sie berichtet: „Wir hatten so schöne Freundschaften, und wir waren von den Erwachsenen weg, und wir hatten unser eigenes Leben. Es war wunderschön, ich denke sehr oft daran“ (32). Die Zeit im *J.P.D.* bewertet sie als „fabelhafte Zeit“ (ebd.). In der Gruppe hatte sie das Gefühl, „jemand zu sein“ (ebd.). Im *J.P.D.* wurden ihr Werte vermittelt, so W. Wie Hannah W.-K. für den Sport, spricht Nancy W. mit Bezug auf den Jugendbund davon, dass dieser während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft für sie ein „Licht im Dunkeln“ war (33). Die Zeit, die sie in der Gruppe verbrachte, war eine kurze Zeit der Normalität. Die Treffen der Gruppe, so W., ermöglichten den Mitgliedern, in Anbetracht der Ängste und Sorgen in deren Familien und in Anbetracht eines ständigen Drucks, der durch diese Ängste und Sorgen auch auf den Kindern und Jugendlichen lastete, für kurze Zeit ein „normales Leben“ (ebd.). Sie war oft bedrückt, konnte dies aber bei den Gruppentreffen des Bundes meist nach kurzer Zeit vergessen. Den Jugendbund beschreibt sie als „Zuflucht“ und „Halt“ (ebd.). Die Gruppenmitglieder hätten das Beisammensein und die Vertrautheit in der Gruppe sehr genossen (ebd.).

Ähnlich empfand es Schoschana Y. Auch sie beschreibt den *Habonim* als „Zuflucht“ (68). Er bot den Kinder und Jugendlichen in Anbetracht der eingeschränkten Freizeitmöglichkeiten eine Abwechslung, und sie konnten dort eine Zeit lang unbeschwert sein, so Y. (ebd.). Martha H. war in der Düsseldorfer jüdischen Schule und im *Habonim* sehr glücklich. Beide waren „sichere Orte“, und beide stärkten sie emotional (129). Der *Habonim* bot den Mitgliedern ein Stück Normalität, machte ihnen Mut, so H. Man habe dort nicht herumgesessen und sich über sein Schicksal beklagt (ebd.). Gerry G. geht soweit, zu sagen, die Mitgliedschaft im *Habonim* habe seinem Leben „einen Sinn gegeben“ (127).

Walter C. hingegen halfen weder die jüdische Schule noch der *Makkabi* in irgendeiner Weise. Er sagt rückblickend explizit, beide hätten keine besondere Bedeutung für ihn gehabt (37). Auch Ernst R. spricht der Düsseldorfer jüdischen Schule und dem *Makkabi* keine große Bedeutung zu. Beide konnten ihn während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft nicht unterstützen oder ihm moralisch helfen. Jeder war zu sehr mit sich selber und den eigenen Problemen beschäftigt, so R. (76). Kurt (Zwi) E. misst der jüdischen Schule in seinen Erinnerungen ebenfalls keine Bedeutung zu. Die Lehrer empfand er nie als Stütze oder Trostspender. Über persönliche Dinge oder Probleme wurde in der Schule nicht gesprochen, so E. (72).

Margot G. meint, die Düsseldorfer jüdische Schule sei zwar nicht unbedingt eine gute Schule gewesen, aber es sei schön für sie gewesen, dort mit anderen jüdischen

---

<sup>4</sup> Er war Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair*.

Kindern zusammensein zu können und jüdische Lehrer zu haben (122; 124). Der *Makkabi* hatte für sie keinerlei Bedeutung (123). Gloria L. betrachtete die Düsseldorfer jüdische Schule lediglich als eine Art „Wartezimmer für eine bessere Zukunft“ (102). Ihr war der Wechsel von der Volksschule an der Morper Straße in Gerresheim auf die jüdische Schule nicht wichtig, da sie an der Schule an der Morper Straße keine Schwierigkeiten hatte (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.1). An der jüdischen Schule fühlte sie sich nicht richtig wohl, weil sie das Gefühl hatte, ghettotisiert zu werden (100). Das Verdienst dieser Schule sei gewesen, dass sie den Kindern das Gefühl vermittelte, sie könnten sich überall zurechtfinden. Das habe sie innerlich gestärkt und sie habe sich „vorbereitet“ gefühlt (101). Der *Habonim* stärkte sie und gab ihr ein Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Schule und Jugendbund beeinflussten ihre Religiosität zwar nicht, da sie von zu Hause aus religiös erzogen war, sie stärkten diese aber (ebd.).

Für Mariana R. war die Düsseldorfer jüdische Schule einfach eine Schule. Sie hatte keinen Einfluss auf ihre Religiosität und ihre Identität als Jüdin. Bemerkenswert findet sie lediglich, dass sie sich an der Schule, unter Ihregleichen, freier fühlte als an der evangelischen Volksschule, die sie zunächst besucht hatte. Auch den höheren Standard des Unterrichts findet sie erwähnenswert. Ansonsten spricht sie ihrem Elternhaus die größte Bedeutung für ihre Kindheit und Jugend zu (171).

Ralph S. hat die Düsseldorfer jüdische Schule in schlechter Erinnerung. Er sagt: „It was not a school that I enjoyed at all. But of course we had no choice, we had no options you know“ (77). Die Schule half ihm nicht, besser mit der Diskriminierung durch die nichtjüdische Umwelt während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft umzugehen. Er empfand es an sich als diskriminierend, dass er gezwungen war, eine jüdische Schule zu besuchen. Erst nach Erlass der „Nürnberger Gesetze“ im September 1935 dachte er angesichts der zunehmenden Diskriminierung und Isolierung der jüdischen Bevölkerung in Deutschland darüber anders. In seiner religiösen Erziehung war die Familie der ausschlaggebende Faktor. Die Schule trug aber dazu bei, sein Bewusstsein, ein Jude zu sein, zu „unterstreichen“<sup>5</sup>. Insgesamt waren die Schule sowie der Jugendbund keine bedeutenden Faktoren für die Gestaltung seines Lebens und die Ausprägung seiner Haltungen und Einstellungen (78).

Die Essener Befragten äußern sich ähnlich zur Bedeutung von jüdischer Schule, Jugendbünden und Sportvereinen. Auch unter ihnen überwiegt die Zahl derer, die berichten, die Essener jüdische Schule, der Jugendbund und/oder Sportverein hätten für sie in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft große Bedeutung oder zumindest Bedeutung gehabt. Genau wie im Falle der Düsseldorfer Befragten gibt es aber unter ihnen ebenso solche, die im Rückblick meinen, die jüdische Schule, der Jugendbund und/oder Sportverein hätten für sie kaum eine oder keine Bedeutung gehabt.

Für Uri A. war das Essener jüdische Jugendheim (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.3.2) ein wichtiges „kulturelles und erzieherisches Zentrum“ (35). Für die Essener jüdische Jugend gab es während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft zwei Zentren: die Synagoge und das Jugendheim, so A. Diese ermöglichten den Kindern und Jugendlichen, eine „intensive jüdische und kulturelle Identität zu erleben“ (34). Die Jugendbewegung sei zu dieser Zeit „sehr, sehr wichtig“ gewesen und habe den Kindern und Jugendlichen in Anbetracht von Diskriminierung durch die nichtjüdische Umwelt „ein neues Rückrat“ gegeben (35). Die Bünde, so berichtet er, boten einen Ersatz dafür, dass den Kindern und Jugendlichen der Beitritt zu nichtjüdischen

---

<sup>5</sup> Er spricht von „underscore“.

Organisationen verwährt war. Er war nicht eifersüchtig auf die HJ mit ihren Uniformen, Fanfaren und Zeltlagern, denn, so A., die jüdischen Jugendbünde hatten ihre eigene Kluft, ihre eigenen Fahrten und Lager (ebd.). Auch dem Sport misst er eine Bedeutung zu, wenn er sagt, das Boxen, das er im *Hakoah* lernte, sei als Selbstverteidigung in der NS-Zeit „nicht schlecht“ gewesen (34).

Für Baruch B.-D. war die Jugendbewegung ebenfalls sehr wichtig. Der Zionismus im *J.P.D. – Makkabi Hazair* half ihm sehr, die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft zu überstehen. Trotz Nationalsozialismus habe er eine schöne Jugend und mit dem Zionismus etwas Besonderes gehabt. Die Jugendbewegung habe den Kindern und Jugendlichen Stolz auf ihr Judentum vermittelt (69). Sie hätten sich im Jugendbund eine kindliche, jugendliche Eigenwelt schaffen und Ziele und Lebenspläne entwickeln können. Er sieht sein ganzes Leben durch die Erziehung im Jugendbund und die Ereignisse während der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland geprägt (AS, Brief an Graf von Schmettow vom 30.05.2000).

Wie Baruch B.-D. spricht auch Aaron J. davon, dass die Jugendbewegung es den Kindern und Jugendlichen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft ermöglichte, sich eine eigene Welt zu schaffen (15). Er war Mitglied im *Habonim* und sagt, mit der Zugehörigkeit zur Jugendbewegung habe er plötzlich einen Zweck in seinem Leben gefunden. Dies sei die Zeit gewesen, in der er „really came to life“ (ebd.). Die Jugendlichen, so B.-D., fühlten sich wichtig, wenn sie abends zu Treffen des *Habonim* gingen. Insgesamt stärkte der Bund ihn und vermittelte ihm Stolz auf sein Judentum. Die Gruppe war alles für ihn. Sie prägte seinen Charakter. Die Jugendgruppe war für ihn in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft wichtiger als sein Elternhaus, da die Mitglieder der Gruppe sich gegenseitig unterstützten, während die Eltern zu beschäftigt waren (ebd.).

Für Shimon B.-J. war die Jugendbewegung<sup>6</sup> während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft das Wichtigste im Leben (26). Er berichtet: „Das Zusammensein in einer Gruppe gegenüber der feindlichen Außenwelt hat uns sehr gestärkt. [...] In der Schule u[nd] auch in der Jugendgruppe lernten wir, dass das jüdische Volk Pogrome und Anfeindungen während tausenden (sic!) von Jahren überlebt hat. Dass in Palästina etwas Neues geschaffen wurde, gab uns neue Hoffnung“ (ebd.). Ihm bot die Jugendbewegung eine Perspektive für die Zukunft (ebd.).

Chaja C. gaben die Zugehörigkeit zur Jugendbewegung<sup>7</sup> und die Idee des Zionismus „Selbstbewusstsein und Selbstfrieden“ (48). Der Zionismus bot ihr eine Perspektive für eine Zukunft in einem eigenen jüdischen Land (ebd.; AS, BR.090). Besonders die Jugendbewegung gab ihr Kraft. Sie bewirkte, dass sie sich gegenüber nichtjüdischen Deutschen nicht minderwertig fühlte und Stolz auf ihr Judentum verspürte. In der jüdischen Schule stärkte sie besonders der Lehrer Weindling. Dieser, so C., vermittelte den Schülern Stolz auf ihr Judentum. Der *Habonim* prägte sie in ihrer Jugend am meisten (49).

Werner Victor C. erlebte den *Haschomer Hazair* als eine „wirklich belebende, Kraft gebende Assoziation“ (28). Die Gruppe war ihm ein Rückhalt. Der im Bund vertretene Zionismus ermöglichte es ihm, der „nationalen Religion“ der nichtjüdischen Umwelt etwas entgegen zu setzen (ebd.). Zum Bund zu gehören war „sein Leben“ (ebd.). Dort verbrachte er das gesamte Privatleben außerhalb der Schule. Beim Bund

---

<sup>6</sup> In seinem Fall der *J.P.D. – Makkabi Hazair*.

<sup>7</sup> In ihrem Fall zum *Habonim*.

fühlte er sich wohl. Dieser spielte in seiner Jugendzeit die größte Rolle, war wichtiger als Schule und Elternhaus. Seine Religiosität aber beeinflusste er nicht (ebd.).

Lotte F. waren die jüdische Schule und der *J.P.D. – Makkabi Hazair* wichtig, weil beide sie stützten und stärkten. Die Aktivitäten des Jugendbundes waren für sie ein Ausgleich für die eingeschränkten Freizeitmöglichkeiten außerhalb der jüdischen Jugendbewegung. Der Zusammenhalt in der Gruppe, so F., gab den Kindern und Jugendlichen Rückhalt (41). Auch Jakov L. berichtet, der Bund<sup>8</sup> sei ihm ein Rückhalt gewesen. Er sagt: „Ich war ein einziges Kind, aber ich hatte eine Reihe von Freunden und seit Eintritt in die Jugendbewegung die Gruppenkameraden. Das gab ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl und ein starkes Gegengewicht gegen die Naziwelt, vor allem gegenüber der Hitlerjugend“ (AS, BR.302). Der Bund füllte ihn aus (ebd.).

Inge L. sieht es als Verdienst des *J.P.D. – Makkabi Hazair*, dass er den Kindern und Jugendlichen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft ermöglichte, ein „akzeptables“<sup>9</sup> und so „normales“ Leben wie möglich zu führen (17). Der Jugendbund war ihr sehr wichtig und sie verbrachte viel Zeit im jüdischen Jugendheim. Nur im Bund, so L., bestand die Möglichkeit, Freundschaften zu schließen und in Gesellschaft zu sein. Der *J.P.D.* vermittelte ihr Stolz auf ihr Judentum, machte sie zu einer „bewussten Jüdin“<sup>10</sup> (ebd.). Der Bund war für sie ein „definite life-saver“ (ebd.). Die Kinder und Jugendlichen hätten dort zusammen und ganz sie selber sein können. Sie hätten ihre Probleme in der Zeit, die sie in der Gruppe verbrachten, vergessen können (ebd.). Der Sport, den sie im *Hakoah* betrieb, stärkte sie emotional (ebd.).

Kurt M. hat gänzlich negative Erinnerungen an die Essener jüdische Schule (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.5 und 5.2.7) und misst dieser von daher auch keine Bedeutung für sein Leben während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft zu. Die *Jüdischen Pfadfinder* hingegen bezeichnet er als zentralen Teil seiner seinerzeitigen Freizeit. Die zionistische Ausrichtung des *J.P.D. – Makkabi Hazair* bot ihm eine Möglichkeit zur Identifikation, zu einer „nationalistischen Identifikation“ (AS, Brief an Graf von Schmettow vom 22.08.1999). Die zionistische Idee war für ihn ein „kleiner Ersatznationalismus“ (ebd.). Auch für Yael N. hatte der *J.P.D. – Makkabi Hazair* mit dem von ihm vertretenen Zionismus prägenden Einfluss auf ihre Jugend. Besonders wichtig war ihr die Aussicht auf eine Auswanderung nach Palästina (106). Der Bund und die jüdische Schule stärkten ihre Identität als Jüdin und vermittelten ihr Stolz auf ihr Judentum. Bestimmender Faktor war in ihrer Jugendzeit der Bund. Die Schule hinterließ keinen großen Eindruck bei ihr (ebd.).

Mordechai (Max) N. sieht in seiner Erinnerung den *Brith Hanoar*, dem er um 1936, im Alter von ca. zehn Jahren, beitrug, als den Ort, an dem er sich in seiner späten Kindheit und frühen Jugend ideologisch entwickeln konnte. Bei den Treffen des Bundes im Essener jüdischen Jugendheim, so sagt er, konnten sich die Mitglieder „frei, sicher und geborgen“ fühlen (142). Er spricht im Zusammenhang mit dem Jugendheim von einer „Insel“ und einer „Zuflucht“ (141). Der Bund habe den Kindern und Jugendlichen geholfen, die Unterdrückung seitens des Nazi-Regimes zu ertragen und Schwierigkeiten zu überwinden. Er habe seinen Mitgliedern Hoffnung auf eine bessere Zukunft vermittelt. Ihn persönlich stärkte er in seiner Identität als Jude. Sein Leben spielte sich während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft zwischen Schule, Jugendheim und Synagoge ab (ebd.; 142).

---

<sup>8</sup> In seinem Falle der *J.P.D. – Makkabi Hazair*.

<sup>9</sup> Sie spricht von „reasonable“.

<sup>10</sup> „Bewusstes“ Judentum versteht sie hierbei im Sinne einer nationalen jüdischen Idee (17).

Von „Inseln“ spricht auch Ralph Richard R. mit Bezug auf die Essener jüdische Schule und die Jugendbewegung (180). Ohne diese, so sagt er, hätten die Kinder und Jugendlichen „ja nichts gehabt“, dort hätten sie sich sicher fühlen können (ebd.). Beide stärkten ihn emotional, wobei er der Schule die größere Bedeutung beimisst, weil er dort mehr Zeit verbrachte als im Jugendbund (ebd.).

Weitere der befragten Essener berichten von der Bedeutung des jüdischen Jugendheims:

Pnina G. z.B. verbrachte im Jugendheim mehr Zeit als zu Hause, weil es dort so viele Aktivitäten gab. Oft kam sie kaum zum Essen (55). Henry G., Jahrgang 1921, bezeichnet das Jugendheim in seinen autobiographischen Aufzeichnungen als „absolute life-saver“ (Goldsmith [o. J.], S. 10) und der oben bereits zitierte Aaron J. spricht vom Jugendheim als einem „Hort der Sicherheit“ (14).

Für Erika S. hatte der Jugendbund<sup>11</sup> in erster Linie psychologische Bedeutung. Das Zusammengehörigkeitsgefühl in der Gruppe stärkte sie emotional. Sie konnte sich bei den Gruppentreffen unangenehme Dinge „von der Seele reden“ und über alle Themen sprechen (146). Der Jugendbund half ihr, besser mit Anfeindungen durch die nichtjüdische Umwelt umzugehen, weil die Mitglieder zusammenhielten und sich nicht unterkriegen ließen (ebd.). Nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 und dem Ende der jüdischen Jugendbewegung (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2.2), so S., war die jüdische Schule der einzige Ort, der die Kinder und Jugendlichen noch moralisch aufrichten konnte (AS, BR.610). Besonders wichtig sei den jüdischen Schülern gewesen, dass sie den nichtjüdischen Schülern gegenüber in dem, was sie an der Schule lernten, nicht zurückstanden (ebd.).

Auch für Friedel T. hatten die Essener jüdische Schule und die Ortsgruppe des *Ha-bonim* besondere Bedeutung. Beide, so sagt sie, waren eine Stütze für eine junge Person, „die zu Hause nichts hatte“ (AS, BR.618). Besonders der Jugendbund unterstützte sie moralisch. Er sei die einzige Abwechslung in der Freizeit bzw. die einzige Möglichkeit gewesen, die Freizeit aktiv zu gestalten. Die jüdische Schule war für sie ein Ort, an dem sie unter Glaubensgenossen ein „gutes und beruhigendes Gefühl“ genießen konnte (ebd.).

Für Horst C. besaß besonders der Sport große Bedeutung.<sup>12</sup> Er sagt, er habe während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft nie Angst gehabt, denn er habe sich durch den Sport zu verteidigen gewusst (92). Die Mitgliedschaft im *J.P.D. – Makkabi Hazair* half ihm emotional, weil er dort viele Freunde mit gleichen Interessen hatte (93).

Anders hingegen beurteilt Hannah B. die Bedeutung, die die Essener jüdische Schule und der Jugendbund<sup>13</sup> für sie hatten. Auf die Fragen danach, ob die Schule und der Jugendbund ihr halfen, mit eventuellen Anfeindungen durch die nichtjüdische Umwelt umzugehen, und ob sie sie in ihrer Religiosität beeinflussten, sagt sie, dies sei nicht der Fall gewesen. Beide waren ihr nicht wichtig, konnten sie emotional nicht stärken (165; 166). Auch für Benjamin K. R. hatte die jüdische Schule keine besondere Bedeutung. Die Schule und die Lehrer konnten ihm nicht helfen, mit Schwierigkeiten und Anfeindungen durch die nichtjüdische Umwelt besser fertig zu werden (177).

Rita R. misst in ihren Erinnerungen der Essener jüdischen Schule und dem dortigen *Haschomer Hazair* für ihr Leben während der Zeit der nationalsozialistischen Herr-

---

<sup>11</sup> In ihrem Falle der *J.P.D. – Makkabi Hazair*.

<sup>12</sup> Er betrieb Boxen.

<sup>13</sup> Sie erinnert sich nicht genau daran, welchem Bund sie angehörte, meint aber, es könnte der *J.P.D. – Makkabi Hazair* gewesen sein (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 6.1.1).

schaft ebenfalls keine große Bedeutung zu. Beide konnten für sie kein ausreichendes Gegengewicht zu den Schwierigkeiten dieser Zeit und gegen die Ausgrenzung und Anfeindungen durch die nichtjüdische Umwelt darstellen. Auch wenn sich die Bundesmitglieder bei Treffen des *Haschomer* mit dem Spruch „Sei stark und fest!“ begrüßten, bedeutete ihr dies nichts. Außerhalb des Bundes und der Schule, so R., waren die Kinder doch allein. Sie selber wurde dazu erzogen, sich möglichst unauffällig zu verhalten und „nicht gerade zu gehen“ (157). Dies trug dazu bei, dass sie kein „jüdisches Selbstbewusstsein“ entwickeln konnte (ebd.). Auch die jüdische Schule und der Jugendbund wirkten nicht in diese Richtung. Sie beeinflussten sie nicht in ihrer Identität als Jüdin und ihrer Religiosität (ebd.; 158). Die Gespräche über Palästina bei Treffen des *Haschomer* empfand sie als „Rederei“ (158).

Die lebensgeschichtliche Bedeutung, die die jüdischen Schulen, Jugendbünde und der Sport für die meisten der Befragten während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft besaßen, war die, dass sie diese, angesichts einer Zeit großer Unsicherheit und Ungewissheit, angesichts von Anfeindungen und Diskriminierung durch die nichtjüdische Umwelt, emotional stabilisierten und stärkten und ihnen so halfen, diese Zeit besser zu überstehen.

Zur emotionalen Stabilisierung und Stärkung der Kinder und Jugendlichen trug besonders bei, dass diese sich, von der nichtjüdischen Umwelt vielfach ausgeschlossen, in den Schulen, Jugendbünden und Sportvereinen angenommen und anerkannt fühlten, diese ihnen ein Gefühl der Zugehörigkeit gaben. Hier waren sie von einer Gruppe Gleichaltriger akzeptiert. Sie waren mit Gleichaltrigen zusammen, die dieselben Interessen hatten und mit denen sie Freundschaften schließen konnten. Das Zusammensein mit Gleichaltrigen in den Schulen, Jugendbünden und Sportvereinen bewahrte die Kinder und Jugendlichen vor sozialer Isolation. Viele der Befragten sprechen davon, dass die Schulen, Jugendbünde und Sportvereine Orte des Sozialen waren, dass sie sich dort geborgen fühlten, dass die Zugehörigkeit zu einer Gruppe sie stärkte.

Die Schulen, Jugendbünde und Sportvereine boten den Kindern und Jugendlichen eine Möglichkeit zur sozialen Orientierung an Gleichaltrigen. Eine solche Orientierung war außerhalb dieser Institutionen kaum möglich, waren sie doch nach 1933 aus den nichtjüdischen Jugendbünden und Vereinen ausgeschlossen worden (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2.2 und 3.3.2) und an den nichtjüdischen Schulen vielfach isoliert (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.2 und 5.1.5).

Die Schulen, Jugendbünde und Sportvereine stärkten die Kinder und Jugendlichen auch dadurch emotional, dass sie ihnen einen Raum der Sicherheit boten. Viele der Befragten sagen aus, Schulen, Jugendbünde und Sportvereine seien Orte gewesen, an denen sie nicht ständig darauf hätten achten müssen, wie sie sich verhielten oder was sie sagten. Sie vermittelten ihnen ein Gefühl der Sicherheit.<sup>14</sup> Schmettow (2006, S. 411) schreibt mit Bezug auf die Essener jüdische Schule für den Zeitraum zwischen 1933 und 1935: „Die durch den wachsenden Antisemitismus von jüdischen Kindern angewendeten Verhaltensformen im öffentlichen Raum [meint hier, sich in der Öffentlichkeit zurückzuhalten, vorsichtig zu sein, sich nicht unbedacht zu äußern; die Verf.] konnten hier abgelegt werden. Es gab Gelegenheit, frei zu diskutieren. In der Schule, sozusagen unter seinesgleichen, brauchte man sich nicht ‚fremd zu fühlen‘ oder vorsichtig zu sein“.

---

<sup>14</sup> Z.B. Aaron J. (14); Eric E. (52); Mordechai (Max) N. (142); Ralph Richard R. (180).

In der Schule, bei den Treffen der Jugendbünde und beim Sport, so zahlreiche der Befragten, konnten sie in einer angstfreien Atmosphäre ihre Sorgen und Probleme, den Hass und die Gewalt außerhalb für eine Weile vergessen.<sup>15</sup> Einige von ihnen bezeichnen die Schulen und Jugendbünde explizit als „Zuflucht“.<sup>16</sup> Sie waren Orte, an denen sie sich wohl und wie zu Hause fühlen konnten, an denen sie sie selber sein konnten. Es waren Orte des sozialen Zusammenseins, Orte, die ihnen Kraft gaben. Eine der Befragten berichtet davon, dass sie sich bei den Treffen ihrer Jugendgruppe belastenden Dinge von der Seele reden konnte (146).

Orte der Sicherheit waren die Schulen, Jugendbünde und Sportvereine aber auch in anderer Hinsicht: Sie stabilisierten den Alltag der Kinder und Jugendlichen in Zeiten großer Ungewissheit und Unsicherheit in den jüdischen Familien, zu Zeiten, als für die Kinder und Jugendlichen durch Verbote, Ausschlüsse aus nichtjüdischen Organisationen etc. die Möglichkeiten, ihren Tag zu gestalten, immer mehr eingeschränkt waren. Der tägliche Schulbesuch und die regelmäßigen Gruppentreffen der Jugendbünde und Sportvereine verliehen dem Alltag eine Struktur und gewisse Regelmäßigkeit.

Die Schulen, Jugendbünde und der Sport, so etliche Befragte, ermöglichten ihnen ein Stück weit „Normalität“. Sie waren ihnen besonders Ersatz für die immer stärker eingeschränkten Freizeitmöglichkeiten und Möglichkeiten zum sozialen Miteinander mit Gleichaltrigen.<sup>17</sup>

Hildegard Feidel-Mertz spricht davon, dass der Rückzug in eigene jüdische Schulen, Jugendorganisationen und kulturelle Einrichtungen zum Teil und auf Zeit für die Kinder und Jugendlichen einen gewissen Ausgleich zur ständig wachsenden Demütigung und Entrechtung der jüdischen Bevölkerung gebildet habe (Liedtke 1997, S. 449). Dieser „Schonraum“ ermöglichte es ihnen, zunächst noch unter halbwegs „normalen“ Bedingungen aufzuwachsen (ebd.). Ein 1938 16-jähriges jüdisches Mädchen aus Bayern erinnert sich: „Für uns junge Leute war es bis '36, sogar bis '38 noch, ein relativ unbeschwertes Leben. Wir wußten, daß wir in kein Schwimmbad mehr konnten, aber wir hatten unseren jüdischen Jugendbund, und mit dem machten wir Ausflüge am Wochenende. Wir hatten unseren Sportplatz in Fürth, und dort trafen wir Freundinnen uns. Auf die Idee, mit 16 Jahren vielleicht einen Tanzkurs zu besuchen, kamen wir gar nicht. Dafür waren die Zeiten zu ernst“ (zit. nach Liedtke 1997, S. 449).

In den Schulen, den Jugendbünden und beim Sport fanden die Kinder und Jugendlichen Zerstreuung und Ablenkung von den Problemen, die sie und ihre Familien belasteten. Einige der Befragten sprechen davon, die Schule habe angesichts von Unsicherheit und Ungewissheit beruhigend auf sie eingewirkt.<sup>18</sup> Ein ehemaliger Schüler der Düsseldorfer jüdischen Schule sagt, er habe an der Schule in den 1930er Jahren „schöne Zeiten“ verbracht (MuG, Lebensbericht von Eric E., S. 3).

Für das Essener jüdische Jugendheim schreibt Schmettow (2006, S. 466f.), das Jugendheim sei ein Ort gewesen, an dem die Kinder und Jugendlichen in Bezug auf alle Altersgruppen der jüdischen Gemeinde räumliche Nähe erleben konnten, an dem soziale Beziehungen entstanden und sich soziale Formen (Freundschaften, Cliques etc.) bilden konnten. Auch hier spielt die oben angesprochene soziale Orientierung, die für die Kinder und Jugendlichen außerhalb von jüdischer Schule, Jugendbund

---

<sup>15</sup> Z.B. Inge L. (17); Nancy W. (33); Hannah W.-K. (85); Günther C. (91); Walter B. (113); Ellen E.-W. (174).

<sup>16</sup> Z.B. Nancy W. (33); Eric E. (52); Mordechai (Max) N. (141).

<sup>17</sup> Z.B. Inge L. (17); Nancy W. (33); Martha H. (129); Henry Y. L. (154).

<sup>18</sup> Z.B. G. Vernon L. (60); Friedel T. (AS, BR.618).

und Sportverein während der nationalsozialistischen Herrschaft nahezu unmöglich war, eine Rolle. Je schwieriger es wurde, sich mit jüdischen Kindern außerhalb der Wohnung zu treffen, so Schmettow (2006, S. 466f.), um so mehr gewann das jüdische Jugendheim im Bewusstsein der Kinder und Jugendlichen an zentraler Bedeutung. Er bezeichnet das Jugendheim als „Schonraum“ (ebd., S. 538). Dort, so Schmettow, konnten die Kinder und Jugendlichen unbehelligt für die Zukunft planen. Dort waren sie nicht räumlich von anderen jüdischen Kindern isoliert, konnten ungestört etwas gemeinsam tun. Dort hatten sie viel Zeit für Diskussionen und Gespräche und brauchten ihre gemeinsamen Interessen und ihre Identität als Jude nicht verstecken. Nur im Bundesleben fanden die Kinder und Jugendlichen Entspannung, Abwechslung und Geselligkeit (ebd.).

Gerade für die jüngeren Kinder, so Döpp (1997, S. 183), waren die Jugendbünde als Orte wichtig, an denen sie unbefangen und altersgemäß in einer Gruppe spielen konnten. Für viele Kinder und Jugendliche wurde der Jugendbund zu einer festen Identifikationsgröße, auf die diese nach 1933 ihre gesamten außerschulischen Aktivitäten und ihre emotionalen Bedürfnisse bezogen. Für viele von ihnen wurde die Gemeinschaft im Bund zu einer zweiten Familie (ebd., S. 192).

Dies bestätigen zahlreiche Aussagen der Befragten.<sup>19</sup> Aus ihnen lässt sich schließen, dass besonders die Jugendbünde, in gewissem Maße auch die jüdischen Schulen, für viele von ihnen größere Bedeutung hatten als die Elternhäuser. Die Eltern waren mit eigenen Sorgen, der eigenen Unsicherheit bezüglich der Zukunft der Familie oder mit Auswanderungsvorbereitungen belastet. Sie konnten den Kindern und Jugendlichen vielfach kaum oder keinen ausreichenden Halt bieten. In dieser Beziehung hatten die Gruppenleiter der Bünde Bedeutung. Sie boten den Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit, sich sozial zu orientieren und waren ihnen Vorbild.<sup>20</sup> Für einige der Kinder und Jugendlichen übernahmen sie ein Stück weit die Rolle der Eltern.

Nach Auswertung der Interviews und Ego-Dokumente lässt sich sagen, dass die Schulen, Jugendbünde und Sportvereine vielen der Kinder und Jugendlichen halfen, Verluste in Bezug auf ihre nichtjüdische Umwelt – so z.B. fehlende Freizeitmöglichkeiten, Ausschlüsse aus nichtjüdischen Schulen und Vereinen, den Verlust nichtjüdischer Freunde – zumindest teilweise zu kompensieren. Die Jugendbünde stellten für einige der Befragten ein Gegengewicht zu der Mitgliedschaft nichtjüdischer Klassenkameraden in der HJ dar. Uri A. z.B. berichtet, die nichtjüdischen Kinder und Jugendlichen in der HJ hätten ihre Fanfaren und Trommeln gehabt und seien durch die Straßen marschiert. Auch wenn es vielleicht Grund gegeben hätte, eifersüchtig auf die HJ-Mitglieder zu sein, seien es die jüdischen Kinder und Jugendlichen nicht gewesen. Sie hätten ja ihre eigene Jugendbewegung mit Kluft und Fahrten gehabt (35).

Emotional stabilisiert und gestärkt haben die jüdischen Schulen, Jugendbünde und der Sport die Kinder und Jugendlichen außerdem dadurch, dass sie ihnen Selbstbewusstsein vermittelten. Einige der Befragten sprechen davon, dass das Zusammensein in einer Gruppe in Schule, Jugendbund und/oder Sportverein ihnen ein Gefühl der Stärke gab.<sup>21</sup> Etliche Befragte geben an, Schule, Jugendbund und der Sport hätten angesichts des Bildes, das die nationalsozialistische Propaganda vom „Juden“ gezeichnet habe, ihr Selbstbewusstsein gestärkt. Sie hätten dazu beigetragen, dass sie

---

<sup>19</sup> Z.B. Aaron J. (15); Werner Victor C. (28); Prina G. (55); Margaret F. (120).

<sup>20</sup> Z.B. Joschke G. (6).

<sup>21</sup> Z.B. Nancy W. (32); Manfred K. (135).

Stolz auf die eigene Person und auch auf ihre Religion verspüren konnten. Sie stärkten sie in ihrer Identität als Juden.<sup>22</sup>

Meier-Cronemeyer (1992, S. 248) meint hierzu, bei Treffen der Jugendbünde hätten sich die Kinder und Jugendlichen als Juden unter Juden frei fühlen können, wie sie es sonst selten vermocht hätten. Das Jude-Sein sei bei diesen Gelegenheiten fast wie eine Selbstverständlichkeit erschienen, habe Quelle des Selbstbewusstseins werden können, sei jedenfalls nicht als Makel empfunden worden. Bei Chaja C. bewirkte die Zugehörigkeit zur jüdischen Jugendbewegung, dass sie sich gegenüber nichtjüdischen Kindern nicht minderwertig fühlte (49). Bei G. Vernon L. trug die Düsseldorfer jüdische Schule dazu bei, dass er seine Religion nicht mehr als „Schandmal“ empfand, wie er es vor dem Wechsel auf diese Schule getan hatte (60).

Der Sport trug wesentlich dazu bei, dass die Kinder und Jugendlichen sich gegenüber nichtjüdischen Gleichaltrigen nicht minderwertig fühlten. Er stärkte das Selbstbewusstsein der Kinder und Jugendlichen besonders dadurch, dass er ihnen das Gefühl einer körperlichen Gleichwertigkeit mit nichtjüdischen Kindern und Jugendlichen vermittelte. Er ließ sie Stolz auf ihre körperlichen Leistungen empfinden und gab ihnen die Sicherheit, sich gegebenenfalls gegen Angreifer verteidigen zu können. Bei den Gruppentreffen der Sportvereine erlebten die Kinder und Jugendlichen ein Gefühl der Sicherheit und der Geborgenheit. Auch der Sport trug dazu bei, Verlustserfahrungen in Bezug auf die nichtjüdische Umwelt zu kompensieren.<sup>23</sup> Auf diese Weise stärkte er die Kinder und Jugendlichen emotional.

Besondere Bedeutung für viele der Befragten hatte der Zionismus in den entsprechend ausgerichteten Jugendbünden. Etliche von ihnen sprechen davon, dass dieser ihnen eine Möglichkeit zur Identifikation bot. Er war Ersatz für den Nationalismus der nichtjüdischen Umwelt. Die Aussicht auf ein Leben in Palästina gab ihnen Hoffnung, eine Zukunftsperspektive, ein Ziel und Lebenspläne.<sup>24</sup> Den zionistischen Jugendbünden scheint es mit Bezug auf viele ihrer Mitglieder gelungen zu sein, die Forderung zu erfüllen, die Georg Josephthal<sup>25</sup> im Jahr 1938 in der Zeitschrift *Jüdische Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik* an die jüdischen Jugendleiter stellte: „Etwas verlangen wir vom Jugendleiter [...]: er muß dem Leben des Geführten Perspektiven geben, denn gerade das kann das Elternhaus heute gar nicht“ (JWSP, Jg. 8, 1938, S. 135).

Dass die Lehrer der jüdischen Schulen ihnen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft eine Stütze waren, berichten nur wenige Befragte.<sup>26</sup> Besonders die ehemaligen Schüler der Essener jüdischen Schule sprechen häufig davon, dass die Lehrer ihnen emotional und praktisch keine Hilfe boten, dass das Lehrer-Schüler-Verhältnis sehr distanziert war und dass die Schüler mit den Lehrern nicht über persönliche Anliegen sprachen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.2). Für die Düsseldorfer jüdische Schule spricht eine der Befragten davon, dass die dortige Atmosphäre emotional aufbauend wirkte (174).

---

<sup>22</sup> Z.B. Aaron J. (15); Chaja C. (49); Baruch B.-D. (69); Yael N. (106); Manfred K (135); Henry Y. L. (154).

<sup>23</sup> Z.B. Inge L. (17); Uri A. (35); Eric E. (52; 53); Hannah W.-K. (85); Walter B. (112); Henry Y. L. (154).

<sup>24</sup> Z.B. Shimon B.-J. (26); Werner Victor C. (28); Chaja C. (48); Baruch B.-D. (69); Kurt N. (AS, Brief an Graf von Schmettow vom 25.03.1999).

<sup>25</sup> Vertreter des *Hechaluz* in Deutschland.

<sup>26</sup> Z.B. Chaja C. (49); Hans F. (117).

Wie sehr die jüdischen Schulen, in gewissem Maße der Sport, besonders aber die Jugendbünde einen großen Teil der Befragten beeinflussten und emotional stärkten, zeigt sich daran, dass einige von ihnen davon sprechen, Schule und Jugendbund hätten ihren Charakter entscheidend geprägt. Sie hätten sie in ihren Werten, Haltungen und ihrer ideologische Entwicklung beeinflusst und ihnen eine Lebenseinstellung vermittelt, die sie mit all den Schwierigkeiten während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft, aber auch mit den Schwierigkeiten bei einer alleinigen Emigration oder der Emigration mit der Familie, besser zurechtkommen ließ. Besonders die Jugendbünde mit ihren Aktivitäten hätten sie zur Selbständigkeit erzogen und sie auf einen harten Lebenskampf vorbereitet (11).

Den Aussagen vieler Befragter lässt sich entnehmen, dass die jüdischen Schulen, Jugendbünde und der Sport außerdem praktische Bedeutung in Hinblick auf die Auswanderung von Kindern und Jugendlichen aus Deutschland besaßen. Mehrfach erwähnen die Befragten, die Schule habe sie insbesondere durch den Sprachunterricht und, zumindest im Falle der Düsseldorfer Schule, durch den hohen Standard des Unterrichts auf eine Auswanderung und den Besuch ausländischer Schulen vorbereitet.<sup>27</sup> Die Jugendbünde, so zahlreiche der Befragten, bereiteten die Kinder und Jugendlichen durch die Vermittlung von praktischen Fertigkeiten und durch die Fahrten, die zur Selbständigkeit und dazu erzogen, sich an fremden Orten und in neuen Situationen zurecht zu finden, auf eine Auswanderung vor (11; s. auch in vorliegender Dissertation, Kap. 6.1.2). Die Jugendbünde vermittelten ihnen außerdem eine geistige Haltung und Lebenseinstellung, die dem Zurechtkommen in einer fremden Umgebung und in einer neuen Lebenssituation dienlich war. Der Sport bereitete die Kinder und Jugendlichen physisch auf eine Auswanderung vor.

Zahlreiche Aussagen der Befragten bestätigen die in der Forschung angenommene These, die jüdischen Schulen, Jugendbünde und auch der Sport hätten den Kindern und Jugendlichen Selbstbewusstsein gegeben, hätten ihre Identität als Juden gestärkt, sie vor einer Vereinsamung bewahrt. Sie hätten ihr seelisches Gleichgewicht stabilisiert und sie so gegenüber Anfeindungen durch die nichtjüdische Umwelt gestärkt.<sup>28</sup> Aber die Forschung nimmt diese These vielfach zu pauschal und ausschließlich an.

Wie die Auswertung der Interviews und Ego-Dokumente zeigt, gibt es eine nennenswerte Anzahl Befragter, die aussagt, Schule, Jugendbund und der Sport – oder zumindest Teile von ihnen – hätten für sie kaum eine oder keine Bedeutung gehabt. Sie hätten sie emotional nicht stärken und auch praktisch nicht unterstützen können oder brauchen. Joachim Meynert (1988, S. 16) ist zuzustimmen, wenn er mit Bezug auf das Erleben des Schulalltags durch jüdische Schüler nach 1933 schreibt, es ergäben sich vielschichtige, nicht selten widersprüchliche atmosphärische Bilder und Eindrücke. Dazu, wie der Schulalltag von den Schülern erlebt wurde und wie er heute von ihnen erinnert wird, meint er: „Warum der Schulalltag damals so erlebt und heute so erinnert wird, hat vielfältige Ursachen, die uns nur selten gänzlich bekannt sind: das Alter, die Erziehung, das geographische und soziale Umfeld, aber auch die Dauer des in Deutschland erlebten Leids können dabei eine Bedeutung haben“ (ebd.; s. auch in vorliegender Dissertation, Kap. 2.2.1).

Die Auswertung der Interviews und Ego-Dokumente zeigt, dass das unterschiedliche Erleben von Schule, Jugendbund und/oder Sportverein durch die Kinder und Jugend-

---

<sup>27</sup> Z.B. Henry R. (10); Eric E. (52); Julius K. (98); Manfred K. (134); Henry Y. L. (152); Mariana R. (171).

<sup>28</sup> Z.B. Röcher 1992, S. 171f., 227f.; Schmettow 2006, S. 537; Walk 1991, S. 183.

lichen seinerzeit sowie die heutige Erinnerung an dieses Erleben tatsächlich von vielfältigen Faktoren abhing bzw. abhängen:

Das Erleben hing stark davon ab, ob und in welchem Maße die Kinder und Jugendlichen Anfeindungen und Diskriminierung durch die nichtjüdische Umwelt erlebten und empfanden. Aussagen der Befragten, dass sie z.B. in ihrem nichtjüdischen schulischen Umfeld keinen oder kaum Antisemitismus vor und nach 1933 erlebten, korrelieren mit Aussagen derselben Befragten dazu, dass die jüdische Schule, der Jugendbund und/oder Sportverein keine oder kaum Bedeutung für sie hatten. Gloria L. z.B. bedeutete der Besuch der jüdischen Schule in Düsseldorf nicht viel, da sie an der Schule, die sie zuvor besuchte, keine Schwierigkeiten mit Lehrern oder Mitschülern hatte (101).

Ganz entscheidend für das Schulerleben der Kinder und Jugendlichen war, ob sie vor dem Wechsel auf die jüdische Schule eine nichtjüdische Schule besuchten und dort Erfahrungen mit Antisemitismus machten:

Die Düsseldorfer Schüler sprechen weit häufiger davon, dass die jüdische Schule während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft Bedeutung für sie hatte. Sie besuchten alle, bis auf eine Ausnahme, vor dem Wechsel auf die jüdische Schule eine nichtjüdische Schule. Viele von ihnen erlebten dort Antisemitismus seitens der Lehrer und/oder Mitschüler (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1 und 5.1.2). Die ehemaligen Schüler aus Essen, die zum größten Teil zum 1. Schuljahr in die jüdische Schule eingeschult wurden<sup>29</sup> und keine oder kaum<sup>30</sup> Erfahrungen mit Antisemitismus in ihrem schulischen Umfeld machten, sprechen weitaus häufiger mit Bezug auf die jüdischen Jugendbünde davon, dass diese Bedeutung für sie hatten als mit Bezug auf die jüdische Schule. Die Schule wird in diesem Zusammenhang von ihnen eher selten erwähnt.

Hing die Bedeutung, die die jüdischen Schulen, die Jugendbünde und Sportvereine für die Kinder und Jugendlichen besaßen von dem Maß ab, in dem diese Antisemitismus erlebten und wahrnahmen, so lässt sich diese Bedeutung auch mit dem seinerzeitigen Alter der Befragten in Verbindung bringen.

Auffällig oft berichten die jüngeren Befragten davon, dass ihnen der Besuch einer jüdischen Schule und die Mitgliedschaft in einem der jüdischen Jugendbünde und/oder Sportvereine kaum etwas oder nichts bedeuteten. Diese jüngeren Befragten berichten gleichzeitig häufig davon, dass sie an den Antisemitismus sozusagen gewöhnt, mit ihm aufgewachsen waren:

Für Hannah B., Jahrgang 1928, z.B. war der Antisemitismus eine Art „Selbstverständlichkeit“. Sie sagt, sie habe ja nichts anderes gekannt (165). Sie gehört zu denjenigen Befragten, die berichten, die jüdische Schule und die Mitgliedschaft in einem Jugendbund hätten keine besondere Bedeutung für sie gehabt (ebd.). Rita R., Jahrgang 1927, berichtet ebenfalls, sie sei gewissermaßen „zum Antisemitismus erzogen“ worden, es sei „einfach so [gewesen]“ (157). Auch sie misst dem Besuch der jüdischen Schule und der Mitgliedschaft in einem der Jugendbünde für ihr Leben während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft keine große Bedeutung bei. Die Gespräche über Palästina im Bund waren für sie nur „Rederei“ (158).

Diese Befragten waren zum Zeitpunkt der nationalsozialistischen Machtübernahme erst vier oder fünf Jahre alt. Ihre schulische Sozialisation begann erst unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft, und sie wurden auch erst nach

---

<sup>29</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 2.2.2, Anm. 22.

<sup>30</sup> S. in vorliegender Dissertation, Kap. 2.4, Anm. 40.

1933 Mitglied in einem jüdischen Jugendbund und/oder Sportverein.<sup>31</sup> Im Falle von Essen sind es die jüngeren Befragten, die den jüdischen Schulen, Jugendbünden und Sportvereinen keine so große Bedeutung beimessen, weil sie im Gegensatz zu den älteren Befragten zumeist keine andere als eine jüdische Schule besucht, also keine Erfahrungen mit Ausgrenzung und Diskriminierung durch Mitschüler und Lehrer an nichtjüdischen Schulen gemacht hatten. Die Schüler, die zur Zeit der nationalsozialistischen Machtübernahme nichtjüdische Volksschulen besuchten, machten dort in den meisten Fällen keine so starken Diskriminierungserfahrungen wie Schüler, die höhere nichtjüdische Schulen besuchten (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.1 und 5.1.2).

Auch den Antisemitismus der außerschulischen Umwelt nahmen diese jüngeren Befragten nicht in dem Maße wahr wie die älteren. Aufgrund ihres Alters waren sie um die Zeit der nationalsozialistischen Machtübernahme noch in keinem nichtjüdischen Verein Mitglied, aus dem sie hätten verstoßen werden können. Sie spielten vorwiegend noch zu Hause, weniger auf der Straße, wo Antisemitismus häufig erlebt wurde. Im Gegensatz zu vielen der älteren Befragten hatten sie sich vor der nationalsozialistischen Machtübernahme noch keinen nichtjüdischen Freundeskreis aufgebaut, aus dem sie nach 1933 hätten verstoßen werden können (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.1.3). Der Antisemitismus wurde von vielen der jüngeren Befragten als, wie sie es beschreiben, „selbstverständlich“ erlebt.

Joachim Meynert ist zuzustimmen, wenn er sagt, dass, obwohl mit der Machtergreifung der Antisemitismus zur Staatsdoktrin wurde, viele Betroffene diesen „Einschnitt“ nicht als solchen wahrnahmen, dass insbesondere für die jüngeren Kinder „das Neue“ des Jahres 1933 im Regelfall weder intellektuell fassbar noch zunächst konkret spürbar war (Meynert 1988, S. 16). Für die meisten der jüngeren Befragten zeitigte die nationalsozialistische Machtübernahme aus den o.g. Gründen keinen unmittelbaren lebensgeschichtlichen Bruch und sie erlebten nach 1933, im Gegensatz zu den älteren Befragten, seltener die o.g. Verluste in Bezug auf die nichtjüdische Umwelt.

Für die Bedeutung des Sports sind die Aussagen der Befragten differenziert. Für den überwiegenden Teil von ihnen hatte der Sport Bedeutung. Er stärkte sie emotional und schenkte ihnen Selbstvertrauen. Er ließ sie Stolz auf die erbrachten sportlichen Leistungen empfinden und trug dazu bei, dass sie aufgrund sportlicher Leistungen von den Mitschülern und Lehrern an nichtjüdischen Schulen respektiert wurden.<sup>32</sup> Besonders das Boxen trug dazu bei, dass sich die Kinder und Jugendlichen, die es betrieben, zu verteidigen wussten. Etliche Befragte berichten aber auch davon, dass der Sport für sie keine Bedeutung hatte, sie auf Wunsch der Eltern Mitglied in einem Sportverein waren und sie sich nichts aus Sport machten.<sup>33</sup>

Neben der individuellen lebensgeschichtlichen Bedeutung für die Kinder und Jugendlichen hatten die jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft auch gesellschaftliche Funktion in Hinblick auf die jüdischen Familien und Gemeinden:

Die Schulen, Jugendbünde und Sportvereine übernahmen teilweise die erzieherische Funktion der Elternhäuser der Kinder und Jugendlichen. Etliche Befragte berichten davon, dass die Schule und besonders der Jugendbund für sie die Rolle des Elternhauses übernahmen. Die Erziehung im Bund habe ihr ganzes Leben geprägt, ihm

---

<sup>31</sup> Weitere Beispiele: Mariana R., Jahrgang 1928; Benjamin K. R., Jahrgang 1929; Thomas K., Jahrgang 1929; Ralph Richard R., Jahrgang 1931.

<sup>32</sup> S. hierzu auch: Bennett 1978, S. 107, 225, 229; Schilde 1989, S. 161; Lichter 1992, S. 13.

<sup>33</sup> Z.B. Walter C. (37); Margot G. (123); Henry Y. L. (154).

hätten sie ihre Erziehung zu verdanken. Die Jugendgruppenleiter seien ihnen Vorbild gewesen. Besondere Funktion kam hierbei dem Essener jüdischen Jugendheim zu. Dieses, so zahlreiche der Essener Befragten, war ein wichtiges „erzieherisches Zentrum“ (34) und ein „zweites Zuhause“ (146).<sup>34</sup>

Aus den Aussagen der Befragten lässt sich schließen, dass die Eltern vielen der Kinder und Jugendlichen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft kaum ein oder kein Rückhalt waren. Sie waren mit eigenen Sorgen und Ängsten befrachtet oder hatten, wenn sie beide arbeiteten oder z.B. mit Auswanderungsvorbereitungen beschäftigt waren, kaum Zeit für ihre Kinder (15).<sup>35</sup> Viele Befragte berichten auch davon, dass sie sich seinerzeit nicht mit ihren eigenen Sorgen und Nöten an die Eltern wandten, weil sie diese nicht noch mehr belasten wollten.

Hilde Landenberger schrieb 1936 in der Zeitschrift *Jüdische Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik*: „In dem großen Umwälzungsprozeß, den die jüdische Gesellschaft seit 1933 in Deutschland durchgemacht (sic!), hat sich auch die Stellung der Bünde grundlegend gewandelt. [...] Zunächst ist die Erziehungsarbeit der Jugendbewegung zu einer wichtigen Gestaltungskraft des jüdischen Lebens geworden. Ihr Ideal des ‚bündischen Menschen‘, der auf Luxus und Bequemlichkeit in einem gewissen Umfang zu verzichten bereit ist, der gelernt hat, sich in eine Gemeinschaft einzuordnen und der daher der Anpassung an die neuen Verhältnisse am ehesten gewachsen ist, erfährt seine praktische Bedeutung. Dazu kommt, daß alle übrigen Erziehungsmächte weitgehend versagen. Das Elternhaus, dessen wirtschaftliches und geistiges Fundament häufig erschüttert ist, vermag in vielen Fällen den Jugendlichen keinen inneren Halt zu bieten, das jüdische Schulwerk, erst im Aufbau begriffen, kann nur einen Teil von ihnen erfassen. Und so bleibt der Bund die einzige Institution, wo ihnen jüdisches Wissen und jüdisches Bewußtsein und die Möglichkeit der Einordnung in eine Jugendgemeinschaft gegeben wird“ (JWSP, Jg. 6, 1936, S. 103).

Eine weitere Funktion, die die Schulen, Jugendbünde und Sportvereine für die jüdischen Familien besaßen, war die, dass sie, so einige Befragte, den Eltern die Sicherheit gaben, dass ihre Kinder in der Zeit, in der die Eltern z.B. aufgrund einer Berufstätigkeit nicht zu Hause sein konnten, gut aufgehoben waren.

Auf die jüdischen Gemeinden wirkten die Schulen, die Jugendbünde und Sportvereine stabilisierend. Mit Veranstaltungen<sup>36</sup>, zu denen die Eltern der Kinder und Jugendlichen sowie auch die übrigen Gemeindemitglieder eingeladen waren, brachten sie die Gemeinde zusammen und stärkten damit den Zusammenhalt ihrer Mitglieder. Waren diese Veranstaltungen auf das Religiöse ausgerichtet, stabilisierten sie die Religiosität der Gemeindemitglieder oder förderten diese. Wie in den Kapiteln 5.2.7 und 5.2.8 der vorliegenden Dissertation gezeigt, geschah dies in einigen Fällen über die Kinder, die, von der jüdischen Schule in ihrer eigenen Religiosität gestärkt, die Religion, das Praktizieren von Bräuchen und Riten, in ihre Familien trugen.

---

<sup>34</sup> Außerdem: Werner Victor C. (28); Uri A. (35); Pnina G. (55).

<sup>35</sup> Schmettow (2006, S. 240) meint hierzu, die Eltern hätten in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft (1933–1935) versucht, das Elternhaus zu einem Ort des Schutzes und der Geborgenheit für die Kinder und Jugendlichen zu machen. Die Familie sei zu dieser Zeit für diese noch – wie vor 1933 – „Rückzugs-“, „Schutz-“, und „Vorbereitungsraum“ gewesen (ebd., S. 379). In späteren Jahren hätten die Jugendbünde verstärkt diese Funktion übernommen.

<sup>36</sup> Wie etwa sportliche Veranstaltungen des *Makkabi* Düsseldorf anlässlich des *Chanukka*-Festes (*Chanukka*, s. Glossar) oder Schulfestern anlässlich der jüdischen Feste.

Die Jugendbünde hatten in Hinblick auf die Elternhäuser und jüdischen Gemeinden außerdem praktische Funktion insofern, als sie z.B. Auswanderungshilfe leisteten. Mit der *Hachschara* (s. Glossar) bereiteten sie die Jugendlichen auf die Auswanderung nach Palästina vor. Mit der Jugend-*Alija* (*Alija*, s. Glossar) ermöglichten sie zahlreichen Jugendlichen, besonders Jugendlichen aus Familien, denen die finanziellen Mittel für eine Auswanderung der gesamten Familie fehlten, eine Auswanderung (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 3.2.2).

Mit Ferienfreizeiten für die Kinder und Jugendlichen entlasteten die Sportvereine (so z.B. der Düsseldorfer *Makkabi*; s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.4.1) die Familien, in denen die Eltern beide arbeiten mussten, während der Schulferien. Sie wussten ihre Kinder dort gut aufgehoben.

Die Düsseldorfer Schule unterstützte die jüdische Gemeinde mit Speisungen bedürftiger Schüler in ihren Wohlfahrtsaufgaben (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.3.1).

Innerhalb der jüdischen Gemeinde Essens erfüllte der *Hakoah* nach 1933 ähnliche Funktion. In Verbindung mit anderen Organisationen – etwa dem *Makkabi Hazair* – kümmerte er sich verstärkt um Kultur- und Freizeitangebote, Wohlfahrtsangelegenheiten, die Arbeitsbeschaffung und um Hilfe bei Auswanderungsvorbereitungen (Boeti 1995, S. 77). Seinen Mitgliedern bot er, angesichts der zunehmenden Ausgrenzung aus der nichtjüdischen Bevölkerung, die Möglichkeit, gesellschaftliche Kontakte zu knüpfen und gesellig beisammen zu sein (ebd.).

Die Treffen einiger Jugendbünde in Essen waren für die Kinder und Jugendlichen ost- und deutsch-jüdischer Herkunft, im Gegensatz zur Essener jüdischen Schule, Orte der Kontaktaufnahme untereinander. Die Jugendbünde wirkten hier unter den Kindern und Jugendlichen unterschiedlicher Herkunft in gewissem Maße integrierend, insgesamt aber gab es unter den ostjüdischen und deutsch-jüdischen Kindern und Jugendlichen der Gemeinde wenig Kontakt.

Zusammenfassend sei gesagt, dass die Bedeutung der jüdischen Schulen, Jugendbünde und Sportvereine für die Kinder und Jugendlichen, nach den Aussagen der Befragten zu urteilen, darin bestand, dass sie ihnen Orte waren, an denen sie unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Herrschaft mit Gleichaltrigen zusammen kommen und weitgehend unbeschwert ihre Freizeit verbringen konnten.

Sie waren Orte, die den Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit zur sozialen Orientierung, Geborgenheit, Sicherheit und eine Regelmäßigkeit für ihren Alltag boten. Sie kompensierten Verlusterfahrungen, die die Kinder und Jugendlichen bezüglich ihrer nichtjüdischen Umwelt erfuhren, boten ihnen ein zweites Zuhause und gaben ihnen Halt, der ihnen in den Familien vielfach fehlte.

Von den genannten Institutionen hatten, so zeichnet es sich in den Aussagen der Befragten ab, die Jugendbünde die größte Bedeutung für das Leben und die emotionale Stabilisierung der Kinder und Jugendlichen. Auf die in dem von mir entwickelten Interview gestellte Frage, wer seinerzeit die größte Bedeutung für das eigene Leben gehabt habe (s. in vorliegender Dissertation, Anhang), antworteten nur wenige Befragte, es sei das Elternhaus gewesen. Die meisten von ihnen sprechen explizit dem Jugendbund die größte Bedeutung zu. Sie berichten noch heute begeistert von den Fähigkeiten- und Fertigkeiten, die sie im Bund erlernten, von der Atmosphäre, die dort herrschte und davon, dass der Bund sie auf das Leben vorbereitete.

Die oben skizzierte Bedeutung, die die Schulen, Jugendbünde und Sportvereine für die Kinder und Jugendlichen besaßen pauschal für alle diese Institutionen und glei-

chermaßen für alle Kinder und Jugendlichen anzunehmen, wie dies die Forschung oftmals tut (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 1.1), ist falsch.

Wie sich in der Untersuchung gezeigt hat, muss man in Bezug auf das Erleben von Kindern und Jugendlichen an nichtjüdischen und jüdischen Schulen, in Jugendbünden und Sportvereinen und in Bezug auf die lebensgeschichtliche Bedeutung, die diese für die Kinder und Jugendlichen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft besaßen, differenzieren. Differenzieren muss man sowohl in Hinblick auf die Kinder und Jugendlichen als auch in Hinblick auf z.B. unterschiedliche Schulen.

Die Düsseldorfer und die Essener jüdische Schule werden von den Befragten in weiten Teilen sehr unterschiedlich erinnert. Unterschiedlich sind die Erinnerungen an die Atmosphäre an diesen Schulen, an den Unterricht, an das Verhältnis der Lehrer und Schüler sowie an das Verhältnis der Schüler untereinander. Die Düsseldorfer Befragten erinnern sich an eine gute und lockere Atmosphäre an der jüdischen Schule, an einen modernen Unterricht und an Lehrer, die für die Schüler Ansprechpartner waren (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.2, 5.2.5 und 5.2.9). Diese Schule hatte in weiten Teilen die oben beschriebene Bedeutung für ihre Schüler. Sie stabilisierte sie emotional, bot ihnen Geborgenheit und eine aufbauende Atmosphäre, die sie stärkte und bereitete sie mit ihrem Unterricht auf ein Leben in der Emigration vor. Die Essener jüdische Schule besaß diese Bedeutung nicht in gleichem Maße. Die Mehrheit ihrer ehemaligen Schüler erinnert sich an diese Schule als einer traditionellen Volksschule mit einer eher strengen Atmosphäre, an der das Verhältnis zu den Lehrern distanziert war, an der Prügelstrafen angewandt wurden und an der die Lehrer die Schüler praktisch und emotional nicht unterstützten.

Und auch für die Befragten gilt es, zu differenzieren. Unter ihnen finden sich etliche, die meinen, die jüdische Schule, aber auch Jugendbünde und Sportvereine hätten für sie kaum eine oder keine Bedeutung gehabt.

Die Forschung nimmt weiterhin an, die Schulen und Jugendbünde hätten besonders durch das Vermitteln von Wissen über das Judentum die Herausbildung und Stärkung des Selbstbewusstseins und einer Identität bei den Kindern und Jugendlichen gefördert und sie so gegen Anfeindungen durch die nichtjüdische Umwelt gestärkt (Röcher 1992, S. 122; Keim 1997, S. 237). Dem kann nach Auswertung der Interviews und Ego-Dokumente nur bedingt zugestimmt werden.

Die Besinnung auf die eigene Religion hatte für die Stabilisierung der Kinder und Jugendlichen und tatsächlich auch im Alltagsleben der jüdischen Schulen in Düsseldorf und Essen sowie im Leben der dortigen Jugendbünde und Sportvereine nur sehr geringe Bedeutung. Eine nennenswerte Zahl Befragter gibt an, sie könnten sich nicht an speziell jüdische Inhalte im Unterricht erinnern. Die Religion habe in der Schule und besonders bei den Jugendbünden und Sportvereinen kaum eine oder keine Rolle gespielt. Schule und Jugendbund hätten sie in ihrer Religiosität nicht beeinflusst (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 5.2.8 und 6.1.5).

Das Zusammensein mit Gleichaltrigen, die Geborgenheit, die viele Befragte in den Schulen, Jugendbünden und Sportvereinen im Zusammensein mit einer Gruppe Gleichaltriger erlebten und die Möglichkeit, wenigstens für die Zeit des Unterrichts und der Treffen der Bünde und Sportvereine relativ unbeschwert die Kindheit und Jugend genießen zu können, stabilisierte die Kinder und Jugendlichen emotional. Dies, nicht die Besinnung auf das Judentum oder die Vermittlung jüdischen Wissens in den Schulen, Jugendbünden und Sportvereinen, half den Kindern und Jugendlichen, die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft besser zu überstehen. Nur die

wenigsten Befragten sprechen davon, dass die Vermittlung jüdischen Wissens sie stärkte, ihnen eine Identität gab und ihr Selbstbewusstsein förderte.

Um abschließend auf die in der Forschung vertretene These zurück zu kommen, die Schulen, Jugendbünde und Sportvereine seien für die Kinder und Jugendlichen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft „Inseln“, „Oasen“ oder Orte der „Zuflucht“ gewesen (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 1.1), so zeigt sich, dass dieses Bild das Erleben der meisten Befragten nicht trifft. Es gilt hier sehr viel stärker zu differenzieren. Hier zeigt sich, wie wichtig und für lebensgeschichtliches Verstehen unerlässlich es ist, gegen eventuell generalisierende Trends in der Wahrnehmung historischer Sachverhalte, dem individuellen Erleben auf der Spur zu bleiben, Differenzen zu sehen und zu markieren, die Vielschichtigkeit und auch die Widersprüchlichkeiten in den Schilderungen des Erinnernten zu unterstreichen, um historische Prozesse zu verstehen (Göpfert 1999, S. 29; Meynert 1988, S. 16; Miller-Kipp 2007, S. 15).

## 9 Bilderverzeichnis

- Bild 1** Düsseldorf: Die Synagoge und das angrenzende Rabbinerhaus an der Kasernenstraße, Anfang des 20. Jahrhunderts.  
*Sammlung Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf* .....80
- Bild 2** Essen: Die jüdische Volksschule an der Sachsenstraße 33, undatiert.  
*Stadtbildstelle Essen, 238c* .....82
- Bild 3** Gruppe des Essener *Habonim* während eines Ausflugs auf dem Burgplatz in Essen, Mai 1936.  
*AS, AR.1670* .....100
- Bild 4** Tageserholung des *Makkabi* Düsseldorf im Düsseldorfer Rheinstadion, 1932.  
*MuG, Sammlung Suchy* .....103
- Bild 5** Turner des *Hakoah* Essen bei einem Sportfest in Berlin, März 1938.  
*AS, AR.1823* .....106
- Bild 6** Klassenfoto der jüdischen Schule in Düsseldorf, undatiert.  
*Sammlung Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf* .....143
- Bild 7** Die 4. Klasse der Essener jüdischen Schule mit Lehrer Levisohn, 1936.  
*AS, AR.1935* .....145
- Bild 8** Das 1. Schuljahr der Essener jüdischen Schule in *Purim*kostümen mit dem Lehrer Kaiser, 9. März 1936.  
*AS, AR.1934* .....149
- Bild 9** Leichtathletikmannschaft des *Schild* Düsseldorf, 1937.  
*MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 1741* .....171
- Bild 10** Mitglieder einer Mädchengruppe des *J.P.D. – Makkabi Hazair* Essen im Garten des jüdischen Jugendheims, 1937.  
*AS, AR.3480* .....172

## 10 Quellen

### 10.1 Ungedruckte Quellen

#### 10.1.1 Interviews

##### Jahrgänge 1914–1918

- 1 Yaacov S. (\*1914): Interview mit Angela Genger am 13.10.1998. [MuG, Nr. 469]
- 2 Yaacov S.: Interview mit Angela Genger und Hildegard Jakobs am 11.05.2004. [MuG, Nr. 467]
- 3 Yaacov S.: Brief an Carolin Huber vom 15.03.2007. [Brief 13]
- 4 Uri L. (\*1916): Interview mit Angela Genger und Barbara Suchy am 29.09.1993. [MuG, Nr. 58]
- 5 Uri L.: Brief an Carolin Huber (undatiert). [Brief 10]
- 6 Joschke G. (\*1916): Interview mit Angela Genger am 27.10.1987. [AS, IN.218]
- 7 Pinchas M. (\*1918): Interview vom 29.09.1986.<sup>1</sup> [AS, IN.184]

##### Jahrgänge 1919–1922

- 8 Günther K. (\*1919): Interview mit Angela Genger am 20.10.1996. [MuG, Nr. 4a]
- 9 Günther K.: Interview mit Carolin Huber am 04.03.2007. [Interview XVI]
- 10 Henry R. (\*1919): Interview mit Gabriele Olbrisch am 04.05.1994. [MuG, Nr. 75]
- 11 Amnon A. (\*1920): Interview mit Angela Genger am 31.12.1997. [MuG, Nr. 99]
- 12 Amnon A.: Brief an Carolin Huber vom 05.10.2006. [Brief 2]
- 13 Esther F. (\*1920): Interview mit Angelika Brimmer und Monika Josten am 26.10.1988. [AS, IN.325]
- 14 Aaron J. (\*1920): Interview mit Monika Josten am 17.06.1993. [AS, IN.556]
- 15 Aaron J.: Interview mit Carolin Huber am 18.01.2007. [Interview XXXVII]
- 16 Inge L. (\*1920): Interview mit Claudia Konieczek am 09.06.1994. [AS, IN.576]
- 17 Inge L.: Interview mit Carolin Huber am 04.02.2007. [Interview XLIV]
- 18 Margot P. (\*1920): Interview mit Angelika Brimmer und Monika Josten am 17.05.1989. [AS, IN.374]
- 19 Charlotte S. (\*1920): Interview mit Frank Sparing am 14.06.1996. [MuG, Nr. 83 u. 178]
- 20 Bernd S. (\*1920): Interview mit Angela Genger am 29.08.1984. [AS, IN.075]
- 21 Bernd S.: Interview mit Carolin Huber am 11.11.2006. [Interview XXVII]
- 22 Lotti T. (\*1920): Brief an Carolin Huber vom 24.02.2007. [Brief 12]
- 23 Lotte B. (\*1921): Interview mit Monika Josten und Angelika Brimmer vom 26.10.1987. [AS, IN.221]

---

<sup>1</sup> Bei den Interviews, bei denen kein Name des Interviewers angegeben ist, ist dieser unbekannt.

- 24 Lotte B.: Interview mit Carolin Huber am 09.11.2006. [Interview XXV]  
 25 Shimon B.-J. (\*1921): Interview vom 25.06.1997. [AS, IN.640]  
 26 Shimon B.-J.: Brief an Carolin Huber vom 07.03.2007. [Brief 15]  
 27 Werner Victor C. (\*1921): Interview vom 15.05.1986. [AS, IN.127]  
 28 Werner Victor C.: Interview mit Carolin Huber am 28.11.2006.  
 [Interview XXXIII]  
 29 Henry G. (\*1921): Interview mit Sonja Wegner am 03.09.1996.  
 [AS, IN.612]  
 30 Zeev P. (\*1921): Interview vom 23.06.1997. [AS, IN.628]  
 31 Zeev P.: E-Mail an Carolin Huber vom 04.02.2007. [E-Mail 14]  
 32 Nancy W. (\*1921): Interview mit Angela Genger am 22.08.1996.  
 [MuG, Nr. 98]  
 33 Nancy W.: Interview mit Carolin Huber am 04.03.2007. [Interview XVII]  
 34 Uri A. (\*1922): Interview mit Michael Zimmermann am 08.05.1988.  
 [AS, IN.265]  
 35 Uri A.: Gespräch mit Schülern am Gymnasium Sophienschule (Hannover)  
 am 19.01.1998. [AS, ohne Nr.]  
 36 Walter C. (\*1922): Interview mit Angela Genger am 17.05.1996.  
 [MuG, Nr. 10]  
 37 Walter C.: Interview mit Carolin Huber am 08.11.2006. [Interview V]  
 38 Ilse E. (\*1922): Interview mit Angela Genger am 19.08.1996. [MuG, Nr. 8]  
 39 Ilse E.: Brief an Carolin Huber vom 18.02.2007. [Brief 4]  
 40 Lotte F. (\*1922): Interview vom 24.06.1985. [AS, IN.126]  
 41 Lotte F.: Interview mit Carolin Huber am 10.11.2006. [Interview XXVI]  
 42 Nathan M. (\*1922): Interview mit Angela Genger am 09.12.1993.  
 [MuG, Nr. 164]  
 43 Nathan M.: Interview mit Angela Genger und Hildegard Jakobs am  
 06.05.1997. [MuG, Nr. 60]  
 44 Nathan M.: E-Mail an Carolin Huber vom 10.02.2007. [E-Mail 9]  
 45 Friedel T. (\*1922): Interview mit Michael Zimmermann am 07.09.1989.  
 [AS, IN.388]  
 46 Friedel T.: Interview mit Carolin Huber am 13.11.2006. [Interview XXVIII]

### **Jahrgänge 1923–1927**

- 47 Henriette C. (\*1923): Interview mit Angela Genger am 15.03.1997.  
 [MuG, Nr. 350]  
 48 Chaja C. (\*1923): Interview mit Monika Josten am 01.09.1998.  
 [AS, IN.660]  
 49 Chaja C.: Interview mit Carolin Huber am 26.11.2006. [Interview XXXII]  
 50 Ruth D. (\*1923): Interview vom 30.05.1986. [AS, IN.134]  
 51 Eric E. (\*1923): Interview der Shoah Visual History Foundation vom  
 26.02.1997. [MuG, Nr. 114]  
 52 Eric E.: Interview mit Carolin Huber am 04.02.2007. [Interview IX]  
 53 Eric E.: E-Mail an Carolin Huber vom 24.10.2006. [E-Mail 3]  
 54 Eric E.: E-Mail an Carolin Huber vom 17.02.2007. [E-Mail 3a]  
 55 Pnina G. (\*1923): Interview mit Angelika Brimmer und Monika Josten am  
 26.10.1988. [AS, IN.320]  
 56 Pnina G.: Interview mit Carolin Huber am 19.11.2006. [Interview XXXI]  
 57 Guy H. (\*1923): Interview vom 06.11.1988. [AS, IN.367]  
 58 Hanna K. (\*1923): Interview mit Angela Genger am 08.04.1997.  
 [MuG, Nr. 51]

- 59 G. Vernon L. (\*1923): Interview mit Angela Genger 1999. [MuG, Nr. 125]  
60 G. Vernon L.: Interview mit Carolin Huber am 16.03.2007. [Interview XXI]  
61 G. Vernon L.: Brief an Carolin Huber vom 25.02.2007. [Brief 9]  
62 Margot L. (\*1923): Interview mit Angela Genger am 25.03.1998.  
[MuG, Nr. 102a u. 103a]  
63 Margot L.: Interview mit Carolin Huber am 12.03.2007. [Interview XX]  
64 Margot L.: E-Mail an Carolin Huber vom 14.11.2006. [E-Mail 8]  
65 Naomi N. (\*1923): Interview mit Angela Genger im Okt. 1996.  
[MuG, Nr. 212]  
66 Kläre W. (\*1923): Interview mit Angela Genger am 18.04.1996.  
[MuG, Nr. 96a u. 97b]  
67 Schoschana Y. (\*1923): Interview mit Ralf Güth am 01.09.1998.  
[AS, IN.656]  
68 Schoschana Y.: Interview mit Carolin Huber am 21.01.2007.  
[Interview XXXVIII]  
69 Baruch B.-D. (\*1924): Interview mit Angelika Brimmer und Monika Josten  
am 19.09.1988. [AS, IN.334]  
70 Miriam C. (\*1924): Interview mit Hildegard Jakobs und Angela Genger im  
Sept. 2003. [MuG, Nr. 471a]  
71 Kurt (Zwi) E. (\*1924): Interview mit Angela Genger und Barbara Suchy am  
02.08.1996. [MuG, Nr. 23]  
72 Kurt (Zwi) E.: Interview mit Carolin Huber am 12.08.2006. [Interview I]  
73 Liesl M. (\*1924): Interview mit Kerstin Griese am 30.10.1997.  
[MuG, Nr. 41]  
74 Liesl M.: Brief an Carolin Huber vom 07.10.2006. [Brief 11]  
75 Ernst R. (\*1924): Interview mit Susanne Feld 1998. [MuG, ohne Nr.]  
76 Ernst R.: Interview mit Carolin Huber am 09.10.2006. [Interview IV]  
77 Ralph S. (\*1924): Interview mit Angela Genger am 30.03.1998.  
[MuG, Nr. 105a, 106a u. 176]  
78 Ralph S.: E-Mail an Carolin Huber vom 21.10.2006. [E-Mail 10]  
79 Susanne S. (\*1924): Interview vom 04.09.2001. [AS, IN.752]  
80 Susanne S.: E-Mail an Carolin Huber vom 12.02.2007. [E-Mail 16]  
81 Martin O. S. (\*1924): Interview mit Ralf Güth am 12.09.2000. [AS, IN.740]  
82 Martin O. S.: Interview mit Carolin Huber am 25.01.2007. [Interview XLII]  
83 Martin O. S.: E-Mail an Carolin Huber vom 26.03.2007. [E-Mail 17]  
84 Hannah W.-K. (\*1924): Interview mit Angela Genger am 05.07.1999.  
[MuG, Nr. 216]  
85 Hannah W.-K.: Interview mit Carolin Huber am 17.02.2007.  
[Interview XIV]  
86 Hannah W.-K.: E-Mail an Carolin Huber vom 02.12.2006. [E-Mail 11]  
87 Ruth A. (\*1925): Interview mit Angela Genger am 28.12.1997.  
[MuG, Nr. 3]  
88 Bilha B. (\*1925): Interview vom 24.08.1999. [AS, IN.708]  
89 Bilha B.: Interview mit Carolin Huber am 19.11.2006. [Interview XXIX]  
90 Günther C. (\*1925): Interview mit Angela Genger und Barbara Suchy am  
01.05.1996. [MuG, Nr. 207]  
91 Günther C.: E-Mail an Carolin Huber vom 07.03.2007. [E-Mail 2]  
92 Horst C. (\*1925): Interview vom 09.07.2002. [AS, IN.773]  
93 Horst C.: Interview mit Carolin Huber am 21.01.2007. [Interview XL]  
94 Horst C.: Brief an Carolin Huber (Jan. 2007). [Brief 16]

- 95 Rachel E. (\*1925): Interview mit Angelika Brimmer am 29.10.1987. [AS, IN.239]
- 96 Lea G. (\*1925): Interview vom 04.09.2001. [AS, IN.746]
- 97 Blanche G. (\*1925): Interview mit Tobias Schwering am 14.09.2000. [AS, IN.732]
- 98 Julius K. (\*1925): Interview mit Angela Genger am 13.08.1997. [MuG, Nr. 50]
- 99 Gloria L. (\*1925): Interview mit Angela Genger am 07.03.1999. [MuG, Nr. 190]
- 100 Gloria L.: Interview der Shoah Visual History Foundation vom 13.09.1998. [MuG, ohne Nr.]
- 101 Gloria L.: Interview mit Carolin Huber am 05.02.2007. [Interview X]
- 102 Gloria L.: Brief an Carolin Huber vom 26.10.2006. [Brief 7]
- 103 Gloria L.: Brief an Carolin Huber vom 22.02.2007. [Brief 8]
- 104 Yael N. (\*1925): Interview vom 23.04.1992. [AS, IN.512]
- 105 Yael N.: Interview vom 07.09.2001. [AS, IN.769]
- 106 Yael N.: Interview mit Carolin Huber am 17.01.2007 und 31.01.2007. [Interview XXXVI]
- 107 Anne R. (\*1925): Interview vom 13.11.1983. [AS, IN.068]
- 108 Anne R.: Interview mit Carolin Huber am 08.11.2006. [Interview XXIV]
- 109 Anne R.: Brief an Carolin Huber vom 03.01.2007. [Brief 18]
- 110 Charles A. (\*1926): Interview mit Angela Genger am 27.06.1999. [MuG, Nr. 182]
- 111 Walter B. (\*1926): Interview mit Angela Genger am 21.04.1996. [MuG, Nr. 7]
- 112 Walter B.: Interview mit Carolin Huber am 02.02.2007. [Interview VIII]
- 113 Walter B.: Brief an Carolin Huber vom 22.10.2006. [Brief 3]
- 114 Zeev D. (\*1926): Interview vom 06.09.2001. [AS, IN.754]
- 115 Zeev D.: Brief an Carolin Huber vom 04.02.2007. [Brief 17]
- 116 Hans F. (\*1926): Interview mit Angela Genger am 09.05.1998. [MuG, Nr. 47]
- 117 Hans F.: Interview mit Carolin Huber am 08.03.2007. [Interview XVIII]
- 118 Hans F.: E-Mail an Carolin Huber (undatiert). [E-Mail 4]
- 119 Hans F.: E-Mail an Carolin Huber vom 14.03.2007. [E-Mail 4a]
- 120 Margaret F. (\*1926): Interview mit Carolin Huber am 22.03.2007. [Interview XXIII]
- 121 Margaret F.: E-Mail an Carolin Huber vom 11.02.2007. [E-Mail 5]
- 122 Margot G. (\*1926): Interview mit Frank Sparing am 14.06.1996. [MuG, Nr. 33]
- 123 Margot G.: Interview mit Carolin Huber am 13.02.2007. [Interview XII]
- 124 Margot G.: E-Mail an Carolin Huber vom 27.11.2006. [E-Mail 6]
- 125 Margot G.: E-Mail an Carolin Huber vom 13.03.2007. [E-Mail 6a]
- 126 Gerry G. (\*1926): Interview mit Angela Genger am 20.10.1998. [MuG, Nr. 146]
- 127 Gerry G.: Brief an Carolin Huber vom 02.10.2006. [Brief 5]
- 128 Martha H. (\*1926): Interview mit Angela Genger am 25.06.1999. [MuG, Nr. 449]
- 129 Martha H.: Interview mit Carolin Huber am 20.03.2007. [Interview XXII]
- 130 Martha H.: E-Mail an Carolin Huber vom 11.02.2007. [E-Mail 6b]
- 131 Inge K. (\*1926): Interview vom 06.09.2001. [AS, IN.748]
- 132 Inge K.: Interview mit Carolin Huber am 26.01.2007. [Interview XLIII]
- 133 Manfred K. (\*1926): Interview mit Angela Genger am 28.03.1998. [MuG, Nr. 189]

- 134 Manfred K.: Interview mit Carolin Huber am 18.02.2007. [Interview XV]  
 135 Manfred K.: E-Mail an Carolin Huber vom 18.11.2006. [E-Mail 6c]  
 136 Manfred K.: Brief an Carolin Huber vom 18.11.2006. [Brief 6]  
 137 Lore L. (\*1926): Interview mit Hildegard Jakobs am 25.06.1999.  
 [MuG, Nr. 462]  
 138 Ernest L. (\*1926): Interview mit Angela Genger am 29.03.1998.  
 [MuG, Nr. 193]  
 139 Mordechai (Max) N. (\*1926): Interview vom 12.08.1983. [AS, IN.061]  
 140 Mordechai (Max) N.: Interview vom 09.08.1988. [AS, IN.272]  
 141 Mordechai (Max) N.: Interview mit Carolin Huber am 08.01.2007.  
 [Interview XXXIV]  
 142 Mordechai (Max) N.: E-Mail an Carolin Huber vom 08.01.2007.  
 [E-Mail 13]  
 143 Ursel P. (\*1926): Interview mit Angela Genger am 10.03.2002.  
 [MuG, Nr. 208]  
 144 Inge S. (\*1926): Interview mit Angela Genger am 09.10.1998.  
 [MuG, Nr. 116]  
 145 Erika S. (\*1926): Interview vom 27.10.1982. [AS, IN.056]  
 146 Erika S.: Brief an Carolin Huber vom 25.4.2007. [Brief 19]  
 147 Charles H. A. (\*1927): Interview mit Angela Genger vom März 1997.  
 [MuG, Nr. 1]  
 148 Charles H. A.: Interview mit Carolin Huber am 11.02.2007. [Interview XI]  
 149 Charles H. A.: E-Mail an Carolin Huber vom 02.10.2006. [E-Mail 1]  
 150 Charles H. A.: Brief an Carolin Huber vom 17.02.2007. [Brief 1]  
 151 Isabel Nanny K. de G. (\*1927): Interview vom 09.07.2002. [AS, IN.791]  
 152 Henry Y. L. (\*1927): Interview mit Angela Genger am 12.03.1999.  
 [MuG, N. 194]  
 153 Henry Y. L.: Interview mit Carolin Huber am 14.02.2007.[Interview XIII]  
 154 Henry Y. L.: E-Mail an Carolin Huber vom 07.02.2007. [E-Mail 7]  
 155 Chana M. (\*1927): Interview mit Angela Genger am 30.12.1997.  
 [MuG, Nr. 148]  
 156 Chana M.: Interview mit Carolin Huber am 05.10.2006. [Interview III]  
 157 Rita R. (\*1927): Interview mit Angelika Brimmer am 02.11.1988.  
 [AS, IN.314]  
 158 Rita R.: Interview mit Carolin Huber am 19.11.2006. [Interview XXX]  
 159 Gert Werner R. (\*1927): Interview mit Angela Genger am 11.06.1996.  
 [MuG, Nr. 76]  
 160 Gert Werner R.: Interview mit Carolin Huber am 31.01.2007.  
 [Interview VII]  
 161 Werner R. (\*1927): Interview mit Angela Genger am 20.04.1996.  
 [MuG, Nr. 77]  
 162 Werner R.: Interview mit Carolin Huber am 14.11.2006. [Interview VI]

### **Jahrgänge 1928–1931**

- 163 Hans Heinz und Lilian A. (\*1928, Hans Heinz): Interview mit Kerstin Griesse am 20.05.1999. [MuG, Nr. 447a]  
 164 Hannah B. (\*1928): Interview vom 04.09.2001. [AS, IN.767]  
 165 Hannah B.: Interview mit Carolin Huber am 24.01.2007. [Interview XLI]  
 166 Hanna B.: E-Mail an Carolin Huber vom 15.01.2007. [E-Mail 12]  
 167 Paula K. (\*1928): Interview mit Angela Genger am 29.03.1998.  
 [MuG, Nr. 189a]

- 168 Ellen M. (\*1928): Video-Interview mit Sam Kintzer am 26.03.1995. [MuG, Video 93]
- 169 Henni P. (\*1928): Interview mit Angela Genger am 13.03.1997. [MuG, Nr. 68]
- 170 Mariana R. (\*1928): Interview mit Frank Sparing am 30.05.1997. [MuG, Nr. 78]
- 171 Mariana R.: Interview mit Carolin Huber am 11.03.2007. [Interview XIX]
- 172 Max S. (\*1928): Interview vom 04.09.2001. [AS, IN.764]
- 173 Ellen E.-W. (\*1928): Interview mit Muriel Cardoso am 03.09.1995. [MuG, Nr. 134a]
- 174 Ellen E.-W.: Interview mit Carolin Huber am 05.10.2006. [Interview II]
- 175 Thomas K. (\*1929): Interview mit Angela Genger am 04.08.2006. [MuG, Nr. 559a u. 559b]
- 176 Benjamin K. R. (\*1929): Interview vom 11.07.2002. [AS, IN.785]
- 177 Benjamin K. R.: Interview mit Carolin Huber am 21.01.2007. [Interview XXXIX]
- 178 Benjamin K. R.: E-Mail an Carolin Huber vom 17.01.2007. [E-Mail 15]
- 179 Ralph Richard R. (\*1931): Interview vom 06.07.2004. [AS, IN.827]
- 180 Ralph Richard R.: Interview mit Carolin Huber am 15.01.2007. [Interview XXXV]

## **Lehrer**

- 181 Kurt B.: Interview mit Angela Genger am 18.06.1997. [MuG, Nr. 385]

## **10.1.2 Dokumente**

### **10.1.2.1 Düsseldorf**

#### ***Stadtarchiv Düsseldorf [StA D]***

StA D, NL 78 Walter B.: Brief an Felix Blaschka vom 09.03.1975.

#### ***Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf [MuG]***

##### ***Sammlung Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf***

MuG, Amnon A.: Ausweis des Düsseldorfer *J.P.D.* für Kurt S., ausgestellt am 06.07.1934.

MuG, Amnon A.: Fotos von Aktivitäten des Düsseldorfer *J.P.D.*, 1932.

MuG, Brief einer Klasse der jüdischen Schule Düsseldorf an Herrn und Frau Bergel vom 11.06.1939.

MuG, Zeugnis der jüdischen Schule für Hans F. vom 16.10.1935.

MuG, Herz, K. [1937]: Die private jüdische Volksschule Düsseldorf. [Düsseldorf].

MuG, Herz, K. (1985): Brief an Bernd Diekmann vom 19.01.1985.

MuG, Klassenfoto der jüdischen Schule in Düsseldorf, o.J.

MuG, Kurt (Zwi) E.: Urkunde des Deutschen *Makkabi*-Kreises für Kurt E. anlässlich des 3. Bezirks-Sportfestes in Köln vom 26.05.1935 (Weitsprung).

MuG, Kurt (Zwi) E.: Urkunde des Deutschen *Makkabi*-Kreises für Kurt E. anlässlich des 3. Bezirks-Sportfestes in Köln vom 26.05.1935 (75-Meter-Lauf).

- MuG, Manfred K.: Ehrenurkunde der Sportgruppe *Schild* für Manfred K. für den 1. Platz im Dreikampf beim leichtathletischen Jugendsportfest in Düsseldorf vom 26.06.1938.
- MuG, Nancy W.: Pfadfinderbuch, o.J.
- MuG, Postkarte eines ehemaligen Schülers der jüdischen Schule Düsseldorf (Max Horowitz) an das Lehrerkollegium der jüdischen Schule Düsseldorf aus dem Exil vom 14.02.1937.
- MuG, Schnook, K. (1940): Brief an Dr. Kurt Bergel vom 03.12.1940.
- MuG, Schnook, K. (1941): Brief an Dr. Kurt Bergel vom 03.03.1941.
- MuG, Schulentlassungszeugnis der jüdischen Schule Düsseldorf für Hans F. vom 12.06.1939.
- MuG, Stadt Düsseldorf (o.J.): Schreiben an Dr. Kurt Herz betr. den Besuch von städtischen Bädern durch Schüler der jüdischen Schule.
- MuG, Synagoge und Rabbinerhaus an der Kasernenstraße, Anfang des 20. Jahrhunderts.
- MuG, Yaacov S.: „Bierzeitung“ der Oberrealschule am Fürstenwall in Düsseldorf, 1929.

*Bildarchiv „Juden in Düsseldorf“ in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf*

- MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 365: Julo Levin, o.J.
- MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 366–368: Kinderzeichnungen aus der jüdischen Schule, o.J.
- MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 730: Gruppe des *Makkabi* Düsseldorf in Essen, 1931.
- MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 758–759: Gruppe Die Möwen des J.P.D. Düsseldorf, um 1934.
- MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 803: Fußballmannschaft des *Schild* Düsseldorf, 1937.
- MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 1392: Ferienreise des Düsseldorfer *J.P.D.* nach Belgien, 1936.
- MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 1397–1398: Jüdische Pfadfinder aus Düsseldorf im Bundeslager des *J.P.D.* – *Makkabi Hazair* in Bad Sassendorf, 1937 oder 1938.
- MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 1399: *Makkabi*-Sportplatz in Düsseldorf, o.J.
- MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 1400: Veranstaltung des *Makkabi* Düsseldorf auf dem vereinseigenen Sportplatz, 1935/36.
- MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 1401: Veranstaltung „PAU WAU“ des *Makkabi* Düsseldorf auf dem vereinseigenen Sportplatz, um 1937/38.
- MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 1402–1407: Schwarzwaldfahrt des *J.P.D.*– *Makkabi Hazair* Düsseldorf, 1936.
- MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 1511: Jugend-Fußballmannschaft des *Makkabi* Düsseldorf, 1929/30.
- MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 1512: Kinderfest des *Makkabi* Düsseldorf, 1929.
- MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 1515: Leichtathletikmannschaft des *Makkabi* Düsseldorf, 1931.
- MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 1613: Sportliche Übungen auf dem Sportplatz des *Makkabi* Düsseldorf, 1937.
- MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 1617: Schüler der jüdischen Schule mit dem Lehrer Kurt Schnook, 1938.
- MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 1741: Leichtathletikmannschaft des *Schild* Düsseldorf, 1939.
- MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 2088: Fußballmannschaft des *Schild* Düsseldorf, o.J.
- MuG, Bildarchiv Juden, Nr. 2149: Zeltlager des *J.P.D.* Düsseldorf, o.J.

### *Sammlung Suchy in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf*

- MuG, Sammlung Suchy, Das Rabbinerhaus/jüdische Schule vor dem Abriss, 1939.  
MuG, Sammlung Suchy, Tageserholung des *Makkabi* Düsseldorf im Rheinstadion, 1932.  
MuG, Sammlung Suchy, „Pimpfenausflug“ des *J.P.D.* Düsseldorf nach Holland, um 1935.  
MuG, Sammlung Suchy, Die Lehrer der jüdischen Schule (Kleinmann, Strauß, Levin, Dr. Herz, Friedländer, Eichelberg, Schnook), o.J.  
MuG, Sammlung Suchy, Kinder der jüdischen Schule, o.J.  
MuG, Sammlung Suchy, Klassenraum der jüdischen Schule mit Schülern und dem Lehrer Kurt Schnook, o.J.  
MuG, Sammlung Suchy, Schüler der jüdischen Schule mit den Lehrern Grete Eichelberg, Dr. Kurt Herz, Dr. Kurt Bergel, Winter 1938/39.  
MuG, Sammlung Suchy, Klassenfoto der jüdischen Schule, o.J.  
MuG, Sammlung Suchy, Schülerinnen der jüdischen Schule, o.J.  
MuG, Sammlung Suchy, Schüler der jüdischen Schule im Innenhof der Synagoge an der Kasernenstraße mit Gepäck für einen Klassenausflug, 1937.  
MuG, Sammlung Suchy, Schüler der jüdischen Schule mit Dr. Kurt Herz, um 1937/38.  
MuG, Sammlung Suchy, Kinderfest im Logenhaus des *Bnai Brith*, 1933.  
MuG, Sammlung Suchy, Kindererholung des *Makkabi* Düsseldorf auf dem vereins-eigenen Sportplatz an der Königsberger Straße, 1936/37.  
MuG, Sammlung Suchy, Ein Mitglied des *J.P.D.* in Pfadfinderkluft, 1931.  
MuG, Sammlung Suchy, Norwegenfahrt des *J.P.D.*, 1932 (2 Fotos).  
MuG, Sammlung Suchy, Bröhlthalhaus, o.J.  
MuG, Sammlung Suchy, Sportfest des *Makkabi* Düsseldorf am 03.02.1934, aufgenommen in der Aula der Düsseldorfer Luisenschule.  
MuG, Sammlung Suchy, Tennisgruppe des *Makkabi* Düsseldorf, 1929/30.  
MuG, Sammlung Suchy, Treffen der Tischtennisgruppe des *Makkabi* Düsseldorf mit Mitgliedern anderer Tischtennisgruppen von *Makkabivereinen* aus der Umgebung Düsseldorfs, 1937.  
MuG, Sammlung Suchy, Sportfest des *Makkabi* in Köln am 19.06.1938 (4 Fotos).  
MuG, Sammlung Suchy, Sportunterricht in der jüdischen Schule Düsseldorf, o.J. (3 Fotos).  
MuG, Sammlung Suchy, Sportaufführung des *Makkabi* Düsseldorf, o.J.  
MuG, Sammlung Suchy, Fußballmannschaft des *Makkabi* Düsseldorf, 1937.

### *Stadtmuseum Düsseldorf*

#### *Bestand „Zeichnungen jüdischer Kinder 1936–1941“*

- Bild 65: Eugen W.: „Auswanderer am Kai“ (Okt. 1937).  
Bild 69: Eugen W.: „Auswanderer“ (Okt. 1937).  
Bild 59: Cilli G.: „Chanukkah“ (Dez. 1937).

### **10.1.2.2 Essen**

#### *Alte Synagoge Essen [AS]*

- AS, AR.0997: Brief von Selma Krieger, 1939.  
AS, AR.1054: Poesiealbum einer ehemaligen Schülerin der jüdischen Schule, Nov. 1935 – Dez. 1950.  
AS, AR.1055: Poesiealbum einer Schülerin der jüdischen Schule, 1938–1943.  
AS, AR.1629: Mädchengruppe des *Makkabi Hazair*, Gruppe von Marion B., o.J.

- AS, AR.1659: Gruppe des *Habonim* auf einer Straße bei einem Ausflug nach Werden, 1938.
- AS, AR.1660: Gruppe *Dror* des *Habonim* vor dem jüdischen Jugendheim in Essen, 1938.
- AS, AR.1661: Gruppe des *Habonim* auf Fahrt, sitzend vor einem Bauernhof, 1937.
- AS, AR.1664: Gruppe des *Habonim* auf Fahrt, auf einer Wiese „Hahnenkampf“ spielend, 1937.
- AS, AR.1670: Gruppe des *Habonim* während eines Ausflugs auf dem Burgplatz in Essen, Mai 1936.
- AS, AR.1673: Gruppe des *J.P.D. – Makkabi Hazair*, ca. 1937.
- AS, AR.1773: Klassenfoto der jüdischen Schule (Jg. 1925/26) mit Lehrerin Heumann, o.J.
- AS, AR.1808: Kinder bei einem *Purim*spiel in Verkleidung auf einem Hof, 1936.
- AS, AR.1823: Turner des *Hakoah* Essen bei einem Sportfest in Berlin, März 1938.
- AS, AR.1825: Turner des *Hakoah* Essen bei einem Sportfest in Berlin, März 1938.
- AS, AR.1887: Klassenfoto des 6. Schuljahres der jüdischen Schule (Jg. 1922/23), o.J.
- AS, AR.1902: Klassenfoto der jüdischen Schule (Jg. 1920/21), 1934.
- AS, AR.1911: Klassenfoto des 4. Schuljahres der jüdischen Schule (Jg. 1927), März 1937.
- AS, AR.1913: Foto vom Schulentlassungstag 1937 der jüdischen Schule, 20.03.1937.
- AS, AR.1919: Klassenfoto des 4. Schuljahres der jüdischen Schule (Jg. 1925), o.J.
- AS, AR.1933: Klassenfoto des 5. Schuljahres der jüdischen Schule mit der Lehrerin Fr. Steinfeld, Nov. 1934.
- AS, AR.1934: Das 1. Schuljahr der jüdischen Schule in *Purim*kostümen mit Lehrer Kaiser, 09.03.1936.
- AS, AR.1935: Klassenfoto der jüdischen Schule (Jg. 1926/27), 20.11.1936.
- AS, AR.1936: Klassenfoto des 8. Schuljahres der jüdischen Volksschule mit dem Lehrer Weindling, 20.03.1937.
- AS, AR.2057: Eine Gruppe des *J.P.D. – Makkabi Hazair* in Pfadfinderkluft, [vor 1936].
- AS, AR.2060: Bundesausweis des *J.P.D. – Makkabi Hazair*, o.J.
- AS, AR.2063: Mädchengruppe des *J.P.D. – Makkabi Hazair* mit der zionistischen Fahne, 1936.
- AS, AR.3160: Mädchen im Hof des jüdischen Jugendheims Essen, Mai 1938.
- AS, AR.3476: Elf Mädchen des *J.P.D. – Makkabi Hazair* im Garten des Jugendheims in Essen, ca. 1937.
- AS, AR.3480: Mitglieder einer Mädchengruppe des *J.P.D. – Makkabi Hazair* Essen im Garten des jüdischen Jugendheims, 1937.
- AS, AR.3484: Acht Mädchen des *J.P.D. – Makkabi Hazair* beim Kreisspiel im Garten des jüdischen Jugendheims in Essen, ca. 1937.
- AS, AR.4199: Jüdische jugendliche Sportler aus Essen im Bröhlthalhaus bei Köln, Juli 1937.
- AS, AR.4488: *Hachschara*-Gruppe vor der Auswanderung nach Palästina auf der „Jerusalem“, Okt. 1939.
- AS, AR.7226: *Purim*feier in der jüdischen Schule an der Sachsenstraße [vermutl. Jg. 1925/26] mit der Lehrerin Carola Heumann, 1936.
- AS, AR.7648: Typoskript eines 1936 im Essener jüdischen Jugendheim aufgeführten *Purim*spiels, verfasst von einer Schülerin der jüdischen Schule, [1936].
- AS, AR.8162: Foto einer Mädchengruppe des *J.P.D. – Makkabi-Hazair*, ca. 1936/37.
- AS, AR.8977: Turner des *Hakoah* beim Sport in der Turnhalle des jüdischen Jugendheims Essen, vor 1938.
- AS, AR.9013: Klasse der jüdischen Schule (Jg. 1928/29) in *Purim*kostümen mit Lehrer Kaiser, ca. 1937.
- AS, AR.9017: Klassenfoto des Jahrgangs 1928/29 der jüdischen Schule, 1936.

- AS, AR.9060: Werner C. bei einer Turnübung am Barren, vor 1939.  
 AS, AR.9325: *Hachschara*-Zeugnis des *J.P.D.* – *Makkabi Hazair*, 20.02.1938.  
 AS, AR.9394: Poesiealbum einer Schülerin der jüdischen Schule, Jan. 1935 – Jan. 1936.  
 AS, AR.9593: „O.G.Z.“ – Ortsgruppenzeitung der Ortsgruppe Essen des *J.P.D.*, [Herbst 1933].  
 AS, AR.9781: Klassenfoto der jüdischen Schule (Jg. 1927), ca. 1934.

### **10.1.3      Autobiographien, Erinnerungen, Briefe**

#### **10.1.3.1      Düsseldorf**

##### ***Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf [MuG]***

*Sammlung Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf*

- MuG, Alon, A. (2006): *My Story*. O.O.  
 MuG, Eric E. (o.J.): *Lebensbericht*. O.O.  
 MuG, Irmgard A. [Juli 1982]: *Bericht aus der Nazizeit*. O.O.  
 MuG, Yaacov S.: *Brief an Heiko Zielke vom 24.04.1997*.  
 MuG, Inge S.: *Brief an die Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf vom 18.03.1997*.

#### **10.1.3.2      Essen**

##### ***Alte Synagoge Essen [AS]***

- AS, Cahn, H. (2001): *Loss, Liberty and Love. My Journey from Essen to Auschwitz to the United States*. Leucadia.  
 AS, Goldsmith, H. L. (o.J.): *My First Life*. O.O.  
 AS, Heiman, J./Heiman Karo, I. (1997): *Joseph and his Daughter. From 1890 to 1980*. O.O.  
 AS, „Heimsuchung“ – *Lebensgeschichte der Essener Jüdin Anne Ranasinghe-Katz. Eine Sendung des WDR* (1986).  
 AS, Stern, M. O. (1999): *How do you like America? A Family Chronicle by Martin O. Stern*. O.O.  
 AS, BR.011: Lotte B.: *Brief an die Alte Synagoge Essen vom 07.12.1981*.  
 AS, BR.012: Lotte B.: *Brief an die Alte Synagoge Essen (undatiert)*.  
 AS, BR.016: Shimon B.-J.: *Brief an die Alte Synagoge Essen vom 15.11.1984*.  
 AS, BR.046: Claire B.: *Brief an die Alte Synagoge Essen vom 17.11.1991*.  
 AS, BR.048: Claire B.: *Brief an die Alte Synagoge Essen vom 27.05.1992*.  
 AS, BR.063: Lore Ellen C.: *Brief an die Alte Synagoge Essen vom 31.05.1986*.  
 AS, BR.064: Lore Ellen C.: *Brief an die Alte Synagoge Essen vom 21.03.1988*.  
 AS, BR.068: Willi B.: *Brief an die Alte Synagoge Essen vom 10.01.1988*.  
 AS, BR.069: Willi B.: *Brief an die Alte Synagoge Essen vom 08.03.1988*.  
 AS, BR.089: Chaja C.: *Brief an die Alte Synagoge Essen vom 11.10.1981*.  
 AS, BR.090: Chaja C.: *Brief an die Alte Synagoge Essen vom 20.03.1988*.  
 AS, BR.173: Pnina G.: *Brief an die Alte Synagoge Essen vom 06.10.1981*.  
 AS, BR.302: Jakov L.: *Brief an die Alte Synagoge Essen vom 12.08.1989*.  
 AS, BR.399: Hanna N.: *Brief an die Alte Synagoge Essen vom 04.03.1986*.  
 AS, BR.400: Hanna N.: *Brief an die Alte Synagoge Essen vom 06.09.1986*.  
 AS, BR.430: Margot P.: *Brief an die Alte Synagoge Essen vom 29.11.1988*.

- AS, BR.436: Zeev P.: Brief an die Alte Synagoge Essen vom 01.01.1987.  
 AS, BR.463: Rita R.: Brief an die Alte Synagoge Essen vom 14.05.1985.  
 AS, BR.610: Erika S.: Brief an die Alte Synagoge Essen vom 17.09.1985.  
 AS, BR.611: Erika S.: Brief an die Alte Synagoge Essen vom 18.11.1985.  
 AS, BR.618: Friedel T.: Brief an die Alte Synagoge Essen vom 07.03.1986.  
 AS, BR.622: Friedel T.: Brief an die Alte Synagoge Essen vom 12.08.1988.  
 AS, BR.634: Weindling, Salo: Brief an die Alte Synagoge Essen vom 19.01.1986.  
 AS, BR.638: Weindling, Salo: Brief an die Alte Synagoge Essen vom 18.05.1987.  
 AS, BR.662: Schoschana Y.: Brief an die Alte Synagoge Essen vom 29.10.1984.  
 AS, BR.663: Schoschana Y.: Brief an die Alte Synagoge Essen vom 16.12.1984.  
 AS, BR.705: Erika S.: Brief an die Alte Synagoge Essen vom 09.01.1988.  
 AS, BR.723: Hannah B.: Brief an die Alte Synagoge Essen vom 14.03.1994.  
 AS, BR.759: Erika S.: Brief an die Alte Synagoge Essen vom 17.06.1996.  
 AS, BR.772: Werner Victor C.: Brief an die Alte Synagoge Essen vom 05.11.1997.  
 AS, BR.781: Zeev P.: Brief an die Alte Synagoge Essen vom 25.04.1998.  
 AS, BR.807: Uri A.: Brief an die Alte Synagoge Essen (undatiert).  
 AS, BR.9005: Guy H.: Brief an die Alte Synagoge Essen aus dem Jahr 1988.
- AS, Baruch B.-D.: Brief an Bernhard Graf von Schmettow vom 30.05.2000.  
 AS, Lore Ellen C.: Brief an Bernhard Graf von Schmettow vom 08.09.1999.  
 AS, Kurt M.: Brief an Bernhard Graf von Schmettow vom 05.12.1998.  
 AS, Kurt M.: Brief an Bernhard Graf von Schmettow vom 22.08.1999.  
 AS, Ilse M.: Brief an Bernhard Graf von Schmettow vom 05.05.1999.  
 AS, Kurt N.: Brief an Bernhard Graf von Schmettow vom 25.03.1999.  
 AS, Kurt N.: Brief an Bernhard Graf von Schmettow vom 17.05.1999.  
 AS, Henry S.: Brief an Bernhard Graf von Schmettow vom 22.02.1999.

### *Stadtarchiv Essen [StA E]*

StA E, Jacobs, D. (o.J.): Gelebte Utopie. Geschichte einer Bewegung. O.O. (Maschinenschriftliches Manuskript)

## **10.2 Gedruckte Quellen**

### **10.2.1 Quelleneditionen und Materialsammlungen**

- Fricke-Finkelburg, R. (Hg. 1989): Nationalsozialismus und Schule. Amtliche Erlasse und Richtlinien 1933–1945. Opladen.
- Görge, H.-P. (Hg. 1982) Dokumentation zur Geschichte der Stadt Düsseldorf. Bd. 3: Zeit der Machtergreifung 1930–1934. Quellensammlung. Düsseldorf.
- Görge, H.-P. (Hg. 1983) Dokumentation zur Geschichte der Stadt Düsseldorf. Bd. 4: Im „Dritten Reich“ 1935–1945. Quellensammlung. Düsseldorf.
- Hellfeld, M. von/Klönne, A. (1987): Die betrogene Generation. Jugend in Deutschland unter dem Faschismus. Quellen und Dokumente. 2. Aufl., Köln.
- Kindt, W. (Hg. 1974): Die deutsche Jugendbewegung 1920–1933. Die bündische Zeit. Quellenschriften. Düsseldorf. (Dokumentation der Jugendbewegung; 3)
- Kulka, O. D. (Hg. 1997): Deutsches Judentum unter dem Nationalsozialismus. Bd. 1: Dokumente zur Geschichte der Reichsvertretung der deutschen Juden 1933–1939. Tübingen.
- Limberg, M./Rübsaat, H. (Hg. 1990): Sie durften nicht mehr Deutsche sein. Jüdischer Alltag in Selbstzeugnissen 1933–1938. Frankfurt a. M./New York.

- Richarz, M. (Hg. 1982): Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918–1945. Stuttgart. (Veröffentlichungen des Leo Baeck Instituts)
- Schmidt, H.-D./Schneider, G./Sommer, W. (Hg. 1983): Juden unterm Hakenkreuz. Dokumente und Berichte zur Verfolgung und Vernichtung der Juden durch die Nationalsozialisten 1933–1945. 2 Bde., Düsseldorf.
- Walk, J. (Hg. 1981): Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien – Inhalt und Bedeutung. Heidelberg/Karlsruhe.
- Weltsch, R. (1988): Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck. Eine Aufsatzreihe der „Jüdischen Rundschau“ zur Lage der deutschen Juden. Hg. H. M. Broder/H. Rechner. Nördlingen. (Kleine jüdische Bibliothek)

## **10.2.2 Zeitschriften, Periodika und Amtliche Blätter**

### **10.2.2.1 Düsseldorf**

- Adressbuch der Stadt Düsseldorf. Düsseldorf. Düsseldorf 1934.
- Adressbuch Düsseldorf. Düsseldorf 1940.
- Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf. Düsseldorf 1930–1937.
- Jüdisches Gemeindeblatt für den Synagogenbezirk Düsseldorf. Düsseldorf 1937–1938.
- Die Volksparole. Düsseldorf 1930–1935.
- Rheinische Landeszeitung. Düsseldorf 1935–1938.
- Rheinische Landeszeitung (Ausgabe D). Düsseldorf 1939–1945.

### **10.2.2.2 Essen**

- Essener Adressbuch. Essen 1932–1936.
- Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Essen, Nr. 5 vom 27.11.1936.
- Jüdisches Gemeindeblatt für den Synagogenbezirk Essen, Nr. 4 vom 29.10.1937.
- Jüdisches Gemeindeblatt für den Synagogenbezirk Essen, Nr. 5 vom 12.11.1937.
- Jüdisches Gemeindeblatt für den Synagogenbezirk Essen, Nr. 9 vom 07.01.1938.
- Jüdisches Gemeindeblatt für den Synagogenbezirk Essen, Nr. 13 vom 04.03.1938.
- Jüdisches Gemeindeblatt für den Synagogenbezirk Essen, Nr. 17 vom 29.04.1938.
- Jüdisches Gemeindeblatt für den Synagogenbezirk Essen, Nr. 2 vom 14.10.1938.

### **10.2.2.3 Allgemein**

- Arbeitsbericht des Zentralausschusses der deutschen Juden für Hilfe und Aufbau, 1. April –31. Dez. 1933.
- Arbeitsbericht des Zentralausschusses der deutschen Juden für Hilfe und Aufbau, 1. Jan. – 30. Juni 1934.
- Arbeitsbericht des Zentralausschusses der deutschen Juden für Hilfe und Aufbau für das Jahr 1935.
- Arbeitsbericht des Zentralausschusses für Hilfe und Aufbau bei der Reichsvertretung der Juden in Deutschland für das Jahr 1936.
- Arbeitsbericht der Reichsvertretung der Juden in Deutschland für das Jahr 1937.
- Arbeitsbericht der Reichsvertretung der Juden in Deutschland für das Jahr 1938.
- Binjan. Sammelschrift des Habonim. Berlin 1935.

C.V.-Zeitung. Blätter für Deutschtum und Judentum. Organ des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens e. V., Allgemeine Zeitung des Judentums. Berlin 1922–1938.

Deutsche Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Amtsblatt des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und der Unterrichtsverwaltungen der Länder. Berlin 1935–1945.

Erziehung, Eltern, Schule. Beilage zur Central-Verein-Zeitung. Berlin 1933–1938.

Informationsblatt des Hechaluz. Hg. Hechaluz, Deutscher Landesverband. Berlin 1931–1937.

Der Israelit. Ein Centralorgan für das orthodoxe Judentum. Mainz 1860–1938.

Jüdische Rundschau. Allgemeine Jüdische Zeitung, Organ der Zionistischen Vereinigung für Deutschland. Berlin 1902–1938.

Jüdische Schulzeitung. Monatsschrift für Pädagogik und Schulpolitik. Hg. Verband der Jüdischen Lehrervereine im Deutschen Reich. Hamburg/Mannheim 1925–1938.

Jüdische Turnzeitung. Berlin 1900–1939.

Jüdische Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik. Berlin 1933–1938.

Jüdischer Kinderkalender. Berlin 1928/29–1936.

Jüdischer Pfadfinderbund Makkabi Hazair. Mitteilungsblatt. Hg. Hardi [Bernhard] Swarsensky. Berlin 1937.

Jüdisches Nachrichtenblatt. Berlin 1939–1943.

Jugendgerichtsgesetz vom 04.08.1953 ([www.gesetze-im-internet.de/bundesrecht/jgg/gesamt.pdf](http://www.gesetze-im-internet.de/bundesrecht/jgg/gesamt.pdf); 20.03.2008).

Der Morgen. Zweimonatsschrift. Berlin 1925–1938.

## **10.2.3 Dokumente und Literatur**

### **10.2.3.1 Düsseldorf**

Ausschluß der Juden aus den Schwimm- und Badeanstalten. In: Rheinische Landeszeitung, Düsseldorfer Stadt-Anzeiger, Nr. 39 vom 09.02.1936, o.S.

BjP – Bund jüdischer Pfadfinder. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 4, Nr. 17 vom 12.05.1934, S. 7.

Brith Jehudim Zeirim. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 6, Nr. 18 vom 23.05.1936, S. 8.

Brith Jehudim Zeirim. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 6, Nr. 21 vom 04.07.1936, S. 5.

Der Schulbesuch an Sabbat und Festtagen. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 5, Nr. 2 vom 06.10.1934, S. 6.

Elternabend der jüdischen Volksschule. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 5, Nr. 21 vom 06.07.1935, S. 5.

Eröffnungsfeier der jüdischen Volksschule Düsseldorf. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 5, Nr. 17 vom 11.05.1935, S. 4.

Habonim Noar Chaluzi. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 5, Nr. 7 vom 15.12.1934, S. 8f.

Habonim Noar Chaluzi. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 5, Nr. 9 vom 19.01.1935, S. 9.

Hechaluz. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 5, Nr. 9 vom 19.01.1935, S. 8.

- Hechaluz. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 7, Nr. 14 vom 27.03.1937, S. 7.
- Herz, K. (1935): Die jüdische Schule. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 6, Nr. 13 vom 16.03.1935, S. 4.
- Herz, K. (1936): Erziehung zum Handwerk – eine Aufgabe der jüdischen Schule. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 6, Nr. 20 vom 20.06.1936, S. 2.
- Herz, K. (1937): Warum ein neuntes und zehntes Schuljahr? In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 7, Nr. 8 vom 02.01.1937, S. 2f.
- Jüdischer Jugendbund Düsseldorf. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 5, Nr. 7 vom 15.12.1934, S. 8.
- Jüdischer Jugendbund Düsseldorf. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 5, Nr. 9 vom 19.01.1935, S. 9.
- Makkabi in Not. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 4, Nr. 19 vom 09.06.1934, S. 3.
- Sorge um jüdische Jugend. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 4, Nr. 19 vom 09.06.1934, S. 3.
- Sportgruppe im RjF. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 6, Nr. 21 vom 04.07.1936, S. 6.
- Sportgruppe „Schild“ Düsseldorf. In: Jüdisches Gemeindeblatt für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Nr. 2 vom 25.09.1937, S. 6.
- Sportgruppe „Schild“ Düsseldorf. In: Jüdisches Gemeindeblatt für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Nr. 17 vom 23.04.1938, S. 5.
- Turn- und Sportverein Makkabi. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 5, Nr. 7 vom 15.12.1934, S. 9f.
- Turn- und Sportverein Makkabi. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 5, Nr. 9 vom 19.01.1935, S. 9.
- Turn- und Sportverein Makkabi. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 6, Nr. 21 vom 04.07.1936, S. 5.
- Turn- und Sportverein Makkabi. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 7, Nr. 14 vom 27.03.1938, S. 9.
- Umschau: In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 5, Nr. 2 vom 06.10.1934, S. 1–3.
- Veranstaltung der Jüdischen Volksschule. In: Jüdisches Gemeindeblatt für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Nr. 7 vom 04.12.1937, S. 6.
- Von unserer Schule. In: Gemeindezeitung für den Synagogenbezirk Düsseldorf, Jg. 5, Nr. 23 vom 03.08.1935, S. 6.

### **10.2.3.2 Essen**

- Berliner, C. (1925): Jüdische Jugend und Antisemitismus. In: Hakoah-Blätter, Jg. 2, Nr. 25 (Febr. 1925), S. 22f. (Festschrift des Turn- und Sportklubs „Hakoah“ Essen anlässlich des 1. Stiftungsfestes am 24. Jan. 1925 im städt. Saalbau)
- Bundestag des „Kadimah“ – Ring jüdischer Wander- und Pfadfinderbünde. In: Hakoah-Blätter, Jg. 3, Nr. 11 (Okt. 1926), S. 14–16.
- Marx, C. (1935): Pädagogische Arbeitstagung in Essen vom 1.–4. Januar 1935. In: JS, Jg. 11, Heft 3 vom 01.03.1935, S. 5f.
- Weindling, S. (1937): Der Rechenunterricht in der Oberklasse der jüdischen Volksschule. Ein Arbeitsbericht von Salo Weindling, Essen. In: JS, Jg. 13, Heft 5 vom 05.05.1937, S. 1–3.

### 10.2.3.3 Allgemein

- Abt, T. (1935): Turnen, ein Erziehungsfach. In: JS, Jg. 11, Heft 5 vom 02.05.1935, S. 4f.
- Arbeits-Programm für die Gruppenführer des „Hechaluz“. Hg. Hechaluz, Deutscher Landesverband. Berlin 1933.
- Barschak, L. (1936): Welche Verbindungen lassen sich in der Schule zwischen der allgemeinen und der jüdischen Geschichte herstellen? In: JS, Jg. 12, Heft 10 vom 01.10.1935, S. 1f.
- Blumenfeld, W. (1936): Jugend als Konfliktsituation. Jugendpsychologie mit Berücksichtigung des jüdischen Kindes. Berlin.
- Böhm, S./Wallenberg, H./Wallenberg, H. (1936): Helden der Kwuzah. Ein jüdisches Jugendbuch. Berlin.
- Braun, S. (1935a): Was not tut. In: JS, Jg. 11, Heft 7 vom 01.07.1935, S. 1–3.
- Braun, S. (1935b): Die Zeit und die Schule. In: JS, Jg. 11, Heft 10 vom 03.10.1935, S. 1–3.
- Brodnitz, F. (Hg. 1937): Gemeinschaftsarbeit der Jüdischen Jugend. Aus der Arbeit des Reichsausschusses der jüdischen Jugendverbände 1933–1936. Berlin.
- Cherut. Sammelschrift des Habonim. Hg. Bundesleitung des Habonim. Berlin 1937.
- Cohn, H. (1933): Gegenwartsfragen jüdischer Erziehung. In: Der Morgen, Jg. 9, Heft 6, S. 360–363.
- Cohn, W. (1938): Die Freude am Lehren. In: JS, Jg. 14, Heft 11 vom 01.11.1938, S. 7f.
- Ehrmann, E. L. (1938): Arbeitsplan für Lag baomer und Schawuot. Hg. Reichsvertretung der Juden in Deutschland, Rundschreiben Nr. 14 vom 04.05.1936. Berlin.
- Friedemann, F. (1938): Zur Psychologie der jüdischen Jugend in der gegenwärtigen Situation. In: JWSP, Jg. 8, S. 101–105.
- Friedländer, G. (1938): Jüdische Jugend zwischen Gestern und Morgen. Berlin.
- Fürst, P. (1939): Das jüdische Schulwesen in Deutschland. In: Jüdisches Nachrichtenblatt, Nr. 95 vom 28.11.1939, S. 1.
- Galliner, J. (1933): Die jüdische Schule. In: Der Morgen, Jg. 9, Heft 3, S. 188–191.
- Geismar, O. (1935): Die erzieherische Aufgabe des Zeichenunterrichts in der jüdischen Schule. In: JS, Jg. 11, Heft 9 vom 01.09.1935, S. 3f.
- Gelbart, B. (1936): Die Jungen vom Gusch. Ein jüdisches Jugendbuch mit vielen Bildern vom Verfasser. Berlin.
- Gemeinschaftsarbeit der Jüdischen Jugend. Aus der Arbeit des Reichsausschusses der Jüdischen Jugendverbände 1933–1936. Hg. Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland. Berlin 1937.
- Haboneh. Sammelschrift des Habonim. Anlässlich seines fünfjährigen Bestehens. Hg. Hechaluz, Deutscher Landesverband. Berlin 1938.
- Hillel, B. (1933): Was erlebt das jüdische Kind in der deutschen Schule? In: Die Jüdische Schule. Blätter für die jüdische Erziehung. Beilage der Jüdischen Rundschau, Jg. 38, Nr. 48 vom 16.06.1933, S. 258.
- Israel, G. (1937): Ausbildungsziele der jüdischen Lehrwerkstätten. In: JWSP, Jg. 7, S. 159f.
- Ja-Sagen zum Judentum! In: JR, Jg. 38, Nr. 39 vom 16.5.1933, S. 197f.
- Josephthal, G. (Redaktion 1935/36): Binjan. Sammelschrift des Habonim. Hg. Bundesleitung des Habonim. Berlin. (Sammelschrift der jüdischen Jugendgemeinschaft Habonim Noar Chaluzi)
- Josephthal, G. (1938a): Aufgaben des jüdischen Jugendleiters. In: JWSP, Jg. 8, S. 135–140.

- Josephthal, G. (1938b): Pädagogische und auswanderungspolitische Gesichtspunkte des jüdischen Bildungswerks in Deutschland. In: JWSP, Jg. 8, S. 1–8.
- Josephthal, S. (1937): Erziehungsfragen der Mittleren Hachscharah. In: JWSP, Jg. 7, S. 43–48.
- Josephthal, S. (1938): Hechaluz 1918 und 1938. Seine soziale und erzieherische Idee. In: JWSP, Jg. 8, S. 111–114.
- Juden und höhere Bildung. Was wird aus unseren Kindern? – Schafft jüdische Schulen. In: JR, Jg. 38, Nr. 33 vom 25.04.1933, S. 161f.
- Die jüdische Schule. In: JS, Jg. 11, Heft 10 vom 03.10.1935, S. 4–6.
- Jugend-Alijah. Hg. Arbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendalijah. Berlin [1938].
- Keiler, M. (1937): Aufgaben jüdischer Erziehungsarbeit. In: JWSP, Jg. 7, S. 22–26.
- Kellermann, H. (1935): Bildung am Ende? In: C.V.-Zeitung. Allgemeine Zeitung des Judentums, Jg. 14, Nr. 52 vom 24.12.1935, S. 1f.
- Kitzinger, G. (1935): Jugendalijah. In: JWSP, Jg. 5, S. 165–168.
- Landenberger, H. (1936): Die soziale Funktion der jüdischen Jugendbewegung. In: JWSP, Jg. 6, S. 99–106.
- Lemle, H. (1935): Jüdische Jugend im Aufbruch. Ein Wort an alle. Frankfurt a. M.
- Leschnitzer, A. (1934a): Erläuterungen zu den „Richtlinien“ als Anhang zum Arbeitsbericht des Zentralausschusses der deutschen Juden für Hilfe und Aufbau, 1. Jan. – 30. Juni 1934.
- Leschnitzer, A. (1934b): Reichsvertretung und Lehrerschaft. In: JS, Jg. 10, Heft 11 vom 01.11.1934, S. 2.
- Leschnitzer, A. (Hg. 1934–1938): Jüdische Lesehefte. Berlin.
- Levy, B. (Hg. 1933): Was ist der Hechaluz? Einige Worte an jeden jungen Juden. Berlin.
- Lewin, K. (1934): Rassenfragen in der jüdischen Schule. In: JS, Jg. 10, Heft 1 vom 01.01.1934, S. 4f.
- Lubinski, G. (1935): Das neunte Schuljahr. In: JWSP, Jg. 5, S. 162–165.
- Lubinski, G. (1936): Zur Psychologie des jüdischen Kindes. In: JWSP, Jg. 6, S. 35–38.
- Mandelbaum, H. (1936): Auswanderungskunde in den Oberklassen. In: JS, Jg. 12, Heft 12 vom 01.12.1936, S. 1–3.
- Melitz, R. (Hg. 1937): Das ist unser Weg. Junge Juden schildern Umschichtung und Hachscharah. Berlin.
- Die Neuregelungen für den jüdischen Sport. In: JR, Jg. 39, Nr. 80 vom 05.10.1934, S. 11.
- Prinz, J./Wallenberg, H. (1934): Die Geschichten der Bibel. Der jüdischen Jugend neu erzählt. Berlin.
- Rede des Herrn Dr. Nordau. In: Der Israelit, Jg. 39, Heft 68 vom 29.08.1898, S. 1259–1262.
- Rede des Hrn. Prof. Dr. Mandelstamm, Kiew. In: Der Israelit, Jg. 39, Heft 69 vom 01.09.1898, S. 1271f., 1275f.
- Reich, M. (1934): Die Gestaltung des Erdkundeunterrichts in der jüdischen Volksschule. In: JS, Jg. 10, Heft 10 vom 01.10.1934.
- Richtlinien zur Aufstellung von Lehrplänen für jüdische Volksschulen. Anhang zum Arbeitsbericht des Zentralausschusses der deutschen Juden für Hilfe und Aufbau, 1. Jan. – 30. Juni 1934. Berlin.
- Richtlinien zur Aufstellung von Lehrplänen für jüdische Volksschulen (Neue Fassung). In: JS, Jg. 13, Heft 12 vom 01.12.1937, S. 1–3.
- Rosenthal, H. (1933): Die jüdische Schule in unserer Zeit. In: Die Jüdische Schule. Blätter für die jüdische Erziehung. Beilage der Jüdischen Rundschau, Jg. 38, Nr. 48 vom 16.06.1933, S. 257f.

- Schiratzki, S. (1933): Die jüdischen Feste im Unterricht. In: Die Jüdische Schule. Blätter für die jüdische Erziehung. Beilage der Jüdischen Rundschau, Jg. 38, Nr. 48 vom 16.06.1933, S. 258f.
- Sobotka, M. (Redaktion 1934): Unsere Fahne. Hg. für den Bund deutsch-jüdischer Jugend „der Ring“. Berlin.
- Stern, H. (1935): Das Bildungsproblem der jüdischen Schule. In: C.V.-Zeitung. Allgemeine Zeitung des Judentums, Jg. 14, Nr. 50 vom 12.12.1935, S. 1.
- Stern, H. (1938): Das jüdische Bildungsproblem. In: Stern, H. (Hg.), S. 21–27.
- Stern, H. (Hg. 1938): Didaktik der jüdischen Schule. Berlin.
- Strauß, B. (1938): Das neunte Schuljahr der Mädchen. In: Stern, H. (Hg.), S. 51–61.
- Swarsensky, B. [1935]: Unser Weg im Zionismus. Eine Sammelschrift des jüdischen Pfadfinderbundes Makkabi Hazair. Hg. Jüdischer Pfadfinderbund Makkabi Hazair. Berlin.
- Swarsensky, B. (1936): Erziehung. Makkabi Hazair, Pfadfinderbund. Hg. Jüdischer Pfadfinderbund Makkabi Hazair. Berlin.
- Swarsensky, B. (Redaktion 1937): Choser über Mittleren-Hachscharah. Hg. Jüdischer Pfadfinderbund Makkabi Hazair. Berlin.
- Tatsachen und Probleme Palästinas. Plan für zehn Heimabende. Hg. Hechaluz, Deutscher Landesverband, in Gemeinschaft mit dem Habonim Noar Chaluzi. Berlin 1934. (Materialiensammlung; 4)
- Warschauer, H. (1938): Zur Gestaltung der jüdischen Gegenwartskunde. In: JWSP, Jg. 8, S. 109–111.
- Was wir wollen! In: Jüdische Turnzeitung, Jg. 1, Heft 1 vom Mai 1900, S. 1.
- Weil, H. (1936): Das jüdische Schulwerk vor neuen Aufgaben. In: JS, Jg. 12, Heft 5 vom 02.05.1936, S. 1f.
- Weltsch, R. (1933): Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck! In: JR, Jg. 38, Nr. 27 vom 04.04.1933, S. 131f.
- Wertheimer, M./Goldschmidt, S./Mayer, P. Y. (1937): Das jüdische Sportbuch. Weg, Kampf und Sieg. Berlin.
- Wolff, J. (1934): Der dritte Erziehungsfaktor. In: JS, Jg. 10, Heft 9 vom 31.08.1934, S. 2–4.

## **10.2.4 Autobiographien, Erinnerungen**

### **10.2.4.1 Düsseldorf**

- Eckstein, E. (2004): Der letzte Zug. Eine Familiengeschichte. Düsseldorf.  
 „Ich kam mit der Angst im Koffer zurück ...“. Fast 10.000 jüdische Kinder wurden vor dem 2. Weltkrieg durch England mit Kindertransporten aus Deutschland befreit. Auch der Langenfelder Ernst R. war dabei. In: WZ vom 09.11.1975<sup>2</sup>.
- Jakob, V./Voort, A. van der (1988): Anne Frank war nicht allein. Lebensgeschichten deutscher Juden in den Niederlanden. Bonn.
- Jüdischer Lehrer erinnert sich. In: Rheinische Post vom 08.07.1988, o.S.
- Mageen, N. (2005): Zwischen Abend und Morgenrot. Eine Geschichte aus dem niederländischen Widerstand. Düsseldorf.
- Pawel, U. (2002): My Child is Back! London/Portland.

<sup>2</sup> Laut Auskunft von Herrn Rosenthal ist der Artikel am 09.11.1975 erschienen.

Sack, Y. (1997): „Du bist zwar ein anständiger Kerl, aber die Juden sind Deutschlands Unglück. Erinnerungen von Yaecov Sack. In: Spuren und Wege. Festschrift zum 125jährigen Bestehen der ehemaligen Oberrealschule am Fürstenwall. Düsseldorf, S. 93f.

Zürndorfer, H. (1997): Verlorene Welt. Jüdische Kindheit im Dritten Reich. Düsseldorf.

#### **10.2.4.2 Essen**

Brennholz, W. (1990): Erinnerungen an den Haschomer Hazair. In: Alte Synagoge Essen (Hg.), S. 164 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 11.6.)

Frank, E. (1978): Meine Tätigkeit an der jüdischen Volksschule in Essen 1923–1925. In: Das Münster am Hellweg, Jg. 31, Heft 1/2, S. 16–19.

Hannam, C. (1985): „... und dann mußte ich gehen“. Würzburg.

Krycler, B. (1983): Meine Erinnerungen an die jüdische Jugendbewegung „Blau-Weiß“ in Essen. In: Das Münster am Hellweg, Jg. 36, Heft 1/2, S. 129–139.

Ranasinghe, A. (1977): Eine Frau und ihr Gott. In: Das Münster am Hellweg, Jg. 30, Heft 5/7, S. 66–70.

Schmidt, E. (1979): Lichter in der Finsternis. Widerstand und Verfolgung in Essen 1933–1945. Erlebnisse – Berichte – Forschungen – Gespräche. Frankfurt a. M.

Simon, B. (1999): „Als die Flagge gewechselt wurde“ – Erinnerung an meine Schulzeit an der Goetheschule in Rüttenscheid in den Jahren 1930–1936. In: Bittner, V./Goltsche, P. M. (Hg.): 100 Jahre Goetheschule Essen 1899–1999. Erfahrungen, Begegnungen, Herausforderungen. Essen, S. 160f.

#### **10.2.4.3 Allgemein**

Deutschkron, I. (1978): Ich trug den gelben Stern. Köln.

Kellermann, H. J. (1994): From Imperial Germany to National-Socialist Germany. Recollections of a German-Jewish Youth Leader. In: LBIYB 29, S. 305–330.

Lixl-Purcell, A. (1993): Erinnerungen deutsch-jüdischer Frauen 1900–1990. 2. Aufl., Leipzig.

Simmenauer, F. (1989): Die Goldmedaille. Erinnerungen an die Bar Kochba-Makkabi Turn- und Sportbewegung 1898–1938. Berlin.

Stein, L. (1990): Vom deutschen „Mädel“ zur überzeugten Zionistin. In: Limberg, M./Rübsaat, H. (Hg.), S. 295–298.

Stern, H. (1970): Warum hassen die uns eigentlich? Jüdisches Leben zwischen den Kriegen. Erinnerungen. Hg. H. C. Meyer. Düsseldorf.

## 11            **Literatur**

### 11.1          **Bibliographien**

- Guttmann, E. (Bearbeiter 1938): Bücher für die jüdische Jugend. Ein besprechendes Auswahlverzeichnis. Hg. Mittelstelle für jüdische Erwachsenenbildung. Berlin. Leo Baeck Institute Year Book (LBIYB) 1956ff.
- Pätzold, K. (2003): Ausgewählte neuere Literatur zur Geschichte von Judenverfolgung und Judenmord. Anzeige und Kommentar. In: Bulletin für Faschismus- und Weltkriegsforschung, Heft 20, S. 56–84.
- Ruck, M. (2000): Bibliographie zum Nationalsozialismus. Vollst. überarb. u. wesentl. erw. Aufl., 2 Bde., Darmstadt.
- Shavit, Z./Ewers, H.-H. (Hg. 1996): Deutsch-jüdische Kinder- und Jugendliteratur von der Haskala bis 1945. Die deutsch- und hebräischsprachigen Schriften des deutschsprachigen Raums. Ein bibliographisches Handbuch. 2 Bde., Stuttgart/Weimar.
- Zimmermann, M. (1993): Bibliographie zur Geschichte der Juden und der jüdischen Gemeinde in Essen. In: Alte Synagoge Essen (Hg.), S. 198–209.

### 11.2          **Jüdische Geschichte in Deutschland 1918–1945**

- Adler-Rudel, S. (1974): Jüdische Selbsthilfe unter dem Naziregime 1933–1939 im Spiegel der Berichte der Reichsvertretung der Juden in Deutschland. Tübingen.
- Benz, W. (Hg. 1993): Die Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft. München.
- Büttner, U. (1992): Die deutsche Bevölkerung und die Judenverfolgung 1933–1945. In: Büttner, U. (Hg.), S. 67–88.
- Büttner, U. (Hg. 1992): Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich. Hamburg. (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte; 29)
- Ginzler, G. B. (1993): Jüdischer Alltag in Deutschland 1933–1945. Düsseldorf. (Fotografierte Zeitgeschichte)
- Kaplan, M. (2001): Der Mut zum Überleben. Jüdische Frauen und ihre Familien in Nazideutschland. Berlin.
- Kaplan, M. (Hg. 2003): Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945. München.
- Meyer, M. A. (Hg. 1997) Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit. Bd. 4: Aufbruch und Zerstörung 1918–1945. München.
- Paucker, A. (Hg. 1986): Die Juden im Nationalsozialistischen Deutschland. The Jews in Nazi Germany 1933–1943. Tübingen. (Schriftenreihe wissenschaftliche Abhandlungen des Leo Baeck Instituts; 45)
- Vollnhals, C. (1993): Jüdische Selbsthilfe bis 1938. In: Benz, W. (Hg.), S. 314–412.
- Weltsch, R. (Hg. 1963): Deutsches Judentum. Aufstieg und Krise. Stuttgart.

### 11.3 Jüdische Kindheits- und Jugendgeschichte 1918–1945

- Angress, W. T. (1985): Generation zwischen Furcht und Hoffnung. Jüdische Jugend im Dritten Reich. Hamburg.
- Angress, W. T. (1986): Jüdische Jugend zwischen nationalsozialistischer Verfolgung und jüdischer Wiedergeburt. In: Paucker, A. (Hg.), S. 211–221.
- Angress, W. T. (1992): Erfahrungen jüdischer Jugendlicher und Kinder mit der nichtjüdischen Umwelt 1933–1945. In: Büttner, U. (Hg.), S. 89–104.
- Barta, J. (1975): Jüdische Familienerziehung. Das jüdische Erziehungswesen im 19. und 20. Jahrhundert. 2. Aufl., Zürich/Einsiedeln/Köln.
- Bartmann, S./Blömer, U./Garz, D. (Hg. 2003): „Wir waren die Staatsjugend, aber der Staat war schwach“ – Jüdische Kindheit und Jugend in Deutschland und Österreich zwischen Kriegsende und nationalsozialistischer Herrschaft. Oldenburg. (Oldenburgische Beiträge zu Jüdischen Studien; 14)
- Bauer, B./Strickhausen, W. (Hg. 1999): „Für ein Kind war das anders“: traumatische Erfahrungen jüdischer Kinder und Jugendlicher im nationalsozialistischen Deutschland. Berlin.
- Benz, U./Benz, W. (Hg. 1992): Sozialisation und Traumatisierung – Kinder in der Zeit des Nationalsozialismus. Frankfurt a. M.
- Fölling, W. (1998): Das Leben jüdischer Kinder im „Dritten Reich“ bis 1939. In: Hyams, H.-U. (Hg.), S. 101–108.
- Fritsche, M./Peper, U. (1998): Jüdische Kindheit im Schatten des Holocaust. In: Hyams, H.-U. (Hg.), S. 115–124.
- Göpfert, R. (1999): Der jüdische Kindertransport von Deutschland nach England 1938/39. Geschichte und Erinnerung. Frankfurt a. M. (Zugl. Diss., Univ. Münster 1997)
- Grube, E. (1993): „Den Stern, den tragt Ihr nicht“. Kindheitserinnerungen an die Judenverfolgung in München. In: Dachauer Hefte. Studien und Dokumente zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Jg. 9, Heft 9 (November 1993), S. 3–13.
- Hansen-Schaberg, I. (Hg. 2004): Als Kind verfolgt. Anne Frank und die anderen. Berlin.
- Herrmann, G.-J. (1967): Jüdische Jugend in der Verfolgung. Eine Studie über das Schicksal jüdischer Jugendlicher aus Württemberg und Hohenzollern. Tübingen. (Zugl. Diss., Univ. Tübingen)
- Hyams, H.-U. (1995): Jüdische Kindheit in Deutschland. Eine Kulturgeschichte. München.
- Hyams, H.-U. (1998): Jüdische Kindheit in Deutschland. In: Hyams, H.-U. (Hg.), S. 17–28.
- Hyams, H.-U. (Hg. 1998): Jüdisches Kinderleben im Spiegel jüdischer Kinderbücher: eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Oldenburg mit dem Kindheitsmuseum Marburg. Oldenburg. (Katalog zur 17. Ausstellung der Universitätsbibliothek im Rahmen der Oldenburger Kinder- und Jugendbuchmesse 1998 im Stadtmuseum Oldenburg aus den Beständen)
- Klattenhoff, K./Wißmann, F. (1998a): Jüdische Kindheit im Nationalsozialismus. In: Hyams, H.-U. (Hg.), S. 137–160.
- Meynert, J. (1988): Jüdische Jugend 1933–1938. Aspekte eines leidvollen Alltags. In: Pädagogik Heute 40, Heft 10, S. 15–23.
- Welkerling, E./Wiesemann, F. (Hg. 2005): Unerwünschte Jugend im Nationalsozialismus. „Jugendpflege“ und Hilfsschule im Rheinland 1933–1945. Essen (Düsseldorf) Schriften zur neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens; 75)

## 11.4 Geschichte der jüdischen Jugendbewegung und des jüdischen Sports 1898–1938

- Baumann, K./Blömer, U. (2003): Die Jugendbewegung. In: Bartmann, S./Blömer, U./Garz, D. (Hg.), S. 407–421.
- Bernett, H. (1978): Der jüdische Sport im nationalsozialistischen Deutschland 1933–1938. Schorndorf. (Schriftenreihe des Bundesinstituts für Sportwissenschaft; 18)
- Bernett, H. (1986): Die jüdische Turn- und Sportbewegung als Ausdruck der Selbstfindung und Selbstbehauptung des deutschen Judentums. In: Paucker, A. (Hg.), S. 223–237.
- Döpp, S. (1997): Jüdische Jugendbewegung in Köln 1906–1938. Münster.
- Dunker, U. (1977): Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten 1919–1938. Geschichte eines jüdischen Abwehrvereins. Düsseldorf.
- Friedler, E. (1998): Makkabi Chai – Makkabi lebt. Die jüdische Sportbewegung in Deutschland 1898–1998. Wien/München.
- [www.ghwk.de/sonderausstellung/sport/sport2.htm](http://www.ghwk.de/sonderausstellung/sport/sport2.htm). (Eingesehen: 22.10.2007)
- Hetkamp, J. (1994a): Die jüdische Jugendbewegung in Deutschland von 1913–1933. Münster/Hamburg. (Anpassung – Selbstbehauptung – Widerstand; 4)
- Hetkamp, J. (1994b): Die jüdische Jugendbewegung in Deutschland von 1913–1933. Ausgewählte Interviews von Ehemaligen der jüdischen Jugendbewegung in Deutschland von 1913–1933. Münster/Hamburg. (Anpassung – Selbstbehauptung – Widerstand; 5)
- Hetkamp, J. (1994c): Sport als darstellendes Element einer Lebensphilosophie – Ein Beitrag zum Stellenwert des Sports als Ausgleich von Minderwertigkeitsgefühlen bei Jungen der jüdischen Jugendbewegung Deutschlands. In: Menora. Jahrbuch des Salomon Ludwig Steinheim-Instituts für deutsch-jüdische Geschichte 1994, S. 313–329.
- Klönne, A. (2003): Jugend im Dritten Reich. Die Hitler-Jugend und ihre Gegner. Köln.
- Lichter, J. (1992): Die Diskriminierung jüdischer Sportler in der Zeit des Nationalsozialismus. Köln. (Kölner Vorträge und Abhandlungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte; 39)
- Mayer, P. Y. (1994): Deutsche Juden und Sport. Ihre Leistungen – ihr Schicksal. In: Menora. Jahrbuch des Salomon Ludwig Steinheim-Instituts für deutsch-jüdische Geschichte 1994. München, S. 287–312.
- Meier-Cronemeyer, H. (1992): Deutschlands jüdische Jugendbewegung. Versuch eines Fazits. In: Schoeps, J. H. (Hg.): Neues Lexikon des Judentums. Gütersloh, S. 247–249.
- Pilarczyk, U. (2006): Jüdische Jugendbewegung – Auf der Suche nach dem eigenen Weg. In: Baader, M. S./Kelle, H./Kleinau, E. (Hg.): Bildungsgeschichten. Geschlecht, Religion und Pädagogik in der Moderne. Festschrift für Juliane Jacobi zum 60. Geburtstag. Köln/Weimar/Wien, S. 25–47.
- Reinharz, J. (1987): Hashomer Hazair in Germany (II): Under the Shadow of the Swastika 1933–1938. In: LBIYB 32, S. 183–229.
- Rinott, C. (1974): Major Trends in Jewish Youth Movements in Germany. In: LBIYB 19, S. 77–95.
- Schatzker, C. (1987): The Jewish Youth Movement in Germany in the Holocaust Period (I): Youth in Confrontation with a New Reality. In: LBIYB 32, S. 157–181.
- Schilde, K. (1988): Mit dem Davidstern auf der Brust. Spuren der jüdischen Sportjugend in Berlin zwischen 1898 und 1938. Hg. Sportjugend Berlin. Berlin.

- Schilde, K. (1989): Spurensicherung. Jüdischer Sport von 1933 bis 1938. In: Simmenauer, F., S. 159–174 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 10.2.4.3).
- Trefz, B. (1999): Jugendbewegung und Juden in Deutschland. Eine historische Untersuchung mit besonderer Berücksichtigung des Deutsch-Jüdischen Wanderbundes 'Kameraden'. Frankfurt a. M. (Moderne Geschichte und Politik; 13. Zugl. Diss., Univ. Tübingen 1998)

## 11.5 Jüdische Erziehungs- und Schulgeschichte 1933–1945

- Bilski, U. (1994): Das Privatschulwesen im Dritten Reich. Düsseldorf.
- Böhme, G./Hamann, C. (2001): Schulalltag zwischen Ideologie und Wirklichkeit. Erinnerungen an die Schulzeit im Nationalsozialismus und ihr historischer Hintergrund. Idstein.
- Busemann, H. L./Daxner, M./Fölling, W. (1992): Insel der Geborgenheit. Die Private Waldschule Kaliski Berlin 1932 bis 1939. Stuttgart/Weimar.
- Cochavi, Y. (1986): Kultur- und Bildungsarbeit der deutschen Juden 1933–1941: Antwort auf die Verfolgung durch das NS-Regime. In: Neue Sammlung 26, S. 396–407.
- Corbach, D. (1990): Die Jawne zu Köln. Zur Geschichte des ersten jüdischen Gymnasiums im Rheinland und zum Gedächtnis an Erich Klibansky. Ein Gedenkbuch. Köln. (Spurensuche jüdischen Wirkens; 4)
- Feidel-Mertz, H. (Hg. 1983): Schulen im Exil. Die verdrängte Pädagogik nach 1933. Reinbeck bei Hamburg.
- Feidel-Mertz, H. (1990): Pädagogik im Exil nach 1933. Erziehung zum Überleben. Bilder und Texte einer Ausstellung. Frankfurt a. M.
- Feidel-Mertz, H./Paetz, A. (1994): Ein verlorenes Paradies. Das jüdische Kinder- und Landschulheim Caputh (1931–1938). Frankfurt a. M. (Pädagogische Beispiele. Institutionengeschichte in Einzeldarstellungen; 8)
- Gaertner, H. (1963): Probleme der jüdischen Schule während der Hitlerjahre unter besonderer Berücksichtigung der Theodor-Herzl-Schule in Berlin. In: Weltsch, R. (Hg.), S. 326–352.
- Holzer, W. (1992): Jüdische Schulen in Berlin. Am Beispiel der privaten Volksschule der jüdischen Gemeinde Rykestraße. Berlin.
- Keim, W. (1997): Erziehung unter der Nazi-Diktatur. Bd. 2: Kriegsvorbereitung, Krieg und Holocaust. Darmstadt.
- Klattenhoff, K./Wißmann, F. (1998b): Zum Jüdischen Schulwesen von der Aufklärung bis zur Zerstörung. In: Hyams, H.-U. (Hg.), S. 43–57.
- Krist, M. (2004): SchülerInnen auf Spurensuche: Vertreibungsschicksale – Jüdische Schüler eines Wiener Gymnasiums 1938 und ihre Lebenswege. In: Hansen-Schaberg, I. (Hg.), S. 237–252.
- Liedtke, M. (Hg. 1997): Handbuch der Geschichte des bayerischen Bildungswesens. Bd. 3: Geschichte der Schule in Bayern von 1918 bis 1990. Bad Heilbrunn/Obb.
- Ortmeyer, B. (1998): Schicksale jüdischer Schülerinnen und Schüler in der NS-Zeit – Leerstellen deutscher Erziehungswissenschaft? Bundesrepublikanische Erziehungswissenschaften (1945/49–1995) und die Erforschung der nazistischen Schule. Bonn.
- Röcher, R. (1991): Lernen für die Auswanderung. Die jüdische Schule in Deutschland 1933–1942. In: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 43, Heft 3, S. 266–281.

- Röcher, R. (1992): Die jüdische Schule im nationalsozialistischen Deutschland 1933–1942. Frankfurt a. M. (Sozialhistorische Untersuchungen zur Reformpädagogik und Erwachsenenbildung; 14)
- Schachne, L. (1989): Erziehung zum geistigen Widerstand: das jüdische Landschulheim Herrlingen 1933 bis 1939. 2. Aufl., Frankfurt a. M. (Pädagogische Beispiele. Institutionengeschichte in Einzeldarstellungen; 3)
- Scharf, W. (1994): Religiöse Aspekte in den jüdischen Schulen Deutschlands 1933 bis 1938. Berlin. (Zugl. Diss., Univ. Berlin 1993)
- Stern, H. (1990): Jüdische Schulen als Zuflucht. In: Limberg, M./Rübsaat, H. (Hg.), S. 219–229 (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 10.2.1).
- Walk, J. (1991): Jüdische Schule und Erziehung im Dritten Reich. Frankfurt a. M.
- Walk, J. (1980): Jüdische Schüler an deutschen Schulen in Nazideutschland. In: Bulletin des Leo Baeck Instituts 19, Heft 57/58, S. 101–109.
- Weiss, Y. (1991): Schicksalsgemeinschaft im Wandel: jüdische Erziehung im nationalsozialistischen Deutschland 1933–1938. Hamburg. (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte; 25)
- Wetzel, J. (1992): Ausgrenzung und Verlust des sozialen Umfelds. Jüdische Schüler im NS-Staat. In: Benz, U./Benz, W. (Hg.), S. 92–102.
- Wiegmann, U. (1988): Die Politik des faschistischen Erziehungsministeriums zur Aussonderung jüdischer Volksschüler 1934–1939. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 36, S. 784–795.

## 11.6 Regionalgeschichtliche Literatur: Düsseldorf und Essen

- Alte Synagoge Essen (Hg. 1990): Stationen jüdischen Lebens. Von der Emanzipation bis zur Gegenwart. Katalogbuch zur Ausstellung „Stationen jüdischen Lebens“ in der Alten Synagoge Essen. Bonn.
- Alte Synagoge Essen (Hg. 1993): Jüdisches Leben in Essen 1800–1933. Essen.
- Baumeister, A. (1993): Zeichnungen jüdischer Kinder. Eine Sammlung des Stadtmuseums Düsseldorf in Erinnerung an den jüdischen Maler und Lehrer Julo Levin (1901 Stettin – 1943 Auschwitz). In: Augenblick. Berichte, Informationen und Dokumentationen der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf, Nr. 4, S. 17–19.
- Boeti, P. (1995): Der jüdische Turn- und Sportklub Hakoah Essen 1923–1938. Köln. (Unveröffentl. Magisterarbeit)
- Genger, A. (1983): Hakoah – Die Kraft. Ein jüdischer Turn- und Sportverein in Essen. In: Alte Synagoge Essen (Hg.): Zwischen Alternative und Protest. Zur Sport- und Jugendbewegung in Essen 1900–1933, S. 8–25.
- Genger, A. (1997a): Erinnerungen an das Prinz-Georg-Gymnasium. In: Augenblick. Berichte, Informationen und Dokumentationen der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf, Nr. 10/11, S. 3–9.
- Genger (1997b): Juden in Düsseldorf. Eine Einführung. In: Genger, A./Griese, K. (Redaktion), S. 6–23.
- Genger, A./Griese, K. (Redaktion 1997): Aspekte jüdischen Lebens in Düsseldorf und am Niederrhein.. Hg. Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf. Düsseldorf.
- Griese, K. (1997): Die Zionistische Bewegung in Düsseldorf. Von einer aktiven Minderheit zur wichtigen Auswanderungsinstanz. In: Genger, A./Griese, K. (Redaktion), S. 142–155.
- Klein-Reesink, A. (1991): Jüdische Jugendbewegung in Essen 1918–1938. [Essen].

- Klerks, A. (1997): „Wir sind voll Unruhe. Und das ist unser Glück.“ Jüdische Jugendgruppen in Düsseldorf 1902 bis 1938. In: Genger, A./Griese, K. (Redaktion), S. 116–129.
- Koznizky-Gendler, Y. (2000): Die Jüdische Schule in Düsseldorf im Spiegel der zeitgeschichtlichen Entwicklung. Düsseldorf. (Zugl. Diss., Univ. Düsseldorf)
- Lavi, C. (1984): Das jüdische Jugendheim in Essen zwischen 1933 und 1936. In: Das Münster am Hellweg 37, Heft 1, S. 101–104.
- Lewinson, F. A. (1980): Turn- und Sportklub Hakoah-Essen. Eine der größten jüdischen Sportvereine 1923–1938. In: Schröter, H., S. 283–289.
- Meier-Cronemeyer, H. (1983): Vortrag anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Zwischen Alternative und Protest“ in der Alten Synagoge Essen. [Essen].
- Rether-Faustmann, B. (1989): Jüdische Schüler und Lehrer an der israelitischen Volksschule in Essen nach 1933. Bochum. (Schriftliche Hausarbeit)
- Rieker, Y./Zimmermann, M. (1996): Ostjuden und Westjuden. Ihr Verhältnis in den jüdischen Gemeinden des Ruhrgebiets. In: Dillmann, E. (Hg.): Regionales Prisma der Vergangenheit. Perspektiven der modernen Regionalgeschichte (19./20. Jahrhundert). St. Ingbert, S. 301–325.
- Rischer, W. (1972): Die nationalsozialistische Kulturpolitik in Düsseldorf 1933–1945. Düsseldorf. (Zugl. Diss., Univ. Köln 1971)
- Roseman, M. (2000): The Past in Hiding. London.
- Sassenberg, M (Hg. 1999): Zeitenumbruch 1933–1945. Jüdische Existenz in Rheinland-Westfalen. Essen.
- Schmettow, B. Graf von (2006): Jüdische Kindheit in Essen. Zur Rekonstruktion der Lebensverhältnisse jüdischer Kinder in Essen von 1920 bis 1945. Essen. (Zugl. Diss., Univ. Duisburg-Essen)
- Schröter, H. (1980): Geschichte und Schicksal der Essener Juden. Gedenkbuch für die jüdischen Mitbürger der Stadt Essen. Essen.
- Sparing, F. (1997): „Im Mittelpunkt des Unterrichts steht das Jüdische“. Jüdische Schule in Düsseldorf. In: Genger, A./Griese, K. (Redaktion), S. 106–115.
- Sparing, F. (2000): Ostjuden in Düsseldorf. Vom Beginn der Immigration bis zur „Polenaktion“ 1938. Sonderdruck aus dem Düsseldorfer Jahrbuch 71, S. 187–234.
- Suchy, B. (1988): Es gibt auch keine Schule mehr. In: Verjagt, ermordet. Zeichnungen jüdischer Schüler 1936–1941. Ausstellungskatalog. Hg. von der Landeshauptstadt Düsseldorf und dem Stadtmuseum. Düsseldorf, S. 51–73.
- Suchy, B. (1994): Jüdische Jugendorganisationen in Düsseldorf. In: Augenblick. Berichte, Informationen und Dokumentationen der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf, Nr. 6, S. 16–18.
- Suchy, B. (1995): Über alles Trennende hinweg. Der Traum von der gesamtjüdischen Jugendorganisation. In: Augenblick. Berichte, Informationen und Dokumentationen der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf, Nr. 7, S. 16–19.
- Verfolgung und Widerstand in Düsseldorf 1933–1945. Hg. Landeshauptstadt Düsseldorf. Düsseldorf 1990.
- Zielke, H. (1997): „Unsere Kraft unserem Volk“. Makkabi und der jüdische Sport in Düsseldorf 1924 bis 1938. In: Genger, A./Griese, K. (Redaktion), S. 130–141.
- Zimmermann, M. (1991): Lebensgeschichtliche Interviews mit Juden aus Essen. Ein Erfahrungsbericht. In: Kastner, D. (Redaktion), S. 319–324.
- Zimmermann, M. (1993): Zur Geschichte der Essener Juden im 19. und im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. In: Alte Synagoge Essen (Hg.), S. 8–72.

## 11.7 **Autobiographische Darstellungen, Biographieforschung und Oral-History**

- Betten, A./Du-nour, M. (Hg. 1995): „Wir sind die Letzten. Fragt uns aus.“ Gespräche mit Emigranten der dreißiger Jahre in Israel. Gerlingen.
- Flick, U./Kardoff, E. von/Steinke, I. (Hg. 2000): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbeck bei Hamburg.
- Fuchs-Heinritz, W. (2000): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. 2., überarb. u. erw. Aufl., Wiesbaden.
- Hitzler, R./Honer, A. (Hg. 1997): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen.
- Jakob, G. (1997): Das narrative Interview in der Biographieforschung. In: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München, S. 445–458.
- Kastner, D. (Redaktion 1991): Mündliche Geschichte im Rheinland. Köln. (Landschaftsverband Rheinland, Archivberatungsstelle – Archivhefte; 22)
- Klafki, W. (2001): Hermeneutische Verfahren in der Erziehungswissenschaft. In: Rittelmeyer, C./Parmentier, M. (Hg.): Einführung in die pädagogische Hermeneutik. Darmstadt, S. 125–148.
- Kötteritz, E.-V. (1981): Georg Kerschensteiners Arbeitsschule und die Arbeitslehre der Gegenwart. Köln/Wien.
- Lamnek, S. (1995): Qualitative Sozialforschung. Bd. 2: Methoden und Techniken. 3., korr. Aufl., Weinheim.
- Lezzi, E. (1998): Verfolgte Kinder. Erlebnisweisen und Erzählstrukturen. In: Menora. Jahrbuch des Salomon Ludwig Steinheim-Instituts für deutsch-jüdische Geschichte 1998, S. 181–223.
- Lezzi, E. (2001): Zerstörte Kindheit. Literarische Autobiographien zur Shoah. Köln.
- Mann, R. (1991): Validitätsprobleme retrospektiver Interviews. Eine Befragungsreihe zum Thema Widerstand im Dritten Reich. In: Kastner, D. (Redaktion), S. 127–136.
- Miller-Kipp, G. (2007): „Der Führer braucht mich“. Der Bund Deutscher Mädel (BDM): Lebenserinnerungen und Erinnerungsdiskurs. Weinheim/München.
- Niethammer, L./Trapp, W. (Hg. 1980): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt a. M.
- Plato, A. von (1991): Die Archive, die Schöne Literatur und die Oral History. In: Kastner, D. (Redaktion), S. 33–45.
- Rosenthal, G./Fischer-Rosenthal, W. (2000): Analyse narrativ-biographischer Interviews. In: Flick, U./Kardoff, E. von/Steinke, I. (Hg.), S. 456–468.
- Rusinek, B.-A. (1991): Zeitzeugenberichte über Erlebnisse unter der NS-Diktatur. Problematisierungen. In: Kastner, D. (Redaktion), S. 115–125.
- Schreiber, B. (2005): Versteckt: Jüdische Kinder im nationalsozialistischen Deutschland und ihr Leben danach. Interpretationen biographischer Interviews. Frankfurt a. M./New York. (Reihe „Biographie- und Lebensforschung“ des Interuniversitären Netzwerkes Biographie- und Lebensforschung [INBL]; 3)
- Schütze, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 13, Heft 3, S. 283–293.
- Singer, W. (2002): Der Beobachter im Gehirn. Frankfurt/M.
- Vondernach, G. (1997): „Geschichtenhermeneutik“. In: Hitzler, R./Honer, A. (Hg.), S. 165–189.
- Vorländer, H. (1990): Mündliches Erfragen von Geschichte. In: Vorländer, H. (Hg.), S. 7–28.

Vorländer, H. (Hg. 1990): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte. Acht Beiträge. Göttingen.

## 12 Personenregister

- Abraham, Moritz 87, 265, 270  
Balfour, James 68  
Bergel, Kurt 33f., 84f., 89f.,  
134ff., 298f., 308, 312f., 372  
Blaschka, Felix 20  
Buchheim, Wilhelm 87, 262, 268  
Dannenber, Josef 311  
Demant, Rudolf 377f.  
Deutschkron, Inge 54, 73, 117, 135  
Dreyfus, Alfred 174, 299  
Eichelberg, Margarete 84f., 298,  
384  
Eltzbacher, Joseph 104f.  
Eschelbacher, Max 85, 143, 273,  
299, 305, 317, 348  
Falk, Siegfried 56, 81  
Feibelman, Max 303  
Frank, Emil 13, 83, 90  
Frick, Wilhelm 41f.  
Friedländer, Erna 84, 144, 299,  
333, 372  
Frohsinn, Leopold 87  
Fuchs, Richard 83, 87, 91  
Fürst, Paula 54f.  
Gassenheimer, (?) 377  
Goebbels, Joseph 124, 382  
Göring, Hermann 41  
Grynszpan, Herszel 44, 297  
Hahn, Hugo 66, 87, 97f., 106,  
108, 145, 151, 271, 293, 295, 341  
[Heimann, (?)] 87  
Herz, Ellen 84  
Herz, Kurt 34, 84–86, 89f., 93, 136,  
335f., 370, 372, 384  
Herzl, Theodor 68, 172, 174, 337  
Heumann, Carola 87, 134, 146,  
151, 278, 291, 331, 340f., 359,  
365, 367, 373  
Hitler, Adolf 43, 114, 116, 125,  
318, 332, 335  
Holländer, Max 87, 365  
Idelsohn, Franziska 87  
Isaak, Heinemann 87, 262, 270,  
279, 295, 325, 373  
Josephthal, Georg 207  
Katzenstein, August 87  
Klein, Siegfried 85, 90, 148, 273,  
299, 348  
Kleinmann, Julius 84f., 375, 382,  
384  
Landenberger, Hilde 211  
Lehr, Robert 103  
Levin, Julo 19, 34, 89, 336  
Levisohn, Max 87, 91, 145, 215,  
269f., 373, 385, 387  
Löwenstein, Friedrich 87, 278f.,  
291  
Nordau, Max 67  
Nussbaum, Ruth 84, 298, 383  
Ogutsch, Wilhelm 87, 265  
Palm, Erwin 84, 348  
Pels, Hannelore 87  
Redner, Meta 87, 269, 277, 279,  
291, 311, 325, 373  
Rosenthal, Hugo 45  
Rothschild, Lionel Walter 68  
Rust, Bernhard 41f., 44, 80  
Samson, Johanna 87, 268f., 325  
Samuel, Salomon 106, 108  
Schnook, Kurt 34, 81, 84, 90, 298,  
335f.  
Schöndorff, Gebr. 109  
Sindler, Adolf 103f.  
Steinfeld, Margarete 87, 156, 295,  
302, 326, 373, 385  
Sternberg, (?) 87  
Strauß, Beatrice 34, 82, 84, 86–88, 90  
Stuckart, Wilhelm 42  
Teicher, Elieser 261, 364  
Trumpeldor, Joseph 172  
Vogel, Leopold 259, 297, 303f., 336,  
384  
Wedell, Abraham 93  
Weindling, Salo 33f., 55, 87f., 90f.,  
134, 142, 145, 160, 165, 201, 269,  
278f., 284, 291, 294–296, 302,  
359, 365, 373  
Weiss, Werner 85, 136

## 13 Abkürzungen

Anm.	Anmerkung
AS	Alte Synagoge Essen
AR	Archiv
Bd.	Band
Bde.	Bände
BdjJ	Bund deutsch-jüdischer Jugend
BDM	Bund Deutscher Mädels
BJP	Bund jüdischer Pfadfinder
BJS	Bund jüdischer Schüler
BR	Brief
bzw.	beziehungsweise
ca.	circa
C. V.	Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens
d.h.	das heißt
ebd.	ebenda
e.g.	for example
etc.	ecetera
f.	folgende
geb.	geboren
Gestapo	Geheime Staatspolizei
ggf.	gegebenenfalls
Hg.	Herausgeber
hg.	herausgegeben von
hebr.	hebräisch
HJ	Hitlerjugend
IN	Interview
Jg.	Jahrgang
JJWB	Jung-jüdischer Wanderbund
J.P.D.	Jüdischer Pfadfinderbund Deutschlands
JR	Jüdische Rundschau
JS	Jüdische Schulzeitung
J.T.V.	Jüdischer Turnverein
JWSP	Jüdische Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik
Kap.	Kapitel
LBIYB	Leo Baeck Institute Year Book
m.E.	meines Erachtens
MuG	Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf
NS	Nationalsozialismus, nationalsozialistisch
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
Nr.	Nummer
o.ä.	oder ähnliches
Obb.	Oberbayern
o.g.	oben genannt
o.J.	ohne Jahr
o.O.	ohne Ort
o.S.	ohne Seite
S.	Seite
s.	siehe

vermutl.	vermutlich
VO	Verordnung
RBG	Reichsbürgergesetz
REM	Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung
RjF	Reichsbund jüdischer Frontsoldaten
RM	Reichsmark
RMWEV	Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung
RSHA	Reichssicherheitshauptamt
StA	Stadtarchiv
StA D	Stadtarchiv Düsseldorf
städt.	städtisch
u.a.	unter anderem/und andere
u.ä.	und ähnliches
Verf.	Verfasserin
vermutl.	vermutlich
VINTUS	Verband jüdisch neutraler Turn- und Sportvereine Westdeutschlands
VJJD	Verband der jüdischen Jugendvereine Deutschlands
VO	Verordnung
z.B.	zum Beispiel
zit.	zitiert
z.T.	zum Teil

## 14 Glossar

Die in den Erläuterungen *kursiv* gesetzten Begriffe werden ihrerseits im Glossar erklärt.

Erez Israel	Hebr.: Land Israel.
Alija	Hebr.: Aufstieg. Bezeichnung für die jüdische Einwanderung nach Palästina bzw. Israel.
Bar Mizwa	Hebr.: Sohn des Gebotes. Bezeichnung für den Jungen, der an seinem 13. Geburtstag zu einer <i>Tora</i> -Vorlesung während des <i>Sabbat</i> -Gottesdienstes in der Synagoge aufgerufen wird. Er erhält damit seine religiöse Mündigkeit. Bei Mädchen entsprechend: <i>Bat Mizwa</i> .
Chaluz	Hebr.: Pionier, Mitglied des <i>Hechaluz</i> .
Chanukka	Lichterfest. Eine acht Tage währende Feier zum Andenken an die Wiedereinweihung des zweiten Tempels in Jerusalem durch Judas Makkabäus im Jahre 164 v. Chr.
Cheder	Hebr.: Zimmer, Stube. Bezeichnung für die traditionelle jüdische Elementarschule.
Hachschara	Hebr.: Vorbereitung, Tauglichmachung. Modern-hebräische Bezeichnung für die landwirtschaftliche oder handwerkliche Ausbildung künftiger Palästina-Pioniere.
Hechaluz	Zionistischer Verband zur Vorbereitung auf die Auswanderung in die landwirtschaftlichen Siedlungen Palästinas.
Horra	Israelischer Volkstanz.
Ivrit	Modernes Hebräisch.
Jeschiwa	Höhere Talmudschule.
Jom Kippur	Versöhnungstag. Höchster jüdischer Feiertag; Buß- und Fastentag, verbunden mit der Bitte um Vergebung von Sünden.
Kibbuz	Ländliche Kollektivsiedlung in Israel.
Koscher	Nahrungsmittel, Gegenstände oder Handlungen, die der jüdischen religiösen Tradition entsprechend als „rein“ gelten.
Mazza, Mazzen (Pl.)	Flache, ungesäuerte Brotfladen, die in der <i>Pessach</i> -Woche gegessen werden.
Menora	Siebenarmiger Leuchter; eines der wichtigsten religiösen Symbole im Judentum. Die Menora soll die Erleuchtung symbolisieren.
Oneg Sabbat	Hebr.: <i>Sabbat</i> -Wonne od. <i>Sabbat</i> -Freude. Gesellige Zusammenkünfte am <i>Sabbat</i> zum gemeinsamen Lernen, Singen usw.
Pentateuch	Die ersten fünf Bücher der Bibel, auch <i>Tora</i> oder die fünf Bücher Mose.
Pessach	Fest zur Erinnerung an den Auszug der Juden aus Ägypten; eines der so genannten „Wallfahrtsfeste“.
Purim	Jüdischer Halbfeiertag; Freudenfest zum Gedenken an die Rettung der persischen Juden vor der Vernichtung unter dem Perserkönig Xerxes I. (486–465 v. Chr.).
Rosch Haschana	Neujahrsfest.
Sabbat	Wöchentlicher Ruhetag der Juden. Der Sabbat beginnt am

Seder-Abend	Freitagabend und endet am Samstagabend.
Sukkot	Höhepunkt des <i>Pessach</i> -Festes. Laubhüttenfest. Biblisches Fest zur Erinnerung an den Auszug der Stämme Israels aus Ägypten und ihre 40jährige Wüstenwanderung; auch herbstliches Erntedankfest.
Tifilin	Lederne Gebetsriemen und -kapseln, die von jüdischen Männern wochentags beim Gebet getragen werden.
Talmud-Tora	Das „Lernen“ der <i>Tora</i> . Bezeichnung für die traditionelle Religionsschule jüdischer Gemeinden.
Tora	Hebr.: Lehre. Bezeichnung für den <i>Pentateuch</i> , die fünf Bücher Mose.
Zionismus	Während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstandene, jüdische nationale Bewegung, die sich für die Wiedereinrichtung eines jüdischen Staats in Palästina einsetzte.

## **Anhang: Interviewbögen, Gesprächsprotokolle und Transkriptionen**

<b>I</b>	<b>Interviewbögen</b> .....	249
	Leitfadeninterview (Deutsche Fassung) .....	249
	Leitfadeninterview (Englische Fassung) .....	254
<b>II</b>	<b>Gesprächsprotokolle und Transkriptionen</b> .....	259
	Interview 9 .....	259
	Interview 15 .....	261
	Interview 17 .....	264
	Interview 21 .....	267
	Interview 24 .....	269
	Interview 28 .....	270
	Interview 33 .....	273
	Interview 37 .....	276
	Interview 41 .....	277
	Interview 46 .....	290
	Interview 49 .....	292
	Interview 52 .....	297
	Interview 56 .....	301
	Interview 60 .....	303
	Interview 63 .....	307
	Interview 68 .....	310
	Interview 72 .....	313
	Interview 76 .....	314
	Interview 82 .....	324
	Interview 85 .....	327
	Interview 89 .....	329
	Interview 93 .....	330
	Interview 101 .....	333
	Interview 106 .....	338
	Interview 108 .....	342
	Interview 112 .....	343
	Interview 117 .....	347
	Interview 120 .....	349

Interview 123 .....	351
Interview 129 .....	354
Interview 132 .....	357
Interview 134 .....	360
Interview 141 .....	364
Interview 148 .....	367
Interview 153 .....	369
Interview 156 .....	371
Interview 158 .....	373
Interview 160 .....	375
Interview 162 .....	376
Interview 165 .....	379
Interview 171 .....	380
Interview 174 .....	383
Interview 177 .....	384
Interview 180 .....	386

## **I Interviewbögen**

### **Leitfadeninterview<sup>1</sup> (Deutsche Fassung)**

**Datum:**

**Name:**

**Geburtsdatum:**

**Geburtsort:**

#### **1 Schulbesuch vor dem Übergang auf eine jüdische Schule**

- 1.1 Wann sind Sie eingeschult worden?
- 1.2 Welche Schule/n haben Sie vor dem Wechsel auf die jüdische Schule besucht?
- 1.3 Mit wem haben Sie in den Pausen gespielt?
- 1.4 Mit wem haben Sie sich nach der Schule verabredet?
- 1.5 Welche Lehrer an der Schule mochten Sie besonders gern/waren Ihre Lieblingslehrer? Welche Lehrer mochten Sie gar nicht?  
War der Umgang mit den Lehrern eher freundlich oder waren die Lehrer Respektpersonen?  
Waren die Lehrer streng?
- 1.6 Wie haben Sie den Unterricht an dieser Schule in Erinnerung?  
Was hat Ihnen am Unterricht gefallen?  
Was hat Ihnen gar nicht gefallen?
- 1.7 Hat sich die Atmosphäre in der Schule /Klasse nach dem Januar 1933 geändert?  
Wie war das spürbar?
- 1.8 Verhielten sich die Mitschüler nach dem Januar 1933 anders? Verhielten sich die Lehrer nach dem Januar 1933 anders?  
Wie haben Sie sich gefühlt?
- 1.9 Hat sich das Verhalten von Bekannten und Nachbarn verändert?  
Haben sich Bekannte und Nachbarn von Ihnen zurückgezogen?

---

<sup>1</sup> Zunächst wurden nur die mit Gliederungsnummern versehenen Fragen gestellt. Die weiteren Fragen dienten als „Hilfsfragen“. Sie ergänzten die zunächst gestellten Fragen ggf. oder dienten der Nachfrage bei Verständnisschwierigkeiten.

Wurden Sie und Ihre Familie ausgeschlossen?  
Wie haben Sie sich gefühlt?

## **2 Familiärer Hintergrund/Religiosität**

- 2.1 War Ihre Familie religiös?  
Wurden die jüdischen Fest- und Feiertage gefeiert?  
Welche Feiern haben Sie besonders in Erinnerung?  
Besuchten Sie regelmäßig die Synagoge?  
Gingen Sie mit Ihren Eltern in die Synagoge?
- 2.2 Wer war strenger, Ihr Vater oder die Mutter?
- 2.3 Blieb das nach dem Januar 1933 so oder änderte es sich?
- 2.4 Wurde in Ihrer Familie über Probleme geredet?  
Wurde viel darüber geredet oder wenig?
- 2.5 Wer erteilte Ihnen den Religionsunterricht?
- 2.6 War der Religionsunterricht spannend?

## **3 Besuch der jüdischen Schule**

- 3.1 Wann erfolgte der Wechsel auf eine jüdische Schule?
- 3.2 Warum sind Sie auf die jüdische Schule übergewechselt?  
Wollten Sie selbst die Schule wechseln?
- 3.3 Schildern Sie Ihren ersten Schultag  
Wie wurden Sie von den Mitschülern aufgenommen/empfangen?  
Wie wurden Sie von den Lehrern aufgenommen/empfangen?  
Welchen Eindruck vermittelte das Schulgebäude?  
Welche Gefühle hatten Sie beim Übergang auf die jüdische Schule?
- 3.4 Wie waren die Lernumstände in der Schule?  
Wie viele Schüler waren in der Klasse?  
Wie sah der Klassenraum aus?  
Welche Unterrichtsmittel und Schultensilien gab es?  
Welcher Unterricht konnte nicht stattfinden?  
Haben Sie das bedauert?

- 3.5 Wie war die Zusammensetzung der Schülerschaft in Ihrer Klasse?  
Kamen Ihre Mitschüler aus orthodoxen oder liberalen Elternhäusern?
- 3.6 Haben Sie neue Freundschaften knüpfen können?  
Fiel das leicht?  
Wer waren Ihre Freunde?  
Wie war der Zusammenhalt der Schüler untereinander?
- 3.7 Welche Lehrer mochten Sie/haben Sie in besonderer Erinnerung? Welche Lehrer mochten Sie gar nicht?  
Wer waren die Lehrer an der jüdischen Schule?  
Wie gingen die Lehrer mit Ihnen um?  
Waren die Lehrer freundlich oder eher Respektpersonen?  
Gab es hier Unterschiede zu der regulären Schule?  
Waren die Lehrer den Schülern in ihrer Situation eine Stütze/spendeten sie Trost?
- 3.8 Beschreiben Sie die Atmosphäre an der Schule/in Ihrer Klasse?  
War die Atmosphäre eventuell bedrückt?
- 3.9 Wurden Fächer mit speziell „jüdischen“ Inhalten unterrichtet (Kultur, Geschichte, Religion)?  
Was wurde in diesen Fächern vermittelt?  
Wie fanden Sie das?
- 3.10 Wurden die jüdische Fest- und Feiertage an der Schule gefeiert?  
War die Stimmung an diesen Tagen eine andere?  
Wurden die Tage von allen Schülern gemeinsam gestaltet?  
Haben Ihnen die Feste Spaß gemacht?  
Waren Ihnen die Feste wichtig?
- 3.11 Wurde in der Schule auch über persönliche Dinge gesprochen?  
Wurde über Kränkungen oder Themen wie Auswanderung gesprochen?  
Waren Ihnen diese Gespräche wichtig?  
Mit wem sprachen Sie über diese Dinge? In der Pause mit Mitschülern? Im Unterricht?

#### **4 Mitgliedschaft in einer Jugend-/Sportgruppe**

- 4.1 Waren Sie Mitglied in einer jüdischen Jugendgruppe und/oder einer Sportgruppe?  
In welcher?
- 4.2 Waren Sie schon vor 1933 Mitglied einer solchen Gruppe?
- 4.3 Warum sind Sie in die Gruppe eingetreten?
- 4.4 Wie war die Gruppe zusammengesetzt?  
Woher kamen die Mitglieder der Gruppe?  
Wie war die Alterszusammensetzung?
- 4.5 Wie war die Gruppe organisiert?
- 4.6 Wo und wie oft trafen Sie sich?
- 4.7 Was unternahmen Sie?
- 4.8 Haben Sie in der Gruppe neue Freunde gefunden?
- 4.9 Ermöglichte die Gruppe Ihnen angesichts der eingeschränkten Freizeitmöglichkeiten eine befriedigenden Gestaltung Ihrer Freizeit?
- 4.10 Haben Sie in der Gruppe Vorbilder für Ihr eigenes Handeln gefunden, z.B. ältere Gruppenmitglieder? Warum wurden sie Vorbild für Sie?
- 4.11 Hat das Eingebundensein in eine jüdische Gruppe Sie gestärkt?
- 4.12 Spielte die Religion in der Gruppe eine Rolle?  
Wurden in der Gruppe Kenntnisse zum Judentum vermittelt, war das „Jüdischsein“ ein Thema?  
Wurden in der Gruppe religiöse Traditionen, Feste und Feiern gepflegt?  
Gingen Sie gemeinsam zum Gottesdienst?
- 4.13 Haben Sie eng zusammengehalten?
- 4.14 Wie war die Stimmung/Atmosphäre in der Gruppe?
- 4.15 Waren persönliche Dinge wie Kränkungen und Auswanderung Themen in der Gruppe?
- 4.16 Wie war es mit der HJ? Gab es Zusammenstöße Ihrer Gruppe mit der HJ?  
Falls nein: Wissen Sie von Erlebnissen anderer Gruppen?
- 4.17 Wie war es mit anderen Jugendgruppen, z.B. katholischen?

## 5 Resümee

- 5.1 Haben Ihnen die jüdische Schule und ggf. die Jugend-/Sportgruppe geholfen, mit den Kränkungen und den Anfeindungen durch die nichtjüdische Umwelt besser fertig zu werden? Wie ist ihnen dies Ihrer Meinung nach gelungen?
- 5.2 Haben, und wenn ja, wie haben der Besuch einer jüdischen Schule und ggf. die Mitgliedschaft in einer Jugend-/Sportgruppe Ihre Religiosität beeinflusst?  
Haben sie Ihr Verständnis der eigenen Identität als Jude beeinflusst? Wenn ja, in welcher Weise?
- 5.3 Wer hat hierbei die größte Rolle gespielt (die Schule, die Jugendgruppe oder das Elternhaus) und warum?
- 5.4 Waren die jüdische Schule und die Jugend-/Sportgruppe insgesamt wichtig für Sie?

## **Leitfadeninterview (Englische Fassung)**

**Date:**

**Name:**

**Date of birth:**

**Birthplace:**

### **1 Attendance of school before visiting the Jewish School**

1.1 When were you put to school?

1.2 Which school did you attend before visiting the Jewish School?

1.4 With whom did you play during breaks?

1.4 Who did you meet after school in the afternoons?

1.5 Which teachers did you like best? Did you have any favourite teachers?  
Which teachers didn't you like at all?

What was the relation to your teachers like? Was it a friendly one or were  
the teachers persons held in respect?

Were the teachers rigorous?

1.6 How do you remember lessons at school?

What did you like about the lessons?

What didn't you like at all?

1.8 Did atmosphere at school change after January 1<sup>st</sup> 1933?

How did you notice?

1.8 Did your schoolmates change their behaviour after January 1933? Did your  
teachers change their behaviour after January 1933?

How did you feel?

1.10 Did neighbours or acquaintances change their behaviour?

Did neighbours or acquaintances draw back from you?

Were you and your family excluded by neighbours and former acquaintan-  
ces or friends?

How did you feel?

## **2 Familiar background and religiousness**

- 2.1 Was your family religious?
  - Did you celebrate Jewish feasts and holidays?
  - Which celebrations do you remember particularly?
  - Did you attend synagogue regularly?
  - Did you go to the synagogue together with your parents?
- 2.7 Who of your parents was more rigorous?
- 2.8 Did this change after January 1933?
- 2.9 Did you talk about problems with your parents or other family members?
  - Did you talk much about problems or not?
- 2.10 Who taught you religion?
- 2.11 Were religion lessons exciting?

## **3 Attendance of the Jewish school**

- 3.1 When did you change school and visit the Jewish school?
- 3.2 Why did you change school?
  - Did you want to change school?
- 3.3 Describe your first day at the Jewish school
  - How were you welcomed and received by the schoolmates?
  - How were you welcomed and received by the teachers?
  - Which impression did you have of the school building?
  - How did you feel about changing school?
- 3.4 How were circumstances of learning at the Jewish school?
  - How many pupils were there in your class?
  - What did the classroom look like?
  - Which teaching materials did you have?
  - Where there any lessons which couldn't be given?
  - Did you regret this?
- 3.5 Who were your classmates?
  - Did your classmates have liberal or orthodox parents?

- 3.6 Did you manage to find new friends quickly?  
 Was that easy for you?  
 Who were your friends at the Jewish school?  
 How did you stick together at the Jewish school? Did you have a very close relationship to other pupils?
- 3.8 Which teachers did you like best? Do you remember some of them in particular? Which teachers didn't you like at all?  
 Who were the teachers at the Jewish school?  
 How did the teachers treat the pupils? What was the relationship like?  
 Were the teachers friendly or persons held in respect?  
 Were there any differences in comparison to the school you visited before?  
 Did the teachers comfort the pupils in their special situation? Were they of any support for the pupils?
- 3.8 Describe the atmosphere at the Jewish school/in your class?  
 Was the atmosphere possibly depressed?
- 3.12 Were there any lessons in which especially „Jewish contents“ were imparted (e.g. subjects as culture, history or religion)?  
 What was taught during those subjects?  
 What did you think about it?
- 3.13 Were Jewish feasts and holidays celebrated?  
 How was the atmosphere/mood during those days? Was it different from other days and in which way?  
 Were celebrations organized together by all the pupils?  
 Did you like the celebrations?  
 Were the feasts and celebrations important to you?
- 3.14 Did you talk about personal matters at the Jewish school?  
 Did you talk e.g. about offences or emigration?  
 Were those conversations important to you?  
 Who did you talk to about such matters? When did you talk about them: during breaks with schoolmates or during the classes?

#### **4 Membership in a Jewish youth organization and/or a sports club**

- 4.1 Were you member of a Jewish youth organization and/or a sports club?  
 What was its name?

- 4.2 Were you a member of such a group before 1933?
- 4.3 Why did you become member?
- 4.4 How was the group composed?  
Which familiar background did the members have?  
Which age did the group members have?
- 4.9 How was the group organized?
- 4.10 Where and how often did you meet?
- 4.11 What did you do?
- 4.12 Were you able to make new friends within the group?
- 4.9 Considering the restricted possibilities to organize your spare time: Did the group make it possible to organize your spare time in a satisfying way?
- 4.10 Did you have any role models (e.g. older members within the youth organization) for your own way of acting?
- 4.11 Did the membership in a Jewish youth organization and/or sports club help you emotionally?
- 4.12 Did religion play a role in the group?  
Was any knowledge of Judaism imparted: did „Jewishness“ play any role?  
Did you celebrate Jewish feasts and holidays?  
Did you go to the synagogue together with the group?
- 4.13 How did you stick together within the group? Did you have a very close relationship to other members?
- 4.14 What was the atmosphere in the group like?
- 4.15 Did you talk about personal matters within the group?  
Did you talk e.g. about offences or emigration?
- 4.16 What about the HJ (Hitler-Jugend)? Were there any clashes between your group and members of the HJ?  
If „no“: Do you know about clashes of other groups?
- 4.18 How about other youth groups, e.g. catholic or protestant ones?

## 5 Résumé

- 5.4 Did the Jewish school or Jewish youth organisation help you to cope with discrimination and offences inflicted on you by Non-Jews. In your opinion: how did they manage to do so?
- 5.5 Did the Jewish school or the membership in a Jewish youth organisation have any influence on your religiousness? If yes: In which respect?  
Did they have influence on your own understanding and identity as a Jew?
- 5.6 Considering 5.1 and 5.2: Which of them was most important (Jewish school, youth organization or your parents)? Why?
- 5.4 Were the Jewish school, youth organization and/or sports club important to you on the whole?

## II Gesprächsprotokolle und Transkriptionen

Die Gesprächsprotokolle geben den Wortlaut dessen, was die Befragten auf die ihnen gestellten Fragen antworteten und darüber hinaus erzählten, in direkter Rede wieder, Ergänzungen und Anmerkungen der Verfasserin wurden in eckige Klammern oder Fußnoten gesetzt. Ebenso wurden bei den Gesprächsprotokollen Verweise auf im Glossar erläuterte Begriffe in eckige Klammern gesetzt. Lediglich zusätzliche Informationen, die die Befragten selbst gaben, wurden in runde Klammern, wörtliche Zitate in Anführungszeichen gesetzt.

Bei den beiden Transkriptionen (41 und 76) wurde der genaue Wortlaut des gesamten Interviews wiedergegeben. Der genaue Wortlaut meint hierbei das tatsächlich gesprochene Wort, also auch umgangssprachliche Ausdrücke, Verkürzungen etc. Bei den Transkriptionen wurden für das von den Befragten Gesagte keine Anführungszeichen verwendet; bei ihnen kennzeichnen Anführungszeichen im Gespräch von den Befragten wiedergegebene Zitate anderer Personen. Bei den Transkriptionen wurden Anmerkungen der Verfasserin ebenfalls in eckige Klammern gesetzt. Es sind dies z.B. Anmerkungen zum Gesprächsverlauf, so etwa wenn die Befragten zögerten, lachten etc. Stellen, an denen die Befragten einen Satz plötzlich unterbrechen, um z.B. unvermittelt zu einem neuen Sachverhalt überzugehen, wurden in den Transkriptionen mit drei Punkten gekennzeichnet.

### 9 Telefonat mit Günther K. (ehemals: Düsseldorf; heute: Israel) am 04.03.2007; 16:00–17:15 Uhr

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in deutscher Sprache.

- \*1919 in Westfalen.
- 1928 kam die Familie nach Gerresheim.
- Der Vater hatte ein Manufakturwarengeschäft; die Mutter half im Geschäft.
- Die Familie wohnte an der Ferdinand-Heye-Straße.
- Die Familie war nicht religiös. Er wurde in religiöser Hinsicht sehr liberal erzogen.
- An den hohen Feiertagen besuchte die Familie die Synagoge, sonst nicht.
- Die jüdischen Feste wurden in der Familie nicht besonders gefeiert. Die Familie besuchte an diesen Tagen die Synagoge und fastete an *Jom Kippur* [s. Glossar].
- Die Familie war deutsch-jüdisch.
- Er hatte Religionsunterricht bei Herrn Vogel.
- Der Religionsunterricht interessierte ihn nicht besonders. Er war „obligatorisch“.
- Im Religionsunterricht lernten die Schüler Gebete. Er ging nicht mit Begeisterung hin.
- Für ihn hatte die Religion während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft keine große Bedeutung. Auch heute hat sie keine große Bedeutung für ihn.
- Bis 1935 besuchte er die Rethelschule<sup>2</sup> in Düsseldorf.
- 1935 verließ er die Schule, weil er dort kein Weiterkommen für sich sah. Die Lehrer hätten ihm absichtlich schlechte Noten gegeben.

---

<sup>2</sup> Städtisches Reformrealgymnasium an der Rethelstraße.

- Er war der einzige Jude in seiner Klasse an der Rethelschule.
- Von Seiten der Mitschüler an der Rethelschule erfuhr er keinen Antisemitismus, hatte mit ihnen keinerlei Probleme.
- 1935 bekam er mit viel Glück einen Ausbildungsplatz in einer Maschinenfabrik; auch hier erlebte er von Seiten der Kollegen nie Antisemitismus.
- 1932 kam er zum *BJP*.
- Den vorbereitenden Unterricht für seine *Bar Mizwa* [s. Glossar] hatte er zusammen mit einem anderen Jungen. Dieser war schon Mitglied im *BJP* und brachte eines Tages den Leiter seiner Gruppe beim *BJP* zum Unterricht mit. Dieser Leiter warb ihn für den *BJP*, lud ihn zu den Heimabenden des *BJP* ein.
- Seine Gruppe des *BJP* traf sich ein- bis zweimal in der Woche (eher einmal, wohl samstags) an der Grafenberger Allee<sup>3</sup>.
- In seiner Gruppe waren ca. zehn bis 15 Mitglieder.
- Insgesamt habe der *BJP* ca. 100 Mitglieder in Düsseldorf gehabt.
- Er selber wurde mit ca. 15 Jahren Leiter einer Jüngerengruppe der Düsseldorfer Ortsgruppe des seinerzeitigen *J.P.D. – Makkabi Hazair*.
- Später war er, zusammen mit einem anderen jungen Mann, Leiter des *J.P.D. – Makkabi Hazair* in Düsseldorf.
- Die Gruppen des *J.P.D.* waren altersmäßig getrennt für die ca. 13-Jährigen, die 15-Jährigen und die 16/17-Jährigen.
- Seine Gruppe beim *J.P.D.* nannte sich die *Sturmadler*.
- Die Jugendlichen lasen in der *BJP*-Gruppe Zeitung.
- In den Ferien fuhr er oft mit zwei Freunden nach Belgien zu einem Bekannten.
- Die Mitglieder des *J.P.D.* halfen in der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 betroffenen jüdischen Familien in Düsseldorf.
- In der *J.P.D.*-Gruppe waren nur deutsch-jüdische Kinder und Jugendliche. Er sagt, wenn es im *J.P.D.* Ostjuden gab, dann nur sehr wenige.
- Unter den Mitgliedern des *J.P.D.* gab es keine Benachteiligung und keine Vorurteile gegenüber irgendwem, alle waren gleich.
- Die Jugendbewegung war unreligiös und unpolitisch.
- Beim *J.P.D.* standen die Pfadfinderei und der Sport im Vordergrund.
- Die Gruppen waren nach Mädchen und Jungen getrennt.
- Als Aktivitäten unternahmen die Gruppenmitglieder Folgendes: Kriegsspiele im Wald und in der Stadt (z.B. das gegenseitige Abjagen von Wimpeln mit Fahrrädern), Lernen hebräischer Lieder, Fahrten, Ferienlager, Vorträge zu verschiedenen Themen. Manchmal waren diese Vorträge für die Kinder aber „zu hoch“ und uninteressant.
- Sport und Spiele standen beim *J.P.D.* im Vordergrund.
- Auch Palästina spielte während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft beim *J.P.D.* eine Rolle; es wurden z.B. Leute eingeladen, die Palästina schon besucht hatten. Diesen konnten die Kinder und Jugendlichen Fragen stellen.
- Sein Bruder ging 1935 nach Palästina, er selber erst 1939, damals illegal.
- Beim Sportverein *Makkabi* fuhr er Fahrrad.
- Der Sport des *Makkabi* fand an der Königsberger Straße statt.
- Er selber hatte auf der Straße nie Probleme und erlebte keine antisemitischen Vorfälle. Er ging z.B. auch noch ins Kino.

---

<sup>3</sup> Im Gebäude der *Bnai-Brith*-Loge an der Grafenberger Allee 78 (s. auch in vorliegender Dissertation, Kap. 4.2.1.1, Anm. 8).

- Beim *J.P.D.* spielte die Religion keine Rolle; die Mitglieder stammten alle aus demselben religiösen Milieu. Es gab z.B. keine Frommen in der Gruppe.
- In seiner Gruppe des *J.P.D.* hielten die Mitglieder eng zusammen.
- Er hatte zwei enge Freunde in der Gruppe, mit denen er auch nach Belgien in Ferien fuhr.
- Die Atmosphäre in seiner Gruppe des *J.P.D.* war sehr gut; es gab keinen Streit, und alle hatten dieselben Ziele.
- Es wurde beim *J.P.D.* über Bücher und die jüdischen Feste gesprochen.
- Von Zeit zu Zeit wurde beim *J.P.D.* auch über persönliche Probleme der Mitglieder gesprochen, z.B. über Probleme im Elternhaus.
- Der Samstagnachmittag mit den Treffen des *J.P.D.* war für ihn „heilig“.
- In Gerresheim, wo die Familie wohnte, hatte er keine Verbindung zu anderen jüdischen Kindern, da es nur sehr wenige gab. Erst im *J.P.D.* bekam er Kontakt zu anderen jüdischen Kindern.
- Zu 5.2.) Bestimmt war dies so. Das Jüdisch-Sein bekam mehr Bedeutung, und die jüdischen Feste wurden gefeiert.

**15      Telefonat mit Aaron J. (ehemals: Essen; heute: USA) am 18.01.2007;  
20:00–21:15 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in englischer Sprache.

- \*1920 in Polen.
- Die Familie kam wahrscheinlich 1920 nach Essen.
- Der Vater arbeitete bei Krupp.
- Die Familie war nicht wohlhabend.
- 1926 wurde er in die jüdische Schule in Essen eingeschult.
- Bis 1934 besuchte er die jüdische Schule.
- Danach begann er eine Lehre bei der Max Stern AG.
- 1936 wanderte er mit der Jugend-*Alija* [*Alija*, s. Glossar] nach Palästina aus.
- 1951 emigrierte er von Israel aus in die USA.
- Die Familie war religiös. Er war ein „religious boy“.
- Aber die Familie war nicht strikt orthodox.
- Die jüdische Feste und Feiertage wurden in der Familie beachtet. Er und der Vater gingen regelmäßig am *Sabbat* [s. Glossar] zur Synagoge.<sup>4</sup>
- Zweimal wöchentlich besuchte er an den Nachmittagen die *Talmud-Tora*-Schule [s. Glossar] des Herrn Teicher. Dort lernten die Schüler die Gebete und Hebräisch, aber nicht das gesprochene Hebräisch.
- Er und die anderen Jungen gingen nicht gerne zum Unterricht des Herrn Teicher. Sie waren der Meinung, religiös-orthodoxe Juden sollten die Gebete und Traditionen kennen.
- Er war im Jugendchor der Synagoge.
- Die Religion spielte eine große Rolle in seinem Leben.
- Er weiß nicht mehr, ob er mit den Eltern über Probleme und Schwierigkeiten sprach. Er glaubt es aber nicht, da fünf Kinder zu Hause waren und die Mutter im Haushalt immer sehr beschäftigt war.

---

<sup>4</sup> In die so genannte „Kleine Synagoge“, die die orthodoxen Gemeindemitglieder besuchten. Sie befand sich im Untergeschoss der Synagoge.

- Die Mutter arbeitete nicht außerhalb des Hauses.
- Er erinnert sich an eine Begebenheit, bei der der Vater sich für ihn einsetzte: Ca. 1934 wurde er einmal von einem Jungen mit einem Stein beworfen und verletzt. Der Vater wollte daraufhin zu der betreffenden Familie gehen und sich beschweren.
- An seinen ersten Schultag an der jüdischen Schule hat er keine besondere Erinnerung. Er erinnert sich lediglich an eine Schultüte.
- Der Schulraum war ein großer Raum mit „huge gadgets to hang maps on“ und Bänken für jeweils vier bis sechs Schüler.
- „Some teachers were very strict.“ Manche Lehrer der jüdischen Schule prügeln oder verteilten Ohrfeigen als Strafen (z.B. Herr Isaak).
- Zwischen den ostjüdischen und den deutsch-jüdischen Schülern an der jüdischen Schule gab es „tensions and frictions“.
- Die Lehrer mochten die ostjüdischen Kinder nicht. So empfand er es zumindest damals.
- In seiner Klasse bestanden kaum Kontakte zwischen deutsch-jüdischen und ostjüdischen Kindern: „They didn’t mix much“. Nach der Schule gingen sie getrennter Wege.
- Die meisten seiner Freunde waren Ostjuden.
- Es gab keine „animosity“ zwischen den ostjüdischen und den deutsch-jüdischen Kindern und Jugendlichen, aber auch kein freundschaftliches Verhältnis.
- Nichtjüdische Freunde hatte er nicht.
- In Kontakt zu Nichtjuden kam er erst während seiner Ausbildung, in der Berufsschule.
- In seiner Klasse an der jüdischen Schule hatte er viele Freunde. Sie durchliefen zusammen die Schuljahre und waren später auch beim Jugendbund zusammen.
- In seiner Klasse an der jüdischen Schule gab es einen engen Zusammenhalt, die Schüler spielten auch nach der Schule miteinander.
- Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern an der jüdischen Schule war sehr distanziert. Die Lehrer waren streng und unnahbar. Eine Ausnahme war eventuell Herr Buchheim.
- Mit den Lehrern sprachen die Schüler nicht über Probleme und Persönliches.
- Zur Atmosphäre an der jüdischen Schule befragt, sagt er: „friendly“, „no trepidation“, „but discipline had to be obeyed“.
- Die jüdische Schule beeinflusste seine Religiosität oder seine Identität als Jude nicht. Es gab dort keine speziellen „Jewish lectures“ oder „jüdische“ Unterrichtsinhalte. Die Religion wurde den Schülern an der Schule in Form der Gebete vermittelt. Die Religion war eben etwas „Gegebenes“.
- In der jüdischen Schule beschäftigten die Schüler sich mit den jüdischen Festen und der jüdischen Geschichte.
- Religion wurde in der jüdischen Schule nicht unterrichtet.
- Die jüdischen Feste wurden in der Schule nicht gefeiert, wohl aber über sie geredet.
- Unter den Schülern der jüdischen Schule wurde über Probleme geredet.
- Zum Jugendbund befragt, sagt er: „That’s when we really came to life“. „Suddenly I found a purpose in life.“
- Er trat 1934 oder 1935 in den *Habonim* ein.
- Der Jugendbund war ein „outlet“, „something you belonged to“. Er hatte eine Neigung, sich Gruppen anzuschließen. Beim *Habonim* gab es eine „cohesion“ unter den Mitgliedern. Die Kinder und Jugendlichen hätten sich eine eigene

- Welt schaffen („create your own world“) und ihr „own enjoyment“ suchen müssen.
- „Events became very important.“ Deshalb seien die Aktivitäten beim *Habonim* so wichtig gewesen.
  - Am Sonntag wurden vom *Habonim* aus Fahrten, z.B. in den Essener Stadtwald, unternommen.
  - Der Zionismus im *Habonim* beeinflusste ihn sehr. Sein Ziel waren die Jugend-*Alija* [*Alija*, s. Glossar] und ein Pionierleben in Palästina.
  - Die Jugendlichen in seinem Alter fühlten sich wichtig, wenn sie abends zu den Treffen des *Habonim* gingen.
  - Die Treffen des *Habonim* fanden abends im Essener jüdischen Jugendheim statt.
  - Er ging mit anderen jüdischen Jugendlichen immer zu Fuß zum Jugendheim, das recht weit von der Wohnung der Familie entfernt war.
  - Die Jugendlichen gingen immer in Gruppen zu den Treffen des *Habonim*.
  - Manchmal „hackten“ nichtjüdische Kinder auf ihm und seinen Freunden herum („kids picked on us“).
  - Er hatte Angst und versuchte, Zusammenstöße mit anderen Kindern und Jugendlichen zu vermeiden.
  - Aber wirklich große Probleme gab es nicht.
  - Die Eltern rieten ihm, vorsichtig zu sein.
  - Das „key subject“ beim *Habonim* war die Auswanderung nach Palästina.
  - Bei den Treffen des *Habonim* wurde diskutiert und gesungen, z.B. hebräische Lieder.
  - In der *Habonim*-Gruppe waren keine deutsch-jüdischen Kinder.
  - Er war auch Mitglied des *Hakoah* in Essen.
  - Die Mitglieder des *Hakoah* waren sehr unterschiedlicher Herkunft. Es gab deutsch-jüdische und ostjüdische Mitglieder, da der *Hakoah* der einzige jüdische Turnverein in Essen war.
  - Der *Hakoah* spielte für ihn eine große Rolle, da er Turnen sehr mochte.
  - Im *Habonim* spielte die Religion keine große Rolle; er war politisch links gerichtet.
  - Im *Habonim* gab es einen sehr großen Zusammenhalt unter den Mitgliedern.
  - Viele der Jugendlichen hatten wenig Zeit für die Treffen des *Habonim*, da sie arbeiten mussten. Die Treffen des *Habonim* fanden am Wochenende und abends statt.
  - Er und die anderen Mitglieder des *Habonim* waren sehr idealistisch: „We thought we could take on the world“.
  - Sie dachten, alles sei möglich („everything could be done“).
  - Zu 5.1) Am meisten half ihm der *Habonim*.
  - Beim *Habonim* wurde unter den Mitgliedern auch über Probleme und Persönliches geredet.
  - Der *Habonim* war alles für ihn und die anderen Mitglieder.
  - Beim *Habonim* herrschte eine „great togetherness“.
  - Die Aussicht auf eine Auswanderung nach Palästina stimmte ihn und die anderen Mitglieder des *Habonim* optimistisch.
  - Er machte sich nach der nationalsozialistischen Machtübernahme nicht so viele Sorgen, was in Zukunft sein werde und kommen würde, da er noch recht jung war.
  - Die Eltern sahen in der Jugend-*Alija* [*Alija*, s. Glossar] einen Weg für ihn, Deutschland verlassen zu können: „They didn’t mind my idea of leaving“. Die Eltern hofften, ihm nach Palästina folgen zu können.

- Zu 5.2) Der *Habonim* half ihm, Stolz auf sein Judentum zu empfinden („to be a proud Jew“), er stärkte ihn sehr.
- Der *Habonim* war ein „character-builder“: „We had an identity“.
- Zu 5.3) Der Jugendbund war wichtiger als die Eltern. Die Bundesmitglieder unterstützten sich gegenseitig, während die Eltern meist zu beschäftigt waren.

**17      Telefonat mit Inge L. (ehemals: Essen; heute: Großbritannien) am  
04.02.2007, 16:45–18:00 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in englischer Sprache.

- \*6. Januar 1920 in Hameln.
- Zuerst wohnte die Familie in Hameln, dann in Gütersloh. In Gütersloh besuchte Inge eine nichtjüdische Volksschule.
- Die Familie zog 1930 nach Essen.
- Die jüdische Schule in Essen besuchte sie nur für ca. ein Jahr. Sie hatte im Jahr des Umzugs von Gütersloh nach Essen die Prüfung zur Aufnahme in die Luisenschule verpasst und legte sie ein Jahr später ab.
- Ab 1931 besuchte sie die Luisenschule in Essen.
- Sie wollte nach dem Umzug der Familie nach Essen möglichst schnell auf die höhere Schule gehen und hatte Angst, an der jüdischen Schule ein Jahr der Ausbildung zu „verlieren“.
- Aber heute sagt sie, sie habe an der jüdischen Schule kein Jahr „verloren“, sondern eine sehr gute Ausbildung erhalten und viel gelernt.
- Die Familie war nicht sehr religiös. Sie rechnet die Familie dem Reformjudentum zu. Keinesfalls sei die Familie religiös-orthodox gewesen.
- Die Familie war deutsch-jüdisch.
- Die Eltern verstanden sich in erster Linie als „Deutsche“. Der Vater war Frontkämpfer im Ersten Weltkrieg.
- Die Familie besuchte die Synagoge an den hohen Feiertagen und manchmal freitagabends oder samstags.
- Die jüdischen Feste wurden in ihrer Familie gefeiert, aber in einem „very secular“ way.
- Für sie war die Religion wichtiger als für die Eltern. Ihr Großvater war Rabbiner und Lehrer einer jüdischen Schule in Osnabrück. Er machte sie zu einer „bewussten“ Jüdin.
- Antisemitismus erlebte sie bis 1933 nicht.
- Nach 1933 spürte sie verschiedentlich Antisemitismus. Es gab eine Mitschülerin an der Luisenschule, mit der sie sich auf dem Schulweg immer traf. Eines Tages kam dieses Mädchen nicht mehr. Es sagte ihr, sie dürfe nicht mehr mit Inge gesehen werden. Dieses Mädchen wurde dann eine Nazi-Anhängerin.
- Aber alle anderen Mitschülerinnen an der Luisenschule verhielten sich „very protective“.
- Der Schulleiter der Luisenschule war ebenfalls „very protective“ und „absolutely wonderful“.
- Nur ein Lehrer war ihr gegenüber sehr feindlich eingestellt (dies war etwa um 1933/34); deshalb bat sie den Vater schließlich, die Luisenschule verlassen zu dürfen. Sie sagt: „This man made my life a misery“.

- In ihrer Zeit an der Luisenschule wurde sie stets von den Mitschülerinnen zur Vertrauensschülerin gewählt. Erst gegen Ende ihres dortigen Schulbesuchs legte ihr der Schulleiter nahe, dieses Amt nicht mehr anzunehmen.
- Mit den Eltern konnte sie während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft über ihre Sorgen und Probleme reden, die Familie war „very close“. Sie konnte mit den Eltern auch über politische Dinge sprechen.
- Als sie die Luisenschule besuchte, hatte sie sonntagsmorgens Religionsunterricht bei Herrn Ogutsch in der Synagoge. Herr Ogutsch war ein sehr guter Lehrer und sie mochte die Religionsstunde: „I enjoyed it“.
- Die jüdische Schule in Essen war eine sehr gute Schule, mit einem wunderbaren Schulleiter und guten Lehrern.
- Der Schulleiter, Herr Abraham, war „excellent“, „strict“, aber „fair“.
- Er wusste, was er von den Schülern wollte und hatte einen sehr netten Weg, das auch aus den Schülern herauszubekommen.
- Danach befragt, warum sie für das eine Jahr, in dem sie auf die Umschulung auf eine höhere Schule warten musste, nicht auf einer nichtjüdischen Schule eingeschult wurde, sagt sie, ihren Eltern sei gesagt worden, die jüdische Schule sei eine gute Schule.
- Sie kann sich nicht daran erinnern, wie das Verhältnis von deutsch-jüdischen und ostjüdischen Kindern in ihrer Klasse der jüdischen Schule war, meint aber, dieses müsse gut gewesen sein.
- Sie selber hatte keine Schwierigkeiten mit den ostjüdischen Kindern. Ihre Eltern hatten in Bezug auf die Ostjuden „eine sehr entschiedene Meinung“.
- An die Atmosphäre in der jüdischen Schule hat sie keine Erinnerung.
- Auch daran, ob Fächer mit speziell „jüdischen“ Inhalten unterrichtet wurden, und welche Rolle die Religion in der Schule spielte, erinnert sie sich nicht.
- Die jüdischen Feste wurden in der jüdischen Schule bestimmt gefeiert.
- Sie war Mitglied im *J.P.D. – Makkabi Hazair* und im *Hakoah*.
- Sie weiß nicht mehr, wann sie in den *J.P.D.* eingetreten ist, sagt aber, sie müsse ziemlich lang Mitglied gewesen sein, denn sie sei nachher Gruppenleiterin gewesen.
- Von 1936 bis zum Beginn des Jahres 1938 (ca. 1½ Jahre lang) besuchte sie ein *Hachschara*-Lager [*Hachschara*, s. Glossar] in der Nähe von Osnabrück.
- Die *J.P.D.*-Gruppe war gemischt, mit deutsch-jüdischen und ostjüdischen Kindern.
- Die Mitglieder des *J.P.D.* stammten aus liberalen Elternhäusern; die Kinder aus orthodoxen Elternhäusern waren im *Habonim*.
- Dazu befragt, welche Haltung ihre Eltern zum *J.P.D.* hatten, sagt sie, sie hätten gewollt, dass sie in eine Jugendgruppe gehe. Sie seien „pleased“ gewesen, dass sie dort „a life“ gehabt habe. Für jüdische Kinder gab es ja kaum noch Freizeitmöglichkeiten.
- Die Eltern wollten aber nicht, dass sie nach Palästina gehe.
- Beim *J.P.D.* lernten die Mitglieder etwas über Palästina, sie redeten und diskutierten eine Menge.
- Am Sonntag gab es Ausflüge des *J.P.D.*, aber nur, bis zu gefährlich wurde. Es gab bei diesen Ausflügen immer wieder einmal Beschimpfungen durch HJ-Mitglieder, aber keine Angriffe.
- Sie mochte den *J.P.D.* sehr und verbrachte viel Zeit dort. Die Eltern wollten ihr zu den Treffen des Bundes schon ein Bett mitgeben, damit sie beim *J.P.D.* übernachten konnte.
- Sie verbrachte mehr Zeit im jüdischen Jugendheim als zu Hause.

- Das Jugendheim war eine „fantastic facility“.
- Sie war Mitglied im *Hakoah* und turnte dort. Der Sport fand im jüdischen Jugendheim statt.
- Beim *J.P.D.* waren alle sehr „close to each other“.
- Der Jugendbund bot die einzige Möglichkeit für Freundschaften und „companionship“.
- Mit ihrer Schwester ging sie auch in das Café im jüdischen Jugendheim.
- Im Jugendheim war immer etwas los.
- Der *J.P.D.* und das Jugendheim erlaubten ihr, ein „reasonable life“ zu führen.
- Die Nazis stahlen ihr die „Backfischjahre“: „There was a big chunk missing of what I should have had“.
- Danach befragt, ob der Jugendbund ihr während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft emotional geholfen habe, sagt sie, er habe ihr ermöglicht, ein so „normales“ Leben wie möglich zu führen. Er sei sehr wichtig gewesen, denn er habe die Möglichkeit geboten, in einer Gruppe zu sein: „Without the group life would have been sheer misery“.
- Beim *J.P.D.* und im *Hakoah* hatte sie viele Freunde, mit denen sie sich auch außerhalb der Gruppe privat traf.
- Es gab auch Kontakte und Austausch mit *J.P.D.*-Gruppen anderer Städte.
- Der Zionismus und Palästina waren sehr wichtige Themen für sie, denn sie erschienen ihr als die einzige Lösung für die Probleme nach 1933.
- Die einzige Zukunft sah sie in der Arbeit zum Aufbau Palästinas und in der Schaffung eines eigenen jüdischen Staates.
- Dass die Nationalsozialisten Juden nicht als Deutsche betrachteten, war ein „Schock“ für sie.
- Die Erziehung im *J.P.D.* wirkte dahin, die Mitglieder zu „bewussten Juden“ zu machen, aber in einem „secular“ Sinne.
- Beim *J.P.D.* wurden die jüdischen Feste gefeiert und über das Judentum diskutiert.
- Als es nach 1933 „schlechter wurde“, half der *J.P.D.* ihr, Stolz auf ihr Judentum zu empfinden.
- Der Jugendbund bot ein Gefühl der Zusammengehörigkeit: „It had the effect of pulling us together“.
- Beim *J.P.D.* sprachen die Mitglieder über typische „Teenager-Dinge“. Sie waren normale Teenager. Sie waren eine Gruppe, in der es Freundschaften gab. Die Gruppe war sehr „cohesive“, und man redete viel miteinander.
- Nach der Atmosphäre beim *J.P.D.* befragt, sagt sie, alle seien dort „happy“ gewesen, aber auch „aware of an imminent danger“.
- Der Jugendbund war ein „definite life-saver“. Die jüdischen Kinder und Jugendlichen waren bei den Treffen des Bundes zusammen und konnten sie selber sein, ohne „to have to look over their shoulders“.
- „We were young people being together.“
- In Essen war der Antisemitismus bis 1938 nicht so virulent.
- Erst nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 änderte sich die Atmosphäre total.
- Erst nach der „Polenaktion“<sup>5</sup> verstand sie wirklich, dass etwas Schlimmes passierte. Bis zu diesem Zeitpunkt sah sie sich persönlich nicht in Gefahr.

---

<sup>5</sup> Bei der „Polenaktion“ wurden am 28. Oktober 1938 reichsweit etwa 17.000 Juden polnischer Staatsangehörigkeit in das deutsch-polnische Grenzgebiet deportiert.

- Zum Zeitpunkt des Pogroms vom 9./10. November 1938 war sie in Köln. Ein sehr netter Taxifahrer brachte sie damals in Köln zum Bahnhof und bis zum Zug.
- Nichtjüdische Deutsche halfen der Familie.
- Der Vater wurde nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 verhaftet.<sup>6</sup> Er kam zwar wieder frei, war aber nach der Haft ein total gebrochener, ein total anderer Mensch. In diesem Sinne hatte der Pogrom einen „tremendous influence“ auf die Familie.
- Der Vater war reisender Vertreter, die Mutter Hausfrau.
- Der Vater konnte bis zum Pogrom vom 9./10. November 1938 arbeiten.
- Die Familie war „comfortable“, aber nicht wohlhabend. Sie selber wurde von den Eltern verwöhnt.
- „I loved every minute at the *Hakoah*“.
- Sie war sehr sportlich, gewann einmal eine Sportveranstaltung [eventuell ein Sportfest der Schulen?]. Der Gauleiter musste sie bei der Gelegenheit ehren.
- Der Sport stärkte sie während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft emotional.
- Der Sport gab ihr die Möglichkeit, zu zeigen und zu beweisen, was sie konnte.
- Die Identität als Jüdin spielte nach 1933 eine größere Rolle als vorher.
- Zu 5.1) „Definitely“. Sie sagt, sie hätte nicht gewusst, was sie ohne den Jugendbund getan hätte.
- Zu 5.2) Die jüdische Schule und der Jugendbund beeinflussten sie nicht in dem Sinne religiös, dass sie etwa orthodoxer geworden wäre, aber sie machten sie „more conscious and appreciative“.
- Zu 5.3) Der Jugendbund beeinflusste sie eindeutig stärker als die jüdische Schule, da sie dort viel mehr Zeit verbrachte als in der Schule. Aber sie betont noch einmal, dass die jüdische Schule sehr gut gewesen sei und dazu beigetragen habe, dass sie Stolz auf ihr Judentum empfand: „It taught you to be proud to be Jewish“.

**21      Telefonat mit Bernd S. (ehemals: Essen; heute: USA) am 11.11.2006;  
20:00–21:00 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in deutscher Sprache.

- Er besuchte die Goetheschule in Essen.
- Er verstand sich als „deutscher Schüler“ an der Goetheschule.
- Die Mitschüler kümmerten sich nicht darum, dass er Jude war; unter den Mitschülern herrschte eine „so what?“-Haltung.
- \*20. Mai 1920.
- Er wohnte mit seiner verwitweten Mutter zunächst in der Ladenspelderstraße. Sie waren in der Gegend die einzigen Juden; zum Zeitpunkt des Pogroms vom 9./10. November 1938 wohnten sie an der Rolandstraße.
- „Alles war ziemlich normal“.

---

<sup>6</sup> Nach dem Pogrom wurden reichsweit ca. 26.000 jüdischer Männer und männliche Jugendliche über 16 Jahren verhaftet und vorübergehend in den Konzentrationslagern Buchenwald, Dachau und Sachsenhausen inhaftiert.

- Die Nachbarn wurden nach 1933 feindlich.
- Am Gymnasium musste er die Hakenkreuzfahne grüßen und den „Hitlergruß“ machen.
- Er wurde 1926 in die jüdische Schule eingeschult, damals an der Dreilindenstraße.
- Vier Jahre besuchte er die jüdische Schule, danach das Gymnasium. Er wollte studieren.
- 1930 wechselte er von der jüdischen Schule auf die Goetheschule.
- Die Mitschüler an der Goetheschule waren sehr nett. Auch nach 1933 gab es keine Vorfälle, außer Neckereien („Wir schicken dich noch nach Palästina“), aber keine böartigen („they made fun of me“).
- Auch die meisten Lehrer waren „ganz nett“.
- Er hatte einen Mathelehrer, der ein fanatischer Nazi, aber zu ihm immer fair war. An der Goetheschule war es „ganz regulär“.
- 1936 hat er das Einjährige<sup>7</sup> gemacht. Da die Stimmung gegen die Juden immer feindlicher wurde, konnte er kein Abitur machen. Die Mutter wollte, dass er etwas Praktisches lernt. Sie meinte, das sei besser mit Blick auf eine Auswanderung.
- Er begann 1936 eine Lehre in einem Kaufhaus.
- Eigentlich wollte er das jüdische Lehrerseminar in Würzburg besuchen, um Kantor zu werden. Er übernahm schon als Jugendlicher die Rolle des Kantors in den Jugendgottesdiensten.
- Die Familie war religiös, besonders die Großeltern.
- Die Familie ging jeden Freitagabend zu Fuß zur Synagoge, der Großvater mit Zylinder.
- Die Freitagabende waren „sehr gemütlich“. Er fand es schön, dass die Familie so nah beisammen wohnte.
- Die Fest- und Feiertage wurden in der Familie gefeiert.
- Er hatte zweimal die Woche Religionsunterricht, als er das Gymnasium besuchte.
- 1933 wurde er *Bar Mizwa* [s. Glossar].
- Der Haushalt war nicht streng *koscher* [s. Glossar], aber es wurde z.B. kein Schweinefleisch gegessen.
- Das Verhältnis der deutsch-jüdischen und ostjüdischen Kinder in der jüdischen Schule war gut; es gab eine enge Verbindung.
- Auf die Frage, an welche Lehrer er sich an der jüdischen Schule erinnern könne, und wie er sie in Erinnerung habe, beschreibt er wiederum die Lehrer der Goetheschule als sehr nett (z.B. den Lateinlehrer Dr. K.). [Die Lehrer am Gymnasium scheinen bei ihm einen sehr viel stärkeren Eindruck hinterlassen zu haben als die Lehrer der jüdischen Schule.]
- Er lernte sehr gerne Sprachen.
- Als Lehrer von der jüdischen Schule nennt er Herrn Buchheim und Fräulein Samson. Buchheim war sein Klassenlehrer, Fräulein Samson beschreibt er als sehr streng. [Sofort aber kommt er wieder auf die Lehrer des Gymnasiums zu sprechen, die er als „sehr nett“ bezeichnet.]
- An der jüdischen Schule herrschte eine gute Atmosphäre.
- Er war Mitglied im *Hakoah* und im *J.P.D.* Er trat ihnen schon als Kind, 1926 oder 1927, bei.

---

<sup>7</sup> Ein mittlerer Bildungsabschluss.

- Er erinnert sich an den blauen Wimpel, an „Seppel“-Hosen und an ein weißes Hemd, die die Mitglieder des *J.P.D.* als Kluft trugen.
- Beim *J.P.D.* wurde marschiert und gesungen.
- Mit dem *J.P.D.* machte er Ausflüge. Einmal war seine Gruppe in einem „camp“ [Zeltlager] und wurde dort von der HJ überfallen. Die älteren Pfadfinder wehrten sich und verjagten die HJ.
- Bis zum November 1938 war alles „regulär“.
- Die Treffen des Jugendbundes konnten nach 1933 noch eine Zeit lang regulär stattfinden und waren nicht eingeschränkt.
- Einmal in der Woche ging er zu Treffen des *J.P.D.* oder zum Sport (Turnen).
- Er hatte Freunde im *J.P.D.* (Kurt N., Hans K., Günther E.).
- Er hatte auch eine Reihe nichtjüdischer Freunde.
- Zur Atmosphäre in der Jugendgruppe gefragt, sagt er, die Mitglieder hätten sich als „Deutsche“ verstanden, die in Deutschland hätten leben wollen. Sie hätten geglaubt, die Nazis ließen sie leben.
- Im jüdischen Jugendheim wurden die Fest- und Feiertage gestaltet. Das war „sehr nett“.
- Er erlebte keine Kränkungen von Seiten nichtjüdischer Mitschüler.
- Am schlimmsten war die Pogromnacht vom 9./10. November 1938.

**24      Telefonat mit Lotte B. (ehemals: Essen; heute: Israel) am 09.11.2006, 18:00–18:30 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in deutscher Sprache.

- \*9. Juli 1921 in Essen.
- Zuletzt wohnte die Familie an der II. Weberstraße.
- Die Eltern hatten eine Bäckerei.
- 1927 wurde sie in die jüdische Schule an der Sachsenstraße eingeschult und besuchte diese bis 1935.
- Nach acht Jahren an der jüdischen Schule wechselte sie auf das Gymnasium an der Gerlingstraße.<sup>8</sup>
- „1927 war es noch in Ordnung.“
- Es war schrecklich mit den christlichen Kindern, mit denen sich die jüdischen Schüler das Schulgebäude an der Sachsenstraße teilen mussten.
- Einmal hat ihr einer der Schüler der evangelischen Volksschule an der Sachsenstraße eine Kette mit dem Davidstern heruntergerissen und ist darauf herumgetrampelt.
- Sie erinnert sich an folgende Lehrer der jüdischen Schule: Fräulein Samson (Klassenlehrerin), Frau Redner, Herrn Levisohn, Herrn Weindling.
- Die Lehrer der jüdischen Schule waren überhaupt nicht streng; sie waren fortschrittlich.

---

<sup>8</sup> Ein Gymnasium an der Gerlingstraße konnte ich nicht nachweisen. Eventuell handelt es sich um die Städtische Mädchenmittelschule Essen-Altstadt, die in den von mir eingesehenen Essener Adressbüchern der Jahre 1932 bis 1936 mit der Adresse Schützenbahn 68 angegeben ist.

- Die Lehrer halfen ihren Schülern in der Situation mit den nichtjüdischen Schülern an der Sachsenstraße soweit es ihnen möglich war. Sie hatten aber ihre Grenzen, denn sie waren ja auch alle Juden.
- Sie hatte an der jüdischen Schule keine glücklichen Lehrer.
- Aus Angst vor den nichtjüdischen Schülern an der Sachsenstraße gingen die Schüler nach der Schule immer sofort nach Hause.
- In der jüdischen Schule herrschte eine bedrückte Atmosphäre. Die Schüler waren sehr zurückhaltend, ängstlich und durch die nichtjüdischen Schüler an der Sachsenstraße eingeschüchtert.
- An der jüdischen Schule wurden alle Fächer und Religion unterrichtet.
- Die jüdische Schule beschreibt sie als „fortschrittlich“.
- In ihrem Wohnhaus wurde ihre Familie durch nichtjüdische Nachbarn angefeindet. Wenn die Familie den *Sabbat* [s. Glossar] feierte, sagten die Bewohner der Wohnung über ihnen: „Ach, schon wieder feiern die Juden Sabbat!“
- Der Haushalt war *koscher* [s. Glossar].
- In der jüdischen Schule hielten die Schüler sehr zusammen.
- Sie war Mitglied im *Habonim*.
- Samstagnachmittags gab es im jüdischen Jugendheim Zusammenkünfte des *Habonim* mit Vorlesungen und Diskussionen.
- Im Mittelpunkt standen dabei Palästina und die Auswanderung nach Palästina; die Mitglieder des *Habonim* lernten *Ivrit* [s. Glossar].
- Für sie war eine Auswanderung nach Palästina nicht realistisch, da der Vater nicht dorthin wollte.
- Beim *Habonim* hatte sie viele Freunde.
- Die Religion spielte beim *Habonim* keine Rolle.
- Sie konnte nicht sehr lange Zeit an den Treffen des *Habonim* an den Samstagnachmittagen teilnehmen, da sie den Eltern in der Bäckerei helfen musste.
- Zu 5.1) Sowohl die Schule als auch der *Habonim* haben ihr nicht geholfen. Alle waren verbittert, so B. Sie selber hatte nur Interesse an einer Auswanderung.
- Zu 5.4) Selbstverständlich hatten Schule und Jugendbund Bedeutung für sie. Sie war sehr gekränkt und erniedrigt.

**28      Telefonat mit Werner Victor C. (ehemals: Essen; heute: USA) am  
28.11.2006; 20:00–21:15 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in deutscher und englischer Sprache.

- \*8. Dezember 1921.
- Eingeschult wurde er 1928 in die jüdische Schule an der Sachsenstraße.
- Er hatte bei der Einschulung eine Schultüte und einen Ranzen.
- In jeder Klasse der jüdischen Schule waren ca. 25 bis 30 Schüler.
- Er erinnert sich an folgende Lehrer: Rektor Abraham; Herrn Isaak, der sein Klassenlehrer war; Herrn Levisohn, der Musik erteilte. Herr Levisohn war ein „feiner Mann“, aber in seinen Augen ein wenig „weichlich“. Ihm fehlte das „Sportliche“ und „Soldatische“, die seinerzeit als Tugend angesehen wurden.
- In der Volksschulzeit spielte er mit den Kindern aus der Klasse. Er hatte auch nichtjüdische Freunde außerhalb der Schule, in der Nachbarschaft.
- Zwischen den deutsch-jüdischen und ostjüdischen Kindern in seiner Klasse gab es einen Unterschied. Die ostjüdischen Kinder waren dürftiger bekleidet, und die wirtschaftliche Situation der Familien war schlechter. Die deutsch-

jüdischen Schüler pikierten sich z.B. über die Pausenbrote der ostjüdischen Schüler. Auf diesen war manchmal Knoblauch. Das kannten die deutsch-jüdischen Kinder nicht, waren es nicht gewohnt. Die deutsch-jüdischen Kinder fühlten sich unter sich wohler. Die ostjüdischen Kinder waren besser „jüdisch“ geschult, da sie nachmittags von den Eltern zur *Talmud-Tora*-Schule [s. Glossar] geschickt wurden. Die deutsch-jüdischen Kinder waren assimiliertes. Aber es gab Kontakte zwischen den deutsch-jüdischen und ostjüdischen Kindern und Jugendlichen; sie waren ja in der Klasse zusammen. Mindestens die Hälfte der Schüler in seiner Klasse war ostjüdischer Abstammung. Er sagt außerdem, die deutsch-jüdischen Kinder seien alle auf höhere Schulen gegangen, die ärmeren, ostjüdischen Kinder in der Regel auf der jüdischen Schule geblieben.

- Er selber stammte aus einer deutsch-jüdischen Familie.
- Der Großvater (väterlicherseits) war *koscherer* [*koscher*, s. Glossar] Metzger. Der Vater lernte dieses Handwerk beim Großvater.
- Die Familie des Vaters, die in einem ländlichen Gebiet lebte (Westfalen), war religiös, aber eher im Sinne einer Traditionspflege.
- Die Mutter hatte keinen religiösen Hintergrund. Die Religion war in ihrer Familie „verflacht“. Sie wusste nichts von der Religion.
- Er wurde nicht religiös erzogen, wusste vom Judentum fast nichts. Erst in der jüdischen Schule und beim Jugendbund erfuhr er mehr über die Religion.
- In der Familie wurden die wichtigsten jüdischen Feste ein wenig gefeiert. Bei solchen Gelegenheiten ging die Familie auch zur Synagoge, ansonsten nicht.
- Er hatte ein- bis zweimal in der Woche Religionsunterricht bei Rabbiner Hahn in der Synagoge.
- In diesem Religionsunterricht lernte er aber kaum etwas, nicht mehr, als er in der jüdischen Schule in ein oder zwei Jahren in allgemeiner Wissenschaft lernte.
- Der Religionsunterricht war ihm völlig unwichtig, eher sogar lästig. Er hatte das Gefühl, man stehle ihm die Zeit, die er lieber beim Sport verbracht hätte.
- In der jüdischen Schule lernten die Schüler Hebräisch schreiben (aber nur Druckschrift) und biblische Geschichte.
- Mit seinen Eltern konnte er über Probleme reden. Die Familie war sehr aufgeschlossen.
- Sein Klassenraum in der jüdischen Schule war ganz „gewöhnlich“.
- Zu den Lehrern hatten die Schüler ein respektvolles, distanzierendes Verhältnis. Sie hatten mit ihnen nicht viel zu tun.
- Er ging gerne zur Schule und fühlte sich dort wohl. Manchmal langweilte er sich, denn es ging ihm im Unterricht nicht schnell genug im Stoff vorwärts.
- Seine Noten waren immer ganz gut.
- In der Schule wurden die jüdischen Fest- und Feiertage begangen und besprochen. Auf die Frage, ob die Schüler die Feste in der Schule vorbereiteten, sagt er, dies müsse wohl so gewesen sein. Eine besondere Bedeutung hatten die Feste für ihn persönlich nicht.
- Er erklärt: „Das war eben die Schule, in die ich gehen musste“.
- Mit den evangelischen Schülern im gleichen Schulgebäude an der Sachsenstraße gab es keine Kontakte und auch keine Probleme. In jeder Etage war das Schulgebäude durch ein Eisengitter in den Bereich der jüdischen Schule und der evangelischen Volksschule getrennt.
- An der Goetheschule [Besuch ab 1930] war ihm ständig bewusst, dass er eine „Ausnahmeperson“ war, die „in einer anderen Welt“ stand. Er war ständig auf der Hut in seinem Verhalten. Es gab am Gymnasium judenfeindliche

Lehrer, aber im Großen und Ganzen war es am Gymnasium „in Ordnung“. Die Mitschüler am Gymnasium waren fair zu ihm, was er darauf zurückführt, dass er sehr sportlich war. Dies verschaffte ihm Respekt unter den Mitschülern. Er war einer der Besten im Turnen. Auch nach 1933 hatte er Freunde unter den Mitschülern am Gymnasium, auch wenn sich einige zurückzogen, z.B. dann, wenn sie in die HJ eintraten.

- Er besuchte das Gymnasium bis zum April 1938. Zu diesem Zeitpunkt sagte der Rektor, Dr. R., seinen Eltern, er könne Werner nicht weiter auf der Goetheschule belassen.
- Dr. R., ein gebildeter Katholik, war sehr anständig.
- Werner war Mitglied im *Haschomer Hazair*.
- Eingetreten ist er mit zehn oder elf Jahren. [Hier widerspricht sich C. Er sagt, er sei nach 1933 in den *Haschomer* eingetreten, was seiner gleichzeitigen Aussage, er sei mit zehn oder elf Jahren in den *Haschomer* eingetreten, entgegensteht.].
- Er kam zum *Haschomer*, weil „alle“ dort waren. Zu der Zeit warb der *Haschomer* stark unter den Kindern und Jugendlichen.
- Die Juden mussten sich während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft notgedrungen in eine eigene Welt zurückziehen.
- Der Jugendbund war eine „wirklich belebende, Kraft gebende Assoziation“.
- Zum Jugendbund dazu zu gehören, war sein Leben.
- In seiner Gruppe des *Haschomer* waren nur Kinder seines Alters, auch Mädchen.
- In der Gruppe sprach man über Palästina, über dessen Geographie und über die zionistische Philosophie.
- Er selber wollte nach Palästina auswandern, aber seine Mutter erlaubte dies nicht.
- Die Eltern sahen nie die Notwendigkeit, Deutschland zu verlassen. Dank der Geschäfte des Vaters ging es der Familie auch nach 1933 nie schlecht.<sup>9</sup> Die Eltern unternahmen keine starken Auswanderungsbemühungen.
- Die Eltern akzeptierten seine Mitgliedschaft in einer zionistischen Jugendgruppe. Sie befürworteten diese Mitgliedschaft zwar nicht, überließen ihm aber die Entscheidung.
- Er selber wurde während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft ein überzeugter Zionist.
- Beim *Haschomer* spielte die Religion keine Rolle, jedenfalls nicht im religiösen Sinne. Man beschäftigte sich nur mit der Geschichte des Judentums und, daraus abgeleitet, z.B. mit dem Recht der Juden, nach Palästina zu gehen. Dies förderte eine jüdische Identität bei den Bundesmitgliedern. Die Religion wurde aber nicht in Form von Gebeten und Festen ausgeübt. Die Mitglieder im *Haschomer* waren nicht religiös und der Bund sozialistisch ausgerichtet.
- Die Gruppen des *Haschomer* trafen sich im Essener jüdischen Jugendheim. Dort war er auch mehrmals die Woche vom *Hakoah* aus zum Sport.
- Er hatte beim *Haschomer* viele Freunde, die Gruppe war sein „Rückhalt“.
- Die nichtjüdische Umwelt hatte eine „nationale Religion“ [den Nationalsozialismus]. Er brauchte etwas, was ihm diese „nationale Religion“ ersetzte. Dies vermochte der *Haschomer*.
- Die Stimmung beim *Haschomer* war sehr „zielbewusst“ und auf Palästina gerichtet.

---

<sup>9</sup> Der Vater war Textilkaufmann und betrieb bis zum Pogrom vom 9./10. November 1938 eine Hosenmanufaktur.

- „Wir waren eng zusammen in der Gruppe.“ [Hier ist er aber unsicher, wie er „eng“ bewerten soll.]
- Zu 4.9) Er sagt, der Jugendbund sei während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft ein Ausgleich für die Einschränkungen im Freizeitbereich gewesen. Aber auch der „Jüdische Kulturbund“<sup>10</sup> habe mit seinen Veranstaltungen eine wichtige Rolle gespielt.
- Zu 5.1) „Der Jugendbund war die Stelle, wo mein Privatleben außerhalb des Gymnasiums stattfand. Ich hätte ja sonst nichts gehabt.“ Man war zurückgeworfen auf die eigenen „resources“. Der Jugendbund half ihm, er war Teil einer Welt, in der er sich wohl fühlte.
- Zu 5.2) Seine Religiosität wurde durch die jüdische Schule und den *Haschomer* nicht beeinflusst. Mit seiner Identität als Jude hatte er große Probleme: Da er vom Elternhaus her nichts über das Judentum wusste, nahm er, als er auf das Gymnasium kam, die antijüdischen Vorurteile seiner Umwelt zunächst an. Erst später wurde es besser, als er in der jüdischen Schule und beim *Haschomer* mehr über das Judentum lernte.
- Zu 5.3) Der Jugendbund spielte die größte Rolle für ihn.
- Zu 5.4) Die jüdische Schule spielte keine Rolle. Der Jugendbund war maßgebend und verlieh ihm ein „Rückrat“.

### 33      **Telefonat mit Nancy W. (ehemals: Düsseldorf; heute: Großbritannien) am 04.03.2007; 20:00–21:00 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. W. wirkte sehr reflektiert. Gespräch in deutscher und englischer Sprache.

- Der Jugendbund [in ihrem Falle der *J.P.D. – Makkabi Hazair*] war „very enjoyable“.
- Ende 1935 emigrierte sie ohne die Eltern nach Großbritannien.
- Schon bald nach der nationalsozialistischen Machtübernahme schickten die Eltern Nancy für ca. ein Jahr zu einer Tante nach Großbritannien. 1934 kam sie zurück nach Düsseldorf.
- Sie besuchte in Düsseldorf das Müller-Lyzeum.
- Sie sagt: „I was not greatly religious, but enjoyed the services we had“.
- Ihr Vater, Dr. Max Eschelbacher, war bis zu seiner Emigration Anfang 1939 der Rabbiner der Düsseldorfer jüdischen Gemeinde.
- Die jüdischen Feste wurden in der Familie gefeiert, aber nur in der engen Familie, da sie in Düsseldorf keine Verwandtschaft hatte.
- Die Eltern hatten oft Gäste im Rahmen von „formal dinners“.
- Sie hatte zweimal wöchentlich Religionsunterricht bei dem Rabbiner Dr. Klein. Der Unterricht fand im Rabbinerhaus<sup>11</sup> statt, und es wurden biblische Geschichte und Hebräisch (Gebete etc.) gelehrt.
- Hebräisch fand sie schwer.
- Der Rabbiner Klein war ein netter Mann.
- Sie ging zum Religionsunterricht, weil dies erwartet wurde.

<sup>10</sup> Der „Jüdische Kulturbund“ war eine im nationalsozialistischen Deutschland von jüdischen Initiatoren ins Leben gerufene Selbsthilfeorganisation für vom Berufsverbot betroffene jüdische Künstler.

<sup>11</sup> Das Gemeindehaus (Rabbinerhaus) befand sich in einem Nebengebäude der Synagoge an der Kasernenstraße in Düsseldorf.

- Als sie 1934 aus Großbritannien nach Düsseldorf zurückkehrte, war es am Müller-Lyzeum schwer. Sie verlor durch den Aufenthalt in Großbritannien praktisch ein Jahr, da sie sich an der Schule in Großbritannien in erster Linie auf das Lernen des Englischen konzentriert hatte, nicht so sehr auf Unterrichtsinhalte.
- Geschockt hat sie bei ihrer Rückkehr nach Düsseldorf der „Hitlergruß“, der nun zu Beginn der Schulstunden vollführt wurde. Sie machte ihn nicht mit.
- Als sie den „Hitlergruß“ nicht machte, wurde sie von einem Lehrer am Müller-Lyzeum gefragt, ob sie denn kein „deutsches Mädel“ sei. Diese Frage regte sie sehr auf. Der Lehrer grüßte die Klasse mit „Deutsche Mädels, erhebt euch zum Gruß!“
- Unter den Mitschülerinnen am Müller-Lyzeum gab es „prejudices“, und die Atmosphäre war „oppressive“. Insgesamt aber war die Schule liberal.
- Die Leiterin des Müller-Lyzeums war sehr nett. Diese konnte aber nicht viel tun, denn sie musste sich anpassen.
- Niemand am Lyzeum war „actually nasty“, aber viele Mitschülerinnen waren nach ihrer Rückkehr auf einmal sehr „cool“.
- Ihre Klassenlehrerin war „eine wirkliche Nazi“. Sie sagte ihr und den zwei bis drei anderen jüdischen Mädchen in der Klasse: „Ihr müsst wissen, ihr seid in Deutschland nur geduldet“. Das war „very upsetting“.
- Auf der Straße hatte sie keine Probleme.
- Sie sprach mit den Eltern über die Probleme in der Schule, meint, das sei wahrscheinlich ein Grund dafür gewesen, dass die Eltern sie 1935 nach Großbritannien schickten. Die Eltern hätten sie auch deshalb geschickt, weil sie keine Zukunft für sie in Deutschland sahen.
- Aber sie sprach nicht viel mit den Eltern, denn sie war sich sehr bewusst, welche und wie viele Sorgen die Eltern hatten. Sie wollte sie nicht weiter belasten.
- “It was a terrible time”. [Die NS-Zeit]
- Ihre Eltern waren nach 1933 sehr mit Problemen von Gemeindemitgliedern belastet.
- Sie wurde ca. 1931 Mitglied im damaligen *BJP* [des späteren *J.P.D.*].
- Sie trat dem *BJP* bei, weil schon Freundinnen dort Mitglied waren, und weil die Gruppe bekannt war. Man wusste, man konnte dort eine gute Zeit verbringen.
- Der *BJP* war nicht speziell jüdisch, das Religiöse wurde nicht betont.
- Beim *BJP* machten sie Ausflüge, sangen, lernten Knoten binden und kochen.
- Ihre Gruppe beim *J.P.D.* nannte sich die *Möwen*. [Sie spricht hier von der Zeit nach ihrer Rückkehr nach Düsseldorf im Jahre 1934, damit also vom seinerzeitigen *J.P.D.* – *Makkabi Hazair*.]
- Es war eine „intimate group“ mit ca. zehn Mitgliedern, die sehr eng zusammen hielten; die Mitglieder unternahmen auch außerhalb der *J.P.D.*-Treffen etwas zusammen.
- Den *J.P.D.* beschreibt sie als „light in the darkness“.
- Ihre Gruppe des *J.P.D.* hatte eine sehr gute Gruppenleiterin, die selbst nur wenig älter als die Gruppenmitglieder, nämlich ca. 17 Jahre alt war. Die Jüngeren schauten zu ihr auf. Sie achtete sehr auf gutes Benehmen.
- Im Jugendbund hatte sie eine „very good time“.
- Sie sagt, zum Ende der Zeit, die sie in Düsseldorf war, also im Jahre 1935, sei ihre Gruppe des *J.P.D.* ein wenig „zerfranst“, da ein Teil der Mitglieder schon ausgewandert war. Aber neue Mitglieder kamen nach.
- Die Auswanderung von Gruppenmitgliedern bedrückte sie.
- Die Gruppenmitglieder lernten eine Menge beim *J.P.D.*

- Jedes Mitglied hatte ein kleines Buch, in das Anleitungen etc. eingetragen wurden. In diesem Buch gab es auch eine Rubrik „Jewish knowledge“, ansonsten aber spielte die Religion beim *J.P.D.* kaum eine Rolle.
- Beim *J.P.D.* gab es Wimpel und eine Kluft.
- Alle Mitglieder ihrer Gruppe beim *J.P.D.* waren etwa im selben Alter.
- Mädchen und Jungen waren getrennt, aber gelegentlich gab es gemeinsame Unternehmungen.
- Ihre Gruppe traf sich einmal wöchentlich, wahrscheinlich im Rabbinerhaus.
- Die Mitglieder des *J.P.D.* waren alle deutsch-jüdisch und aus der Mittelklasse, die meisten religiös-liberal.
- Ihr Verhältnis zu ostjüdischen Kindern war nicht schlecht, aber es gab kaum soziale Kontakte.
- Sie war auch „quite friendly with some non-Jewish friends“.
- Vor 1933 hatte sie viele nichtjüdische Freunde. Das änderte sich nach 1933.
- Beim *J.P.D.* waren die jüdischen Kinder und Jugendlichen „quite free“. Sie waren alle Juden und dies war ihnen bewusst.
- Die jüdischen Feste wurden beim *J.P.D.* nicht gefeiert.
- Die *J.P.D.*-Gruppe half ihr während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft emotional: „We set values there.“ In der Gruppe hatten die Mitglieder das Gefühl, jemand zu sein. „We all valued it.“
- Die Gruppe half ihr emotional, gab ihr Halt.
- Zu 4.9) Die Aktivitäten des Jugendbundes waren ein Ausgleich für die während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft für Juden immer stärker eingeschränkten Freizeitmöglichkeiten: „Yes, we always planned something“.
- Die Gruppenleiter des *J.P.D.* ermutigten die Kinder und Jugendlichen, über Probleme zu reden.
- Es gab „Gruppenbesprechungen“, bei denen über Probleme und übereinander gesprochen wurde. Man gab sich gegenseitig „feedbacks“ und bewertete sich; manchmal war das schmerzhaft.
- Man ging beim *J.P.D.* sehr offen miteinander um.
- Es wurden bei Treffen des *J.P.D.* auch Themen zur Diskussion gestellt, wie etwa: „Sollen wir uns heute als Juden zeigen oder nicht?“.
- Sie sagt, das war vielleicht vor 1933 eine Frage, nach der nationalsozialistischen Machtübernahme waren sie ja eindeutig als Juden „gebranntmarkt“.
- Aber erst hier wurde ihnen bewusst, dass man über diese Frage nachdenken konnte. Vor 1933 kam diese Frage nicht auf.
- Ihre Familie war sehr assimiliert, sehr „German rooted“.
- Die Auseinandersetzung mit Fragen zur eigenen Identität als Jüdin waren schmerzhaft, besonders, weil diese Identität während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft in Frage gestellt wurde.
- Der *J.P.D.* hatte aber keinen Einfluss auf ihre Identität als Jüdin.
- Der *J.P.D.* war nur für das gesellige und soziale Zusammensein da, nicht dazu, ihre Identität zu beeinflussen.
- Sie hat sehr positive Erinnerungen an den *J.P.D.*
- Das Leben war so ernst. Bei den Treffen des *J.P.D.* konnte man die Ernsthaftigkeit für einen Moment vergessen. Für die kurze Zeit der Gruppentreffen konnten die Mitglieder glücklich und junge Leute sein.
- Die Atmosphäre im *J.P.D.* war „very friendly“ und „very pleasant“.
- Zusammenstöße ihrer Gruppe des *J.P.D.* mit der HJ gab es nicht. Sie meint, es habe wohl deshalb keine Zusammenstöße gegeben, weil sich die jüdischen Kinder und Jugendlichen auf Ausflügen des *J.P.D.* immer ausgesprochen gut

benahmen, und weil die HJ-Mitglieder eventuell nicht wussten, was sie für eine Gruppe waren.

- Die Gruppenleiterin beim *J.P.D.* war ein „role model“ für die Gruppenmitglieder. Diese achtete auf gutes Benehmen und sah immer perfekt aus.
- Der *J.P.D.* beeinflusste ihre Religiosität nicht.
- Die Mitglieder des *J.P.D.* wurden auch in keiner Weise in irgendeine Richtung (politisch oder ideologisch) gedrängt. Themen wurden nur zur Diskussion gestellt, aber die Mitglieder nicht in ihrem Denken beeinflusst oder belehrt. Bei den Diskussionen in der Gruppe waren alle gleichwertig. Die Gruppenleiterin nahm bei Diskussionen keinen Einfluss auf den Gesprächsverlauf.
- Die Gruppenleiterin sagte auch nichts dazu, wie sich die jüdischen Kinder und Jugendlichen im Falle von Schwierigkeiten verhalten sollten. Sie war ja selber kaum älter. Die Eltern rieten ihr, sich ruhig zu verhalten.
- Palästina war kein Thema beim *J.P.D.*, zumindest nicht zu ihrer Zeit.
- Sie sagt, zu ihrer Zeit hätten die Gruppenmitglieder den Gedanken noch nicht akzeptiert, dass sie nicht mehr „deutsch“ sein sollten, sie hätten sich noch als Deutsche gefühlt.
- Sie hat sich zu ihrer Zeit in Deutschland noch nicht so für Politik interessiert, hat nach der nationalsozialistischen Machtübernahme aber gewusst, dass nichts Gutes „im Gange“ war.
- Mitbekommen hat sie z.B. Schlägereien und Sprechchöre von Anhängern der Nationalsozialisten auf der Straße, auch schon vor 1933.
- Der *J.P.D.* war sehr wichtig, gab den Kindern und Jugendlichen Halt.
- Der *J.P.D.* bot den Mitgliedern ein wenig „Normalität“. Rund herum waren alle in Sorge und ständig lastete ein gewisser Druck auf den Kindern und Jugendlichen. Für kurze Zeit konnten sie die Probleme bei den Treffen des *J.P.D.* vergessen und hatten ein „normales Leben“.
- Sie interessierten sich z.B. für Sachen, für die sich junge Mädchen eben interessieren.
- In der Schule und im Elternhaus gab es keine Normalität, nur in der Jugendgruppe.
- Die Gruppe war etwas, worauf man sich jede Woche freute.
- Man war oft bedrückt, konnte das aber bereits nach kurzer Zeit in der Gruppe vergessen.
- Man hatte bei den Treffen des *J.P.D.* eine unbeschwerte Zeit. Vielleicht redete man in der Gruppe nicht viel über Probleme, weil man unbeschwert sein wollte.
- In der Gruppe waren sie „auf einmal ganz normale Mädels“.
- Es war eine kleine „Zuflucht“, beinahe „wie in besseren Zeiten“.
- Sie sagt, die Treffen beim *J.P.D.* seien eine Art „Kränzchen“ gewesen, aber unter den Umständen natürlich nicht so harmlos wie ein Kaffeekränzchen.
- Die Gruppenmitglieder genossen das Zusammensein.

**37      Telefonat mit Walter C. (ehemals: Düsseldorf; heute: USA) am  
08.11.2006, 20:00–20:30 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in deutscher Sprache.

- \*1922.
- Eingeschult wurde er 1927 oder 1928.
- Er besuchte das Prinz-Georg-Gymnasium in Düsseldorf.
- Dort ist es ihm „nicht besonders“ ergangen.

- Es war dort ziemlich „robust“. [Auf Nachfrage sagt er, es sei „sehr hart“ gewesen.]
- Es gab „viele Vorfälle“ mit Mitschülern.
- Er wurde 1936 aus dem Gymnasium „rausgeschmissen“ und besuchte dann das Pädagogium Dr. Crull. Später wurde es dort auch sehr antisemitisch.
- 1937 emigrierte die Familie in die USA. Bei Kriegsende war er für die US-Armee in Deutschland tätig.
- Die Familie war nicht sehr religiös.
- Die jüdischen Fest- und Feiertage wurden in kleinem Rahmen in der Familie gefeiert.
- Er ging regelmäßig in die Synagoge. [Er bemerkt an der Stelle: „Man musste ja“. Er meint damit die Pflicht der jüdischen Schüler, an den für sie schulfreien Samstagen die Synagoge zu besuchen].
- Er kann sich nicht erinnern, ob er mit seinen Eltern zu Hause über Probleme redete.
- Er war Mitglied im Sportverein *Makkabi*.
- Er weiß nicht mehr, wann er in den *Makkabi* eingetreten ist.
- Seine Eltern schickten ihn zum *Makkabi*. Er selber, sagt er, sei „nie ein großer Sportler“ gewesen.
- Er erinnert sich an vom *Makkabi* organisierte Fahrradausflüge nach Essen.
- Er erinnert sich nicht, ob der Zusammenhalt unter den Mitgliedern des *Makkabi* groß war.
- Bei den Ausflügen des *Makkabi* gab es Zusammenstöße mit der HJ.
- Er sagt, er sei während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft noch zu jung gewesen, um „überhaupt zu verstehen“.
- Zu 5.1) Die jüdische Schule und der *Makkabi* halfen ihm nicht.
- Zu 5.4) Schule und Jugendbund hatten keine besondere Bedeutung für ihn.

**41 Gespräch mit Lotte F. (ehemals: Essen; heute: Düsseldorf) am 10.11.2006; 13:00–15:00 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Das Gespräch fand in der Wohnung der Frau F. und in deutscher Sprache statt.

- L. F. Also, die ersten Jahre war meine Lehrerin Frau Redner. Die Frau Redner hat mit ihrer Mutter und ihrem Mann in der Nähe vom Wasserturm gewohnt. Ich weiß aber nicht mehr genau, wo. Und die sind, äh, die sind abgeschoben worden. Der Mann war Pole.
- C. H. Ach, so, dann 1938?
- L. F. Ja, ja. Und, äh, und die Frau Redner ist mitgegangen natürlich mit ihm. Ich weiß da nicht, was aus denen geworden ist. Ich wollte das nur sagen, dass wir die ersten Jahre, waren wir nur eine Mädchenklasse und waren in der Dreilindenstraße, in Essen. Weil die Schule in der Sachsenstraße war zu klein.
- C. H. Ach so, ja. Ich glaube, da ist eine Klasse ausgelagert worden.
- L. F. Ja. Und, und, äh, die eine Hälfte war ja eine christliche Schule und die andere Hälfte waren wir. Wir mussten uns die Toiletten teilen, aber ...
- C. H. Darf ich mal fragen, wann sind Sie eingeschult worden?
- L. F. Ich bin Jahrgang '22, bin eingeschult ..., ja damals April, nicht?
- C. H. Ja.
- L. F. Da war ich schon, da war ich schon älter. Wie gesagt ...
- C. H. '29 vielleicht?

- L. F. Wann bin ich denn eingeschult worden? Ich weiß schon gar nicht mehr. Ich hab' auch gar keine Zeugnisse oder was.
- C. H. Also, das wird wohl '28 oder '29 gewesen sein.
- L. F. '28? Ja, das kann sein, '29. '22 ... Also, wie gesagt, damals ist man immer im April ... Und ich war schon, ich war schon mit bei den Älteren, eben durch die ...
- C. H. Ach so, dann war es wahrscheinlich '29.
- L. F. Und dann kamen wir in die Sachsenstraße und nachher wurden wir verlegt in die Stadt. Ich weiß jetzt nicht mehr ... Wie hieß die? Ich muss mal direkt nachgucken.
- C. H. Ich müsste auch nachgucken. Ich habe das nicht im Kopf.
- L. F. In die ...
- C. H. In die Herkulesstraße ist sie mal verlegt worden, später.
- L. F. Nein, nein. Da war ich schon nicht mehr in der Schule.
- C. H. Da müsste ich selber noch mal nachsehen.
- L. F. Nein, das war in der Stadt und das war eine Querstraße von der ..., also nicht weit von Althoff.
- C. H. Ich kann mal in den Büchern nachsehen.
- L. F. Kann ich gleich mal nachgucken. Die, äh, ich vergess' alle Namen. Und da hatten wir den Lehrer Löwenstein. Und der letzte Lehrer war Salomon, äh, Salo Weindling.
- C. H. Aha.
- L. F. Ja, ja, Salo Weindling und ... Also, dann habe ich gehört, der ist ausgewandert nach Amerika und hat die, äh, Carola Heumann geheiratet.
- C. H. Die war auch Lehrerin.
- L. F. Ja. Die war auch Lehrerin, ja.
- C. H. Von Salo Weindling habe ich auch schon viel gehört. Das muss ein sehr fortschrittlicher Lehrer gewesen sein.
- L. F. Ja, fortschrittlicher Lehrer, was man ja auch erst später, äh, anerkennt und einsieht. Und er hat wirklich versucht, uns, äh ... Er hat mit uns einige Bücher gelesen von Kästner und ... Also, wirklich versucht, uns ein bisschen das Leben leichter zu machen. Nun muss ich dazu sagen, dass ich nie irgendwo etwas, äh, etwas gehabt habe. Die, äh, sicher, die Kinder, die mich kannten, haben schon mal nachgeschrien, aber an und für sich ... Ich konnte überall hingehen, mir hat nie jemand gesagt „Jude!“ oder was. Und ...
- C. H. Und wie war das mit den Kindern an der Sachsenstraße? Mit den christlichen Kindern? Sie sagten ja, die Schule sei geteilt gewesen.
- L. F. Ja, die hatten einen extra Schulhof, und wir hatten. Ich kann mich gar nicht erinnern, dass wir uns mit denen irgendwie gezankt haben. Glaube ich nicht. Bestimmt gab es mal was, aber, also, da kann ich mich überhaupt nicht dran erinnern.
- C. H. Persönlich haben Sie ...
- L. F. Ich? Ne, nein. Für mich war das natürlich nur ein kurzer Weg. Wir haben ... Meine Eltern haben gewohnt in der Rüttscheider Straße/Ecke Annastraße, und nachher mussten wir in die Stadt. Wie hieß das denn? Das war eine Querstraße von der ...
- C. H. Kastanienallee vielleicht?
- L. F. Ne, von der Limbecker Straße. Und zwar, wenn man von oben kam, von Richtung Bahnhof, dann war das eine Querstraße rechts vor, vor dem, äh, vor Althoff.

- C. H. Sie ist ja ein paar Mal verlegt worden, die Schule. An der Gerlingstraße, glaube ich, war sie auch mal.
- L. F. Das weiß ich nicht. Also, ich war nur da. Und, äh, und die Frau Redner war auch eine sehr nette ... Ich kann mich eigentlich am meisten nur erinnern an die Frau Redner und an den Herrn Weindling.
- C. H. Ja, man erinnert sich an manche Lehrer besonders, also an Klassenlehrer vor allem.
- L. F. Ja, der war nachher ... [zögert]. Wie hieß der? Löwenstein? Weiß ich schon nicht mehr, äh ... Der war nicht so sehr beliebt.
- C. H. Das habe ich auch schon gehört.
- L. F. Und dann ... Und Rektor war der Isaak. Ja, der hat ... Ich weiß nur, dass meine Mutter mal gesagt hat ... Die mussten aus der Wohnung, in der sie gewohnt haben raus und haben dann so eine quasi Kellerwohnung bekommen. Und da hat die Frau Depressionen bekommen. Und damals wusste man natürlich nicht so sehr ... Aber an und für sich waren das ... Da waren, glaube ich, zwei Jungs, wenn ich mich nicht irre. Ich krieg das auch nicht mehr zusammen.
- C. H. Waren die Lehrer eher Respektpersonen oder freundlich und vielleicht ...
- L. F. Das waren Respektpersonen, aber die waren auch freundlich, doch, die waren ... [hustet]. Ich meine, manchmal hat man gesagt: „Ach, die doofen und ...“. Wie überall. Und nachher, wenn man dann ein bisschen zu Verstand kam, dann hat man doch gesehen, dass es gute Lehrer waren.
- C. H. Können Sie sich noch an den ersten Schultag erinnern?
- L. F. [Schüttelt den Kopf] Da kann ich mich überhaupt nicht mehr erinnern.
- C. H. Und die Mitschüler in der Klasse? Wie war da die Zusammensetzung? Ich glaube, in Essen waren sehr viele Juden auch osteuropäischer Herkunft.
- L. F. Ja. Die haben meistens gewohnt, vom Bahnhof runter. Und die anderen haben vom Bahnhof rauf gewohnt, in Richtung, äh, Bredeney, nicht? Aber ... Ja doch, die Jugendgruppe, in der ich war, doch da waren auch welche, aber wenig. Die meisten waren doch ... [zögert]. Die Lori ... Die Lore B., die hab' ich nachher noch mal ... Die Eltern in Essen getroffen. Die Mutter war eine Christin und die sind nach England gegangen. Und die Lori hat da ihren Mann kennen gelernt und das war ein ganz großer Kommunist. Und ist '45 sofort mit ihm in die DDR gegangen, sehr zum, sehr zur Trauer der Eltern. Und die Lori hab' ich dann einmal in Essen gesehen. Und wir haben immer geschrieben, und dann ist sie krank geworden, und sie ist noch vor meinem Mann gestorben. Und ich war mit meinem Mann in Berlin und da habe ich sie in Ostberlin besucht. Da war sie im Krankenhaus. Und das war eine ganz besonders nette Schülerin und auch eine gute Kameradin in der Gruppe. Dann ... Die Ruth M., die habe ich in Israel, in Palästina, wieder gesehen. Die ist mit der Familie dahin gegangen. Der Vater war am Gemarkenplatz, nicht? Ja. Der hatte 'ne Metzgerei. Und hatte in Haifa auch 'ne Metzgerei.
- C. H. Ich glaube, das Interview habe ich auch gelesen.
- L. F. Ja? Ah, dann brauchen wir ja gar nicht darüber zu reden.
- C. H. Nein, nein, erzählen Sie gerne.
- L. F. Und dann in den, äh, Ende der 80er, Anfang der 90er Jahre hat ja die Stadt Essen viele eingeladen. Da hab' ich die Karla J. wieder getroffen. Und die kam auch zwei, drei Tage hier nach Düsseldorf. Und mit der hab' ich immer geschrieben. Und dann ist sie leider gestorben. Das waren so zwei, drei, mit denen ich damals immer geschrieben habe.
- C. H. Mit denen sie auch damals eng befreundet waren in der Jugendgruppe?

- L. F. Ja, wir waren in der Ju... Ja, die eine gar nicht mal so, die war nur aus der Klasse. Aber die, die haben dann doch angefangen zu schreiben und das war eigentlich sehr nett. Aber da ist der Mann gestorben und die hat das irgendwie nicht verkraftet, die war im Lager und ... Ich hab' dann leider nichts mehr von ihr gehört. Und, äh ... In Essen war ich ... Ja, es war noch einmal jemand da. Die ... wie hieß die denn, Inge, Inge B., kann das sein?
- C. H. Müsste ich mal nachsehen.
- L. F. Die hab' ich einmal gesehen.
- C. H. Ich notiere mir den Namen mal, dann kann ich nachsehen.
- L. F. Ja, also, Inge, hieß sie, B. mit Fragezeichen, bitte.
- C. H. Gut.
- L. F. Die muss wohl während des Krieges in Essen geblieben sein, denn ein Elternteil war da christlich. Ich weiß aber nicht jetzt mehr, wer. Und, äh ... Und, ja doch, den Walter H. hab' ich dann wieder gesehen, äh. Der ist in Frankreich gewesen und verheiratet. Und, es ist ... Also ich hab' einige gesehen. Und dann hab' ich hier Freunde, und da hat sich rausgestellt, dann von dem Max, der aus Wuppertal stammt, der eine Vetter, der war bei mir in der Klasse. Der, der „Fiffi“. „Fiffi“ haben wir ihn immer genannt. Siegfried, ach wie heißt denn der? „Fiffi“ war so ein kleiner pfiffiger. Und, äh, und der ist auch einmal da gewesen und dann war ich auch mal bei den Freunden mit ihm, zusammen mit seiner Frau. Die sind damals nach Amerika gegangen.
- C. H. Und waren sie später eine gemischte Klasse? Sie sagten ja, es sei zunächst eine Mädchenklasse gewesen.
- L. F. Zuerst, die erste Zeit. Ich glaube, drei oder vier Jahre waren wir eine Mädchenklasse und dann, ja, weil es wurden ja auch immer weniger, nicht? Und, aber das stimmt, was sie sagen. Es waren sehr, sehr viele, äh, die, von wo die Eltern von Polen kamen. Und, aber an und für sich, ach das ... Sicher, die waren im *Habonim* und wir waren beim *I.P.D.*, das waren die jüdischen Pfadfinder. Und sie, äh ... Aber ich kann mich nicht erinnern, dass wir irgendwie ein böses Wort deswegen gesagt haben.
- C. H. Gab es da eine gewisse Trennung?
- L. F. Nein.
- C. H. So in der Schule ...
- L. F. Ich ärger mich heute auch. Wir haben ja sehr viel Russen in der Gemeinde. Ich sage immer, da gibt es genauso Nette und Miese drunter wie bei den anderen auch. Und dann das, ja...
- C. H. Hatten Sie denn in der Klasse ...
- L. F. Ja, und dann wurde einmal, wurde fotografiert noch die Klasse, die alle da waren. Und auf dem Bild bin ich nicht drauf [hustet]. Mein Vater ist damals sehr krank geworden und musste den Tag ins Krankenhaus und meine Mutter wollte nicht alleine bleiben. Und der Lehrer hat gesagt, er kann nicht warten.
- C. H. Ach, schade. Damals wurden ja nicht so häufig Fotos gemacht.
- L. F. Nein.
- C. H. Heute ist das ja selbstverständlich.
- L. F. Und dann sind wir mal, die Jugendgruppe ... Aber das Bild hängt ja in der, in der Alten Synagoge, sind wir mal da von ... Ein jüdischer Fotograf, Oppenheimer, in Essen. Und der hat uns aufgenommen. Das Bild hängt ... Ich weiß nicht, ob Sie das gesehen haben.
- C. H. Bestimmt.
- L. F. Wenn Sie ganz durch gehen, rechts.
- C. H. Ja, ja.

- L. F. Da ist ein Bild auch von dem Jugendheim, und da ist ein Bild von unserer Gruppe.
- C. H. Ach, ja. Muss ich beim nächsten Mal, wenn ich dort bin, noch einmal nachsehen.
- L. F. Bestimmt haben Sie es schon gesehen. Und, äh ... Ach, ich kann eigentlich so von der Klasse ... Ja, es wurden immer weniger.
- C. H. Hatten Sie denn auch nichtjüdische Spielkameraden?
- L. F. Nein. Wir hatten in den ersten Jahren ... Das waren, glaube ich, Sabbatisten<sup>12</sup>. Aber die mussten dann alle weg, 1933. Also, die ersten, aber die ersten ... Ich weiß nicht mehr, wie viele das waren. Aber es waren ein paar. Und es waren meistens Mädchen. Aber ich kann mich an keine mehr erinnern. Ich habe damals überhaupt nicht gewusst, was das ist. Nun, aber so ... Meistens wenn wir irgendwas gefeiert haben, wurde das im Jugendzentrum gefeiert.
- C. H. Also, so die Feste und Feiertage?
- L. F. Ja, und die Synagoge stand ja auch noch.
- C. H. Ja.
- L. F. Also, wir hatten dann, nachdem wir nun samstags keine Schule hatten – ich weiß aber jetzt nicht mehr, wann und wie lange – hatten wir sonntags Schule. Wir mussten sonntags zur Schule. Und dann hat man das aufgegeben. Und dann war unsere Pflicht, wir mussten jeden Samstag, jeden *Sabbat* [s. Glossar], in die Synagoge, und anschließend war ... Äh, da ist ja heute, glaube ich, ein Archiv, nicht? Das war die Gemeinde. Da waren Räume, da hatten wir dann ungefähr 1 Stunde, 1½ Stunde mündlichen Unterricht.
- C. H. War das ein Religionsunterricht?
- L. F. Nun, so teils. Ja. Wurde meistens dann vom Gottesdienst, nicht, und von der Predigt gesprochen. Ja. Und, äh ...
- C. H. Stimmt, das war wohl in den hinteren Räumen der Synagoge. Da ist heute das Stadtarchiv.
- L. F. Ja, ja, ja. Das waren die Gemeinderäume. Und wir sind '56 hierhin gekommen, und da waren noch alte Freunde meiner Eltern ... Und der Onkel Siegfried hat da dann den Gottesdienst gehalten.
- C. H. Ach so.
- L. F. Die Synagoge war ja ... Also, man konnte rein, aber stand eine [unverständlich], soviel ich weiß.
- C. H. Können Sie sich denn an den Unterricht noch erinnern? An der jüdischen Schule. Was Sie da für Fächer hatten ...
- L. F. Ja, wir hatten alles. Wir haben alle normalen Fächer gehabt wie die anderen auch. Und dann natürlich Religion, Hebräisch [zögert]. Nein, das war genau ... Ich kann mich auch erinnern, dass der Schulrat mal kam, um zu prüfen. Aber ich weiß nicht mehr, wann das war.
- C. H. Ach so, hmm.
- L. F. Da haben wir natürlich alle Angst gehabt damals. Aber ging ganz gut. Aber, äh ..., aber so Feste oder das wurde meistens im Jugendzentrum gefeiert.
- C. H. Wurden diese Feste dann von den Jugendgruppen organisiert oder von der Gemeinde?
- L. F. Oh, da fragen Sie mich jetzt zu viel. Da fragen Sie mich zu viel. Das, das ... Die Jugendgruppen haben das natürlich gemacht, die haben vorgeführt. Da

<sup>12</sup> Sie meint hier vermutlich die Adventisten, die teilweise ebenfalls den Samstag als ihren heiligen Tag betrachten.

war eine sehr große Turnhalle auch, und, äh, und da kam natürlich jede Jugendgruppe. Da war der *Habonim* und, und, wie gesagt, wir waren die Pfadfinder. Dann gab es, glaube ich, noch Begin<sup>13</sup>-Anhänger, also, bisschen die Radikalen. *RjF* war, *Reichsbund jüdischer Frontsoldaten*, ja. Und dann gab's 'ne ... Jüdische Turner gab's auch. Und jeder hatte nun irgendein Programm.

- C. H. Aber man hat dann schon eine gemeinsame Feier ...
- L. F. Man hat eine gemeinsame Feier gemacht, ja. Ja, das ja, das war schon ... [hustet].
- C. H. Um noch mal auf den Unterricht zu kommen: Was hatten Sie für ein Gefühl? War es eher ein strenger Unterricht oder ...
- L. F. Ja, ich sag' ja schon, ich war keine besondere Schülerin. Manches, also, äh, Rechnen war für mich schlimm. Und, äh, was ich gerne hatte, war Erdkunde, das hab' ich ... Geschichte hat mich auch immer interessiert. Das fand ich eigentlich immer interessant. Nicht nur jüdische, auch die allgemeine. Und, äh, ja wir haben auch Ausflüge gemacht, aber nicht viele und nachher schon gar nicht mehr. Das war doch ein bisschen gefährlich.
- C. H. Gab's da Zusammenstöße mit der Hitlerjugend?
- L. F. Also, ich kann mich nicht dran erinnern, dass wir irgendeinen Zusammenstoß hatten. Wie gesagt ... Nein. Aber ... Also, ich kann mich an nichts erinnern. Dann, wie gesagt, bin ich einmal in der Woche mit meiner Schwester ins Jugendzentrum gegangen. Da gab es dann *Ivrit*-Unterricht [*Ivrit*, s. Glossar].
- C. H. Ah, ja.
- L. F. Ich weiß auch nicht mehr, wer das gemacht hat. Mir sind die Namen alle ...
- C. H. Das ist verständlich. Ich weiß viele Namen von Lehrern und Mitschülern jetzt schon nicht mehr. Habe Sie in der Schule mit Lehrern oder Mitschülern gesprochen über die Situation, also über Schwierigkeiten, Sorgen, Ängste oder Auswanderungspläne oder so etwas? Wurde über so etwas gesprochen?
- L. F. [Zögert]. Nein, wurde nicht, nicht so sehr. Ich kann mich noch erinnern, mein Vater und noch Freunde meiner Eltern, die wollten unbedingt nach Südamerika. Und dann ... Und wir Kinder wollten natürlich nur nach Palästina. Und die, äh, und ich weiß noch, da sollten wir, da musste ich ... Wie war denn das? Ach ja, ich sollte Schulfrei bekommen, um ... Wir wollten da hin gehen und uns anmelden. Ich weiß aber jetzt nicht mehr, was da war. Ich weiß nur, meine Mutter hat schrecklich geheult, und da ist natürlich nichts draus geworden, denn mein Vater, der ist sehr krank geworden, der ist auch dann gestorben. Und, ich glaube, ich kann mich, jetzt wo Sie das sagen, fällt mir schon mal was ein, aber ich kann mich schon gar nicht mehr richtig erinnern. Ich weiß gar nicht mehr, wo man sich da hätte anmelden müssen, ob in Essen überhaupt ein Konsulat war, weiß ich gar nicht. Und, äh, also daraus ist überhaupt nichts geworden. Meine Mutter wollte gerne, dass ... Meine Schwester war älter als ich und Jugend-*Alija* [*Alija*, s. Glossar] ging nur bis zu einem gewissen Alter. Und sie hätte gerne gehabt, dass sie nach England gekommen wäre. Aber das hat auch nicht geklappt.
- C. H. War sie schon zu alt?
- L. F. Da war sie dann schon zu alt. Und mich hat sie angemeldet und es ist durchgekommen.
- C. H. Ach so, Sie sind dann nach England gegangen?

---

<sup>13</sup> Menachem Begin (1913–1992), seit 1939 Chef des polnischen *Betar*, seit 1943 Führer der radikal-zionistischen Untergrundorganisation *Irgun* in Palästina.

- L. F. Nein, ich bin nach Palästina.
- C. H. Ach, nach Palästina. Mit der Jugend-*Alija* dann?
- L. F. Ja. Also ...
- C. H. Wann war das?
- L. F. [Zögert] Ich bin '37 aus der Schule gekommen und, äh, '39 war das. Oktober '39. Und zwar sind wir von, äh, Genua noch mit der alten „Jerusalem“, die ist nachher dann nicht mehr gefahren, bis Haifa und [zögert]. Wir sind, also, ich bin ganz legal nach Palästina gekommen. Mein Mann ist illegal ... Der kam aus Oberschlesien, war schon verheiratet und hatte ein Kind. Und das Kind ist auch umgekommen. Und er ist mit seiner damaligen Frau illegal ... Und das Kind durften sie nicht mitnehmen. Und, äh, wir sind ja Haifa gelandet und da ... Haben eine Nacht dann in einem ... Ja, wie sagt man das? In einem Haus, in einem, Herberge war das, gewohnt, und dann wurden wir verteilt.
- C. H. Ach so, hm.
- L. F. Ich kam in, äh, ich kam nach Landwirtschaft ins [*Emek*]<sup>14</sup>. Drei Jahre waren wir in [*Beit Shearim*], und das ist ein, ein [*Moschaw Nahalal*]<sup>15</sup>, wenn Ihnen das ein Begriff ist.
- C. H. Das sagt mir nichts.
- L. F. [*Nahalal*] ist doch ein sehr alter Ort, wo auch der Mosche Dajan<sup>16</sup> geboren ist. Und, äh, aber wir kamen in einen Ort, der erst ein paar Jahre bestand.
- C. H. Waren Sie da vorher auch in einem Vorbereitungs...
- L. F. Ja. Da war ich hinter Berlin. Rüdnitz<sup>17</sup> hieß das, ne? Ja. Rüdnitz. Ich glaube, sechs Wochen war ich da.
- C. H. Und da wurden Sie landwirtschaftlich vorbereitet?
- L. F. Teils. Also, mich hat man gleich in die Küche geschickt.
- C. H. Ach so. Also eher Hauswirtschaft.
- L. F. Und, äh, na ja sicher, wir waren da 'ne ganze Menge Leute. Und die wollten ja alle essen.
- C. H. Ich würde gerne noch einmal zur Schule zurückkommen.
- L. F. Ja.
- C. H. Können Sie sich erinnern, so insgesamt die Atmosphäre in der Klasse oder die Stimmung? Wie war das? Oder hat sich das vielleicht verändert? Sie sagten ja, dass viele Mitschüler dann auch weg waren ...
- L. F. Ja, ja.
- C. H. Da könnte ich mir vorstellen, dass sich in der Klasse dann auch ...
- L. F. Es waren zu wenige, um das irgendwie ... Und dann kam, dann kamen plötzlich neue Schüler von Essen-Steele, kamen die plötzlich. Und so, aus der Umgebung ... Die nicht mehr in die Schulen gehen konnten.
- C. H. Hmm. Wie war die Stimmung in der Klasse?
- L. F. Och, die war eigentlich nicht schlecht. Kann ich nicht sagen. Die, äh ... Wir hatten eigentlich [zögert], wie Sie ganz richtig sagten, mit den Leuten, äh, sagen wir mal mit den Familien, die aus dem Osten kamen, hatten wir wenig Kontakt. Die, äh ... Wir kamen mit den Schülern aus, aber mit den Familien nicht so.

<sup>14</sup> Eventuell meint sie den *Kibbuz Mishmar Ha-Emek*.

<sup>15</sup> Als *Moschaw* bezeichnet man eine genossenschaftlich organisierte, ländliche Siedlung in Israel. *Nahalal* ist der älteste *Moschaw*.

<sup>16</sup> Mosche Dajan (1915–1981) war ein israelischer General und Politiker.

<sup>17</sup> Hier befand sich ein *Hachschara*-Vorbereitungslager [*Hachschara*, s. Glossar].

- C. H. Gab's dann auch keine so engen Freundschaften zu diesen ...
- L. F. Ne, ne. Das war eigentlich da nicht so. Und, also, ich könnte mich nicht erinnern. Ich weiß nur, meine, meine Schwester hatte da eine Schulfreundin, die kamen aus dem Osten. Und da war sie mal zu Hause. Das möchte' ich gar nicht sagen. Die ... Da war sie ganz entsetzt, wie es da aussieht.
- C. H. Das war dann doch anders?
- L. F. Ich weiß es nicht. Ich kann das nicht sagen. Ich kam nach Palästina, die ... Der Mann kam aus Polen. Er kam aus Polen, die Mutter hat da mit gelebt, und die Frau kam aus Rumänien. Und da war ja eine sehr gute Atmosphäre in der ... Das waren ... Ich war zwar im Moment ganz entsetzt, das war eine Holzbaracke, aber innen war die sehr gut eingerichtet. Ich meine, keine Luxusmöbel, aber ordentlich. Und, äh, wo wir zur Sachsenstraße gingen, wenn man die Friedrichstraße weiter ging, war eine Brücke. Ich weiß nicht, ob die noch ist. Aber, da wo die Bahn ...
- C. H. Weiß ich ehrlich auch nicht, denn ich kenne mich in Essen nicht so gut aus.
- L. F. Und dahinter war mal so ein quasi Armenviertel. Und meine Mutter hatte mal ein Mädchen und die hat uns mal da mitgenommen. Und bis heute kann ich diesen Eindruck, den ich da hatte, nicht vergessen. Und darum, wie ich diese Baracke zuerst gesehen habe, war ich erschrocken.
- C. H. Das hat Sie erinnert ...
- L. F. Das hat mich sofort an diese ... Komisch, das gibt so einige Sachen ... Auch wie ich damals nach Berlin kam, vor ... Ich weiß nicht, ob Sie das interessiert?
- C. H. Ja.
- L. F. In der Eisenbahn war ein junger Mann, Arbeitsdienst.
- C. H. Wann und warum sind Sie nach Berlin gefahren?
- L. F. Das war '39.
- C. H. Ach ja, in das Vorbereitungslager.
- L. F. Ja, und zwar ... Also, hinter Berlin. Und der wollte sich unbedingt mit mir verabreden. Und ich hab' natürlich gesagt: „Nein“. „Warum nicht und wieso?“
- C. H. War er hartnäckig?
- L. F. Hmm. Ich wollte aber nicht sagen, dass ich Jüdin bin. Ich wusste ja nicht wie, na ja ... Und dann hatte ich auf dem Rückweg ... Wie ich wieder nach Essen kam, da brauchte ich einen Ausweis. Das werde ich auch nie vergessen. Da bin ich in Essen zum Polizeipräsidium gegangen, am Haumannshof. Und ich komm' da rein, und da sitzt ... Der Herr Weindling saß da und noch jemand, die ich kannte. Und ich grüße und setz' mich hin und der Beamte holt mich als Erste rein. Ich war zwar die Letzte ... „Was ich möchte?“ Und wie ich dann gesagt hab': „Ich brauche diesen Ausweis“, da hat der den Mund nicht mehr zu gekriegt. Weil, damals gab es ja 'ne ganze Menge, noch heute gibt es 'ne ganze Menge, die immer glauben, Juden müssen haben, ne Nase ...
- C. H. Ja.
- L. F. Wie wir herkamen, haben wir kurz gewohnt bei einem Ehepaar mit vier Kindern, die wirklich ganz reizend waren zu uns. Äh, und die uns wirklich auch geholfen haben. Christliche Leute. Und die Frau S. hat immer gesagt: „Mein [sie meint Lotte Fs.] gotischer Giebel.“ Ich musste immer so lachen darüber. Und meinem Mann hat man immer gesagt: „Och, du oller Grieche“. Er hatte schwarze Haare, einen Schnurrbart.
- C. H. Würden Sie denn sagen, dass in der Klasse, unter den Schülern, ein besonderer Zusammenhalt geherrscht hätte?

- L. F. Och, ja, och, wir haben uns, och ja. Sicher wurde mal ein böses Wort gesagt, das ist doch normal. Aber an und für sich haben wir uns gut vertragen. Ja, sicher, wir haben dann mal mit den Jungs Krach gehabt. Aber das ist wohl normal in der Zeit, nicht? Das war schon fast am Ende der Schule.
- C. H. Ja, ja.
- L. F. Wir kamen uns natürlich schon viel mehr erwachsen vor als die Jungs.
- C. H. In dem Alter sind die Unterschiede ja auch manchmal groß.
- L. F. Und, aber so an und für sich haben wir uns vertragen. Kann ich nicht anders sagen.
- C. H. Mir stellt sich die Frage, ob vielleicht, weil, man erlebt ja ... Also, Sie sagen, Sie persönlich hätten diese Anfeindungen und Diskriminierung nicht so stark erlebt?
- L. F. Also, ich hab' die überhaupt nicht erlebt. Kann ich nicht sagen.
- C. H. Es hätte ja sein können, dass sich die Schüler gerade dann besonders eng zusammengeschlossen haben, um sich dagegen auch zu schützen.
- L. F. Ja, also, was eng zusammen ... Wie gesagt, für uns war das Jugendzentrum, das war unsere zweite Heimat. Das haben wir, haben alle, glaub' ich, gesagt, die zu Besuch waren.
- C. H. Ja, das stimmt. Kommen wir gleich noch drauf. Ich würde gerne vorher noch zu ihrer Familie ein paar Fragen stellen.
- L. F. Meine Familie ...
- C. H. Ob die Familie religiös war?
- L. F. Nein, waren wir überhaupt nicht. Äh, meine Schwester und ich, wir waren die ersten Jahre in einem christlichen Kindergarten, auch in der Dreilindenstraße. Das war sogar genau damals der Schule gegenüber. Und ich hab' auch noch Bilder, wo wir Weihnachten gefeiert habe, in Essen, im Saalbau. Also, in der Beziehung waren meine Eltern überhaupt nicht ... Also, sie haben nie ein böses Wort gesagt. Weder gegen andere Religionen noch gegen die jüdische. Allerdings, wenn wir einen Feiertag hatten, das wurde bei uns gehalten.
- C. H. Ja, hm.
- L. F. [Hustet] Und, äh, also, ich kann mich nicht erinnern, dass meine Mutter einmal Kerzen am Freitagabend angemacht hätte. [Hustet] Ich war so erkältet und hab' das zurück behalten.
- C. H. Wenn Sie eine Pause zwischendurch machen wollen, müssen Sie es sagen.
- L. F. Nein, nein.
- C. H. Sind Sei denn mit Ihren Eltern auch in die Synagoge gegangen?
- L. F. Zu den Feiertagen, ja. [Hustet]. Aber, wie gesagt, wir mussten, solange ich zur Schule ging, mussten wir am ... Also, das war die letzten Jahre. Weil der, am Samstag fiel der Unterricht aus, und Sonntag auch nicht mehr.
- C. H. Und können Sie sich erinnern, Ihre Eltern ... Haben Sie in der Familie denn in der nationalsozialistischen Zeit über Probleme, über Schwierigkeiten gesprochen?
- L. F. [Hustet]. Das ist es ja. Meine Eltern haben vor uns Kindern nie etwas gesagt. Das war vielleicht auch ein Fehler. Die ... Übrigens kam meine Mutter hier aus Düsseldorf. Ist zwar hier nicht geboren, aber kam als Baby hierher. Hat Düsseldorf immer sehr geliebt. Und ich meine, gegen Essen, war es wirklich immer schön. '56 sind wir hergekommen, wie wir dann ... Und damals, wie gesagt, haben noch Freunde meiner Eltern gelebt. Und mein Mann war von Beruf Dekorateur. Und die haben gesagt: „Geht nach Düsseldorf, das ist geschäftlich besser“. Und das stimmte auch. Damals ja. Und dann sind wir mal nach Essen gef... Wir hatten die damals in Bad Kreuz-

nach getroffen, die waren zur Kur. Und dann sind wir nach Düsseldorf und nach Essen gekommen. Und da hab' ich gedacht: „Um Gottes Willen!“ Hier liefen die jungen Frauen schon schick herum, in Essen hatten sie noch die ollen Kapotthüte<sup>18</sup> auf. Aber heute nicht mehr, heute sind sie auch ... Aber damals.

- C. H. Das habe ich schon öfter gehört, dass Eltern vielleicht auch versucht haben, ihre Kinder zu schützen, dadurch, dass sie ihnen, ja, sie nicht so mit der Realität ...
- L. F. Naja, und dann hatte meine Mutter natürlich große Sorgen, nicht? Mein Vater krank. Und wie ich aus der Schule kam, bin ich sofort in einen Haushalt gekommen. Dadurch konnte ich dann nichts mehr lernen. Und sie waren angewiesen auch auf das Geld. Meine Eltern hatten kein Geschäft mehr. Und meine Schwester hat damals auch gearbeitet ... [zögert]. Ach wie hießen die noch? Die hat im Büro gearbeitet. Und die Inhaberin war Witwe und hatte zwei Kinder und ist mit den Kindern ausgewandert. Übrigens, den Sohn habe ich wieder getroffen. Komme aber jetzt nicht auf den Namen. Und zwar haben die Kittel gemacht, so Kittelschürzen und Kittel. Aber, in, in, der Name müsste in Essen sein. Und, äh, und wie die weggegangen ist, ist sie auch in einen Haushalt gegangen. Es war nichts anderes möglich.
- C. H. Gut, dann kommen wir jetzt zum ... Sie sagten, Sie waren im *I.P.D.*
- L. F. *I.P.D.*, ja.
- C. H. Wissen Sie noch, wann Sie da ...
- L. F. Ich bin in den *I.P.D.* gekommen '32. Und zwar damals ... Ich hab' ja gesagt, ich war keine gute Schülerin, und bei uns in der Nähe hat Familie W. gewohnt. Hans W. und Ilse W., „Iwi“ und „Hawi“ haben wir sie genannt. Die waren mit die Gründer vom *I.P.D.* Und die Ilse hat mir Unterricht, also Nachhilfe, gegeben und hat mich mitgenommen, in den *I.P.D.* Und das ... Da war ich schwer begeistert. Und dann wurde der ja, nach '33 wurde der ja dann eben ... Haben wir uns dann „Jüdischer Pfadfinderbund“ genannt, und war, äh, zionistisch. Und mein Vater war immer dagegen. Er wollte das nicht haben. Aber im Grunde hatte er, wenn wir da hin gingen, nichts gesagt, aber er ... Die Eltern waren damals ... Zionistisch, das war für sie irgendwie ... Ob das ein Fremdwort war? Das wollten sie nicht hören.
- C. H. Hm. Hatten sie da kein Verständnis für?
- L. F. Nein. Ja, ja, sie haben immer gesagt: „Wir sind doch Deutsche“, nicht? Und das waren aber nicht die Einzigen, meine Eltern, die das gesagt haben. Das haben viele gesagt.
- C. H. Wo stammte denn ihr Vater her?
- L. F. Mein Vater? Mein Großvater väterlicherseits kam aus Holland und hat geheiratet nach [Großruden]. Das ist in der Nähe von Seesen am Harz. Und der Großvater war Auktionator und ist dann nach Seesen gezogen. Und vor, ich weiß jetzt nicht, wann das war, Anfang 2001, ich weiß jetzt nicht genau ... Da ist eine sehr berühmte Schule, die Jakobsohnschule<sup>19</sup>. Und das habe ich zufällig in der jüdischen Zeitung gelesen. Und hab' hingeschrieben und hab' gratuliert. Ich bin als Kind mit meiner Schwester sehr oft in Seesen gewesen. Da haben unverheiratete Tanten, also Schwestern meines Vaters, gelebt. Und da haben die mir das Buch geschickt und haben aus dem Keller herausgesucht, Noten von meinem Vater.

---

<sup>18</sup> Als Kapotthut bezeichnet man kleine, hoch aufgesetzte Hüte aus Stroh mit einer hoch stehenden Krempe, die das Gesicht einrahmt.

<sup>19</sup> Eine jüdische höhere Schule.

- C. H. Das ist ja toll.
- L. F. [Lacht] Ich hab' so gelacht und hab' mich aber sehr gefreut.
- C. H. Ja, schön. Das ist ja eine tolle Geschichte. Also, Sie sind 1932 dann, also sind Sie praktisch „gekeilt“, so nannte man das, worden. Sie sind von der Ilse W. „gekeilt“ worden.
- L. F. Hmm. Damals konnte man uns viel einreden. In dem Alter, nicht? Ich war zehn Jahre.
- C. H. Sie sagten, Sie haben dann viel Zeit im Jugendheim verbracht. Was haben Sie da gemacht, in der Gruppe?
- L. F. Was haben wir denn gemacht? Och ja, wir haben über Palästina gesprochen und, äh, wir haben auch ein paar Ausflüge gemacht. Aber nachher nicht mehr, das war dann doch zu gefährlich. Und, äh, ja, Lieder gesungen, und, äh, ja, und wenn irgendein Fest war, ein jüdisches Fest, dann wurde gesprochen und auch ... Also, och, im Allgemeinen, was man so ...
- C. H. Hmm. Aber da sind Sie also wirklich gerne hin gegangen?
- L. F. Sehr gerne! Alle sind da gerne hin ... Ich wüsste nicht, jemanden, der da nicht gerne hingegangen ist, weil, das war wirklich, für uns war das wunderbar.
- C. H. Wann war das immer? Samstagnachmittags oder?
- L. F. Äh, jede Gruppe hatte natürlich ihren Tag. Und, äh, ja und dann mussten wir schon mal Türdienst machen.
- C. H. Was war das?
- L. F. Äh, da war ein Ehepaar, die waren Hausmeister. Und, äh, und die hatten auch noch ein Restaurant. Haben Sie das Bild vom Jugendheim? Da ist so ein runder Vorbau. Das war das Restaurant. Und wenn geschellt wurde, dann musste jemand die Tür aufmachen. Und da mussten die einzelnen Gruppen sich immer ... und die einzelnen Verbände, sich immer abwechseln. Und, och, das war ja manchmal auch ganz interessant, wer da kam und alles.
- C. H. Hatten Sie gute Freundinnen in der Gruppe?
- L. F. Ja. Und die Ruth F., die hab' ich dann auch wieder gesehen. Und ich hab' mich ... Jetzt war ja, hat ja aus Essen, der, die Josef-Neuberger-Medaille bekommen. Und da war von dem Neuberger der Sohn da und, da hab' ich auch gesagt, ob die Ruth noch lebt. Aber das wusste keiner da. Wusste nur von dem Bruder. Und dann, die Irmgard H. war mal hier, aber die schreibt nicht mehr. Hat schon gar keine Zeit, damit anzufangen. Dann waren ... Ja, es waren noch einige, aber ...
- C. H. Und in der Jugendgruppe, sagten Sie, wurde viel über Palästina gesprochen und die Auswanderung ...
- L. F. Ja, ja.
- C. H. Wurde denn auch so über die Situation in Deutschland und über die Probleme gesprochen?
- L. F. Hmm, wenig, wenig. Wurde mehr ... Wir waren damals alle nur sehr, sehr traurig. Wir hatten ... Die, die Leiterin von unserer Gruppe, die wurde von den Eltern nach Amerika geschickt.
- C. H. Das ist natürlich ein Verlust.
- L. F. Ja, das war wirklich ein Verlust, ja. Und nachher, nachher bin ich auch nicht mehr hin gegangen. Ich konnte das ja auch nicht, ich hab' ja gearbeitet. Und, äh, und dann hat sich das ja leider alles aufgelöst, nicht?
- C. H. Stimmt.
- L. F. Die Schule ... Ich kann mich nicht mehr so ... Ja, wir haben, also, die Lehrer wussten ja, dass ein großer Teil von uns nicht so religiös war. Und, aber dann haben sie doch angefangen, dass wir nach der großen Frühstückspause

- ... Dann wurde doch das Tischgebet gesagt, damit wir alle mal ein bisschen Ahnung haben. Also bei uns wurde das Tischgebet zu Neujahr, zu *Rosch Haschana* [s. Glossar] gesagt und zu *Pessach* [s. Glossar], ne? Aber sonst.
- C. H. Hat denn die Schule vielleicht da Ihre Religiosität ein bisschen beeinflusst?
- L. F. [Schüttelt den Kopf.]
- C. H. Und in der Jugendgruppe, spielte da die Religion eine Rolle?
- L. F. Ja, aber nicht so, dass, äh ... Nun gut, sicher, wir waren alle Juden, das war klar. Aber, das war kein ... Nö, da wurde eigentlich nicht so viel drüber geredet.
- C. H. Hmm.
- L. F. Über Religion.
- C. H. Es hätte ja sein können. Man liest so verschiedentlich, dass gerade dann, in der Situation, in den Schulen z.B. jüdische Inhalte in den Fächern vermittelt wurden, um den Kindern zu helfen, eine Identität zu finden.
- L. F. Das, ja, ja. Nun gut, wir hatten ja, wir hatten normalen Unterricht und hatten dann auch Religionsunterricht, so hebräisch Lesen, die Gebete. Das kann ich heute gar nicht mehr. Wir haben die ganz anders ausgesprochen.
- C. H. Würden sie sagen, dass die Religion keine besonders große Rolle gespielt hätte?
- L. F. Doch, das ... 'ne Rolle hat sie schon gespielt, aber nicht so bei den einzelnen so sehr, nicht? Das weiß ich. Die M.s hatten keine *koschere* [*koscher*, s. Glossar] Metzgerei, hatten auch in, in, in Haifa keine koschere Metzgerei, wenn ich mich nicht irre. Die Lore B., die Mutter war Christin. Die sind aber nach England gegangen. Die Karla war auch nicht aus einem religiösen Haus. Dann war die Hannchen H., auch nicht. Also, wirklich mehr religiös waren schon die Ostjuden. Ich kann mich nicht erinnern, dass ... Der „Fiffi“ kam auch nicht aus so einem ... Glaube ich, auch nicht. Und der Walter H., der hatte keinen Vater mehr. Ich weiß jetzt auch nicht, ob die Eltern geschieden waren, oder ob der tot war. Das weiß ich auch nicht mehr.
- C. H. Und in der Jugendgruppe, wie war es da mit dem Zusammenhalt?
- L. F. Och, der Zusammenhalt war eigentlich gut, ja. Kann ich eigentlich nicht anders sagen. [Hustet].
- C. H. Wie groß war die Gruppe eigentlich?
- L. F. Wie viele waren wir denn?
- C. H. So ungefähr ...
- L. F. Wie viele waren da auf dem Bild? [Zögert] Die Ruth, die Karla ... Zwischen zehn und zwölf. Ich weiß jetzt aber nicht mehr so genau.
- C. H. Nur so ungefähr.
- L. F. Also, wie gesagt, es gibt ein Bild und da ist die Jugendleiterin noch drauf. Die Ina. Und das haben wir damals bei dem Oppenheim gemacht. Das war, bevor sie weg gegangen ist. Da waren wir natürlich alle sehr traurig.
- C. H. Dann wollte ich noch fragen: Möglichkeiten für jüdische Kinder und Jugendliche damals, in der Freizeit etwas zu machen, zu unternehmen, waren ja fast nicht möglich ...
- L. F. Nein, wenig möglich.
- C. H. Würden Sie denn sagen, dass die Mitgliedschaft in der Jugendgruppe Ihnen einen gewissen Ausgleich gegeben hat?
- L. F. Ja, bestimmt, bestimmt. Gut, man konnte noch ins Kino gehen, aber das ... Aber dann fiel das ja alles flach.
- C. H. Es war ja dann gar nichts mehr möglich.
- L. F. Nein, nein.
- C. H. Gut, dann hätte ich abschließend noch eine Frage: Die Zeit in der jüdischen Schule und auch in der Jugendgruppe, würden Sie sagen, hat Ihnen das ir-

- gendwie geholfen, Sie vielleicht moralisch gestärkt und gestützt in der Zeit des Nationalsozialismus?
- L. F. Och, doch, bestimmt. Bestimmt. Bestimmt. Dadurch ... Ich, wie gesagt, der Salo, der uns wirklich tolle Bücher vorgelesen hat. Kästner, den ich heute noch sehr liebe. Die Geschichten und alles. Das ist einem natürlich nachher erst später aufgegangen, wie gut er das gemeint hat.
- C. H. Wie sehr es vielleicht in dem Moment auch geholfen hat.
- L. F. Ja, ja. Uns doch eine andere Welt zu zeigen.
- C. H. Ja, gerade weil es ja auch im Elternhaus viele Sorgen gab.
- L. F. Ja.
- C. H. Dass man in der Schule vielleicht auch ein wenig das Unbeschwertsein genießen konnte.
- L. F. Ja, ja.
- C. H. Würden Sie sagen, die jüdische Schule und die Jugendgruppe, waren die wichtig für Sie damals?
- L. F. Doch, ja. Doch, doch. Oh, doch. Das war schon sehr wichtig. Ich meine, damals, da hat man sich nicht so groß Gedanken gemacht, das war selbstverständlich. Aber dann, je älter man wurde, desto mehr hat man das doch gemerkt, nicht?
- C. H. Im Nachhinein weiß man das erst zu schätzen.
- L. F. Ja, gut. Ich kam dann ja auch wieder in eine Jugendgruppe, in Palästina. Wir haben einen halben Tag Landwirtschaft gearbeitet, und dann sollten wir *Ivrit* [s. Glossar] lernen. Und ... Ich wollte aber nicht bleiben. Ich bin dann weggegangen.
- C. H. Ich wollte gerade nach Ihrem weiteren Werdegang fragen. In Israel wollten Sie nicht bleiben?
- L. F. Ich wäre geblieben. Das war mein Mann. Ich wär' geblieben, ich wär' nicht weggegangen. Aber, äh, aber nachdem er ... Ich wollte damals, wollte ich eigentlich, nachdem ich gelesen hab', dass die alten Freunde meiner Eltern in Essen sind ... Und dann war da noch irgend 'ne Erbschaft von einem Onkel. Und da wär' ich eigentlich doch ganz gerne, doch mal nach Deutschland gefahren. Aber, wir hatten nicht das Geld. Und mein Mann hat immer gesagt: „Ich bleib' hier nicht“. Ich weiß bis heute nicht richtig, warum. Er hat sich nicht ... Dabei war er mal ein begeisterter Anhänger von Begin. Und wir haben damals überlegt: nach Amerika, nach Südafrika. Haben wir alles ... Südafrika fing damals gerade an mit den Schwarzen. Da hab' ich gesagt, da geh' ich nicht hin. Das kann ich nicht miterleben. Menschen so zu behandeln. Und, äh ... Dann kam entfernte Verwandtschaft von meinem Mann, die er nicht kannte, aus Berlin zu Besuch. Und damals war noch der Onkel von meinem Mann, der in Schanghai gelebt hat und nach, das wurde ja aufgelöst da, und nach Amerika ging und dann zu seinem Sohn nach Israel kam, der im Kibbuz lebte. Und der hat bei uns 'ne kurze Zeit gelebt, und der bekam eben diesen Besuch. Und mit dem hat mein Mann sich unterhalten. Wie der weg war, hat er gesagt: „Weißt du was? Wir werden nach Deutschland gehen“.
- C. H. Was haben Sie da gesagt?
- L. F. Da habe ...[Sie gibt hier die seinerzeitigen Worte ihres Mannes wieder:] „Ja, der hat gesagt, wir sollen doch kommen. Jetzt im Moment wär' doch ganz gut die Lage, alles.“ Und da haben wir das auch gemacht.
- C. H. Wann war das?
- L. F. '56.

- C. H. Ach ja, stimmt, das sagten Sie.  
 L. F. Naja, der Anfang war sehr schwer.  
 C. H. Wie war das für Sie, nach Deutschland wieder zurückzukommen?  
 L. F. Nun ja, zunächst war das nicht so einfach. Aber, wie gesagt, wir haben wirklich großes Glück gehabt und haben so liebe und nette Menschen kennen gelernt hier, also, christliche Leute, dass ich nichts Böses sagen kann. Auch wo wir gewohnt haben, die Nachbarn.  
 C. H. So haben Sie sich doch hier einleben können?  
 L. F. Ja. Ja. Also, die ... In der anderen Wohnung. Wir sind hier eingezogen wegen Fahrstuhl, weil mein Mann sehr krank war. Und wir hatten da mit den Nachbarn ein gutes, sehr gutes Verhältnis. Und hier, mein Nachbar über mir ist Moslem, mit dem versteh' ich mich sehr gut. Ich sag' immer: „Sie dürfen nicht ausziehen, solange ich lebe“. Das ist so ein lieber Kerl.  
 C. H. Hilft der Ihnen manchmal auch?  
 L. F. Nö, ach, da ruf' ich meine Kinder an. Aber so, er ist sehr lieb und ...  
 C. H. Darf ich noch fragen, das würde mich interessieren: Ihre Mutter, was ist aus Ihrer Mutter geworden?  
 L. F. Meine Mutter, ja. Meine Mutter, meine Schwester sind ja beide umgekommen [Atmet schwer].  
 C. H. Nur, wenn Sie darüber ...  
 L. F. Nein, äh, in, in ... Also, eine Dame, ich weiß den Namen nicht mehr, ich hab' ihn aber aufgeschrieben, hat mal über meine Mutter berichtet.  
 C. H. Hmm.  
 L. F. Ich wusste das gar nicht. Die ist ja nach Riga gekommen und, äh, ich weiß ja nicht, was da passiert ist. Man hat ja sehr viele dort erschossen damals, ne? Und meine Schwester war in Lodz. Und da weiß ich auch nichts. Also, mit meiner Mutter hab' ich noch geschrieben, aber nicht sehr lange. Und, äh, und dann hat sie durch einen Bruder eine, sie hatte eine Stellung angenommen. Sie musste ja was machen. Äh, in ... Wie heißt das? In Westfalen irgendwo. Und, äh, aber das konnte sie auch nicht ewig bleiben. Die konnten sich das ja dann alle auch nicht mehr erlauben.  
 C. H. Das stimmt.

**46 Telefonat mit Friedel T. (ehemals: Essen; heute: USA) am 13.11.2006; 21:00–22:00 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in englischer und deutscher Sprache.

- \*1922.
- 1928 wurde sie eingeschult. Im 1. Schuljahr besuchte sie eine nichtjüdische Volksschule, da die Familie in Altenessen wohnte. Sie empfand insbesondere den Religionsunterricht an der nichtjüdischen Schule als sehr unangenehm, weil die Schüler in Form des Katechismus lernen mussten. Sie erinnert sich, dass ihre Lehrerin an dieser Schule, Fräulein E., sie ohrfeigte.
- 1929 zog die Familie in die Stadt [nach Essen], und sie wechselte auf die jüdische Schule. Diesen Schulwechsel empfand sie als „sehr angenehm“.
- Sie fand die jüdische Schule sehr interessant und lernte dort viel.
- Sie sagt, in der Schule spielte die Religion in der Form eine Rolle, dass die Schüler und Lehrer z.B. das Tischgebet nach der großen Pause in Hebräisch sprachen.
- In ihrer Klasse an der jüdischen Schule waren ca. 50 Schüler.

- Sie meint, das Verhältnis der Schüler deutsch-jüdischer und ostjüdischer Herkunft an der Schule sei gut gewesen. Ihre Freunde waren meist ostjüdischer Herkunft. Sie selber war ostjüdischer Herkunft.
- Sie hatte an der jüdischen Schule „very, very wonderful teachers“.
- Sie erinnert sich an Herrn Löwenstein, an Frau Redner, Carola Heumann, bei der sie Handarbeit hatte und an Salo Weindling, der sehr religiös und jung war und mit großem Interesse unterrichtete.
- Die Lehrer an der jüdischen Schule waren sehr nett, aber streng. Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war „to a degree sehr strenge Verhaltung“.
- Mit den Lehrern sprachen die Schüler nicht über Politisches: „Das gab es nicht“.
- Auch über Probleme sprachen die Schüler mit den Lehrern nicht. Es war keine Zeit dafür.
- Der Zusammenhalt unter den Schülern in ihrer Klasse war gut; die Jungen waren manchmal ein wenig „rowdy“.
- Auch nach 1933 wurde die Schule „eingehalten“, wie es „sich gehörte“. [Sie meint, die jüdische Schule sei so weiter betrieben worden wie vor 1933].
- Nach dem 8. Schuljahr absolvierte sie bis Mitte 1938 eine kaufmännische Lehre.
- Vom 10. Lebensjahr an, bis 1938 war sie Mitglied im *Habonim*.
- Das jüdische Jugendheim in Essen war wunderschön.
- Am Wochenende trafen sich die Kinder und Jugendlichen der jüdischen Gemeinde Essens immer im Jugendheim.
- Mit dem *Habonim* machte sie Ausflüge, einmal zu einem *Habonim*-Treffen in Düsseldorf.
- Sie hatte viele Freundinnen beim *Habonim*.
- Die Religion spielte beim *Habonim* keine Rolle.
- Die Treffen ihrer Gruppe des *Habonim* waren ein „nettes Zusammenleben“ für die kurze Zeit, in der man sich treffen konnte. Es war eine angenehme Atmosphäre in der Gruppe.
- Mit der etwas älteren Leiterin der Gruppe konnten die Gruppenmitglieder alles besprechen.
- Es war „sehr interessant“, zu einer Gruppe zu gehören. Man konnte dort anders lernen als in der Schule.
- Sie lernte in der Jugendgruppe hebräische Lieder.
- Sie erinnert sich nicht an Zusammenstöße ihrer *Habonim*-Gruppe mit der HJ.
- In der Jugendgruppe wurde nicht über Persönliches gesprochen, es gab keine wirkliche Hilfe.
- In der Schule in der Sachsenstraße mussten sich bei Hitlerreden alle Schüler versammeln und zuhören. Das war nicht angenehm und die jüdischen Schüler waren „not welcomed“.
- Bei den Treffen des *Habonim* wurde die Idee einer Auswanderung nach Palästina vermittelt. Man wollte die Mitglieder dort zu einer Auswanderung nach Palästina „erziehen“.
- Die Eltern wollten sie aber nicht nach Palästina gehen lassen.
- Ihre Schwester ging auf *Hachschara* [s. Glossar], wanderte aber nicht nach Palästina aus. Sie arbeitete bei einem Schneider im Haushalt.
- Ihre Eltern wanderten nach dem Ersten Weltkrieg aus Polen nach Deutschland ein.
- Die Familie war religiös, lebte aber nicht streng *koscher* [s. Glossar].
- Die Familie besuchte die Synagoge freitagabends und an den Fest- und Feiertagen; die Mutter erzählte ihr viel von der Religion.
- Sie war immer „stolz und happy“, wenn sie zur Synagoge gehen durfte.

- Sie betont immer wieder, dass die Familie arm und bedürftig war. Das Essen in der Familie war sehr dürftig. Eingekleidet wurde sie aus der Kleiderkammer der jüdischen Gemeinde.
- Sie musste zu Hause den Haushalt machen.
- Der Vater war gelernter Kaufmann, fand aber in Deutschland nur als reisender Angestellter Arbeit.
- Mit den Eltern sprach sie über persönliche Probleme, nicht aber über die politische Lage in Deutschland.
- Sie selbst erwartete nach 1933 keine Gefahr und hatte keine Ahnung, was vor sich ging.
- Die Atmosphäre in der jüdischen Schule und beim Jugendbund änderte sich nach 1933 nicht. Die Kinder und Jugendlichen ahnten zwar, dass irgendetwas vor sich ging, aber bis zum Novemberpogrom 1938 wussten sie nicht, was das war.
- Die Atmosphäre in der jüdischen Schule und im Jugendbund war insgesamt gut: „I don't remember anything bad“.
- Das Verhältnis zu den Nachbarn war freundlich.
- Sie hatte keine nichtjüdischen Freunde. In der Gegend, in der die Familie wohnte, gab es überwiegend Juden.
- Als die Familie noch in Altenessen wohnte, hatte sie nur nichtjüdische Freunde.
- Sie traf sich nur samstags mit ihren Freundinnen im Jugendheim.
- Sie sang im Synagogenchor.
- Wenn für die Familie praktische Hilfe nötig war, wandte sich die Mutter an die jüdische Gemeinde.
- Beim *Habonim* sprach man über die Auswanderung, Palästina und über die „Zustände“.
- Die Jugendgruppe war während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft die einzige Abwechslung.
- Samstags ging sie manchmal ins Kino.
- Beim *Habonim* hielten die Mitglieder eng zusammen.
- Nach 1933 war es sehr schwer.
- Zu 5.1) Sowohl die Schule als auch der *Habonim* haben ihr nicht geholfen. Jeder hatte seine eigenen Sorgen. Die Jugendgruppe konnte nicht helfen, nur die jüdische Gemeinde. [Sie meint hier in praktischer Hinsicht.]
- Zu 5.4) Die Schule und der *Habonim* hatten eine besondere Bedeutung. Sie waren eine Stütze für eine junge Person, die zu Hause nichts hatte. Die Jugendgruppe unterstützte sie moralisch, war eine „sehr gesunde Unterstützung“.

**49      Telefonat mit Chaja C. (ehemals: Essen; heute; Israel) am 26.11.2006;  
11:00–12:15 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in deutscher Sprache.

- \*1923.
- Die Eltern wanderten im Ersten Weltkrieg aus Polen ein, haben ihre polnische Staatsbürgerschaft später nicht erneuert und die deutsche nicht beantragt.

- Bei der „Polenaktion“<sup>20</sup> Ende Oktober 1938 wurde die Familie nach Polen abgeschoben.
- Der Vater arbeitete während des Ersten Weltkrieges als junger Mann bei Krupp.
- Bis 1934 arbeitete er als Vertreter eines Möbellagers. Dann wurde die Firma von Nichtjuden übernommen und der Vater fand keine Arbeit mehr.
- Sie trat mit zwölf Jahren in den *Habonim* ein.
- Der Jugendbund war ihr sehr wichtig: „Wie [sie betont das „Wie“] wichtig das in diesen Jahren war“.
- Der Tag der nationalsozialistischen Machtübernahme beeindruckte sie tief.
- Sie hatte eine ältere Schwester (\*1919).
- Die Eltern waren religiös, aber nicht „superreligiös“.
- Der Vater ging ohne Hut zur Synagoge, legte aber jeden Tag Tifilin [s. Glossar] an.
- Die Mutter führte einen *koscheren* [s. Glossar] Haushalt.
- Am *Sabbat* [s. Glossar] schrieben die Eltern nicht und machten kein Licht an. Chaja und die Schwester durften aber Licht machen.
- Der Vater ging jeden Samstag in die kleine Synagoge<sup>21</sup>.
- Sie fühlte sich in der kleinen Synagoge nicht so wohl. Sie besuchte die große Synagoge, die für die Kinder und Jugendlichen der jüdischen Gemeinde Essens samstags auch ein Treffpunkt war.
- Sie hatte Religionsstunden bei Rabbiner Hahn und die Eltern schickten sie nachmittags in einen Hebräischkurs.
- Die Propaganda gegen die Juden hat sie sehr getroffen. Sie konnte sie nicht ertragen und fragte sich: „Wie kann jemand so etwas über meine Eltern sagen?“
- Mit zwölf Jahren wollte sie nach Palästina. Die Eltern erlaubten ihr aber nicht, alleine auszuwandern. Sie wollten, dass die Familie geschlossen auswanderte. Sie glaubten, es werde schon einen Weg aus Deutschland geben. Seit 1936 suchte der Vater nach einer Auswanderungsmöglichkeit.
- Vor ihrem Eintritt in den *Habonim* kam sie durch den Religionsunterricht des Rabbiners Hahn zum Misrachi, war dort aber nur ein bis zwei Monate Mitglied.
- Ein- bis zweimal in der Woche traf sich ihre Gruppe des *Habonim* im jüdischen Jugendheim.
- Das Jugendheim war ein wunderschönes Haus und die Kinder und Jugendlichen waren froh und stolz, dass sie einen Ort hatten, an dem sie sich treffen konnten.
- Sie persönlich wurde nie von anderen Kindern oder Jugendlichen angegriffen. Nur einmal liefen ihr Jungen nach und riefen ihr „Jude, Jude“ hinterher. Ein „Zigeunerjunge“ half ihr damals.
- In ihrer Familie wurde nach der nationalsozialistischen Machtübernahme viel über Probleme und Schwierigkeiten sowie über Auswanderungspläne gesprochen, auch mit Verwandten.
- Sie besuchte die jüdische Schule bis zur 8. Klasse (1937), danach die an dieser Schule neu eingerichtete 9. Klasse für Mädchen.
- Sie wollte eigentlich auf eine höhere Schule, das war aber nicht mehr möglich.
- In der 9. Klasse an der jüdischen Schule wurden die Schülerinnen von wahrscheinlich arbeitslosen Lehrern unterrichtet, hauptsächlich in praktischen Fächern wie Kochen, Sprachen, Maschineschreiben.

---

<sup>20</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 5.

<sup>21</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 4.

- Sie war sehr begabt in Handarbeiten. Sie wollte eine Ausbildung zur Modezeichnerin bei einer Cousine in Paris machen, was aber nicht mehr möglich war. Sie begann dann für kurze Zeit noch eine Lehre bei einer jüdischen Schneiderin.
- Sie erinnert sich, dass die Kinder und Jugendlichen mit dem *Habonim* sonntags oft Ausflüge in die Umgebung Essens unternahmen.
- Die Gruppen der Jungen wurden dabei manchmal von HJ-Gruppen angegriffen. Die Jungen wehrten sich zwar, aber insgesamt fühlten sich die Teilnehmer bei solchen Ausflügen immer sehr unsicher.
- Die Familie wohnte im Haus zusammen mit Nichtjuden. Es gab dort keine Probleme, obwohl sogar ein SA-Mann im Haus wohnte.
- Sie hatte während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft keine Probleme.
- In der Familie wurden die jüdischen Feste sehr traditionell gefeiert. Die Familie ging bei diesen Gelegenheiten immer zur Synagoge.
- Die Samstage wurden oft mit der weiteren Familie verbracht. Sie ging dann vom Jugendheim aus die Verwandten besuchen.
- Eingeschult wurde sie 1929 in die jüdische Schule an der Sachsenstraße.
- „Es war eine schöne, moderne Schule.“
- Später, so sagt sie, habe man ihnen die Schule „weggenommen“. [Sie meint damit den Zeitpunkt, als die jüdische Schule an die Kastanienallee umziehen musste.] Sie seien als jüdische Schüler „nicht gut genug“ gewesen für die Schule. [Vermutlich bezieht sie sich hier auf die Situation mit dem, zwischen der jüdischen Schule und einer evangelischen Volksschule geteilten, Schulgebäude an der Sachsenstraße. Sie meint eventuell, dass die jüdischen Schüler es nicht als „wert“ empfunden wurden, ein Gebäude mit nichtjüdischen Schülern zu teilen.]
- Mit den nichtjüdischen Schülern an der Sachsenstraße gab es keine Zusammenstöße. Die Schüler der beiden Schulen waren ganz abgetrennt, es gab jeweils einen separaten Eingang für die jüdische und die evangelische Schule.
- Sie erinnert sich, dass nach der nationalsozialistischen Machtübernahme kurze Zeit alle Schüler an der Sachsenstraße morgens den „Hitlergruß“ machen mussten. Die jüdischen Schüler machten dann in leicht abgewandelter Form den *Makkabi*-Gruß. Dies ging aber nur kurze Zeit so, dann mussten die jüdischen Schüler nicht mehr grüßen.
- In ihrer Klasse an der Sachsenstraße waren ca. 30 Schüler.
- Bis 1938 kamen nur Schüler neu in die jüdische Schule, die vorher auf Privatschulen waren und diese verlassen mussten, also die Kinder der wohlhabenden jüdischen Familien aus Essen.
- Plötzlich, so sagt sie, seien die „ganzen reichen Kinder“ zu ihnen gekommen, aber sie und ihre Mitschüler hätten sich als „die Alten“ gefühlt und diese Kinder belächelt.
- Mit 14/15 Jahren war sie Jungführerin einer *Habonim*-Gruppe.
- Sie befreundete sich aber auch mit Mitgliedern anderer Jugendbünde.
- Als Kind spielte sie viel mit Nachbarskindern auf der Straße. Dies waren nur jüdische Kinder.
- Sie spielte mit einem nichtjüdischen Jungen aus der Nachbarschaft, der dann später in die HJ ging.
- Der Zusammenhalt der Schüler in ihrer Klasse der jüdischen Schule war gut.
- Ganz besonders hat sie den Lehrer Salo Weindling in Erinnerung. Er war ein junger Mann und kein strenger Lehrer wie die anderen. Er erkannte die Not der Schüler während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft und ließ

- sie in der Klasse diskutieren. Dabei zog er sich in die letzte Bank zurück, damit die Schüler unter sich diskutieren konnten.
- Ansonsten war die jüdische Schule traditionell; es gab zur Bestrafung z.B. Schläge mit dem Lineal auf die Hände.
  - Der Lehrer Weindling hob den „jüdischen Stolz“ seiner Schüler, sie lernten bei ihm etwas über das Judentum.
  - Sie war ganz stolz, eine Jüdin zu sein. In der 9. Klasse fertigte sie im Werkunterricht einmal einen Davidstern aus Metall an und trug diesen stolz auf dem Mantel.
  - Sie erinnert sich außerdem an den Lehrer Kaiser, der Mathematiklehrer war, den Rektor Isaak und Fräulein Steinfeld, die in den unteren Klassen ihre Klassenlehrerin war.
  - In der Schule war keine Zeit, über persönliche Dinge und Probleme zu sprechen. Mit den Lehrern, außer mit Herrn Weindling, sprachen die Schüler nicht über Probleme.
  - Herr Weindling hatte viel Verständnis für die Schüler und betrachtete sie auch als „Menschen“, nicht als kleine Erwachsene.
  - Die Schüler sprachen viel über die Auswanderung und Auswanderungspläne.
  - Speziell „jüdische Inhalte“ wurden in biblischer Geschichte vermittelt; morgens wurden in der Schule Psalmen gesungen und bei Rabbiner Hahn lernten die Kinder und Jugendlichen etwas über jüdische Traditionen.
  - In der jüdischen Schule wurden die jüdischen Feste nicht direkt gefeiert, eher in der Synagoge. Ihres Wissens wurden die Feste in der Schule nicht vorbereitet oder von den Schülern gestaltet.
  - Der Lehrer Weindling war eine große Stütze für die Schüler.
  - Die Atmosphäre in der jüdischen Schule änderte sich 1933 zunächst nicht, 1933 war „kein Datum“ in der Schule. Man war nur etwas aufgeregt und fragte sich, was wohl kommen werde.
  - Später wurde die Atmosphäre in der Schule mit der zunehmenden Auswanderung von Mitschülern schwerer.
  - Sie meint, die Kinder hätten die Sachen [politischen Ereignisse, antisemitischen Maßnahmen] wohl persönlich leichter genommen als die Erwachsenen.
  - Sie sagt, Sachen wie Spottrufe oder Angriffe hätten sie als Kinder eher geärgert.
  - Als sie einmal mit einer Freundin spazieren ging, tat sie aus Trotz mit dieser Freundin so, als ob sie Jiddisch sprachen, obwohl sie es gar nicht konnten.
  - Als Jude spürte man nach 1933 ständig einen Druck, das Leben wurde aber weitergeführt.
  - Der Familie ging es nach 1934 aufgrund der Arbeitslosigkeit des Vaters finanziell schlechter.
  - Die Schwester musste arbeiten, um etwas dazu zu verdienen.
  - Sie selber wollte schon mit zwölf Jahren auf Jugend-*Alija* [*Alija*, s. Glossar] gehen.
  - Nach 1933 änderte sich ihre Einstellung zur Religion, sie wandte sich von der Religion ab. Sie dachte damals, wenn solche Dinge in Deutschland geschahen, dann gibt es wahrscheinlich keinen Gott. Sehr früh „erledigte“ sich für sie „die Sache mit Gott“.
  - Nach 1933 hat sie in religiöser Hinsicht nur noch das gemacht, was an den Feiertagen erwartet wurde.
  - Der Vater hingegen wurde nach der nationalsozialistischen Machtübernahme zunehmend religiös.

- Im *Habonim* gab es vorwiegend ostjüdische Kinder und Jugendliche, die deutsch-jüdischen Kinder und Jugendlichen waren eher im *J.P.D. – Makkabi Hazair* organisiert.
- Beim *Habonim* ging es „strenger“ zu als beim *J.P.D.* Sie beurteilt dies aber positiv und sagt, das habe den Mitgliedern des *Habonim* mehr Halt gegeben als denen des *J.P.D.*
- Beim *Habonim* stand immer Palästina im Vordergrund und als Ziel vor Augen. Das war sehr wichtig.
- Die Kinder und Jugendlichen lernten beim *Habonim* hebräische Lieder und besprachen die moderne Geschichte Palästinas und Weltprobleme.
- Die Kinder und Jugendlichen wurden beim *Habonim* zum Lesen und zum Gebrauch ihrer geistigen Fähigkeiten angeregt.
- Sie hatte beim *Habonim* viele Freundinnen, mit denen sie auch außerhalb der Treffen ihrer Gruppe etwas unternahm.
- In der Gruppe waren ca. zwölf Mädchen. Sie hatten eine Jungendführerin, die von außerhalb Essens stammte.
- Die Gruppenmitglieder hielten eng zusammen.
- Die Gruppe half ihr sehr, die Freizeit zu gestalten. Den Eltern half der *Habonim* dadurch, dass die Kinder sonntags Ausflüge unternahmen und versorgt waren. Dies entlastete die Familien.
- Das Eingebundensein in die *Habonim*-Gruppe stärkte sie sehr, sie fühlte sich den „Deutschen“ gegenüber nicht minderwertig. Der *Habonim* vermittelte ihr sehr viel Selbstbewusstsein.
- Die Religion spielte im *Habonim* keine Rolle.
- Auch über persönliche Probleme wurde bei den Treffen des *Habonim* nicht gesprochen.
- In der Jugendgruppe herrschte eine optimistische, fröhliche Atmosphäre.
- Der *Misrachi* war dem *Habonim* ähnlich, war aber religiöser ausgerichtet; beim *Misrachi* waren z.B. Mädchen und Jungen getrennt.
- Der *Misrachi* spielte für sie keine Rolle, sie war nur ein bis zwei Monate dort.
- Zu 5.1) Die jüdische Schule stärkte sie während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft nicht, nur der Lehrer Weindling. Ansonsten habe man den Kindern und Jugendlichen in der Schule und auch in der Synagoge immer gesagt, sie sollten sich unauffällig und ruhig verhalten.
- Zu 5.2) Der *Habonim* stärkte ihre Identität als Jüdin, aber auch das Elternhaus. Im Elternhaus wurde sie „jüdisch“, aber auch im deutschen Kulturgut erzogen. Der *Habonim* prägte sie in ihrer Jugend am meisten, war „entscheidend“.
- Zu 5.4) Der *Habonim* war „Teil ihrer Persönlichkeit“. Als sie nach Großbritannien kam [Februar 1939], gründete sie dort eine eigene *Habonim*-Gruppe, da es dort, wo sie hinkam, keine Gruppe gab.
- Auf die Frage, wie bedeutend die jüdische Schule während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft für sie war, sagt sie, sie habe keine andere gekannt.

**52      Telefonat mit Eric E. (ehemals: Düsseldorf; heute: Australien) am  
04.02.2007; 9:30–10:45 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. E. war sehr freundlich, offen und bereit, sehr ausführlich Auskunft zu geben. Das Telefonat wurde nach 1 Stunde und 15 Minuten unterbrochen und am nächsten Tag weitergeführt. Gespräch in deutscher und englischer Sprache.

- \*1923.
- 1930 wurde er in eine christliche Volksschule an der Kirchfeldstraße in Düsseldorf eingeschult.
- Dort hatte er einen Klassenlehrer namens Z., der ein „sehr lieber Mensch“ war. Er erzählt, Z. habe später Schwierigkeiten mit den Nationalsozialisten bekommen.
- 1932 zog die Familie von der Kronenstraße in die Moltkestraße um.
- Er wurde dann in eine andere Volksschule umgeschult, die er ca. 1–1½ Jahre besuchte.
- 1934 wurde er auf eine Mittelschule umgeschult.
- Einer seiner Lehrer dort war Herr A. Dieser machte nie irgendwelche antisemitischen Äußerungen und unterband derartige Äußerungen seiner Mitschüler.
- Er weiß nicht, ob die anderen Schüler überhaupt wussten, dass er Jude ist.
- An den nichtjüdischen Schulen hat er keinen Antisemitismus erlebt.
- Antisemitismus erlebte er auf der Straße, wo er angepöbelte wurde.
- Auch von Seiten der Lehrer an den nichtjüdischen Schulen erlebte er nie etwas Negatives.
- Er hatte nichtjüdische Freunde, mit denen er sich z.B. nachmittags zum Fußballspielen traf.
- An den Schulen, die er vor der jüdischen Schule besuchte, änderte sich mit der nationalsozialistischen Machtübernahme nichts.
- Er berichtet nur von einem Jungen, mit dem er zusammen in einem Tennisverein als Balljunge tätig war. Dieser wollte nach der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 nichts mehr mit ihm zu tun haben und sagte, die Juden hätten vom Rath ermordet.<sup>22</sup>
- Die Familie war religiös-liberal eingestellt und praktizierte die Religion nicht. Trotzdem ging er fast jeden Samstag zur Synagoge.
- Der Vater gebrauchte zu Hause viele jüdische Ausdrücke.
- Der Haushalt war nicht *koscher* [s. Glossar].
- Bis 1935 wurde in der Familie Weihnachten gefeiert. Außerdem beachtete die Familie *Jom Kippur* [s. Glossar]. Bei dieser Gelegenheit fastete die Familie.
- Die Religion war ihm als Kind nicht so wichtig. Er erinnert sich, dass er mit der Schwester immer ein Gebet sprach.
- Bevor er die jüdische Schule besuchte, hatte er einmal in der Woche Religionsunterricht bei Herrn Vogel an der Kaiserswerther Straße. Diesen Unterricht empfand er als nicht so interessant („na ja“). Er nahm ihn in Kauf, hörte aber schon mit Interesse zu. An die Inhalte des Religionsunterrichts kann er sich nicht erinnern.

---

<sup>22</sup> Der junge Jude Herszel Grynszpan hatte am 7. November 1938 den Legationsrat Ernst vom Rath an der deutschen Botschaft in Paris niedergeschossen. Den Tod vom Raths am 9. November 1938 nahmen die Nationalsozialisten als Anlass für einen reichsweiten Pogrom gegen die Juden am 9./10. November 1938.

- Der Vater hatte ein Geschäft am Wehrhahn; dieses musste er 1935 zwangsweise verkaufen.
- Er sprach mit den Eltern schon über Probleme, z.B., wenn er angepöbelt wurde. Er sprach aber nur beschönigend von den Problemen, damit die Mutter sich nicht aufregte.
- Danach gefragt, wie er reagiert habe bei solchen Zwischenfällen, berichtet er, er sei zumindest in einem Falle sehr wütend gewesen und habe mit der Faust auf einen Zaun geschlagen. Wirklich wehren können habe er sich wegen der Überzahl der anderen Kinder aber nicht.
- 1935 wechselte er auf die jüdische Schule.
- Die Eltern wollten, dass er die jüdische Schule besuchte, aber den Grund für den Wechsel erklärten sie ihm nicht.
- Eine Großtante, die bei der Familie lebte, bezahlte das Schulgeld.
- An den ersten Schultag in der jüdischen Schule kann er sich nicht erinnern.
- Die Schule hatte im Erdgeschoss zwei, in der oberen Etage mehrere weitere Klassenräume.
- Er sagt, es sei keine sehr große Schule gewesen, sie habe vielleicht 150 Schüler gehabt.
- Die Bänke waren in der Klasse hintereinander angeordnet.
- In seiner Klasse waren ca. 20 Schüler.
- Der Turnunterricht fand nachmittags in der Königsberger Straße statt.
- An Unterrichts- und Lehrmitteln fehlte es nicht.
- Der Unterricht fand wohl stundenplanmäßig statt. Er kann sich nicht erinnern, dass Unterricht längere Zeit ausfiel. Dies kam nur vor, wenn z.B. ein Lehrer krank war.
- Die Klassen an der jüdischen Schule waren gemischt, mit Mädchen und Jungen, deutsch-jüdischen und ostjüdischen Kindern und Jugendlichen, solchen aus religiös-orthodoxen und religiös-liberalen Familien.
- Seine Familie war deutsch-jüdisch.
- Er bemerkte keine Unterschiede zwischen den deutsch-jüdischen und den ostjüdischen Kindern in seiner Klasse der jüdischen Schule; es wurden keine Unterschiede gemacht und die Schüler gingen ganz normal und freundschaftlich miteinander um.
- Er wusste bei manchen Mitschülern gar nicht, dass sie ostjüdischer Herkunft waren.
- Er bemerkte auch nicht, dass manche der Kinder religiös-orthodox waren.
- Der Zusammenhalt in seiner Klasse der jüdischen Schule war sehr gut. Man fühlte sich wie zu Hause unter Freunden.
- Die Schule vermittelte ihm ein Sicherheitsgefühl.
- Die Zeit an der jüdischen Schule war eine wunderbare Zeit für einen ca. 12-jährigen Jungen.
- Sein Klassenlehrer war Herr Bergel. Diesen und den Lehrer Schnook hatte er sehr gern.
- Den Schulleiter, Herrn Herz, kannte er kaum.
- Fräulein Eichelberg mochte er nicht so gern, denn von ihr bekam er einmal eine „Backpfeife“.
- Bei Fräulein Nussbaum hatte er Französisch. Er sagt, sie sei sehr nett und eine Art „Mutterfigur“ gewesen. Bei ihr besuchte er auch noch Französischstunden, als er die Schule schon verlassen hatte.
- Frau Strauss war auch eine sehr nette Lehrerin.

- Zu Fräulein Friedländer hatte er noch während des Krieges Kontakt, als sie in Großbritannien<sup>23</sup> und er in Australien war.
- Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war ein wenig distanziert, was aber, so sagt er, auch so habe sein müssen.
- Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war an der jüdischen Schule aber „viel, viel freundlicher“ als das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern an der Mittelschule, die er besucht hatte.
- Die Schüler an der jüdischen Schule konnten jederzeit mit den Lehrern über Persönliches sprechen.
- Er sprach zwar selber nicht mit den Lehrern über Probleme, meint aber, die Schüler hätten das jederzeit tun können.
- Die Lehrer waren den Schülern „unbedingt“ eine Stütze, die Schüler fühlten das.
- Die Lehrer waren sehr zugänglich.
- An der Mittelschule war das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern viel distanzierter und der Unterricht viel strenger als an der jüdischen Schule. An der Mittelschule gab es kein Reinrufen in die Klasse und die Lehrer waren als Beamte strenge Respektpersonen.
- An der jüdischen Schule war alles viel lockerer, viel freundlicher. Ein Reinrufen von Antworten in die Klasse wurde nach einer Meldung per Handzeichen geduldet.
- Nur bei den Rabbinern Dr. Eschelbacher und Dr. Klein ging es etwas strenger zu.
- Der Religionsunterricht an der jüdischen Schule fand höchstens einmal wöchentlich statt. An diesem Unterricht hatte er nicht so viel Interesse und freute sich auch nicht auf ihn. „Der Religionsunterricht war das, was zu erwarten war. Er war eben eine Art Pflicht.“ Genauso wurde erwartet, dass die Kinder regelmäßig samstags zur Synagoge gingen.
- Nicht nur in Religion, auch in anderen Fächern wurden „jüdische Inhalte“ besprochen, so etwa in Geschichte die Dreyfus-Affäre<sup>24</sup> oder die antijüdischen Pogrome in Russland<sup>25</sup>.
- Er erinnert sich daran, dass der Lehrer Bergel einmal aus dem Fenster der Schule sprang, als auf der Straße vor der Schule Kinder antisemitische Parolen riefen, um diese zu verscheuchen.
- In Erdkunde wurde über Palästina und die USA gesprochen, ansonsten wurde ein „ziemlich normaler“ Erdkundeunterricht abgehalten. Dieser war darauf bedacht, auf eine Auswanderung vorzubereiten.
- Einmal kamen die Geschwister S., die schon sehr früh nach Großbritannien ausgewandert waren, in den Unterricht von Herrn Bergel und berichteten über Großbritannien.
- Englisch wurde sehr gefördert und es gab modernes Hebräisch.
- Der Unterricht sollte auf eine Auswanderung vorbereiten.
- Er kann sich nicht erinnern, ob die jüdischen Feste an der Schule gefeiert wurden, meint aber, dies sei eher nicht der Fall gewesen. Das sei wohl den Familien überlassen worden.

---

<sup>23</sup> Erna Friedländer emigrierte im Januar 1939 nach Großbritannien.

<sup>24</sup> Affäre um den französischen, jüdischen Offizier Alfred Dreyfus, der 1894 des Landesverrats angeklagt und deswegen verurteilt wurde. Angeblich hatte Dreyfus dem deutschen Militärattaché geheime militärische Informationen zukommen lassen.

<sup>25</sup> Zwischen 1881 und 1884 und erneut nach 1903 war es in Russland zu zahlreichen antijüdischen Pogromen gekommen. In Folge dieser Pogrome verließen zwischen 1881 und 1914 ca. 2 Millionen Juden Russland.

- Die jüdische Schule war ein „Haltepunkt“ für alle. Sie war ein „haven“, „something one could rely on“. Sie war ein „real haven“, eine „Zuflucht“, ein „zweites zu Hause“. Die Schüler lernten sich untereinander gut kennen und gewannen sich lieb
- Zu 5.1) Die Schule hat ganz bestimmt geholfen, mit den seinerzeitigen Problemen besser fertig zu werden.
- Zu 5.2) Die Schule hat seine Religiosität nicht beeinflusst: „Könnte ich nicht sagen“. Sie beeinflusste ihn dahingehend, dass sie ihn emotional stärkte, besonders als die Juden im „Kreuzfeuer“ standen: „Man wusste, wer man war“. An der Schule gab es eine schöne Gemeinschaft, eine sehr enge Gemeinschaft. Die Schule gab einem Rückhalt. Sie stärkte auch seine Identität als Jude, das Gefühl dafür, was es heißt, jüdisch zu sein.

### **Fortsetzung des Telefonats am 07.02.2007, 10:00–10:30 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. E. war sehr freundlich, offen und bereit, sehr ausführlich Auskunft zu geben. Gespräch in deutscher und englischer Sprache.

- Der Übergang von der Mittelschule, die er vor dem Wechsel auf die jüdische Schule besucht hatte, zur jüdischen Schule verlief „ziemlich glatt“. Ihm und der Schwester wurde von den Eltern mitgeteilt, dass sie umgeschult würden. Er vermutet, dass die Eltern ihn und die Schwester wegen der antijüdischen Maßnahmen im Schulbereich umschulten.
- An der jüdischen Schule fühlte er sich unter „Gleichgesinnten“.
- Seine Mitgliedschaft in der Fußballmannschaft des *RjF* ergab sich, da das Training wohl in der Nähe der Schule stattfand.
- Von 1935 bis 1937 war er Mitglied im *BdjJ*. Dieser war national und kaisertreu. Er trat auf Betreiben der Eltern in den *BdjJ* ein.
- In der Gruppe waren sechs bis sieben Mitglieder, alle Jungen. Die Gruppe traf sich im Logenhaus an der Grafenberger Allee.<sup>26</sup>
- Er erinnert sich an andere Gruppen, die auch im Logenhaus ihre Treffen hatten, z.B. an den *Habonim*, den *Haschomer Hazair* und den *Betar*. Zu ihnen gab es von Seiten der Mitglieder des *BdjJ* keinen Kontakt: „Man blieb für sich“.
- Die Treffen des *BdjJ* interessierten ihn nicht.
- Die *BdjJ*-Gruppe traf sich einmal wöchentlich oder alle zwei Wochen.
- Der *BdjJ* half ihm während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft in keiner Weise. Er fragt sich, was sein Vater sich wohl dabei dachte, ihn in diese Gruppe zu schicken.
- Die Religion spielte im *BdjJ* keine Rolle.
- In der Sportgruppe des *RjF* betrieb er Fußball und Leichtathletik.
- Zur Bedeutung gefragt, die der Fußball für ihn während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft gehabt habe, sagt er, er sei dem Fußball „sehr ergeben“ gewesen. Dieser habe ihm einen gewissen Rückhalt gegeben und ein wenig Stolz vermittelt. Seine Fußballmannschaft habe auch gegen Mannschaften nichtjüdischer Sportvereine gespielt. Das habe das Gefühl vermittelt: „Wir sind so gut wie die anderen“, auch wenn er sich nicht erinnern kann, dass seine Mannschaft jemals ein Spiel gewann.

<sup>26</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 3.

- Er hatte das Gefühl, mit dem Sport tue er etwas Sinnvolles.
- Der Sport gab auch den Eltern eine Gelegenheit, auf ihre Kinder stolz zu sein.
- Außerhalb von Jugendbund und Sportverein traf er sich nur mit seinem Cousin.
- Der Fußball machte ihm Spaß.
- Die Atmosphäre in der Fußballmannschaft war während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft ausgelassen, obwohl „man schon ein wenig spürte“.
- Als Kind war er eher schüchtern.
- Zu 5.1) Auf die Frage, ob die jüdische Schule und der Jugendbund ihn während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft stärkten, meint er: „Sicher, natürlich!“ Die Schule war eine regelrechte „Zuflucht“. Auch der Sport bot einen gewissen Rückhalt.
- Zu 5.2) Die Schule beeinflusste seine Religiosität dahingehend, dass er regelmäßig samstags zur Synagoge ging. Die Schule bestärkte sein „Jüdischsein“. Man fühlte sich ansonsten abgesondert und isoliert.
- Zum Unterschied zwischen dem Unterricht an der Mittelschule und an der jüdischen Schule befragt, antwortet er, der Unterricht an der jüdischen Schule sei lockerer gewesen und die Schüler hätten sich einander näher gefühlt.
- Zu 5.3) Am wichtigsten waren wohl die Eltern, aber unbewusst. Sie waren eine regelrechte „Stütze“. Die Schule und der Sport waren ein weiterer Rückhalt: „Die Schule und der Sport waren wichtig. Die jüdische Schule war etwas ganz Besonderes“.

**56      Telefonat mit Pnina G. (ehemals: Essen; heute: Israel) am 19.11.2006; 20:00–21:00 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Frau G. schickte dem Gespräch vorweg, dass sie bis heute von den Ereignissen der NS-Zeit traumatisiert sei. Gespräch in deutscher Sprache.

- Die jüdischen Kinder waren während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft „immer etwas beängstigt“.
- Auf der Straße gingen sie als Kinder z.B. nie alleine.
- Sie erinnert sich, dass die jüdischen Kinder nie alleine über die Brücke am Viehofer Platz in Essen gingen, da sie von Mitgliedern der HJ angegriffen wurden.
- „Man war nie sicher“.
- \*1. Mai 1923.
- Sie berichtet, mit politischen Dingen habe sie sich während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft nicht beschäftigt; sie sei noch zu jung gewesen.
- 1929 wurde sie in die jüdische Schule eingeschult. Da sie bei der Einschulung noch sehr zart und schwach war, machte sie die erste Klasse zweimal.
- Sie ist ostjüdischer Herkunft.
- Ihre Situation war eine Besondere, weil die Eltern sich gleich nach ihrer Geburt scheiden ließen. Den Vater sah sie nicht oft und sie empfand die Situation immer als „Schande“.
- Die Mutter musste hart arbeiten, um sich und Pnina zu ernähren.
- Die Mutter und sie hatten es sehr schwer.
- Die Mutter war nicht sehr religiös, erzog sie in dieser Hinsicht sehr frei.
- Die jüdischen Fest- und Feiertage hielt die Mutter zwar ein, sie waren ihr aber nicht so wichtig.
- Ihr selber waren die jüdischen Fest- und Feiertage wichtig.

- Sie war im Synagogenchor und besuchte die Hauptsynagoge, nicht die kleine<sup>27</sup> für die Ostjuden.
- Sie erinnert sich an eine der Lehrerinnen der jüdischen Schule, an Fräulein Steinfeld. Diese war eine „komische Figur“, sehr dick und hatte fast eine Glatze. Sie wurde von den Schülern geärgert.
- In sehr guter Erinnerung hat sie den Lehrer Salo Weindling. Er war ein „außergewöhnlicher“ Lehrer mit viel Mitgefühl für die Schüler. Er setzte sich manchmal im Unterricht sogar zu den Schülern in die Bänke. Die Schüler konnten sich sehr gut mit ihm unterhalten und sein Unterricht war sehr interessant. Er hat den Schülern „die Augen geöffnet“ und sie „in die große, weite Welt eintreten“ lassen. Jede Minute seines Unterrichts schätzten die Schüler. [Man spürt heute noch ihre Begeisterung für den Lehrer Weindling.]
- Die anderen Lehrer der jüdischen Schule waren alle wesentlich älter und traditionell. Weindling war der erste junge Lehrer.
- Bei den anderen Lehrern lernten die Schüler nicht viel.
- Sie sagt, das Verhältnis zwischen ostjüdischen und deutsch-jüdischen Schülern in ihrer Klasse an der jüdischen Schule war „gezwungen“. [Sie meint dies in dem Sinne, dass die jüdische Schule den Kindern aller Gemeindemitglieder offen stand, und so Schüler jeglichen kulturell-religiösen Hintergrunds in der Schule zusammen unterrichtet wurden.] Die deutsch-jüdischen Kinder an der jüdischen Schule hatten „die Nase nach oben“.
- Ihre Freundinnen waren zumeist ostjüdischer Herkunft.
- Sie hatte einen nichtjüdischen Freund, dessen Großmutter in dem Haus wohnte, in dem sie und ihre Mutter lebten. Nach 1933 wollte dieser Junge nichts mehr mit ihr zu tun haben, da er Anfeindungen durch andere nichtjüdische Kinder befürchtete.
- Sie kann sich nicht erinnern, dass die Schüler der jüdischen Schule mit den Lehrern über Persönliches, Probleme und Kränkungen sprachen.
- Mit der Mutter sprach sie nicht über Probleme und Kränkungen. Diese war zu beschäftigt und versuchte, nach außen hin eine Fassade aufrecht zu erhalten. Die übrigen Gemeindemitglieder sollten glauben, bei Pnina und ihrer Mutter sei alles in Ordnung. Dabei, so G., hatten sie und ihre Mutter es nicht leicht.
- Religion und jüdische Geschichte wurden an der jüdischen Schule unterrichtet. Diese waren aber keine besonderen Fächer.
- Die jüdischen Feste wurden in der Schule nicht gefeiert. An den jüdischen Feiertagen war schulfrei.
- Die Atmosphäre unter den Schülern war gut, aber nach außen hin war sie sehr angespannt. Die Lehrer rieten den Schülern, sich stets ruhig zu verhalten, nichts zu sagen und nicht aufzufallen. Diese Verhaltensweise kann sie bis heute nicht ablegen.
- Die Lehrer waren ihr keine Stütze, einige von ihnen kamen ihr mehr „deutsch“ als „jüdisch“ vor.
- Sie war Mitglied im *Habonim*.
- Sie war begeistert vom *Habonim*. Dort wurden den Mitgliedern „die Augen geöffnet“.
- Bei Treffen des *Habonim* wurden Welt- und jüdische Probleme besprochen.
- Sie weiß nicht mehr, wann sie in den *Habonim* eintrat, ist aber sicher, es war, sobald sie für einen Beitritt alt genug war.

---

<sup>27</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 4.

- Sie ging mit Freunden zum *Habonim* und wurde von einer Freundin für die Gruppe gewonnen.
- Im *Habonim* waren vorwiegend ostjüdische Kinder.
- Sie erinnert sich an Tagesausflüge mit dem *Habonim*.
- Das jüdische Jugendheim war etwas Besonderes, nicht nur für Essen.
- In ihrer Gruppe des *Habonim* waren viele ihrer Freunde aus ihrer Wohnggend.
- Ihre Gruppe des *Habonim* hatte keine Zusammenstöße mit der HJ, die älteren Gruppen schon.
- Die Religion spielte beim *Habonim* keine besondere Rolle.
- In der *Habonim*-Gruppe wurde nicht über persönliche Probleme der Mitglieder gesprochen. Besonders sie sprach wegen ihrer besonderen Situation, die sie als „Schande“ empfand, nicht über Probleme.
- Die Atmosphäre beim *Habonim* war sehr gut, die Mitglieder waren „sehr vereint“. Sie hielten gut zusammen. Nach der Schule begann sie eine Ausbildung als Modistin in Gelsenkirchen. Dort musste sie auch am Samstag arbeiten. Wenn sie dann von Gelsenkirchen nach Essen zurückfuhr, warteten Freunde vom *Habonim* am Essener Hauptbahnhof auf sie, um mit ihr gemeinsam zum Jugendheim zu gehen. Sie wollten verhindern, dass sie, wenn sie alleine ging, eventuell angegriffen wurde.
- Trotzdem war die Stimmung beim *Habonim* gespannt, da alle Mitglieder angespannt waren und man diese Anspannung auch in der Gruppe nicht loswerden konnte.
- Die *Habonim*-Gruppe half ihr, die Freizeit zu gestalten.
- Zu 5.1) Die Schule und der Jugendbund halfen ihr in gewisser Hinsicht. Alle Schüler und Mitglieder waren in derselben Lage, das half einem irgendwie schon.
- Zu 5.4) Die Schule und der Jugendbund waren beide sehr wichtig für sie. Sie sagt, sie habe ja nichts anderes gekannt.
- Zu 5.2) Weder die Schule noch der Jugendbund haben sie in ihrer Religiosität und ihrer Identität besonders beeinflusst.
- Sie war auch im *Hakoah*. Samstags traf man sich vom *Habonim* aus im jüdischen Jugendheim, während der Woche einmal vom *Hakoah* aus zum Sport.

**60      Telefonat mit G. Vernon L. (früher: Düsseldorf; heute: USA) am 16.03.2007; 20:00–21:15 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in deutscher Sprache.

- Er besuchte die jüdische Schule in Düsseldorf von April 1936 bis Anfang Oktober 1936.
- Die Familie war religiös-konservativ, aber nicht sehr religiös.
- Samstags und an den Feiertagen besuchte die Familie die Synagoge. Die Familie gehörte zur Hauptgemeinde.
- Der Haushalt war nicht streng *koscher* [s. Glossar], aber an *Pessach* [s. Glossar] benutzte die Familie zum Essen besonderes Besteck.
- Die Familie war deutsch-jüdisch.
- Seit dem 2. Schuljahr hatte er zweimal wöchentlich Religionsunterricht, zunächst bei Herrn Vogel, später bei Herrn Feibelman.
- Im Religionsunterricht wurde eine Stunde biblische Geschichte, die andere Stunde Hebräisch unterrichtet.

- Der Unterricht war „ganz nett“, Herr Vogel war ein guter Lehrer. Nur manchmal war er etwas ungeduldig. Er konnte zornig werden, wenn die Kinder ungezogen waren.
- Antisemitismus von Seiten der Mitschüler am Prinz-Georg-Gymnasium, das er nach der Volksschule zunächst besuchte, machte sich nach der nationalsozialistischen Machtübernahme erst allmählich bemerkbar. Zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft war es „nicht so schlimm“, erst ab der Sexta wurde es schlimmer.
- Die Lehrer am Gymnasium waren sehr „korrekt“. Sie achteten darauf, dass die Anfeindungen durch die Mitschüler und deren Verhalten nicht zu schlimm wurden.
- Die jüdischen Kinder in der Klasse am Gymnasium „kamen gesellschaftlich nicht mit“, da alle anderen Kinder in der HJ waren. Das war ein wichtiger Grund für seinen Wunsch, das Gymnasium 1936 zu verlassen.
- Die jüdischen Schüler wurden am Gymnasium zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft noch als „Klassenkameraden“ betrachtet. Das änderte sich erst allmählich.
- Den jüdischen Schülern war bewusst, dass sie das Angriffsziel der Nationalsozialisten waren. Er sagt, man habe sich an „Alles gewöhnt“, es als gegeben hingenommen.
- Schon vor 1933 spielte das Judentum immer eine Rolle, z.B. wenn er mit nichtjüdischen Kindern in der Nachbarschaft spielte. Dabei gab es antisemitische Sprüche, die durchaus nicht böse gemeint waren. Auf diese Weise spielte das Jude-Sein aber immer eine Rolle, war immer präsent, oft im negativen Sinne. Das bewirkte, dass er sein Judentum als ein „Schandmal“ empfand.
- Die Anfeindungen durch andere Kinder wurden nach 1933 schärfer, verloren ihren eher „harmlosen“ Hintergrund.
- Auf der Straße spielte er auch mit nichtjüdischen Kindern, teilweise sogar noch bis zuletzt. [Er meint, bis die Familie im Oktober 1936 in die USA auswanderte.]
- Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme zogen sich die nichtjüdischen Mitschüler am Gymnasium zunächst nicht von ihm zurück. Die jüdischen Schüler nahmen zuerst noch, außer am „Hitlergruß“, an allen Veranstaltungen und an allen Unterrichtsfächern am Gymnasium teil.
- Mit seinen Eltern konnte er über Probleme sprechen.
- Seine Eltern waren ziemlich deutsch-national eingestellt, glaubten aber auch an Israel als verheißenes Land. Das hatte für sie aber nichts mit der Staatsbürgerschaft zu tun und stand nicht zu ihrer deutsch-nationalen Einstellung in Konflikt.
- Seine Eltern besuchten 1935 Israel und Teile der Familie (väterlicherseits) wanderten dorthin aus.
- Zwei Brüder der Mutter in New York besorgten für ihn und seine Familie Visa für die USA.
- Die Lehrer am Gymnasium waren immer sehr nett.
- Trotzdem wollte er nach Vorfällen im Turnunterricht, bei denen ein jüdischer Mitschüler vom Lehrer beleidigt wurde, das Gymnasium verlassen. Dies geschah auch, weil es „gesellschaftlich“ in der Klasse „nicht mehr stimmte“.
- „Die jüdische Schule war sehr nett.“
- Besonders gefiel ihm an der jüdischen Schule, dass sein Bruder und Freunde aus der Jugendgruppe schon dort waren. Auch deshalb wollte er auf die Schule wechseln.

- Die Eltern wollten, dass er das Gymnasium so lange besuchte, wie er es dort aushielt.
- Die Lehrer an der jüdischen Schule waren „hervorragend“.
- Der Kunstunterricht war erstklassig.
- Er war sehr glücklich über den Wechsel zur jüdischen Schule.
- Zum Zeitpunkt des Schulwechsels kannte er schon viele Kinder an der jüdischen Schule.
- Die Lehrer waren sehr freundlich.
- An der Schule herrschte Disziplin, aber die Atmosphäre war sehr warm.
- Die Atmosphäre war sehr entspannt. Es war sehr nett und die Schüler sind gut zurechtgekommen. Es war einfacher als am Gymnasium.
- Der Unterricht war hervorragend und in seiner Art modern.
- Der Religionsunterricht fand im „normalen Rahmen“ statt.
- Rabbiner Eschelbacher lehrte Hebräisch, vermischt mit religiösen Inhalten. Er unterrichtete schwerpunktmäßig nachbiblische Geschichte, nicht das Alte Testament.
- Im Geschichtsunterricht stand die jüngere jüdische Geschichte (Aufklärung, Assimilation) im Vordergrund.
- In seiner Klasse wurde kein Englisch unterrichtet.
- Er hatte privaten Englischunterricht.
- Die Klassenräume waren ganz normal, es gab Pulte für jeweils zwei Schüler.
- Er weiß nicht, welche seiner Mitschüler an der jüdischen Schule ostjüdischer Herkunft waren. Von den Schülern wurden keine Unterschiede zwischen den Schülern unterschiedlicher Herkunft gemacht, zumindest höchst selten und dann nur minimal. Die Kinder fragten nicht nach der Herkunft, wenn sie sich anfreundeten. Die Herkunft eines Schülers war egal.
- Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war ein „Lehrer-Schüler-Verhältnis“. Die Lehrer waren aber wie die „Vertrauensleiter“ der Klasse. Die Lehrer waren bei den Schülern beliebt und ihnen gegenüber „warm“. Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war zutraulich, aber auch diszipliniert.
- Mit den Lehrern sprach er nicht über Persönliches. Er hatte keine Veranlassung dazu. Er meint aber, er hätte im Bedarfsfalle sicher Lehrer aufsuchen können, um mit ihnen zu sprechen. Emotionaler Unterstützung durch die Lehrer bedurfte er nicht.
- Die Lehrer vertraten die Vorstellung vom Judentum als einer Volkszugehörigkeit [Nationaljudentum] und förderten den Zionismus.
- Die Atmosphäre an der jüdischen Schule war hervorragend. Alle Schüler gingen gerne dorthin, liebten und respektierten die Lehrer.
- Am Gymnasium war die Zuneigung der Schüler zu den Lehrern nicht so ausgeprägt.
- Die Religion spielte in der jüdischen Schule schon eine größere Rolle, wurde aber im Sinne des Judentums als einer Volkszugehörigkeit und des Zionismus gelehrt. Religiöse Bräuche und Traditionen wurden in geringerem Maße vermittelt.
- Die jüdischen Feste wurden an der Schule gefeiert.
- Die jüdische Schule förderte seine Religiosität, beeinflusste sie aber nicht. Die wesentliche religiöse Prägung erfolgte durch das Elternhaus.
- Teilweise war es ihm während der Zeit an der jüdischen Schule möglich, zu verdrängen, dass er sein Judentum als „Schandmal“ empfand.
- Die Schule bestärkte seine jüdische Identität, gab den Schülern Selbstbewusstsein. Das war die große Bedeutung der Schule.

- Es wurde den Schülern an der jüdischen Schule vermittelt, dass sie „normal“ und nicht zweitklassig waren.
- Das Selbstbewusstsein der Schüler wurde an der jüdischen Schule gestärkt.
- Die Schüler an der jüdischen Schule hielten untereinander eng zusammen. Sie waren sehr befreundet und es gab keine Cliques und Konkurrenz, auch keine Reibereien oder Prügeleien.
- Die Schüler der jüdischen Schule sprachen nicht viel über Persönliches oder Auswanderungspläne. Dies lag daran, dass die Eltern mit den Kindern auch nicht viel über solche Dinge sprachen, aus Angst, die Kinder könnten etwas Falsches sagen.
- Er lernte früh, „den Mund zu halten“, sprach mit seinen Eltern meist nur im Auto oder mit laut gedrehtem Radio.
- Er war [seit 1935?] Mitglied der jüdischen Pfadfinder.
- Er trat den Pfadfindern bei, weil es, so sagt er, ganz „normal“ war, dass Kinder und Jugendliche bei den Pfadfindern oder in anderen Vereinen waren.
- 1935 war er eine kurze Zeit Mitglied in einer *RjF*-Sportgruppe.
- Er trat der *RjF*-Sportgruppe bei, da sie eine Neugründung und sein Vater in deren Vorstand war.
- Die Eltern wollten, dass er in die *RjF*-Sportgruppe eintrat, da sich die Pfadfinder, angeschlossen an den *Makkabi Hazair*, zunehmend zionistisch orientierten.
- Sein Vater hatte zwar nichts gegen den Zionismus, war aber deutsch-national eingestellt. Der Wunsch, dass er nicht länger im *J.P.D. – Makkabi Hazair* blieb, ging wohl eher von der Mutter aus, die eine sehr bürgerliche Einstellung hatte.
- Er erinnert sich, dass es bei einem Ausflug seiner Gruppe der Pfadfinder nach Neuss zu einem Zusammenstoß mit der HJ kam.
- Bei den Pfadfindern nahm er an Zeltlagern teil, lernte, Zelte zu bauen, im Freien zu kochen und sich in der Natur zurechtzufinden.
- Religion und Politik spielten bei den Pfadfindern keine Rolle.
- Die Gruppe traf sich einmal die Woche.
- Die Kinder in der Gruppe waren alle ungefähr gleich alt.
- Bis zum Alter von ca. 15/16 Jahren waren die Gruppen des *J.P.D.* nach Jungen und Mädchen getrennt.
- Die Pfadfinder-Gruppe war für die jüdischen Kinder und Jugendlichen das Gegenstück zur HJ bei den nichtjüdischen Kindern und Jugendlichen.
- Beim *J.P.D.* befassten sich die Kinder und Jugendlichen mit Palästina. Palästina war für ihn während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft ein Ideal, das von Gott verheißene Land. Aber als konkretes Auswanderungsziel spielte Palästina für ihn keine große Rolle.
- Der Jugendbund ermöglichte ihm, seine Freizeit befriedigend zu gestalten.
- Beim *RjF* war er in einer Fußballmannschaft. Die *RjF*-Gruppe war eine reine Sportgruppe. Sie hatte für ihn keine Bedeutung und es gefiel ihm dort nicht. Seine Freunde waren alle im *J.P.D. – Makkabi Hazair* und er war nicht sehr sportlich.
- Der Zusammenhalt bei den Pfadfindern war sehr eng. Man traf sich auch außerhalb der Gruppe mit Gruppenmitgliedern, die in der Nachbarschaft wohnten. Zu einigen der ehemaligen Mitglieder hat er heute noch Kontakt.
- Die Gruppenleiter bei den Pfadfindern waren Vorbilder. Er und die anderen Mitglieder waren mit den nur wenig älteren Gruppenleitern befreundet. Diese waren aber auch Respektfiguren.
- Mit der *RjF*-Gruppe war er einmal zum Skilaufen am Vorarlberg.

- Die Atmosphäre bei den Pfadfindern war sehr freundschaftlich und nett.
- Die Gruppenmitglieder sprachen beim *J.P.D.* untereinander über persönliche Dinge, aber so, wie es Kinder im Allgemeinen taten.
- Die Religion spielte im *J.P.D.* keine besondere Rolle, die Kinder und Jugendlichen wurden nicht religiös belehrt.
- Für ihn persönlich hatte der Sport keine große Bedeutung.
- Zu 5.1) Wenn die Kinder und Jugendlichen die Schule und den Jugendbund nicht gehabt hätten, wären sie verloren gewesen. Sie hätten dann allem allein gegenüber gestanden.
- Zu 5.2) Religiös war er durch die Eltern geprägt. Die Schule und der Jugendbund stärkten seine Religiosität und seine Identität als Jude aber.
- Zu 5.4) Die Schule war sehr wichtig. Sie hatte großen Einfluss auf ihn und war sehr „beruhigend“.
- Die Lehrer ermutigten die Kinder, freiwillig zu lernen.
- Am Gymnasium lernte er mehr „unter Druck“. An der jüdischen Schule taten die Schüler Vieles freiwillig, weil die Atmosphäre viel netter war.
- An der jüdischen Schule war es interessant.

**63      Telefonat mit Margot L. (ehemals: Düsseldorf; heute: USA) am  
12.03.2007, 21:00–22:00 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in deutscher Sprache.

- \*1923.
- 1929 wurde sie eingeschult.
- Sie besuchte eine katholische Volksschule an der Kaiserswerther Straße, dann das Schuback-Schmidt-Lyzeum in Düsseldorf.
- Sie war ziemlich ruhig und zurückgezogen.
- Im Lyzeum wurde sie nie schlecht behandelt.
- Sie war die einzige Jüdin in ihrer Klasse am Lyzeum.
- Das Verhältnis zu den Mitschülerinnen am Lyzeum war nicht schlecht. Sie sagt, es sei zwar ein eher kühles Verhältnis gewesen, das könne aber auch daran gelegen haben, dass sie selber nicht sehr auf andere Menschen zuging, eher zurückhaltend und schüchtern war. Sie kann nicht sagen, ob die Mitschülerinnen am Lyzeum ihrerseits ihr gegenüber reserviert waren.
- Sie kann auch nicht sagen, ob sich die Atmosphäre am Lyzeum nach 1933 änderte.
- Die Lehrer verhielten sich ihr gegenüber neutral.
- Sie hatte eine enge Freundin, die katholisch war und im Haus gegenüber wohnte. Mit dieser Freundin ging sie sogar zusammen in einem weißen Kleid zur Kommunion, da diese nicht ohne sie gehen wollte. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme hat sie diese Freundin nicht mehr gesehen. Sie hatte keinen Kontakt mehr zu ihr, da sie die Freundin nicht gefährden wollte.
- Antisemitismus spürte sie nur auf der Straße; dort spuckten Jungen sie an.
- Die Eltern sprachen mit ihr nicht über „Dinge“ und die politische Situation. Die Eltern wollten sie schützen und von den „Dingen“ fern halten. Über ihre Probleme konnte sie aber mit den Eltern sprechen.
- Die Eltern rieten ihr, sich ruhig zu verhalten, wenn es Probleme gab, Problemen aus dem Weg zu gehen und Anfeindungen zu ignorieren.

- Die Eltern wollten schon sehr früh aus Deutschland weg. Zunächst wollten sie nach Chile auswandern, dann ergab sich eine Möglichkeit, in die USA zu gehen.
- Das Elternhaus war nicht-religiös.
- Ihr war die Religion egal. Diese bedeutete ihr nichts und sie wusste nicht viel von Religion.
- Als sie die katholische Volksschule besuchte, nahm sie aus Neugier am katholischen Religionsunterricht teil, obwohl sie nicht teilnehmen musste.
- Als sie am Lyzeum war, hatte sie jüdischen Religionsunterricht. Sie lernte in diesem Unterricht Hebräisch, sagt aber, sie habe den Unterricht gehasst und sich nicht gerne mit „solchen Dingen“ abgegeben.
- Der Vater war mit dem Großvater zusammen im Schuhvertrieb tätig. Er kaufte Kinderschuhe beim Großhändler und verkaufte sie an Geschäfte weiter.
- Der Familie ging es nicht schlecht, sie gehörte zum Mittelstand.
- Der Großvater hatte im Betrieb mehrere Dienstwagen und Chauffeure.
- Die Familie beschäftigte ein Kindermädchen, eine Bügelfrau, eine Wäsche- frau und eine Köchin.
- Das Kindermädchen, das ständig bei der Familie war, konnte nach 1935 nicht mehr kommen.<sup>28</sup>
- Mit dem Kindermädchen feierte die Familie auch Weihnachten.
- Die jüdischen Feste wurden in der Familie nicht gefeiert. Die Eltern gingen nur an den allerhöchsten Feiertagen in die Synagoge, um sich dort einmal im Jahr sehen zu lassen.
- Die Mutter war Hausfrau.
- Die Familie war deutsch-jüdisch. Die Mutter stammte aus Düsseldorf, der Vater aus Halberstadt.
- Die jüdische Schule in Düsseldorf besuchte sie ab Ende 1936 oder 1937. Eventuell wechselte sie auch schon zu Ostern 1936 die Schule. Sie weiß es nicht genau.
- Sie wollte die Schule nicht wechseln und auf dem Lyzeum bleiben. Der Schulwechsel war eine Entscheidung der Eltern oder erfolgte einfach „wegen der Bestimmungen“.
- Sie kann sich nicht an den ersten Schultag oder die Klassenräume an der jüdi- schen Schule erinnern.
- Ihr Klassenlehrer, Herr Bergel, war ganz nett und ein „langer Lulatsch“. Er sprang immer herum und war ziemlich jung.
- Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern kam ihr eher freundschaftlich vor. Schüler und Lehrer waren ja alle im „selben Boot“.
- Die Lehrer konnten die Schüler nicht groß unterstützen; jeder war für sich und mit seinen Problemen beschäftigt.
- Sie hat auch nicht das Gefühl, dass sie und die anderen Kinder sehr unter der Situation während der nationalsozialistischen Herrschaft litten. Die Kinder empfanden die Situation nicht als so schlimm. Sie waren meistens zu Hau- se mit ihren Eltern zusammen und zu der Zeit war es auch noch ein „ziemlich normaler Prozess“. [Sie spricht von der Zeit bis zur Auswanderung der Fami- lie im April 1938.]
- Die jüdischen Kinder waren nicht bedrückt oder unglücklich und bedurften keines Trostes durch die Lehrer.

---

<sup>28</sup> Die „Nürnberger Gesetze“ vom September 1935 untersagten es „arischen“ weiblichen Hausan- gestellten unter 45 Jahren, in jüdischen Haushalten zu arbeiten.

- Die Schüler sprachen mit den Lehrern nicht über Politisches oder Auswanderungspläne.
- Man sprach nur über das, was zum Unterricht gehörte.
- Der Unterricht an der jüdischen Schule machte ihr mehr Spaß als der am Lyzeum. Man war unter Gleichen und „hing mehr zusammen“.
- Einen besonders engen Zusammenhalt unter den Schülern hat sie nicht empfunden; zumindest sie schloss sich nicht eng an die anderen Schüler an. Sie hatte nur einen engeren Freund an der Schule.
- In der jüdischen Schule spielte die Religion keine große Rolle, sie wurde nur im Rahmen des Religionsunterrichtes behandelt. Der Religionsunterricht war nicht anders als in anderen Schulen.
- Die jüdischen Feste wurden in der Schule gefeiert, sie waren ihr aber egal. Sie feierte die Feste mit, hatte aber keinen Bezug zu ihnen.
- Mit den Mitschülern sprach sie wenig über Persönliches oder die Auswanderung. Insgesamt wurde wenig über solche Dinge gesprochen. Eventuell war dies so, weil auch die Eltern zu Hause nicht viel mit den Kindern sprachen. So waren diese meist gar nicht in Pläne der Eltern eingeweiht und wussten nicht viel über die politische Situation.
- Sie war Mitglied in einer Sportgruppe des *RjF*.
- Sie betrieb dort allen möglichen Sport: z.B. Ballspiele und Gymnastik. [Sie kann sich nicht so genau erinnern.]
- Die Sportgruppe traf sich vielleicht einmal die Woche.
- In der letzten Zeit, in der sie noch in Deutschland war, sagt sie, sei „alles ziemlich auseinander gefallen“.
- Mitglied der Sportgruppe des *RjF* wurde sie mit etwa zwölf Jahren.
- Der Beitritt zur Sportgruppe erfolgte auf Betreiben der Eltern, eventuell, weil sie einen privaten Sportlehrer hatte, der wahrscheinlich auch zu der Gruppe gehörte.
- Die Kinder in der Sportgruppe waren alle etwa im selben Alter, Mädchen und Jungen waren in der Gruppe gemischt.
- Der Sport machte ihr Spaß.
- Politische Dinge oder die Religion spielten in der Sportgruppe keine Rolle.
- In der Gruppe hatte man das Gefühl, man könne mit Leuten zusammen kommen, ohne ständig aufpassen zu müssen, was man sagte.
- Den Sport machte sie nur für sich selber, er hatte keine große Bedeutung für sie.
- In der Sportgruppe hatte sie keine engen Freunde, die Gruppenmitglieder trafen sich nicht außerhalb der Gruppenzusammenkünfte.
- Zu 5.1) Sie fühlte sich ein wenig geborgener, da alle im „selben Boot“ waren. Man fühlte sich ein wenig sicherer, aber nur ein klein wenig.
- Zu 5.2) Die Schule beeinflusste ihre Religiosität und ihre Identität als Jüdin nicht.
- Zu 5.4) Die Schule war für sie in dem Sinne wichtig, dass sie ihr zu denken gab, ihr vermittelte, dass es wichtig ist, auch „hinter die Dinge“ zu schauen.
- Zu 5.3) Für sie waren eindeutig die Eltern am wichtigsten.
- Sie war auch nach 1945 nie religiös.
- In der ersten Zeit in den USA hatte sie Schwierigkeiten, anzugeben, dass sie Jüdin ist.
- Sie empfand es so, dass ihre Religion immer ein Hindernis für sie war.
- Sie wollte 1938 nicht aus Deutschland weg.

**68      Telefonat mit Schoschana Y. (ehemals: Essen; heute: Israel) am  
21.01.2007; 9:00–10:15 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in deutscher Sprache.

- \*1923 in Essen.
- Sie wurde 1929 in die jüdische Schule in Essen eingeschult.
- Die Familie wohnte an der Huyssenallee 15 in Essen.
- 1931 zog die Familie nach Wesel um. Dort besaßen Tanten der Mutter ein Geschäft für Babysachen, in dem die Mutter verschiedentlich aushalf. Die Familie übernahm das Geschäft, als die Tanten zu alt wurden, um es selber weiter zu führen.
- In Wesel besuchte sie die dortige jüdische Schule.
- Als die Familie noch in Essen wohnte, war der Vater reisender Vertreter für Herrenkonfektion im Ruhrgebiet.
- Die Familie hatte an der Huyssenallee eine kleine Wohnung mit zwei Zimmern und einer großen Wohnküche.
- Sie sagt, die Zeiten damals seien nicht gut gewesen wegen der Weltwirtschaftskrise<sup>29</sup>. Ihr aber fehlte es an nichts, darauf achteten die Eltern.
- Sie war ein Einzelkind.
- Die Mutter war oft kränklich. Eine Tante half der Mutter zeitweise im Haushalt.
- Als Kind unternahm sie viel mit den Eltern. Sie fuhr mit der Mutter Schlitten, und sonntags unternahm sie mit den Eltern Ausflüge in die Natur. Die Eltern waren Mitglieder der Naturfreunde<sup>30</sup>.
- Die Familie war nicht-religiös, sie selber besuchte aber jeden Samstag mit der Mutter den Gottesdienst in der großen Synagoge.
- Sie fand die Synagoge sehr beeindruckend und die Orgel sehr schön.
- Die Eltern waren deutsch-jüdischer Herkunft. Der Vater stammte aus der Nähe von Hanau, aus einem frommen Elternhaus.
- Die jüdischen Fest- und Feiertage wurden in der Familie beachtet.
- Die Eltern waren politisch „eher links“ (sozialistisch) orientiert.
- Die Großeltern waren fromm.
- Die Familie lebte nicht *koscher* [s. Glossar].
- Samstags ging sie mit ihren Eltern nach dem Besuch der Synagoge in den Handelshof, wo der Vater Geschäftsfreunde traf und sie spielte. Oder sie ging mit der Mutter in die Stadt zum Bummeln und Kaffeetrinken; meistens bekam sie bei der Gelegenheit ein Eis.
- Sie mochte den Religionsunterricht in der Essener jüdischen Schule sehr.
- Sie hatte außerhalb der jüdischen Schule keinen Religionsunterricht.
- Sie hatte im evangelischen Kindergarten, den sie besuchte, nichtjüdische Freunde. Insgesamt aber unternahm sie nicht viel mit anderen Kindern.
- Sie war eher mit ihren Eltern zusammen und unternahm viel mit ihnen.
- Die Mutter ging zweimal wöchentlich mit ihr in die Bibliothek, wo es eine „Lesestunde“ für Kinder gab. Sie mochte diese „Lesestunde“ sehr gern und war eine „Leseratte“.

---

<sup>29</sup> 1929 einsetzender, schwerer volkswirtschaftlicher Einbruch in allen Industrienationen, der sich u.a. in Unternehmenszusammenbrüchen, massiver Arbeitslosigkeit und Deflation äußerte.

<sup>30</sup> International tätige Umwelt-, Kultur-, Freizeit- und Touristikorganisation, deren Wurzeln auf die Arbeiterbewegung im späten 19. Jahrhundert zurückgehen.

- In der jüdischen Schule in Wesel hatte sie Freunde.
- Die Schule in Wesel war eine sehr kleine Schule mit nur acht bis neun Schülern, die alle von einem Lehrer, Herrn Dannenberg, unterrichtet wurden.
- Sie hatte in Wesel zwei Freundinnen in einem Nachbarhaus. Diese waren streng katholisch und spielten auch nach 1933 noch mit ihr.
- Das Geschäft der Eltern in Wesel war von nationalsozialistischen Boykottmaßnahmen betroffen. Die Eltern vermieteten das Geschäft und die Wohnung der Familie in Wesel, da sie eine Auswanderung nach Palästina planten.
- Die Eltern sprachen zu Hause über die Situation der Familie, auch mit Verwandten, die häufig zu Besuch kamen. Sie sagt, sie selber sei aber noch zu jung gewesen, „um die Dinge zu verstehen“.
- Sie erlebte keinen offenen Antisemitismus, wurde z.B. nicht von andern Kindern angefeindet. Die Familie verließ Deutschland im September 1935.
- In Wesel lief sie gerne auf der großen Ringstraße Rollschuh.
- Am ersten Schultag in der Essener jüdischen Schule hatte sie eine große Schultüte. Sonst hat sie keine Erinnerungen an den ersten Schultag dort und auch keine besonderen Erinnerungen an die Schule an sich [z.B. an das Klassenzimmer etc.].
- Ihre Klassenlehrerin war Frau Redner, von der sie glaubt, dass sie ganz nett war.
- Sie wurde von der Mutter immer zur Schule gebracht, wegen der Krawalle, die es schon vor 1933 zwischen Anhängern der NSDAP und linker Parteien gab, nicht etwa, weil sie von anderen Kindern angefeindet wurde oder sie und die Eltern dieses befürchteten.
- „Ich bin gerne in die Schule gegangen.“ „Ich habe gerne gelesen. Lesen war das Wichtigste.“
- Sie hat keine Erinnerungen an das Verhältnis von deutsch-jüdischen und ost-jüdischen Schülern an den jüdischen Schulen, die sie besuchte.
- Ihre Mutter äußerte sich manchmal geringschätzig über Ostjuden.
- Sie kann sich nicht erinnern, ob sie in der Schule in Essen Freunde hatte. Sie weiß aber noch, dass sie zu Kindergeburtstagen eingeladen wurde, die sie sehr schön fand.
- Der Lehrer Dannenberg in Wesel war ein sehr guter Lehrer, der oft mit den Kindern zur „Naturkunde“ ins Freie ging.
- In der Weseler jüdischen Schule wurden die wenigen Schüler aller Alterstufen zusammen unterrichtet. Während der Lehrer sich mit den älteren Schülern beschäftigte, bekamen die jüngeren Schüler Aufgaben zum Bearbeiten.
- Frau Redner an der Essener jüdischen Schule und auch Herr Dannenberg an der Weseler jüdischen Schule waren Respektpersonen für die Schüler. Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war eher distanziert.
- 1933 zog die Familie nach Düsseldorf um.
- Die Eltern wollten aus Wesel weg, weil es dort wenig anonym war. Jeder kannte die Familie durch das Geschäft.
- In Düsseldorf besuchte sie zunächst eine Mittelschule. Dort hatte sie eine sehr strenge, aber gerechte Lehrerin, die streng katholisch war. Sie erlebte dort keinen Antisemitismus durch Lehrer und Mitschüler. Eventuell achtete die Lehrerin darauf, dass sie nicht angefeindet wurde. An der Mittelschule hatte sie auch nichtjüdische Freundinnen.
- Sie ging nach der Schule immer gleich nach Hause, um Schularbeiten zu machen, nicht etwa, weil es z.B. Probleme mit anderen Kindern auf dem Schulweg gab.
- Zur jüdischen Schule in Düsseldorf bemerkt sie: „Dort war es sehr nett“.

- Besonders gefiel ihr der Englischunterricht an der Düsseldorfer jüdischen Schule. An der Mittelschule lernte sie Französisch, was ihr aber viel schwerer fiel als Englisch.
- An der jüdischen Schule in Düsseldorf hatte sie einen jungen Lehrer, den sie als sehr modern beschreibt. [Dieser Lehrer war Herr Bergel; sie erwähnt dies im weiteren Verlauf des Interviews.]
- Der Lehrer, Herr Bergel, wollte den Schülern ein Freund sein. Er war sehr nett und ein hübscher junger Mann.
- Herr Bergel war ihr Hauptlehrer in der Klasse. Er unterrichtete sie auch in Englisch und Neuhebräisch.
- Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war an der jüdischen Schule in Düsseldorf ganz anders als an der Mittelschule, die sie zuvor in Düsseldorf besucht hatte.
- Erst in der jüdischen Schule in Düsseldorf lernte sie modernes Hebräisch.
- Die Lehrer an der Essener jüdischen Schule waren eher älter und altmodisch.
- Herr Bergel war für sie „eine ganz neue Erfahrung“.
- Die jüdische Schule in Essen war eher eine „typische Volksschule“.
- Die Düsseldorfer jüdische Schule war sehr modern und gefiel den Schülern gut; das Verhältnis der Schüler zu den dortigen Lehrern war freundschaftlich.
- Über persönliche Dinge wurde im Unterricht der Düsseldorfer jüdischen Schule wahrscheinlich nicht gesprochen.
- In der jüdischen Schule in Düsseldorf war die Atmosphäre sehr gut. Die Schüler hatten Spaß im und am Unterricht. Es gab keine bedrückte Atmosphäre.
- An der jüdischen Schule in Düsseldorf hatte sie Religionsunterricht. Die Religion interessierte sie nur im geschichtlichen Sinne und spielte keine besonders große Rolle für sie. Sie mochte den Religionsunterricht zwar gern und las z.B. die *Tora* [s. Glossar], betrachtete diese aber mehr als „Lesestoff“.
- Sie mochte Naturkunde und Geographie, Mathematik hingegen gar nicht.
- Sie glaubt, die jüdischen Feste wurden in der Düsseldorfer jüdischen Schule gefeiert. Sie ging zu den Veranstaltungen nicht hin.
- In Düsseldorf war sie Mitglied des *Habonim*, in Essen und Wesel gehörte sie keinem Jugendbund an.
- Sie kam wahrscheinlich durch Mitschüler der jüdischen Schule zum *Habonim*.
- Beim *Habonim* gab es deutsch-jüdische und ostjüdische Mitglieder, es wurde kein Unterschied zwischen ihnen gemacht.
- Die *Habonim* -Gruppen waren nach Altersstufen eingeteilt.
- Beim *Habonim* gab es „Heimabende“, vermutlich einmal wöchentlich. Im Sommer trafen sich die Bundesmitglieder abends am Lagerfeuer. Sie erinnert sich, dass vom *Habonim* aus Ausflüge in die Umgebung Düsseldorfs unternommen wurden. An Zusammenstöße mit der HJ erinnert sie sich nicht.
- Bei den Treffen des *Habonim* lernten die Kinder und Jugendlichen hebräische Lieder, tanzten *Horra* [s. Glossar] und sprachen über Dies und Jenes. Es wurde viel über Palästina erzählt und Bilder von Palästina gezeigt.
- Sie hatte Interesse an Palästina und wollte dorthin auswandern.
- Die Mutter wollte ebenfalls nach Palästina auswandern; sie war überzeugte Zionistin. Der Vater wollte zunächst in die Niederlande emigrieren, der Mutter aber war dies zu nah an Deutschland.
- Beim *Habonim* spielte die Religion keine Rolle. Er war politisch links gerichtet.
- Die Stimmung/Atmosphäre beim *Habonim* war gut, die Treffen sehr schön und interessant.

- Die Treffen des *Habonim* boten den Kindern und Jugendlichen Abwechslung; dort konnten sie eine Zeit lang unbeschwert sein.
- Für sie als Einzelkind war der *Habonim* wichtig, weil sie sich dort mit Gleichaltrigen treffen konnte.
- Über die Treffen in der Gruppe hinaus gab es keine Kontakte unter den *Habonim*-Mitgliedern, diese trafen sich nicht außerhalb der Gruppe.
- Sie weiß nicht mehr, ob beim *Habonim* über Persönliches gesprochen wurde. Sie meint, eventuell wurde über Zukunftspläne der Mitglieder gesprochen.
- Zu 5.1) Sie war immer sehr optimistisch.
- Zu 5.2) Vielleicht haben die Schule und der Jugendbund sie in ihrer Religiosität beeinflusst. Sie meint, sie könne es aber nicht genau sagen, denn sie sei damals noch zu klein gewesen.
- Zu 5.4) Die jüdischen Schulen in Wesel und in Düsseldorf waren ihr sehr wichtig. In Düsseldorf war sie sehr froh, von der Mittelschule auf die jüdische Schule wechseln zu können. Auch wenn sie keine Anfeindungen durch Mitschüler an der Mittelschule erlebte, fühlte sie sich dort nie wohl. Der *Habonim* war sehr wichtig, da er die Möglichkeit bot, von zu Hause raus zu kommen und mit anderen Jugendlichen zusammensein zu können. Er bot Abwechslung.

**72      Telefonat mit Kurt (Zwi) E. (ehemals: Düsseldorf; heute: Israel) am  
12.08.2006; 18:40–19:05 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in deutscher Sprache.

Er war nie Mitglied eines jüdischen Jugendbundes. Er sagt, er sei zu jung gewesen.

1929 oder 1930 wurde er in die Volksschule an der Brehmstraße in Düsseldorf eingeschult. Er kann sich an die Zeit an dieser Schule nicht erinnern. Einzig den Namen seines Klassenlehrers weiß er noch. Er lautete S. Der Klassenlehrer lud die Kinder an seinem Geburtstag einmal zu Kakao und Kuchen ein.

Er erinnert sich nicht mehr, wann er in die jüdische Schule umgeschult wurde, sagt aber, dies sei gewesen, als jüdische Kinder nicht mehr auf die regulären Schulen gehen durften.

Hinsichtlich der Düsseldorfer jüdischen Schule erinnert er sich namentlich an seine Klassenlehrerin Frau Nußbaum und an Herrn Bergel, bei dem er Hebräischunterricht hatte. Beide Lehrer waren Respektpersonen. Vor Herrn Bergel hatte er großen Respekt, aber gelernt hat er nichts bei ihm.

Die Klassen in der jüdischen Schule waren dem familiären und weltanschaulichen Hintergrund der Schüler nach gemischt.

Er erinnert sich, dass die Schüler in der Klasse an einzelnen Tischen in Gruppen von vier Schülern zusammen saßen, so dass zumindest ein Schüler dem Lehrer den Rücken zukehrte. An der jüdischen Schule herrschte keine „rein schulische Atmosphäre“.

Mit Frau Nußbaum unternahmen die Schüler Ausflüge in den Grafenberger Wald.

Insgesamt empfand er die Lehrer nicht als Stütze oder Trostspender. Die Schüler sprachen nie mit den Lehrern über die schwierige Situation und persönliche Dinge.

Auch mit Mitschülern sprach er nicht. Er hatte in der jüdischen Schule keine Freunde. Er kapselte sich ab, aus Angst, er könnte etwas „Falsches“ sagen.

Seine Eltern waren in „gewissem Sinne religiös“. Er ging jeden Samstag in die Synagoge und zu Hause wurden die jüdischen Feste gefeiert. Die Eltern richteten sich zumindest teilweise nach den jüdischen Speisevorschriften.

Sein Vater war Frontkämpfer mit Auszeichnung im Ersten Weltkrieg. Seine Eltern erkannten nach der nationalsozialistischen Machtübernahme die Entwicklung der Dinge in Deutschland nicht, sonst, hätte sein Vater wahrscheinlich eine Auswanderung betrieben.

Die jüdische Schule brachte ihm die Religion nicht näher. Bevor er auf die jüdische Schule ging, hatte er keinen Hebräischunterricht. Er kann sich auch nicht erinnern, dass er jüdischen Religionsunterricht in der Zeit erhielt, in der er eine nichtjüdische Volksschule besuchte. Er selber war als Kind und Jugendlicher nicht religiös. Auch heute ist er nicht religiös.

Während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft hatte die jüdische Schule für ihn keine besondere Bedeutung. Heute, so sagt er, wisse er, warum er die jüdische Schule besuchte. Es sei deswegen gewesen, weil jüdische Schüler keine regulären Schulen mehr besuchen durften. Eine besondere Bedeutung misst er der Zeit an der jüdischen Schule nicht bei. Das einzige, so betont er, sei gewesen, dass die Schüler dort „intensiver“ gelernt hätten als an der regulären Schule.

**76 Gespräch mit Ernst R. (ehemals: Düsseldorf; heute: Langenfeld) am 09.10.2006; 14:00–15:30 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Das Gespräch fand in der Wohnung des Herrn R. und in deutscher Sprache statt.

E. R. Ich bin in Mönchengladbach zur Schule gegangen. Meine Eltern hatten in Mönchengladbach ein Herrenmodengeschäft. Und ich bin – sagen wir mal – ich bin '24 in Oberhausen geboren, da hatte mein Vater mit seinem Bruder ein Kaufhaus, das betrieben die zusammen. Das haben die sich später aufgeteilt. Der Bruder behielt das Kaufhaus und mein Vater bekam ein Geschäft in Mönchengladbach. Ein Herrenartikelgeschäft. Und da war ich 1½ oder zwei Jahre, wenn überhaupt. Da kam ich schon nach Mönchengladbach, als Baby. Ja, und da wohnten wir dann, tolle Wohnung. Das Haus gibt's heute noch, ich war schon da. Das Geschäft ging wahnsinnig, als wenn mein Vater der einzige gewesen wäre. Er war links und rechts voll mit Konkurrenz, aber zu meinem Vater kamen sie alle.

C. H. Wo war das Geschäft?

E. R. Auf der Hindenburgstraße 127. Das war damals die Hauptstraße Mönchengladbachs. Da kamen die Hausfrauen und brachten meinem Vater Gänse, Hühner, Eier und meiner Mutter und kauften dafür für ihre Männer Hemden, Krawatten. Da wurde immer Austausch gemacht. Und zu Weihnachten, war das natürlich wahnsinnig, mit was die da ankamen. Die kauften den halben Laden leer, da wurde getauscht. So hatten wir immer wunderbare Beziehungen zu der Landbevölkerung, die uns das ja alles lieferte. Und das lief alles wunderbar, das lief herrlich, nicht? Bis der so genannte „Herr Hitler“ kam, nicht? Das war dann 1933.

C.H. Wo sind sie in Mönchengladbach eingeschult worden?

- E. R. Äh, ich bin auf eine Schule gegangen, wo Christen und Juden zusammen gingen. Wir waren auf der Schule, äh, zwei jüdische Jungs, mehr nicht. Auf der christlichen Schule.
- C. H. War das eine Volksschule?
- E. R. Volksschule, ja. Und von da aus bin ich dann auf's Gymnasium in Gladbach gegangen. Das steht noch heute. Jetzt kommen wir zu einem schönen Thema. Da bin ich auf's Gymnasium gegangen. Und dafür musste ich einen Zeugen bringen, wie ich hierher kam und Wiedergutmachung wollte. Und wen nennt man nicht als erstes, wenn man seinen Vater hat? Seinen Vater! Habe ich meinen Vater benannt. Ich wohnte in Israel. Mein Vater wohnte hier, in Düsseldorf. Den hab' ich benannt. Da ist mein Vater zum Amt beordert worden, um die Aussage zu machen. Und dann hat er gesagt: „Mein Sohn? Das Gymnasium? Weiß ich nicht von.“ Kriegte sofort alles gestoppt, weil ich gelogen hab'.
- C. H. Warum hat er das gesagt?
- E. R. Er wusste es nicht mehr. Dann saß ich noch als Lügner auch da. Und dann bin ich hierher gekommen, deswegen. Und da bin ich dann direkt aufs Amt und da habe ich einen sehr netten Herrn gefunden. Der hat gesagt: „Herr R., machen wir doch kurzen Prozess. Fahren Sie nach Gladbach, gucken, wer da noch ist an der Schule, von Lehrern oder wo. Vielleicht kann sich irgendeiner an Sie erinnern.“
- C. H. Wann war das?
- E. R. Das war 1956. 1956/57. „Dann soll der Ihnen ein kleines Schreiben geben, dass er da bei Ihnen ...“ Also hab' ich mich auf die Socken gemacht. Ich wohnte im Hotel in Düsseldorf, war ja nur kurz zu Besuch. Meinem Vater, dem hab' ich keine Vorwürfe, nichts gemacht. Konnte ich nicht machen. Der wusste das auch gar nicht mehr, dass er das ausgesagt hatte. Das wusste der auch schon nicht mehr. Dann bin ich nach Gladbach und mein Gymnasium war jetzt ein Mädchengymnasium, nur Mädchen.
- C. H. Wissen sie den Namen noch von dem Gymnasium?
- E. R. [Zögert] Ich weiß das nicht mehr, wie das hieß, das Gymnasium. Aber das existiert noch. Und dann bin ich ins Sekretariat und die Frau da ... Ich sag' ... Ich wusste den Namen noch, den weiß ich jetzt nicht mehr: „Ist Lehrer sowieso hier noch tätig?“ „Ja“, sagt sie, „das ist heute der Rektor dieser Schule. Wer sind Sie denn?“ Da hab' ich ihr das gesagt. Da sagt sie: „Kommen Sie mal mit. Da gehen wir einmal in sein Büro und ich sage nicht, wer Sie sind.“ Klopfte an, „Herein!“ Wir beide ins Büro. Da sagt sie zu ihm: „Hier ist ein junger Mann, der behauptet, mal hier auf die Schule gegangen zu sein. „R.!!! Wo kommen Sie her?“ Als wenn ich vom Himmel kam ... Sofort, peng!
- C. H. Das ist ja eine tolle Geschichte.
- E. R. „So viele Jahre, so viele Jahre. Setzen Sie sich!“. Ich durfte nicht mehr weg gehen. Hat mich abends mit nach Hause genommen, zu sich nach Hause. Zum Abendbrot, seine Frau, seine Kinder ... „Erzählen Sie, wo waren sie? Wo sind Sie geblieben? Wo sind ihre Eltern? Was ist mit ihrem Bruder?“ Aber selbstverständlich diktierte ihr sofort ... Ich hab' auch irgendwo das Schreiben, aber ich habe es heute nicht gefunden. Und dann kam ich zu dem nach Düsseldorf, da zog der so ein Gesicht. Sagt er: „R., Sie dürfen mir das nicht übel nehmen, wenn Ihr eigener Vater, ja ... Ich bin gebunden.“ Sagt er: „Ich werde sofort sorgen, dass das sofort auf Ihr Konto geht. Ja, lief alles gut dann, nicht? Ja und dann, dann kam der Rektor dieses Gymnasiums,

nicht dieses, wo ich dann drauf ging und der bestellte meinen Vater zu sich. Oh, hab' ich gedacht, was ist denn jetzt kaputt? Der hat meinem Vater gesagt ... Da war so ein riesenlanger Turm. Kennen Sie den Düsseldorfer Hauptbahnhof? Der hat auch so einen Turm, mit 'ner Uhr dran. So war der Turm unseres Gymnasiums in Gladbach. Und da saß der oben in seinem Büro und sah jeden Mittag, wie wir zwei jüdischen Schüler von der HJ ... Schülern, Mitschülern, krumm und dumm und blutig geschlagen wurden. Jeden Mittag. Jeden Tag kam ich heulend nach Hause, aufgeschlagene Knie, blaue Augen. Wir kriegten Schläge wie junge Hunde. Der hat meinen Vater zu sich bestellt, was er hätte gar nicht tun dürfen, das hätte ihm den Job kosten können, wenn das raus gekommen wär. Und der hat gesagt: „Herr R., was ich Ihnen jetzt sage, das bleibt unter uns. Sie wissen ja, dass ich Ihnen das gar nicht sagen darf. Ich sehe jeden Tag, von hier oben meinem Fenster, wie Ihr Sohn blau und grün von den HJ-Mitschülern geschlagen wird. Ich rate Ihnen, nehmen sie ihn von der Schule. Das hat keinen Sinn. Der kann nicht lernen, denn der ist nur voller Angst: Was ist gleich wieder, wenn die Schule zu Ende geht?“ Da war natürlich mein Vater riesig dankbar, dass der so was sagte. Nicht wegen Leistung oder was, nur weil ich da immer Klöppe kriegte. Da hat mein Vater mich von der Schule genommen.

- C. H. Darf ich nachfragen, wenn Sie jeden Tag dort blutig geschlagen worden sind, was haben da ihre Eltern gesagt? Die haben das ja auch mitbekommen.
- E. R. Ja, sicher, die waren aber eingeschüchtert. Sie kennen die Zeiten damals. Es wurde von Tag zu Tag wurde es schlimmer. Von Tag zu Tag blieben die Kunden im Geschäft meines Vaters aus. Ja? Vor dem Geschäft stand ein SA-Mann, den seh' ich heute noch. Der hatte so ein Riesenschild am Bauch hängen: „Kauft nicht bei Juden!“ Und jeder Kunde, der zu meinem Vater reingehen wollte, den hat er am Arm gezogen und hat ihn angemacht und hat gesagt: „Sie wollen doch nicht zu dem Judd gehen? Hier gibt's doch genügend andere Geschäfte.“ Das hat der so lange gemacht, bis mein Vater kaputt war. Das hält kein Geschäft aus, nicht? Am Anfang waren die hohen Kunden meines Vaters, das waren Kommerzienräte und wie die sich alle nannten. Die riefen per Telefon an und sagten: „Schicken Sie mir heute Abend ihre Verkäuferinnen mit 'ner Partie Hemden für meinen Mann. Sie wissen, Herr R., wir können nicht mehr zu Ihnen ins Geschäft kommen, aber wir sind schon so viele Jahre treuer Kunde von ihnen und schicken ... Ja! Das lief noch, da konnte man sehen, wie beliebt meines Vaters Geschäft war. Bei Ärzten und allen ... Und das ging alles am Anfang noch, aber es wurde immer weniger.
- C. H. Haben Sie denn mit Ihren Eltern zu Hause über die Probleme gesprochen?
- E. R. Neeein, nein, nein, nein. Ich war ja Kind. Für mich war das alles Sensation, Neuigkeiten, nicht? Ich war zwölf ... 13 Jahre alt. Was sollte ich ...
- C. H. Ich meine auch über die Probleme, die sie in der Schule hatten z.B.
- E. R. Tja, das sah man ja. Wenn ich mittags nach Hause kam, war krumm und dämlich geschlagen, da hat meine Mutter immer gesagt ... Sie hat geweint und gesagt: „Was macht man denn mit Dir?“ Das war furchtbar! Auch für meine Eltern war das furchtbar. Ja, und dann bin ich von der Schule runter und da ging das Geschäft meines Vaters kaputt [hörbar bewegt] am Ende.
- C. H. Wissen Sie, wann Sie von der Schule runter sind?
- E. R. Ja, das war ... Warten Sie mal, warten Sie mal. Das war so '36/'37, um den Dreh herum, '35/'36/'37. Da sind meine Eltern nach Düsseldorf gezogen, weil sie gedacht haben, in einer großen Stadt ...

- C. H. Eine kurze Nachfrage. Eingeschult worden sind sie 1930 oder?
- E. R. Wie ich sechs, sieben Jahre war. Ich bin '24 geboren. Können sie sich ja ausrechnen. [Zeigt ein Foto des ehemaligen Düsseldorfer Gemeinderabbiners Dr. Max Eschelbacher.] Und das war mein Religionslehrer.
- C. H. Ah, Rabbiner Eschelbacher.
- E. R. Bei dem hab' ich Religionsunterricht gehabt. In der Synagoge war der immer. Jeden Freitagabend vor dem Gottesdienst. Der ist dann nach England geflüchtet und von England aus nach Frankreich gegangen, nachher. Und da ist er dann verstorben.
- C. H. Was mich interessieren würde, für die Zeit, in der Sie gerade in die Volksschule gegangen sind, so '31/'32/'33 ... Haben Sie da auch nichtjüdische Spielkameraden gehabt?
- E. R. Ja, selbstverständlich! Jede Menge! Jede Menge! Jede Menge!
- C. H. Und dann nach 1933? Haben die sich da von Ihnen zurückgezogen?
- E. R. Mehr oder weniger. Es ging langsam und doch schnell. Es ging zu schnell. [Zeigt einen Zeitungsartikel über einen rechtsextremistischen Vorfall in Düsseldorf aus dem Jahre 2000. Zeigt Fotos von der Pogromnacht am 9./10. November 1938 in Düsseldorf. Zu sehen ist das Haus, in dem die Familie an der Hüttenstraße in Düsseldorf wohnte mit aus dem Fenster geworfenem Mobiliar der Familie vor dem Haus.] Wissen Sie, ich kann heute noch keinem Menschen über 80 die Hand geben, tu ich nicht. Weiß ich, wie viele Juden der auf dem Gewissen hat? Sie haben alle niemanden auf dem Gewissen. Kommen wir nachher noch zu. Die Deutschen haben nichts gemacht, hat keiner einen Juden getötet. Woher? Woher wussten sie das? Sie wussten von Konzentrationslagern nichts. Sie haben nie was gesehen, nie was gehört. Aber Hunderttausende vom Wachpersonal und Wächter und Offiziere, haben dort gearbeitet und wussten von nichts?
- C. H. Können Sie sich noch, außer an diesen Rektor, an Lehrer erinnern, und wie die sich verhalten haben, am Gymnasium und auch an der Volksschule?
- E. R. [Zögert] An der Volksschule das ging ja noch. Das war ja am Anfang. Aber das Gymnasium [zögert]. Kann mich nicht erinnern. Ich kann mich nur an diesen einen Lehrer, konnt' ich mich erinnern. Wusste noch seinen Namen. Das war auch mein Glück. Heute weiß ich ihn nicht mehr. Und, der mir dann dieses Schreiben gegeben hat, dass er mich wieder erkannt hat und dass ich dort auf's Gymnasium gegangen bin. Da hing ja diese ganze Wiedergutmachungssache dran. Nee, Namen kann ich Ihnen da leider nicht geben.
- C. H. Dann wollte ich wissen, ob Ihre Familie religiös war?
- E. R. Nein, nein, wir waren nicht religiös. Aber Neujahr [*Rosch Haschana*, s. Glossar], Versöhnungsfest [*Jom Kippur*, s. Glossar], gingen wir alle gemeinsam in die Synagoge. Das war Pflicht. Das ist genauso wie bei Ihnen zu Weihnachten. Ja, das war Pflicht, da gingen wir in die Synagoge. Aber sonst das ganze Jahr nicht. Wir aßen auch nicht *koscher* [s. Glossar]. Das gab's bei uns auch nicht. Aber es gab kein Schweinefleisch und Schinken. Das gab es nicht. Da hielten wir uns wieder an die religiösen ..., an das, was die Religion vorschreibt.
- C. H. Aber nicht streng?
- E. R. Nein, nein. Um Gottes Willen. Bei uns wurde nicht mit Hut gegessen und gar nichts.
- C. H. Hatten Sie denn in der Zeit, in der Sie an der Volksschule waren, Religionsunterricht?
- E. R. Ja, bei dem, den ich ihnen gezeigt hatte.

- C. H. Ach, bei ihm hatten sie auch in Mönchengladbach schon Religionsunterricht?
- E. R. Ja, am Freitagnachmittag. Wollen wir mal so sagen, wir waren vom Religionsunterricht an der christlichen Schule befreit und gingen dafür Freitagnachmittag in die Synagoge und kriegten dort von dem Rabbiner Religionsunterricht.
- C. H. Das war dann in Düsseldorf?
- E. R. Das war in Mönchengladbach, in Düsseldorf, das war überall Dasselbe.
- C. H. Sie sind ja dann mit Ihren Eltern nach Düsseldorf gekommen und haben ab wann dort die jüdische Schule besucht?
- E. R. Das war nix, das ging ruck zuck. Das ging ruck zuck. Können Sie sich ausrechnen. Wie alt war ich? War ich zehn, elf? So ungefähr.
- C. H. Ich glaube, sie waren schon älter. Sie sagten 1936/37 ...
- E. R. 12, 13. Ja, '36/'37, so um den Dreh herum. Und das war nur ganz kurz, das war ein ganz kurzes Gastspiel. Dann war das schon wieder zu Ende. Und da hatten meine Eltern Verbindungen auf die Grafenberger Allee in Düsseldorf. Da war eine Loge.<sup>31</sup> Und in dieser Loge gab es auch ein Restaurant. Da wurden Karten und Mühle gespielt. Da saßen Menschen aller [unverständlich]. Und da waren christliche Serviererinnen. Und dort wurde ich angenommen als Kochlehrling. Dort habe ich angefangen, eine Kochlehre zu machen.
- C. H. Können Sie sich noch erinnern, an den ersten Tag ...
- E. R. Ja, ich sag' Ihnen das genau. Am 9. November 1938 stand ich morgens auf und wollte zur Arbeit fahren mit dem Fahrrad. Sagt meine Mutter: „Geh wieder ins Bett. Du kannst heut nicht zur Arbeit gehen. Sie haben heute Nacht alle jüdischen Männer in Düsseldorf und deine Dings da, haben sie kurz und klein gemacht.“ Ja, irgendwann bin ich dann aufgewacht, hatte gefrühstückt und mein Vater war nicht da. Da hat mir meine Mutter erklärt: „Da kommt jetzt eine große Aktion gegen jüdische Männer, die werden alle in Konzentrationslager gebracht“.
- C. H. Das wusste Ihre Mutter schon?
- E. R. Zur damaligen Zeit wurde der Reichs-SS-Führer Heydrich angeblich von einem Juden erschossen. [Hier irrt sich R. Es handelte sich bei dem Erschossenen um den Legationsrat Ernst vom Rath; s. auch in vorliegender Dissertation, Kap. 3.1.2, Anm. 8] Und der war Düsseldorfer. Der wurde in Düsseldorf mit einer riesen Pauken- und Trompetenbeerndigung ... Und da kam Hitler zu. Und weil Hitler kam, mussten alle jüdischen Männer weg. Weil sie hatten Angst vor einem Attentat. Und so neugierig wie ich bin ... Also, mein Vater war weg, meine Mutter erklärte mir, wo er ist. Ich sollte mit meinem Fahrrad dorthin fahren und mir Instruktionen holen. Bin ich da hin gefahren. Das war außerhalb, das war schon Oberkassel, glaube ich, war das. Und da hat mein Vater gesagt: „Sag der Mutter, sie soll einen Koffer packen. Mehr kann sie sowieso nicht tragen. Auf einer Krawatte steckt eine große Brillantennadel. Da können wir noch Geld für kriegen, wenn wir gar nichts mehr haben. Die soll sie auch mitnehmen und soll zum Bahnhof gehen. 3. Klasse. Das war ein Loch, ein schwarzes, furchtbares Loch, mit einfachen Holztischen. Das war damals Düsseldorfer Bahnhof, 3. Klasse. Und ja, da bin ich so hin- und zurück gependelt, zwischen meiner Mutter und meinem Vater, die nun wusste, wo er steckt. Und neben dem Haus, wo wir

---

<sup>31</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 3.

wohnten, war die Feuerwache. Die ist auch heute noch da. Die Feuerwehr von Düsseldorf. Da fuhren die raus. Tati, tata! Ich mit dem Fahrrad, neugierig wie ich bin, hinterher. Stand die Synagoge lichterloh in Flammen. Hab' ich gedacht, die fahren, um die zu löschen. Neein, neben der Synagoge war die AOK, ist sie heute noch. Da haben die sich aufgestellt, dass da bloß nichts dran kam. Die Synagoge haben sie niederbrennen lassen. Dann haben sie einen Juden, weiß Gott woher, mit Bart geholt. Die *Torarollen* [*Tora*, s. Glossar] haben sie auf die Straße geschmissen, haben sie zertrampelt und haben den alten Juden gezwungen, sich dahin zu knien und zu beten und laut zu singen ... und immer mit der Peitsche, die SS, immer, bis er flach war, tot war. Das hab' ich gesehen mit eigenen Augen, obwohl ich gar nicht da sein sollte. Dann bin ich erst nachher zu meinem Vater gefahren. Da hatte ich das aber schon gesehen. Das hab' ich dann meiner Mutter erzählt und die hat gesagt: „Ja, kannst ja mal an deiner Lehrstelle vorbeifahren, gucken, was da los ist. Aber die sollen heute Nacht da die christlichen Serviererinnen erschossen haben. Die sollen da alle auf der Erde liegen.“ Und genauso war's. Das war dann meine Lehre, die war dann auch zu Ende wieder.

- C. H. Darf ich noch mal zurückkommen zur jüdischen Schule? Können Sie sich noch an irgendetwas erinnern aus der Zeit, als Sie dort die Schule besucht haben? Also, z.B. den ersten Schultag, an Lehrer oder den Unterricht dort?
- E. R. Nicht mehr. Ich weiß schon so viel noch, aber da ist gar nichts mehr da. Ich weiß nur, dass ich nicht mehr zur Schule ging, dass ich nicht mehr zur Lehrstelle ging. Und dass meine Eltern jetzt feste dran arbeiteten, mich außer Landes zu kriegen.
- C. H. Vielleicht erinnern Sie sich noch, wie die Atmosphäre an der jüdischen Schule war?
- E. R. Ja, können Sie sich ja vorstellen, wie gespannt das alles war damals, nicht? Weil jeder wusste ja wie lange noch? Wie lange geht das noch?
- C. H. Es sind ja auch viele Eltern mit ihren Kindern ausgewandert.
- E. R. Ohhhh, ohhh, viele sind umgekommen, nicht? Viele sind, viele konnten nicht raus. Konnten nicht raus und sind umgekommen.
- C. H. Also, das hat man dann in der Schule schon gespürt?
- E. R. Au ja! Selbstverständlich. Die, die, die Klassen wurden ja immer kleiner, wurden ja immer kleiner, wurden ja immer weniger Kinder.
- C. H. Können Sie sich eventuell erinnern, welche Rolle die Lehrer dort für Sie gespielt haben? Haben die Ihnen – sagen wir mal – ein wenig helfen können?
- E. R. Nein, nein. Das hätten die niemals riskieren können. Weil damit riskierten sie ihren Job. Ihren Beruf, nicht? Das konnten sie nicht. Sie mussten zuschauen und auch wenn sie das nicht wollten, mussten sie das über sich ergehen lassen. Die HJ-Jungens waren stärker.
- C. H. Ich meine jetzt an der jüdischen Schule.
- E. R. An der jüdischen Schule?
- C. H. Ob die Lehrer für sie dort eine moralische Stütze waren?
- E. R. Ja, schon. Aber die waren ja selber gepeinigt und wussten ja, jeden Tag kann das aufhören. Und mit der Verbrennung der Synagoge hat's ja aufgehört. Da war ja die jüdische Schule, in der Synagoge war die jüdische Schule. Und mit der Verbrennung war Ende.
- C. H. Eine Zeit wurde die Schule an der Grafenberger Allee fortgesetzt.
- E. R. An der Grafenberger Allee war die Lehre.
- C. H. Die jüdische Schule wurde dort im Gemeindehaus weiter geführt.

- E. R. Das kann sein. Aber ich bin ja dann durch viel, viel Glück nach England gegangen. Mit einem Kindertransport<sup>32</sup>. Wo meine Mutter und mein Vater sich die Hacken für abgelaufen haben. Und um einen Kinderpass zu bekommen, hat meine Mutter am Präsidium von Düsseldorf, Polizeipräsidium, steht heute noch, meinen Pass beantragt. Und wie sie dahin kam und ihn abholen wollte, da hat dieser Mensch in diesem Büro, hat meine Mutter in die Ecke gestellt. Meine Mutter stand in der Ecke und heulte und heulte. Und im Nebenzimmer saß der Chef dieses Mannes, von dem Büro. Und der hat meine Mutter heulen gehört, und er kam von diesem Zimmer in das Zimmer. „Was ist denn hier los? Kommen Sie mal her!“ hat er zu meiner Mutter gesagt. „Warum weinen Sie denn so furchtbar?“ „Ja, der hat mich in die Ecke ...“ „Kommen Sie mal in mein Büro!“ Das war schon ein gewagtes Spiel, weil der andere, der hätte ihm ja was ... Da hat er meine Mutter mit in sein Büro genommen. Und das hat nicht lange gedauert, da kam meine Mutter wieder aus dem Büro und hatte den Pass für mich in der Hand. Und da war vorne auf der ersten Seite ein großes J. Das war mein Pass. Und damit konnte ich dann nach England. Mein Bruder sollte mitgehen.
- C. H. Wann war das?
- E. R. [Zögert] Neunzehnhundertacht..., neununddreißig. Bevor der Krieg ausbrach. Kurz vor Kriegsausbruch, kam ich nach Harwich, das liegt an der Kreidefelsenküste von England.
- C. H. Von Hoek van Holland wahrscheinlich.
- E. R. Ja, wir sind mit dem Zug gefahren, erstmal von Düsseldorf. Wurde uns eingetrichtert, kein Wort zu reden. „Es sind deutsche Spione im Zug, und wehe Ihr sagt da was Verkehrtes. Bis Ihr in England seid, haltet Ihr den Mund.“ Das wurde uns so eingetrichtert, das ahnen sie gar nicht. Ja, da sind wir alle stumm, sozusagen stumm, nach England auf dem Schiff gekommen oder was ... Das weiß ich auch all nicht mehr. Ich glaube, wir sind in Dover angekommen. Und das, dieses Kindercamp, das war ja von den Engländern aufgebaut worden, das war ja riesig groß. Da waren ja Tausende von ganz Europa, nicht nur aus Deutschland, von ganz Europa. Und, wie gesagt, mein Bruder sollte mitkommen. Der wurde abgelehnt von England aus, weil zu jung. Er war 2½ Jahre jünger wie ich, und der konnte da nicht mit. Da kam ich in England, in Nordengland, wo es am kältesten ist im Winter, auf einen Bauernhof.
- C. H. Ich möchte gerne noch einmal kurz zurückgehen. Waren Sie eigentlich in einer jüdischen Jugendgruppe?
- E. R. Ja, ich war im *Makkabi*.
- C. H. Ah ja.
- E. R. Und das war ich von Anfang meines Lebens. Schon seitdem ich laufen konnte. In der *Makkabi*-Sportgruppe. Da kommen wir noch nachher zu.
- C. H. Ja, gut.
- E. R. Ja, wie gesagt, da bin ich zu dem Bauern gekommen, in Nordengland. Elf, zwölf, 14 Grad Minus war gar nichts. Ich nur in kurzen Hosen. Können Sie sich vorstellen. Morgens um 5 Uhr raus, in die Dingsernte, Knospen schnei-

<sup>32</sup> Nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 erklärte sich die britische Regierung bereit, jüdische Kinder und Jugendliche aus Deutschland, Österreich, Tschechien und Polen aufzunehmen. Die jüdische Gemeinde in Großbritannien organisierte und finanzierte die Einreise (Kindertransporte) und Unterbringung der jüdischen Kinder und Jugendlichen. Insgesamt konnten ca. 10.000 jüdische Kinder und Jugendliche auf diesem Wege vor Verfolgung und Tod gerettet werden.

den, und ich bin dort erfroren. Dort hat man mich zurück gebracht ins Bauernhaus. Ich hatte dort ein Zimmer unterm Dach. Hat mich in mein Zimmer gelegt und einen Arzt geholt.

C. H. Also richtige Erfrierungen?

E. R. Ja, ja! Und der Arzt hat gesagt: „Das könnt Ihr nicht machen mit dem. Das ist doch ein Kind! Seid Ihr denn von Gott verlassen? Was macht Ihr denn mit dem?“ Tja, und da die mich nicht brauchen konnten als Kind, haben die mich zu dem Heim zurück geschickt. Da an die Küste. Und da hat man dann einen Bauern gefunden in Yorkshire. Wo es im Winter nicht so schlimm ist. Und der auch ganz ordentlich war, erstmal. Und zu dem bin ich dann gekommen. Ja, und da habe ich von der Pike auf gelernt, was es heißt, Bauer zu sein. Ich konnte Kühe melken, konnte Felder pflügen, konnte Schafe scheren. Das war natürlich gut. Hab’ ich sozusagen einen richtigen Beruf gelernt, ne? Ja, und bei dem war ich – was war ich bei dem? [Zögert] ’43 bin ich nach Bolivien – sagen wir mal vier oder fünf Jahre war ich bei dem. Und da hat der eines Tages draußen auf dem Feld in höchster Arbeit ... Das war die Hochsaison, wo seine Töchter und Söhne alle mithalfen, sonst nicht ... Was vorgefallen war, weiß ich nicht, auf jeden Fall hat er gesagt: „Du Saujude, ich schick’ Dich zurück zu Hitler!“ Und da hab’ ich eine Gabel genommen, so eine Heugabel, und bin auf ihn los. Und da hat der ältere Sohn das gesehen, ist dazwischen gesprungen und hat mich zurückgehalten. Und ich hatte einen guten Freund in der Stadt [unverständlich]. Das ist eine wichtige Stadt, die Pferdestadt von Yorkshire. Da hat die Mutter von meinem Freund, da war der Mann gefallen im Krieg, die hat immer gesagt: „Komm’ doch zu uns. Zieh doch zu uns. Lass’ Dich nicht so ausnutzen. Der nutzt Dich doch aus bis auf die Knochen.“ Da hab’ ich mein Bündel gepackt, stehenden Fußes, und bin zu dieser Frau und diesem Freund von mir gezogen. Er [er meint hier den Bauern, bei dem er zuletzt war] hat mir auch anfangs keine Schlüssel vom Haus gegeben. Ich konnte sozusagen abends nie weggehen. Ich bin ja älter geworden mit den Jahren und hab’ dann eine Leiter an mein Fenster gestellt. Und die Engländer haben ja diese Fenster [zeigt mit den Händen ein Flügelfenster], und hab’ den Hebel ’rum gemacht, dass wenn ich nachts nach Hause kam, dann bin ich rein, bin runter in die Diele, hab’ die Tür aufgemacht, hab’ die Leiter weg gestellt, dass keiner merkte. Aber irgendwann haben die das spitz gekriegt und haben gesagt: „Wie kommt denn der hier rein?“ Und da sind die in mein Zimmer und haben gesehen, dass der Riegel auf war. Da haben die den Riegel zugemacht und da kam ich abends mit meiner Leiter und kam nicht rein. Da bin ich den halben Weg mit meinem Fahrrad wieder zurück gefahren, zur Polizeiwache, und hab’ gesagt: „So und so und so und so ...“. „Ja, bleiben Sie mal hier heute Nacht. Können Sie schlafen. Wir werden morgen Früh Ihren Chef anrufen. Das gibt’s ja nicht. Einen Schlüssel muss er ihnen geben, hat er ihnen zu geben.“ Ja, und da haben die dann morgens meinen Chef angerufen und ihn sozusagen gezwungen. Und wie dann das Verhältnis wurde, das können sie sich ja vorstellen.

C. H. Ja. Kommen wir nun zurück zum *Makkabi*. Oder wollen sie erst ...

E. R. Ja, ja.

C. H. Sie sagten, Sie sind schon von klein auf Mitglied im *Makkabi* gewesen. Können Sie sich noch erinnern, wie die Gruppe, in der Sie dort waren, zusammengesetzt war?

E. R. Kindergruppen.

- C. H. Was haben Sie dort gemacht? Es war ja ein Sportverein.
- E. R. Ballspiele. Ballspiele. Und so was.
- C. H. Hatten Sie in der Gruppe, beim *Makkabi*, viele Freunde?
- E. R. Weiß heut' nichts mehr davon. Bestimmt hatten wir Freunde. Aber ich weiß da heute nichts mehr von. Das ist alles weg.
- C. H. Hmm. Vielleicht können Sie sich noch erinnern, in der Zeit, als die Nationalsozialisten an der Macht waren. Wie war das dann in der Gruppe? Haben Sie sich darüber unterhalten untereinander, was vor sich geht? Am Anfang waren Sie ja noch sehr klein, aber, ich sag' mal, als Sie schon etwas älter waren.
- E. R. Ja, ich war nachher in einer Gruppe ... Na, Quatsch, ne, ne, das war nicht in Deutschland, das war in La Paz, das war in La Paz. Da kommen wir noch zu. Ne, da weiß ich gar nichts mehr von, gaaar nichts mehr. Was in Deutschland war, da weiß ich gar nichts mehr von. Ich weiß nur, das erste Jahr, erste Jahr, wie ich in England war ... Ich habe am 27. Januar Geburtstag und das war ein riiiiiesen Essraum. Sie können sich nicht vorstellen, wie viele Tische und wie groß. Und da ging dann über Lautsprecher: „R., Telefon!“ Und da lief ich hin. „Ja, gehen Sie an den Apparat, Ihre Eltern, von Deutschland.“ Und da hab' ich so geheult, dass meine Mutter hat gesagt: „Wir können Dich nicht verstehen, Du weinst ja nur.“ Ja, ich hab' so geheult vor Heimweh, dass ich da im fremden Land alleine war. Das Gespräch war also Katastrophe, Katastrophe. Und da hab' ich gedacht, dadurch, dass nachher ein Schiff nach Südamerika, wo meine Eltern drauf sein sollten, untergegangen ist, weil die deutschen U-Boote es untergingen ließen, zertrümmerten, zerbombt, zerschossen haben, da waren für mich meine Eltern tot und mein Bruder auch.
- C. H. Sie dachten, sie seien tot?
- E. R. Ja, sie sind auf dem Schiff. Und laaange, lange, lange Zeit später kriegte ich aus Bolivien, wo die sich über Rotes Kreuz und was weiß ich alles schlaue gemacht hatten, wie sie an mich 'ran kommen, wo ich bin in England noch, kriegte ich denn ein Schreiben von meinen Eltern, dass sie leben, dass sie sind raus gekommen und sie wollen mich nach holen.
- C. H. Und das war 1943?
- E. R. 1943. Mir wurde dann angetragen, Engländer zu werden. Ich war lange genug in England und konnte Engländer werden, war aber schon so weit hier im Kopf, dass ich sagte, der Engländer kämpft bis zum letzten Australier, bis zum letzten Indier – das waren alles die Kolonien –, bis zum letzten Schotten, bis zum letzten sowieso, wie mich. Geht gleich an die Front, so wie ich England ... englischen Pass hab, gehst du gleich an die Front. Das hab' ich abgelehnt. Das war mein Glück. Genau so war's. Ich wollt nicht Engländer werden und hab' meinen Eltern dann geschrieben, sie möchten mir die Schiffsreise zukommen lassen, weil ich ... Das war wahnsinnig teuer, das dauerte sechs Wochen, sechs Wochen! Von Liverpool nach Buenos Aires. Heute fahren sie das in zwei Wochen. Sind sie da. Ja, da bin ich dann ... Da haben die mir alles geschickt, meine Eltern. Die wollten ja, dass wir alle wieder zusammen kamen. Und da bin ich dann mit dem Schiff nach Buenos Aires. Unterwegs liefen wir die Kanarischen Inseln an. Jetzt passen sie mal auf, was für Schweine die Engländer wirklich sind! Unser Schiff war halb Frachter, halb Passagier. Das war voll geladen mit Öl. Wo wurde das Öl abgeladen und für wen? Wir wurden vom Kapitän des Schiffes alle auf Deck beordert und mussten alle schwören, was wir sehen, dass wir nie darüber berichten werden. Und was sahen wir? Das Öl wurde auf spanische

Schiffe gepumpt. Und wo war Spanien? Im Krieg mit Deutschland! Zusammen! Franko – Hitler, das war ja eine Achse. Also, wozu starben englische Soldaten? Dass England schickt Öl an den Feind. Überlegen Sie sich das mal! Das kann man gar nicht ... Wer das nicht gesehen hat, so wie ich, und noch heute lebt, und das alles weiß, der hat für die Engländer nicht so viel übrig. Und da war ja vor kurzem eine Dame aus England, vielleicht haben Sie davon gehört, eine Dame aus England in der Gedenkstätte, da bei ihnen, die einen Vortrag gehalten hat. Frau Genger wird ihnen sagen, die weiß das, wer das war. Die kam aus England rüber, die war meines Alters und sprach in einem großen Saal, zu Juden und Nichtjuden. Und ich wurde von Frau Genger eingeladen, das mir anzuhören und vielleicht auch dazu was zu sagen. Ja, jetzt hörte ich, wie die die Engländer in den Himmel lobte. Hat einen Engländer geheiratet, war Deutsche, so wie ich, nicht? Hat einen Engländer geheiratet, war Engländerin. Ja, und das konnte ich nicht auf mir sitzen lassen. Und da hab' ich mich zu Wort gemeldet und kam ich auch dran, und da hab' ich die in Grund und Boden gemacht. Ich sagte ... Sie hatte ein Buch, das verkaufte sie hier „Die Jahre in Deutschland der Nazi-Zeit“. Und da hab' ich sie in Grund und Boden gemacht. Und da hat sie dann nachher gesagt, ja, ich hätte doch vielleicht Recht, ihr wäre es am Anfang auch nicht gut gegangen. Das hat mit Anfang und Ende nichts zu tun, es geht um die Grundeinstellung der Engländer zu dem allen. Ne? Die waren auf einmal genauso und sagten: „Bloody Jews! The Bloody Jews!“, hieß es dann. Das war dasselbe Vokabular wie in Deutschland. Das war nichts anderes! Nur hab' ich das bis zum Schluss erlebt. Und sie nicht. Sie hat einen Mann geheiratet, da war für sie England ... Halleluja! Und da kam sie nachher. Ich saß draußen und gab einer Journalistin von der Rheinischen Post ein Interview. Die wollte unbedingt wissen, warum ich so konträr ... Und da kam sie dann raus, wie es zu Ende ging, und sah mich mit der jungen Journalistin da sitzen und kam zu mir und entschuldigte sich vielmals und meinte, und meinte ... Und ich sage: „Kommen Sie, hören Sie auf. Unsere beiden Schicksale sind nicht zu vergleichen.“ Ich sag': „Ist gut, Sie haben sich entschuldigt, ist erledigt, aber lassen wir das. Da bin ich ganz, ganz anderer Meinung.“

- C. H. Lassen Sie mich noch fragen: Haben vielleicht die jüdische Schule oder die Jugendgruppe Ihnen irgendwie geholfen, vielleicht auch in der Zeit besser ...
- E. R. Nein, nein, nein. Da hat ihnen keiner geholfen, weil jeder hatte mit sich selbst zu tun. Jede jüdische Familie war drauf auszureisen, nicht ins KZ zu kommen. Die hatten ... Jeder hatte so viel mit sich selbst zu tun. Ihre Existenzen waren verloren. Es war nicht nur mein Vater, wo das Geschäft kaputt ging. Es waren ja alle Juden, die ihr Geschäft kaputt gingen. Und, äh ...
- C. H. Haben die jüdische Schule und die Jugendgruppe eine wichtige Rolle für sie gespielt?
- E. R. Nein, nein, nein, nein. Das ging gar nicht. Wir hatten alle mit uns selbst zu tun. [Zeigt Fotos vom Geschäft der Familie.] Das ist das Geschäft meines Großvaters. Der hatte 14 Geschäfte.
- C. H. Ist das dann in Oberhausen?
- E. R. Nein, das ist in, in Mönchengladbach.
- C. H. Ach so. Haben sie dort an der Hindenburgstraße gewohnt?
- E. R. Ja, ja. In der Hindenburgstraße 127. Der hatte zehn – oder weiß ich – Geschäfte über den ganzen Niederrhein, Gladbach ... Ich weiß nicht, was alles

dazu gehörte. Da hatte der alles Geschäfte, der war steinreich, der Mann. Und der hat seinen beiden Töchtern, meiner Tante und meiner Mutter, hat der beiden großes Vermögen vererbt, schon zu Lebzeiten.

C. H. Stamnten ihre Eltern beide aus Oberhausen?

E. R. Mein Vater war Wuppertaler. Meine Mutter war Wittenerin, Witten an der Ruhr. Der Vater meines Vaters starb am Frühstückstisch, wie er ein Telegramm per Feldpost bekam ... Mein Vater waren elf Geschwister ... Elf! Stellen Sie sich mal vor! Gab's damals noch. Da bekam der Vater meines Vaters, wie gesagt, ein Feldposttelegramm, dass der elfte Sohn 1418 [er sagt hier tatsächlich 1418, meint aber 1918] gefallen ist. Und der hieß Ernst. Und nach dem bin ich benannt. Und mit dem Telegramm starb er, am Frühstückstisch. Der hat 'nen Herzschlag gekriegt, der Vater meines Vaters, den ich also gar nicht mehr kennen gelernt hab'. Die Frau meines Großvaters mütterlicherseits, die hängt da [zeigt auf ein Foto], die ist da, die hab' ich noch kennen gelernt. Bei der hab' ich auf dem Töpfchen gesessen [lacht].

C. H. Ja, gut, ich denke, das können wir dann abschalten jetzt.

## **82      Telefonat mit Martin O. S. (ehemals: Essen; heute: USA) am 25.01.2007, 20:00–21:15 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in deutscher Sprache.

- Bis 1933 hatte die Familie wenig mit ihrer Religion zu tun.
- Ab 1933 wurde die Familie, eventuell aus „Trotz“, in religiösen Dingen etwas aufmerksamer. So veranstalteten z.B. die Großeltern, die nicht religiös waren, in Aplerbeck, in ihrem Haus, Gottesdienste für die kleine jüdische Gemeinde.
- Er wurde nicht religiös erzogen.
- Die Religion im „strikten Sinne“ spielte in der Familie keine Rolle, sie war aber immer gegenwärtig.
- Die Mutter sagte ihm oft, er solle stolz sein auf sein Judentum. Er verstand das seinerzeit nicht, verneinte die Religion aber auch nicht.
- Im März 1937 wurde er *Bar Mizwa* [s. Glossar] bei Rabbiner Dr. Hahn.
- Er hatte privaten Unterricht in Hebräisch und Italienisch.
- Die Eltern sprachen mit den Kindern nicht über ihre Auswanderungspläne.
- Im Juli 1937 wanderte die Familie aus, zunächst nach Italien.
- Über Probleme und persönliche Dinge sprachen er und seine Geschwister [er hat eine Schwester und einen Bruder] mehr mit dem Kindermädchen als mit der Mutter. Die Mutter verbrachte täglich ein bis zwei Stunden mit ihm und seinen Geschwistern.
- Die Familie ging nicht regelmäßig zur Synagoge, nur an den hohen Feiertagen.
- Regelmäßig ging er erst zur Synagoge, als er sich auf seine *Bar Mizwa* [s. Glossar] vorbereitete. Er hatte damals eine kurze „religiöse Phase“.
- Auf seinem Schulweg zur jüdischen Schule, der zehn bis 15 Minuten dauerte, erlebte er nie antisemitische Vorfälle. Die ersten vier Jahre seines Besuchs in der jüdischen Schule [eingeschult wurde er 1930] waren „ruhig“.
- Ab 1934 wurde es dann schwieriger.
- Er und seine Geschwister wuchsen sehr behütet auf und spielten fast nur unter Aufsicht des Kindermädchens zu Hause im Garten.
- An einen Vorfall nach 1933, den er als antisemitisch beschreibt, erinnert er sich: Einmal warfen Jungen von der Straße Steine über die Gartenmauer des

Elternhauses, als er und seine Geschwister im Garten spielten. Er und seine Geschwister warfen mit Lehmkugeln zurück. Sein Vater musste nachher für die Reinigung der Straße sorgen.

- Er hatte keine nichtjüdischen Freunde. Er erinnert sich nur an einen Freund am Gymnasium [er besuchte ab 1934 das Helmholtzgymnasium in Essen], der aber nicht zu ihm nach Hause kam, da dessen Eltern dies nicht erlaubten. Er selber durfte diesen Freund nicht in dessen Straße besuchen.
- Ansonsten hatten die Geschwister zwei jüdische Freunde, die zum Spielen in den Garten des Elternhauses kamen.
- Manchmal boxten und beschimpften ihn andere Schüler auf dem Weg zum Gymnasium.
- Er war ein eher schüchterer Junge und traute sich lange nicht, sich zu wehren.
- Die Eltern rieten ihm, sich gegen Pöbeleien und Angriffe stärker zu wehren.
- Erst bei einem Schulausflug seiner Klasse des Gymnasiums nach Spiekeroog lernte er ein wenig Boxen und sich zu wehren.
- Er und seine Geschwister hatten Tennisunterricht. Sie gingen außerdem anfangs in ein Schwimmbad nahe der Synagoge, später in das Schwimmbad im jüdischen Jugendheim. Er und seine Geschwister hatten private Turnstunden bei Herrn Redner.
- Er war Mitglied des *Hakoah*, nahm aber nur sehr selten an den Trainings teil.
- Er war in keinem Jugendbund Mitglied.
- Er wäre gerne in den *J.P.D. – Makkabi Hazair* gegangen. Seine Eltern waren mit einer Mitgliedschaft in diesem Bund nicht einverstanden.
- An seinen ersten Schultag in der Essener jüdischen Schule hat er keine Erinnerung, nimmt aber an, dass ihn das Kindermädchen zur Schule begleitete.
- Er hatte bei seiner Einschulung einen Tornister und eine Schultüte.
- Er sagt, die jüdische Schule sei „sehr brutal“ gewesen, das Gymnasium „noch brutaler“.
- Die meisten Lehrer prügeln, besonders am Gymnasium.
- Am Gymnasium wurden die Schüler schon geprügelt, wenn sie eine Antwort nicht wussten.
- Am Gymnasium gab es einen Geographielehrer, der ihn nicht ausstehen konnte.
- Die Atmosphäre an beiden Schulen, an der jüdischen Schule und am Gymnasium bestand für ihn vor allem aus Angst, Angst vor Strafen und Prügeln.
- Er selber wurde am Gymnasium ein- bis zweimal mit dem Stock geschlagen.
- In der jüdischen Schule wurde der Stock auch verwendet, aber nur, wenn ein Kind außergewöhnlich ungezogen war.
- Er wurde 1930 in die jüdische Schule an der Sachsenstraße eingeschult.
- Er kann sich nicht an Auseinandersetzungen der jüdischen Schüler mit den nichtjüdischen Schülern, mit denen sich die Schüler der jüdischen Schule an der Sachsenstraße ein Schulgebäude teilten, erinnern. Er selber vermied Auseinandersetzungen.
- In seiner Klasse in der jüdischen Schule waren 30 bis 40 Schüler.
- Er erinnert sich, dass die Schulbänke der jüdischen Schule mit eingravierten Aufschriften versehen waren.
- Im Großen und Ganzen war die jüdische Schule eine „regelmäßige Volksschule“.
- Es gab Wandtafeln und die Schüler hatten ihre eigenen Schiefertafeln.
- Die Lernumstände an der jüdischen Schule waren sicher nicht schlechter als an christlichen Schulen.
- Herr Isaak war der Rektor der Schule; Fräulein Samson war hysterisch und dick, aber eigentlich eine gute Lehrerin.

- Fräulein Steinfeld war eine ältere Dame mit hohen Stiefeln und nicht so streng, duldet aber keinen Unfug. Sie strafte nicht körperlich, redete aber mit den Eltern der Kinder, wenn die Kinder in der Schule ungezogen waren. Fräulein Steinfeld war auch bei seinen Eltern zu Besuch. Zu ihr bestand außerhalb der Schule eventuell ein freundschaftliches Verhältnis.
- Ansonsten bestand zwischen Lehrern und Schülern der jüdischen Schule kein persönliches Verhältnis.
- Die Schüler sprachen mit den dortigen Lehrern nicht über Persönliches.
- Der Hauptlehrer am Gymnasium, ein Dr. L., war sehr streng und schlug die Schüler.
- In seiner Klasse am Gymnasium gab es noch einen weiteren jüdischen Schüler. Mit diesem hatte er aber außerhalb der Schule keinen Kontakt.
- Dr. L. war nicht antisemitisch. Er las mit dem anderen jüdischen Schüler, der orthodox war, hebräische Texte.
- An der jüdischen Schule hatte er nicht viele Freunde.
- Manchmal gingen er und seine Geschwister zu einem Onkel zum Spielen.
- Sie wurden beim Spielen immer überwacht, z.B. vom Kindermädchen.
- Im Großen und Ganzen waren er und seine Geschwister immer zu Hause.
- Zwischen den ostjüdischen und den deutsch-jüdischen Kindern in seiner Klasse der jüdischen Schule gab es keine große Differenz.
- Sein Bruder machte zwischen den ostjüdischen und den deutsch-jüdischen Kindern in seiner Klasse keinen Unterschied. Er suchte im Gegenteil eventuell sogar bewusst ostjüdische Freunde, da die ostjüdischen Kinder neidisch auf den Wohlstand der Familie waren und er unter ihnen der „König“ sein konnte.
- Seine Eltern hatten Vorurteile gegenüber Ostjuden und auch er war ein wenig durch dieses Denken geprägt. Er hatte aber nichts gegen Ostjuden, „solange sie gewaschen waren“.
- In seine Klasse an der jüdischen Schule gab es Cliques, er aber war nicht an einer Cliquenbildung beteiligt.
- Die Religion spielte an der Schule keine außergewöhnliche Rolle. Manche Lehrer ließen die Religion, wo möglich, in ihren Unterricht einfließen. In der Regel war dies aber nicht der Fall.
- Seine Religiosität beeinflusste die Schule nicht. Religion war ein Fach wie jedes andere auch.
- Er weiß nicht, ob die jüdischen Feste in der Schule begangen wurden.
- Über Probleme sprach er nicht mit den Mitschülern, nur mit seinem Kindermädchen.
- Zu 5.1) Die Schule hat ihm nicht geholfen. Seine Familie war vor den antijüdischen Maßnahmen und dem Antisemitismus sehr geschützt, weil der Vater Vertreter des tschechoslowakischen Konsulates war.
- Zu seinen Mitschülern am Gymnasium hatte er außerhalb der Schule keinen Kontakt.
- Ein paar der Mitschüler am Gymnasium waren antisemitisch, aber nicht auf körperlicher Ebene.
- Als es dann mit dem Antisemitismus im Gymnasium schlimmer wurde, war er schon ganz gut in seine Klasse integriert.
- Zu 5.2) Die Schule beeinflusste weder seine Religiosität noch seine Identität als Jude.
- Zu 5.4) Die jüdische Schule war in erster Linie als Volksschule wichtig, nicht als *jüdische* Volksschule.

**85      Telefonat mit Hannah W.-K. (ehemals: Düsseldorf; heute: USA) am  
17.02.2007; 16:30–17:15 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in deutscher und englischer Sprache.

- \*1924.
- Sie besuchte zunächst eine Volksschule an der Kreuzstraße in Düsseldorf, wurde dort 1930 eingeschult.
- Wahrscheinlich hat sie anschließend ca. ein Jahr lang das Müller-Lyzeum besucht.
- 1936 wanderte sie zu Freunden der Familie nach Großbritannien aus. Die Eltern kamen 1939 nach und gemeinsam reiste die Familie in die USA aus.
- Die Familie wohnte an der Grünstraße.
- An der Volksschule an der Kreuzstraße hatte sie eine sehr nette, mütterliche Lehrerin, die sie sehr mochte.
- Sie kann sich nicht erinnern, ob sie in der Volksschule und am Müller-Lyzeum viele Freunde hatte.
- Sie persönlich erlebte keine antisemitischen Vorfälle. In der Schule und auf der Straße, sagt sie, habe man in den 1930er Jahren [sie weiß nicht, ob auch schon vor 1933 oder erst nachher] im Großen und Ganzen schon Antisemitismus gemerkt. Nichtjüdische Kinder kamen nicht mehr mit den jüdischen Kindern zusammen. Die Mitschüler am Müller-Lyzeum waren nicht besonders nett.
- An den Unterricht an der Volksschule in der Kreuzstraße erinnert sie sich nicht. Sie sagt, er sei „ok“ gewesen.
- Nach 1933 veränderte sich in der Volksschule schon etwas.
- Die Familie war nicht-religiös. Die Eltern gehörten der Reformgemeinde an und gingen nur an den hohen Feiertagen in die Synagoge.
- Sie selber besuchte die Synagoge nur an den Feiertagen, hatte während des Jahres in der Synagoge „Instruktionen“. [Meint sie eventuell den Religionsunterricht?]
- Sie hatte einmal wöchentlich Religionsunterricht in der Synagoge. An Inhalte des Unterrichts erinnert sie sich nicht. Sie erinnert sich an „nichts Besonderes“.
- An der Volksschule in der Kreuzstraße wurde sie in den Religionsstunden hinausgeschickt und konnte in einem anderen Raum lesen.
- Die jüdischen Feiertage wurden zu Hause im Kreis der engeren Familie gefeiert.
- Sie hatte einen zwei Jahre jüngeren Bruder.
- Sie ging in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft nicht viel nach draußen, weil die Möglichkeiten beschränkt waren. Am Wochenende war sie meistens mit den Eltern zusammen, in der Woche war sie in der Schule oder beim Sportverein *Makkabi*.
- Sie hatte nicht viele nichtjüdische Spielkameraden.
- Sie hatte ein paar jüdische Spielkameraden. Dies waren Kinder von Freunden der Eltern.
- Mit ihren Eltern sprach sie nach 1933 nicht über Probleme oder die politische Situation, denn die Eltern wollten sie schützen und die Entwicklungen vor ihr und dem Bruder verbergen.
- Sie trat bereits vor 1933 in den Sportverein *Makkabi* ein. Sie kann sich nicht erinnern, wann genau der Eintritt erfolgte, sagt aber, sie sei noch sehr jung gewesen.
- Sie war ca. zwei- bis dreimal die Woche bei den *Makkabi*-Treffen.
- Die Gruppen beim *Makkabi* waren nach dem Alter der Kinder eingeteilt.

- Sie machte dort Gymnastik.
- Die Leiter der *Makkabi*-Gruppen waren sehr athletisch, beliebt und für die Kinder „role-models“.
- Sie erinnert sich nicht daran, wie die *Makkabi*-Gruppen zusammengesetzt waren [ob es auch religiös-orthodoxe und ostjüdische Kinder gab], glaubt aber, dass die Gruppen gemischt waren.
- Sie selber hatte kaum Kontakt zu Ostjuden. Nur zu einer ostjüdischen Familie im Haus gab es Kontakt. Diese wurde aber schon sehr früh „weggebracht“.
- Sie selber hatte nie Probleme mit Ostjuden.
- Die Treffen des *Makkabi* fanden in einem „Gymnasium“ ganz in der Nähe der Grünstraße statt. [Meint sie mit „Gymnasium“ eventuell eine Turnhalle?]
- Mit anderen Kindern aus der *Makkabi*-Gruppe verabredete sie sich nicht außerhalb der Treffen.
- Die Mitglieder ihrer *Makkabi*-Gruppe hatten untereinander ein gutes Verhältnis.
- Beim *Makkabi* ging es nur um den Sport, Politik spielte in keiner Weise eine Rolle. Auch die Gruppenleiter versuchten nicht, die Kinder politisch zu beeinflussen.
- Die Religion spielte beim *Makkabi* keine Rolle, über sie wurde nicht gesprochen.
- An die Atmosphäre in der *Makkabi*-Gruppe kann sie sich nicht erinnern, meint aber, jeder sei sympathisch gewesen. „Es war eine gute Zeit.“ „Es war nicht sehr streng dort. Jeder tat, was er konnte.“
- Die Zusammenkünfte des *Makkabi* waren die einzige Gelegenheit, zu der sich die jüdischen Kinder und Jugendlichen treffen konnten, ohne dass „solche Sachen“ [Politik, Religion, Ausgeschlossen sein] eine Rolle spielten.
- Persönliche Dinge wurden bei den Treffen nicht besprochen; es ging nur um den Sport.
- „Der Sport war wirklich der einzige gute, ‚bright spot‘ im Leben.“
- „Er gab uns ein ‚feeling of belonging‘.“
- „Sonst wäre es einsam gewesen.“
- Der *Makkabi* stärkte sie während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft: „...gave me some identity...“; „...belonging to something...“. Der *Makkabi* war die einzige Institution, der dies gelang.
- Der *Makkabi* ermöglichte ihr eine befriedigende Gestaltung der Freizeit. Man hatte zwar schon das Gefühl, dass etwas fehlte [sie meint Freizeitmöglichkeiten], aber es war gut, dass etwas existierte.
- Danach gefragt, ob der Sport ihr Stolz vermittelt habe, sagt sie, das sei wohl eher für die älteren Kinder wichtig gewesen. Aber er habe ihr eine Identität vermittelt.
- Man war stolz, dass man im *Makkabi* gut angenommen wurde.
- Das Wichtige war, dass es eine Möglichkeit für die Kinder gab, mit anderen Kindern zusammen zu sein.
- Zu 5.2) Ihre Religiosität hat der *Makkabi* nicht beeinflusst, er war nicht mit der Religion verbunden.
- Zu 5.3) Sowohl der *Makkabi* als auch die Eltern waren wichtig. Es gab zwischen Eltern und *Makkabi* auch keine Konflikte oder gegenläufigen Interessen. Die Eltern und der *Makkabi* wirkten in dieselbe Richtung. Sie jüngeren Mitglieder beim *Makkabi* wurden auch nicht von den Älteren beeinflusst.
- Zu 5.4) Der *Makkabi* war wirklich sehr wichtig.
- Der Vater war Kunstmaler, hatte an einer Kunstakademie studiert. Nach 1933 erhielt er Malverbot und bekam nur noch wenige Aufträge.
- Die Mutter arbeitete bei einer Bank, die nach der nationalsozialistischen Machtübernahme geschlossen wurde.

- Die Familie war nicht wohlhabend. Sie weiß aber nicht, wie die tatsächliche finanzielle Situation der Familie war, da die Eltern darüber nicht mit ihr sprachen.
- Sie weiß nicht, wie die Eltern die Familie während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft über Wasser hielten.
- Die Familie war deutsch-jüdisch.

**89      Telefonat mit Bilha B. (ehemals: Essen; heute: Israel) am 19.11.2006;  
13:00–13:30 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Frau B. fasste sich in ihren Antworten sehr kurz, das Gespräch schien ihr unangenehm zu sein. Gespräch in deutscher Sprache.

- \*1925.
- Eingeschult wurde sie 1931 in die Essener jüdische Schule.
- Sie erinnert sich fast gar nicht an die Zeit in Essen, da die Familie ausgewanderte, als sie elf Jahre alt war.
- Sie erinnert sich nur, dass sie bei ihrer Einschulung in die jüdische Schule eine große Schultüte hatte.
- Sie hat keine Erinnerungen an die Lehrer der jüdischen Schule.
- Sie weiß nur noch, dass die Schüler der jüdischen Schule jeden Samstag in die Synagoge gingen und Mädchen und Jungen dort zusammensaßen.
- Sie ist ostjüdischer Herkunft.
- In der Essener jüdischen Gemeinde wurde ein „Riesenunterschied“ zwischen Ostjuden und deutschen Juden gemacht. Unter den Erwachsenen gab es eine strikte Trennung.
- In der jüdischen Schule war eine Trennung unter den ostjüdischen und deutsch-jüdischen Kindern nicht so stark.
- Sie hatte einen guten deutsch-jüdischen Freund.
- Die Eltern waren nicht streng religiös, aber der Haushalt *koscher* [s. Glossar].
- Am Sonntag hatte sie Hebräischunterricht.
- Sie ging gerne zur Schule.
- Die jüdische Schule war so wie jede Schule.
- Sie kannte keine nichtjüdischen Kinder.
- Spielgefährten hatte sie unter den jüdischen Kindern der Nachbarschaft und in der jüdischen Schule.
- Mit den Lehrern sprachen die Schüler nicht über persönliche Dinge.
- Sie war Mitglied des *Habonim*, erinnert sich aber nicht so genau.
- Eventuell trat sie in der 5. Klasse in den *Habonim* ein. [Sie hat die jüdische Schule bis zur 6. Klasse besucht, danach ist die Familie ausgewandert.]
- Sie war sehr kurze Zeit im *Habonim* und erinnert sich an fast nichts.
- Die Religion spielte beim *Habonim* keine Rolle.
- Sie hat persönlich während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft nicht gelitten, hat keine Anfeindungen erlebt und keine Angst gehabt.

**93      Telefonat mit Horst C. (ehemals: Essen; heute: USA) am 21.01.2007;  
20:00–21:45 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in englischer Sprache.

- \*1925.
- Der Vater wurde in Köln geboren, die Mutter in Koblenz.
- Zuerst lebte die Familie in Altenessen, wo der Vater ein Geschäft für Büromöbel und Spielwaren hatte.
- C. spielte als Kind wenig auf der Straße, eher zu Hause, weil es dort viele Spielsachen gab.
- Er hatte eine vier Jahre ältere Schwester.
- Die Mutter war Hausfrau, half aber manchmal im Geschäft des Vaters.
- 1933 oder 1934 zog die Familie nach Essen.
- In der Nachbarschaft der Familie in Altenessen wohnten nicht viele jüdische Familien.
- Sowohl in Altenessen, als auch nach dem Umzug nach Essen, hatte die Familie eine Mietwohnung.
- Später musste die Familie innerhalb Essens an die Maschinenstraße umziehen, wo sie eine schlechte Wohnung über einer Garage bewohnte.
- 1941 musste die Familie zum Holbeckshof<sup>33</sup> und zum Schluss in ein „Judenhaus“<sup>34</sup> auf der Hindenburgstraße umziehen. [Eventuell irrt er sich hier. In „Judenhäuser“ wurden die Juden spätestens 1939, in das Lager Holbeckshof wurden die Essener Juden im Mai 1941 eingewiesen. Die zeitliche Reihenfolge scheint mir falsch. Vermutlich wurde die Familie erst in das „Judenhaus“ eingewiesen, dann in den Holbeckshof.]
- Die Familie gehörte dem Mittelstand an.
- Der Vater verkaufte sein Geschäft schon sehr früh, da er nach dem Boykott gegen die jüdischen Geschäfte vom April 1933 erkannte, dass es keinen Sinn hatte, das Geschäft weiter zu führen.
- Er war recht frech. Wenn z.B. Nazi-Größen in das Essener Rathaus kamen, ging er dorthin, um sie zu sehen. Einmal hatte er dabei sogar *Mazzen* [*Mazza*, s. Glossar] im Arm, die er für *Pessach* [s. Glossar] gekauft hatte.
- Die religiöse Einstellung der Eltern war konservativ, aber nicht orthodox.
- Der Freitagabend wurde in der Familie begangen, die Familie war aber nicht „strictly observant“.
- Die Familie aß kein Schweinefleisch.
- Die jüdischen Feste wurden in der Familie gefeiert.
- Freitagabends und samstagsmorgens ging die Familie in die Synagoge. Er machte in der Synagoge, während des Gottesdienstes, viel Blödsinn.
- Er trainierte Boxen. Manchmal baten ihn andere jüdische Kinder, die von nichtjüdischen Kindern belästigt und beschimpft wurden, um Hilfe.
- An einen Vorfall kann er sich sehr gut erinnern: Als er einmal zum Englischunterricht in das jüdische Jugendheim in Essen ging, nahmen ihm ein paar

---

<sup>33</sup> Es handelte sich beim Holbeckshof um ein zu Beginn des Ersten Weltkrieges als Kriegsgefangenenlager eingerichtetes Barackenlager, in das die Essener Juden im Mai 1941 eingewiesen wurden (s. in vorliegender Dissertation, Kap. 4.1.2).

<sup>34</sup> Der Begriff „Judenhaus“ wurde im nationalsozialistischen Deutschland im Alltags- und Behördensprachgebrauch für Wohnhäuser aus (ehemals) jüdischem Eigentum verwendet, in die ausschließlich jüdische Mieter und Untermieter eingewiesen wurden.

- andere Jungen sein „briefcase“ weg. Er aber erwischte und verprügelt sie, so dass einer der Jungen sogar ins Krankenhaus musste. Sein Vater musste die Rechnung für das Krankenhaus bezahlen.
- Im jüdischen Jugendheim war er sehr aktiv im Sport, im Fußball, Boxen, Turnen und Ringen.
  - Der Sport war sehr wichtig für ihn. Er sagt, wenn er eines beim Sport gelernt habe, dann wie er sich verteidigen musste.
  - Er war jeden Nachmittag im jüdischen Jugendheim.
  - Er war Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair*.
  - Er ist sich recht sicher, dass er mit seinen Eltern über Schwierigkeiten und Probleme reden konnte. Er tat es aber wahrscheinlich nicht. Seine Probleme waren in der Familie „not a major subject“. Die Eltern sprachen eher über eine mögliche Auswanderung und solche Dinge.
  - 1931 oder 1932 wurde er eingeschult.
  - An den ersten Schultag an der jüdischen Schule erinnert er sich nicht.
  - Er erinnert sich an nichts Besonderes in Bezug auf das Schulgebäude.
  - Religionsunterricht hatte er in der jüdischen Schule.
  - Beim *J.P.D.* lernte er Hebräisch.
  - Seine Lehrerin an der jüdischen Schule war Fräulein Heumann. Sie war „very pleasant“, sah gut aus und strafte zumindest ihn nie. Sie verteilte Strafarbeiten.
  - Er war ein guter Schüler.
  - Er war mit Otto S. befreundet.
  - Er und Otto waren die „leader“ der Klasse.
  - Er hatte in der Klasse an der jüdischen Schule viele Freunde.
  - Es gab an der Schule gute Kontakte unter den ostjüdischen und den deutsch-jüdischen Schülern.
  - Die Schüler seiner Klasse hielten eng zusammen. Er hatte ein gutes Verhältnis zu allen.
  - Er hatte auch nichtjüdische Bekannte, z.B. Kinder von Freunden der Eltern. Diese Kontakte waren aber nicht sehr eng, da diese Kinder Angst hatten, sich mit ihm zu zeigen.
  - Insgesamt hatte er kaum Kontakt zu Nichtjuden.
  - Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war „basically friendly“, aber „respectful“.
  - Die Lehrer litten unter ihm und Otto als „leader“ der Klasse. Seine Klasse war eine „schlimme Klasse“.
  - Er kann sich nicht erinnern, ob die Schüler mit den Lehrern über Probleme sprachen. Die Probleme der Schüler waren kein „major subject“.
  - Die Lehrer versuchten, den Schülern zu helfen, wenn diese Probleme hatten. Sie rieten den Schülern z.B., sich zurückzuhalten, wenn sie beschimpft wurden. Aber, so sagt er, die Lehrer hätten ja keine psychologische Schulung gehabt.
  - Mit Mitschülern an der jüdischen Schule sprach er über Probleme.
  - Die Atmosphäre in der jüdischen Schule war nicht „depressed“; die Schüler waren „mischievous young kids“.
  - Die Kinder und Jugendlichen blieben während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft sehr unter sich und wurden von den Ereignissen um sie herum nicht sehr berührt. Berührt wurden sie z.B. dann, wenn sie nichtjüdische Kinder trafen und mit diesen in Konflikt gerieten.
  - Er hatte eine „decent, normal youth“.

- In der jüdischen Schule lernten die Schüler etwas über die jüdischen Feste und „basic things“ über die Religion. Sie war aber keine religiöse Schule. Die Religion wurde im Unterricht nicht besonders betont.
- Die jüdischen Feste wurden in der Schule gefeiert.
- Zu einem gewissen Grad beeinflusste die Schule seine Religiosität, da er dort viel über Religion lernte.
- Mit ca. zehn Jahren wurde er Mitglied im *J.P.D. – Makkabi Hazair*.
- Er wurde Mitglied des *J.P.D.*, weil viele seiner Freunde dort Mitglied waren und er Interesse an den Aktivitäten des Bundes, so etwa an Sport, Ausflügen und Camping hatte.
- Er erinnert sich an Ausflüge mit dem *J.P.D.* nach Werden.
- Er ging zu den Treffen des *J.P.D.* „just to join other kids“.
- In seiner Gruppe beim *J.P.D.* waren auch ostjüdische Kinder.
- Die Gruppenmitglieder trafen sich fast täglich.
- Sie verbrachten den *Oneg-Sabbat* [s. Glossar], den Samstag und den Sonntag zusammen.
- An den Nachmittagen traf man sich „socially“.
- Im Essener jüdischen Jugendheim hatte er Englisch- und Hebräischunterricht.
- Beim *J.P.D.* hatte er viele Freunde.
- Einen Sommer war er in einem *Hachschara*-Vorbereitungsheim [*Hachschara*, s. Glossar] in Blankenese. Dort gefiel es ihm aber nicht, da es zu religiös zugeht und am Samstag z.B. nicht gekocht wurde.
- Der *J.P.D.* war zionistisch. Für ihn hatte die weltanschauliche Ausrichtung des Bundes keine Priorität.
- „Just having fun“ war beim *J.P.D.* am wichtigsten, der Sport und „to enjoy oneself“.
- Die Gruppe des *J.P.D.* half ihm emotional. Die Mitglieder waren Freunde und ihr Verhältnis untereinander war sehr eng. Sie hatten dieselben Interessen.
- Er weiß nicht, ob die Religion beim *J.P.D.* eine Rolle spielte.
- Beim *J.P.D.* waren die Kinder und Jugendlichen „just amongst each other“.
- Er kümmerte sich nicht viel um Hitler und die politischen Ereignisse.
- Er schämte sich nie, Jude zu sein. Er hatte eine „like us or like us not“-Einstellung.
- Die jüdische Schule besuchte er bis 1939.
- In seiner Gruppe beim *J.P.D.* sprachen die Mitglieder miteinander, wenn jemand Probleme hatte.
- Es gab keine Zusammenstöße seiner Gruppe des *J.P.D.* mit Angehörigen der HJ. Die jüdischen Jugendbünde und die HJ waren „completely separated“.
- Wenn sie mit dem *J.P.D.* Ausflüge machten, trugen die Mitglieder nicht die Kluft des Bundes.
- Er war Mitglied des *Hakoah*. Dort betrieb er die meisten seiner Sportarten.
- Im *Hakoah* war er wahrscheinlich Mitglied, seit er zehn Jahre alt war.
- Zu 5.1) „We stayed amongst each other, discussed problems; at this age it was part of life.“ [Er meint die Schule und der Jugendbund seien Teil des Lebens gewesen.]
- Zu 5.2) Er kann nicht sagen, ob die Schule oder der Jugendbund ihn in seiner Religiosität und Identität beeinflussten. Er wusste, dass er „anders“ war, aber das Judentum war „just his religion“.
- Zu 5.4) Sowohl die Schule als auch der Jugendbund waren wichtig. Sie boten den Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit, irgendwohin gehen und mit

anderen Gleichaltrigen zusammen sein zu können. Der Jugendbund war dabei wichtiger als die Schule.

**101      Telefonat mit Gloria L. (ehemals: Düsseldorf; heute: USA) am  
05.02.2007; 20:00–21:45 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. L. war sehr freundlich, offen und gerne bereit, Auskunft zu geben. Sie war in ihren Aussagen sehr ausführlich und erinnerte sich gut an den Besuch der jüdischen Schule und die Mitgliedschaft im Jugendbund. Gespräch in englischer Sprache

- Als sie auf die jüdischen Schule wechselte, dachte sie zunächst, sie verschwende dort ihre Zeit: „I felt like I wasted time.“
- Sie war ein Einzelkind und ihre Eltern waren recht alt. Deshalb war sie eine sehr „independent person“.
- Die Familie lebte zunächst in Gerresheim, wo die Eltern ein Schuhgeschäft hatten.
- Durch das Schuhgeschäft hatte sie viel Kontakt zu Nichtjuden. Sie war an eine sehr gemischte Gesellschaft aus Juden und Nichtjuden gewöhnt und fühlte sich in der Gesellschaft von beiden sehr wohl.
- Sie hatte eine wirklich gute Freundin in Gerresheim. Diese hieß Marianne und war die Tochter des Postmeisters. Sie besuchten zusammen die Volksschule: „We were really very close“.
- Sie war schon als Kind sehr an Büchern interessiert und hatte mehr Kontakt zur Literatur als zu Menschen. Sie war eine „very self-sufficient person“.
- An der jüdischen Schule hatte sie später zwei bis drei gute Freundinnen.
- Sie erinnert sich an den Fremdsprachenunterricht an der jüdischen Schule. Sie sagt, dieser sei mit Blick auf die Auswanderung vieler der Schüler sehr gefördert worden.
- Sie konnte von Seiten der Mutter her Französisch.
- Als sie in die jüdische Schule kam, meldete sie sich zunächst für Englisch an, da die Familie in die USA auswandern wollte.
- Englisch unterrichtete Fräulein Friedländer. Fräulein Friedländer war „lovely“ und „very outgoing“. Die erste Stunde bei ihr schreckte sie ab, weil Fräulein Friedländer ein altes Englischbuch verwendete und sie den Eindruck hatte, so wie Fräulein Friedländer Englisch vermittelte, könne es nicht gut sein. Sie wechselte dann zum französischen Sprachunterricht.
- Eine ihrer Freundinnen an der jüdischen Schule war Klara W., die, im Gegensatz zu ihr selber, schon eine „young lady“ war. Sie war ein „very sweet girl“ und für L. ein „ideal“. Klara war ostjüdischer Herkunft.
- Sie hat außerdem Hilde S. in guter Erinnerung, die Leiterin ihrer Gruppe beim *J.P.D.*
- Die Eltern wollten nicht, dass sie allein zur Volksschule an der Morper Straße ging. Morgens brachte sie das Dienstmädchen. Nachmittags ging sie mit Marianne und deren Brüdern zurück.
- Ihr Klassenlehrer an der Volksschule an der Morper Straße war Herr J., ein Freund ihres Vaters.
- Herr J. beschützte sie immer und sie hatte in ihrer Klasse an der Volksschule nie negative, antisemitische Erlebnisse.
- Sie mochte Herrn J. sehr und liebte seinen Unterricht. Sie besuchte die Volksschule an der Morper Straße gerne.

- Sie sang an dieser Schule sogar die nationalsozialistischen Lieder mit und vollzog den „Hitlergruß“. Sie fühlte sich nie gefährdet.
- In den Religionsstunden schickte sie Herr J. in ein Nebenzimmer, wo sie etwas lesen konnte.
- Sie war das einzige jüdische Kind an der Volksschule.
- Sie war in allen Fächern eine gute Schülerin.
- Herr J. legte bei ihr die Basis für ihre weitere Entwicklung, für alle ihre Fähigkeiten.
- Sie fühlte sich an der Volksschule an der Morper Straße „very protected“.
- Weihnachten feierte sie auch schon mal bei Mariannes Familie.
- Sie hatte eine „fairly protected childhood“.
- Die ersten Erfahrungen mit Antisemitismus und den Methoden der Nationalsozialisten machte sie, als der Vater bereits 1933 zur Polizeistation musste, weil er in einer Aktion zusammen mit „Zigeunern“ und Kommunisten festgenommen wurde.<sup>35</sup>
- An dem Tag wurde beim Geschäft des Vaters die Schaufensterscheibe zerstört. Die Nazis drangen zwar nicht in das Geschäft ein, aber es wurde Ware gestohlen.
- Der Vater war in Gerresheim geboren, die Mutter stammte aus Alzey.
- Die Mutter war sehr religiös und hatte eine ältere Schwester, die orthodox war.
- Die Familie war religiös-konservativ.
- Sie hatte, neben dem Religionsunterricht an der jüdischen Schule, auch Religionsstunden in der Synagoge.
- Das Geschäft der Eltern war samstags geöffnet, deshalb ging an dem einen Samstag die Mutter mit ihr zur Synagoge, am nächsten der Vater.
- Nach dem Besuch der Synagoge ging sie mit der Mutter oder dem Vater meist in die Loge an der Grafenberger Allee<sup>36</sup> zum Essen und anschließend nach Hause.
- An den hohen jüdischen Feiertagen hielten die christlichen Verkäuferinnen das Geschäft der Familie geöffnet.
- Die Eltern gingen mit ihr an den hohen jüdischen Feiertagen zur Synagoge. Die Feiertage wurden in der Familie mit Verwandten gefeiert.
- Nach der Volksschule wollte sie ein von Nonnen geleitetes Lyzeum in [Grafenberg] besuchen. Aber zu diesem Zeitpunkt zog die Familie nach Düsseldorf um und der Vater eröffnete ein Geschäft am Wehrhahn 44.
- Ihre Familie wohnte in Düsseldorf an der Winkelsfelder Str. 24.
- Die Mutter sagte, in Gerresheim sei es zu gefährlich und sie wollte, dass Gisela [Gloria L. hieß damals Gisela] die jüdische Schule besuchte.
- Sie wäre gern zum Lyzeum gegangen.
- Bis zum Besuch der jüdischen Schule hatte sie keinen jüdischen Religionsunterricht. Alles, was sie über die Religion wusste, wurde ihr von den Eltern und der Familie beigebracht.
- Sie hatte nie das Gefühl, etwas zu verpassen.
- Die Isolation der Juden während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft berührte sie nicht. Sie fühlte zwar schon etwas, aber dadurch, dass sie

---

<sup>35</sup> Vermutlich handelte es sich bei dieser Aktion um die „Gerresheimer Razzia“, bei der am 5. Mai 1933 das Düsseldorfer Arbeiterviertel Gerresheim umstellt und durchsucht wurde. Zahlreiche Personen wurden verhaftet (Verfolgung und Widerstand in Düsseldorf 1933–1945, S. 96f.).

<sup>36</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 3.

- so am Lesen interessiert war, dass sie Marianne und andere Kinder in der Familie zur Gesellschaft hatte: „It didn't affect me“.
- Beim *J.P.D. – Makkabi Hazair* fühlte sie sich zu Hause.
  - Sie konnte mit ihren Eltern über Probleme reden. Sie wusste, was vor sich ging, merkte es spätestens, als der Vater schon 1933 verhaftet wurde. Die Eltern erklärten ihr Dinge, glaubten aber nicht, dass Hitler sich lange an der Macht halten würde.
  - Ihr Schulweg führte durch den Hofgarten. Sie ging immer zusammen mit einem Freund zur Schule. Der Mutter war sehr lieb, dass sie nicht alleine ging.
  - Ab Ende 1935 besuchte sie die jüdische Schule in Düsseldorf.
  - Nach der Schule ging sie meistens in das Geschäft der Eltern, wo es Spielsachen gab. Manchmal nahm sie Freunde mit dorthin.
  - „I was not an ideal student.“
  - Sie erinnert sich an Herrn Schnook: „A lovely man“.
  - Herr Schnook war mit dem Besitzer des Hauses, in dem die Familie an der Winkelfelder Straße wohnte, befreundet. Deshalb hatte sie zu Herrn Schnook ein etwas persönlicheres Verhältnis als andere Schüler. Sie hatte aber nie bei ihm Unterricht.
  - Die jüdische Schule war „more open“ als und „not as disciplined“ wie die Volksschule an der Morper Straße.
  - Sie war von der Volksschule in Gerresheim her eine striktere Disziplin gewohnt. Die lockerere Disziplin in der jüdischen Schule verwunderte sie.
  - Sie empfand bei ihrem Schulwechsel einen Verlust an Disziplin.
  - Die Schüler an der jüdischen Schule waren „open to each other“.
  - Die Schüler machten dort auch Unfug: „They acted out a little bit.“. Das kannte sie bis zu ihrem Schulwechsel nicht.
  - Auch die Sitzordnung, wie es sie an der jüdischen Schule gab, kannte sie vorher nicht. Es gab kleine Tische mit jeweils vier Schülern daran, die in alphabetischer Reihenfolge an die Tische gesetzt wurden. Es gab nicht die typischen, in Reihen angeordneten Bänke.
  - Am ersten Schultag an der jüdischen Schule wurde sie von einer älteren Schülerin, der Tochter der Handarbeitslehrerin, herumgeführt und dem Schulleiter Dr. Herz vorgestellt.
  - In der Klasse wurde sie nicht in besonderer Weise empfangen: „We just were there, belonged there and sat down for work“.
  - Sie war „bothered by the less discipline and more easiness“ an der jüdischen Schule.
  - Sie meint, dies sei von Seiten der Schule überlegt gewesen, um die Schüler auch deutlich den Wechsel auf die jüdische Schule spüren zu lassen.
  - Die Schüler fühlten sich wie zu Hause und sollten in einer angstfreien Atmosphäre lernen.
  - Die Schüler sollten einen „relief of pressure“ fühlen. Sie waren froh, in der Schule keine Angst haben zu müssen.
  - Für sie war die Schule ein „make-shift kind of thing“, ein „waiting-room“. Sie fühlte sich wie „in a passage“.
  - Für sie persönlich bedeutete der Schulwechsel nicht so viel, da sie an der Volksschule an der Morper Straße keine negativen Erfahrungen gemacht hatte.
  - Die jüdische Schule war nicht so „demanding“ wie der Lehrer J. und ihre Eltern.
  - Die jüdische Schule war ein Versuch, mit den Schülern in einem „very human, cordial way“ umzugehen.
  - „It was more easy-going“.

- Die Kinder konnten in ihrem eigenen Tempo lernen.
- Sie erinnert sich an Tische und kleine Stühle, die aus hellem Holz waren.
- Besonderen Eindruck machte der Zeichenlehrer Julo Levin auf sie. Sie war eigentlich gar nicht künstlerisch begabt, aber Julo Levin inspirierte sie und die anderen Schüler regelrecht. In der Volksschule an der Morper Straße mussten die Schüler im Kunstunterricht immer Kunstwerke nachzeichnen, was sie nicht konnte.
- Sie erinnert sich außerdem an Herrn Vogel, den die Schüler manchmal verulkten. Zur Strafe ging er dann mit ihnen auf dem Schulflur singen.
- Sie kann sich nicht erinnern, ob sie Deutschunterricht hatte.
- Die Französischstunden mochte sie sehr.
- Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war „formal“.
- Mit Herrn Schnook konnte sie immer reden, da sie ihn persönlich kannte.
- Die Bürotür von Dr. Herz war immer offen für die Schüler.
- Ihre Familie war eine Mittelklasse-Familie.
- Sie kannte und machte keine sozialen Unterschiede zwischen den Schülern ihrer Klasse an der jüdischen Schule.
- Sie hatte ein Mädchen aus Krefeld in der Klasse, das „very stuck-up“ und aggressiv war.
- Dieses Mädchen hänselte sie. Dies endete, als sie diesem Mädchen einmal einen Regenschirm auf den Kopf schlug.
- Manchmal mussten ihre Eltern zu Dr. Herz wegen irgendwelchen Unfugs, den sie angestellt hatte.
- Die Lehrer an der jüdischen Schule waren „very nice“: „I liked the teachers“.
- Sie war eine durchschnittliche Schülerin, die kaum Probleme hatte.
- Auf die Frage, ob die Lehrer den Schülern eine Hilfe waren, sagt sie: „They were there with advice“.
- Sie ist auch sicher, dass die Lehrer nach dem Unterricht die Straße beobachteten und aufpassten, dass die Schüler nicht attackiert wurden: „They were trying to protect us“. Die Lehrer rieten den Schülern, vorsichtig zu sein.
- Die Lehrer fragten die Schüler nach ihren Plänen für die Zukunft.
- Auszuwandern war ein „very strange feeling“. Die Kinder und Jugendlichen, die auswanderten, empfanden es so, als ob sie ihre Heimat verließen.
- Auf die Frage, ob sie gewusst habe, was nach 1933 vor sich ging, sagt sie: „We were children, most of us were protected“ [von den Eltern]. Sie sagt, sie habe spätestens seit der Vater 1933 in Gerresheim verhaftet wurde, gewusst, was vor sich ging.
- Die Atmosphäre an der jüdischen Schule war „very nice“. Alles war „normal“. Die Lehrer wollten, dass sich die Schüler ganz „normal“ fühlten. In dieser Hinsicht war die Schule jeder anderen Schule vergleichbar.
- Mit den Mitschülern an der jüdischen Schule redete sie nicht über Probleme. Probleme wurden nicht mit in die Schule gebracht.
- Auch bei ihr oder anderen Mitschülern zu Hause wurde nicht über belastende Dinge gesprochen. Wenn sie z.B. bei einer Freundin war, wurde dort Kuchen gebacken, nicht aber über Probleme geredet.
- An persönlichen Dingen sprach sie mit Mitschülern nur über die Auswanderung.
- In der Schule waren die jüdischen Feste „always a big thing“. Es wurde dekoriert und über die jeweiligen Feste gesprochen, besonders in der Religionsschule.
- Die Religion „was taken for granted“ an der jüdischen Schule.
- Sie hat keine Erinnerung, ob die Religion in der Schule eine besondere Rolle spielte.

- Alle religiösen Richtungen waren in der jüdischen Schule beisammen und akzeptiert.
- Der große Verdienst der jüdischen Schule war, dass sie den Schülern das Gefühl vermittelte, sie könnten sich überall zurechtfinden. Das stärkte die Schüler und sie fühlten sich „vorbereitet“.
- Unter den Schülern in ihrer Klasse gab es keine Probleme. Es wurden keine Unterschiede zwischen Schülern unterschiedlicher sozialer und weltanschaulicher Herkunft gemacht, außer jemand fiel sehr offensichtlich „aus der Rolle“. [Sie meint hier die persönliche bzw. die Verhaltensebene, nicht den sozialen oder weltanschaulichen Hintergrund.]
- Es war ein großer Unterschied zwischen der jüdischen Schule und der Schule an der Morper Straße.
- Sie fühlte sich aber nie „offended“ durch irgendetwas, was die Lehrer oder Schüler an der Volksschule an der Morper Straße taten.
- Sie war Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair* und des *Habonim*.
- Der Vater war sehr pro-deutsch eingestellt und sah sie nicht gerne im *Habonim*.
- Sie kam durch eine Cousine in Mainz zum *Habonim*. Die Cousine war Mitglied des *Habonim* und nahm sie, als sie bei ihr zu Besuch war, mit zu dessen Treffen. Sie mochte die Atmosphäre im *Habonim*.
- Der *J.P.D. – Makkabi Hazair* war „absolute regular“. Dort wurden hauptsächlich Sport gemacht und Fertigkeiten gelernt, die Pfadfinder brauchten (Knoten machen etc.).
- Zum Eintritt in den *J.P.D.* „zwangen“ die Eltern sie. Sie war keine begeisterte Sportlerin. Sie ging nicht so häufig zu den *J.P.D.*-Treffen. Es machte ihr aber nichts aus, zu den Treffen zu gehen. Sie mochte, dass dort andere Kinder waren. Der Sport vermittelte ihr einen gewissen Stolz.
- An den *J.P.D.* kann sie sich nicht so gut erinnern.
- Bei den Treffen des *Habonim* sangen die Kinder und Jugendlichen hauptsächlich hebräische Lieder, hörten Neuigkeiten aus Palästina, redeten über Palästina und den Zionismus, besprachen die eigenen Pläne und „verbotene“ Themen, wie die illegale Einwanderung nach Palästina.
- Die Kluft des *Habonim* bestand aus weißen Blusen und blauen Röcken.
- Im *Habonim* fragte man nicht nach dem religiösen Hintergrund der Mitglieder.
- Die Treffen des *Habonim* fanden alle paar Wochen im Logenhaus auf der Grafenberger Allee<sup>37</sup> statt.
- Der *Habonim* war ein „very comradely kind of thing“.
- Sie mochte die Kameradschaft im *Habonim* sehr. Sie mochte außerdem den „Judaismus“ und die Gefühle für Israel, dem Land „that we belonged to“, in das die Mitglieder des *Habonim* hätten „nach Hause“ gehen wollen.
- Herzl<sup>38</sup> war die große Leitfigur für die Mitglieder des *Habonim*.
- Der *Habonim* stärkte sie.
- Die Feste wurden beim *Habonim* gefeiert, aber nicht auf besondere Weise.
- Das Verhältnis der Mitglieder in der *Habonim*-Gruppe untereinander war nicht sehr eng. Sie waren „just friends“. Sie persönlich war ziemlich „reserved“ und nicht so sehr in die typischen „Teenager-Dinge“ einbezogen. Sie hatte kein Interesse an Treffen mit Mitgliedern des *Habonim* außerhalb der Gruppentreffen. Aber sie hatte Freundinnen in der Gruppe.

<sup>37</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 3.

<sup>38</sup> Österreichischer, jüdischer Schriftsteller, Publizist, Journalist und zionistischer Politiker. Sein 1896 erschienenes Buch „Der Judenstaat“ trug wesentlich zur Gründung des Staates Israel bei.

- Der Kontakt zu Marianne brach während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft ab, weil ihre Mutter ihr sagte, sie könne keinen Kontakt mehr zu Marianne haben. Deren Vater könne deswegen seine Arbeit verlieren.
- Beim *Habonim* sprachen die Mitglieder während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft über „Dinge“, wenn etwas passiert war.
- Ihre *Habonim*-Gruppe sammelte Geld für Palästina.
- Die Atmosphäre im *Habonim* war „very friendly“. Sie waren alle junge Mädchen, die wussten, dass ihre Zukunft „miserable“ aussah. Aber sie versuchten, „to keep their spirits up“ und nie zu zeigen, dass sie „depressed“ waren. Die Leiter der Gruppe waren sehr gut.
- Mit der *Habonim*-Gruppe machte sie nach 1933 keine Ausflüge, da dies zu gefährlich war. Dies empfand sie damals als schade.
- Sie hätte die Möglichkeit gehabt, mit einem der Kindertransporte<sup>39</sup> aus Deutschland zu entkommen, entschied sich aber, bei den Eltern zu bleiben.
- Zu 5.1) Sie war „very self-sufficient“. Sie war nicht abhängig von anderen Leuten, um sich gut zu fühlen. Der *Habonim* machte sie „feel good“. Der *Habonim* verkörperte für sie das, was die Juden hätten haben sollen. Es war sehr kameradschaftlich im *Habonim*. Alle waren zusammen und hatten ein Gefühl der Zusammengehörigkeit. Der *Habonim* vermittelte den Kindern und Jugendlichen, dass sie überleben würden. Dies tat der *J.P.D.* auch.
- Zu 5.2) Auf die Frage, ob die jüdische Schule und der Jugendbund sie in ihrer Religiosität und ihrer Identität als Jüdin beeinflussten, berichtet sie, im religiösen Sinne hätten beide sie nicht beeinflusst, da sie bereits zu Hause eine religiöse Erziehung genossen habe. Aber sie hätten ihre Identität als Jüdin „reinforced“.
- Zu 5.3) Die Schule war ein „very neutral kind of thing“. Sie beeinflusste sie nur emotional. Sie war für sie eine „waiting-school for a better future“.
- Zu 5.4) Die Schule und der Jugendbund waren für sie nicht so wichtig. Sie boten die Möglichkeit, Freunde zu treffen. Dies war ein „Plus“. Sie mochte einige der Lehrer der jüdischen Schule sehr gern; diese gaben mehr von sich selbst als man hätte glauben können, dass sie es geben konnten.
- Die Schule war ein „melting-pot“. Alle Schüler versuchten, miteinander auszukommen und zusammen zu sein.

**106      Telefonat mit Yael N. (ehemals: Essen; heute: Israel) am 17.01.2007; 20:00–21:30 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Das Gespräch wurde am 31. Januar 2007 fortgesetzt. Frau N. hatte, nachdem ich ihr die Notizen unseres Gespräches per E-Mail zugesandt hatte, den Wunsch geäußert, noch einmal mit mir zu sprechen, um meine Notizen zu ergänzen und zu korrigieren. Gespräch in englischer Sprache.

- \*1925.
- Der ganze „trouble“ [sie meint die Geschehnisse und die politische Entwicklung nach der nationalsozialistischen Machtübernahme] war für sie nicht so bedeutend, sie war damit aufgewachsen.
- Der Vater hatte eine Möbelfabrik und die Familie war recht wohlhabend. Die Eltern besaßen ein großes Haus.

---

<sup>39</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 32.

- Die Familie beschäftigte ein Kindermädchen, ein Hausmädchen und eine Köchin, die nach dem September 1935<sup>40</sup> nicht mehr bei der Familie arbeiten konnten.
- Die Familie war nicht fromm und lebte nicht *koscher* [s. Glossar].
- Der Vater kam aus einem religiösen Elternhaus, die Mutter nicht.
- In ihrer Familie wurden *Chanukka* [s. Glossar] und Weihnachten gefeiert.
- Freitagabends und an den Feiertagen ging die Familie zur Synagoge. Der Vater fuhr auch samstags vom Geschäft aus zur Synagoge und war im Vorstand der Essener jüdischen Gemeinde.
- Sie hatte keine nichtjüdischen Freunde. Sie hatte keine Kontakte zu nichtjüdischen Kindern, weil sich ihr Tag zwischen jüdischer Schule, Synagoge und Jugendgruppe abspielte. Ihre Freundinnen hatte sie dort.
- Es gab nur ein nichtjüdisches Mädchen in der Nachbarschaft, mit dem sie spielte. Dieses Mädchen zog sich nach 1933 von ihr zurück.
- Ihre besten Freundinnen waren Miriam H. und Anneliese K. Sie und die beiden Freundinnen bildeten in ihrer Klasse an der jüdischen Schule ein „Trio“. Sie waren die „Queens of the class“. Heute sagt sie, sie habe sich damals den anderen Schülern ihrer Klasse gegenüber etwas „versnobt“ verhalten.
- Sie wurde 1932 in die Schule an der Sachsenstraße eingeschult.
- Nach dem vierten Schuljahr wechselte sie an die *Jawne*<sup>41</sup> in Köln [mit Miriam H. und Anneliese K.].
- Ihre älteren Brüder konnten noch eine höhere Schule in Essen besuchen, ihr war das nicht mehr möglich.
- Sie erlebte die Pogromnacht vom 9./10. November 1938 in Essen.
- Im Januar 1939 reiste sie mit einem Kindertransport<sup>42</sup> nach Großbritannien.
- An den Abschied von den Eltern und die Reise nach Großbritannien kann sie sich nicht erinnern. Sie hat in Bezug auf diese Zeit einen totalen „blackout“.
- Die Eltern konnten Deutschland nicht mehr verlassen und sind ermordet worden.
- Wenn jüdische Kinder auf der Straße waren und sich eine HJ-Gruppe mit Fanfaren und Fahnen näherte, gingen sie schnell in eine Seitenstraße, um nicht die HJ-Fahne grüßen zu müssen.
- Die jüdischen Kinder waren sehr stolz auf ihr Judentum.
- Sie wurde Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair*, weil ihre älteren Brüder dort bereits Mitglieder waren.
- Als sie nach dem 4. Schuljahr an der jüdischen Schule in Essen an die *Jawne* in Köln wechselte, tat sie dies nur unter der Bedingung, in Essen bleiben und jeden Tag nach Köln fahren zu dürfen. Denn alle ihre Freunde und der Jugendbund waren in Essen.
- Sie war Mitglied des *Hakoah* und turnte dort.
- Wenn an der *Jawne* der Unterricht ausfiel, fuhr sie mit ihren Freundinnen manchmal von Köln aus nach Werden, um dort bei einer jüdischen Familie im Schwimmbad schwimmen zu gehen.
- Als das Geschäft des Vaters nach der nationalsozialistischen Machtübernahme unter den antijüdischen Boykottmaßnahmen litt, war die Familie gezwungen, einen Teil des Hauses zu vermieten.
- Die Eltern sprachen nicht mit ihr über die Dinge, die nach 1933 vorgingen. Die Eltern taten dies wohl deshalb nicht, weil es zur damaligen Zeit nicht üb-

---

<sup>40</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 28.

<sup>41</sup> Eine jüdische höhere Schule; s. Corbach 1990.

<sup>42</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 32.

lich war, dass Erwachsene die Kinder involvierten. Ihre Eltern wollten sie außerdem schützen.

- Sie fühlte aber, dass etwas nicht stimmte.
- Heute weiß sie, dass in der Essener jüdischen Gemeinde die deutschen Juden eine „terrible attitude“ den Ostjuden gegenüber hatten. Ihr Vater sah sogar in den Ostjuden die Schuldigen für den Antisemitismus.
- Ihre Eltern waren „very German“.
- Sie selber brauchte lange, um von den Eltern übernommene Vorurteile gegenüber Ostjuden abzubauen.
- Zu ostjüdischen Kindern hatte sie kaum Kontakt, weder in der jüdischen Schule noch in ihrer Nachbarschaft.
- Schon eher hatte sie beim *J.P.D.* Kontakt zu ostjüdischen Kindern.
- Am ersten Schultag an der jüdischen Schule hatte sie eine Schultüte.
- Ihre Klassenlehrerin war Carola Heumann. Sie erinnert sich nur daran, dass diese dünn und klein war.
- Ihre Klasse an der jüdischen Schule war sehr groß.
- Sie war eine gute Schülerin und tat das, was von ihr erwartet wurde. So hatte sie nie Probleme mit den Lehrern.
- Sie kann nicht sagen, ob die Lehrer an der jüdischen Schule streng oder nicht so streng waren.
- An die Atmosphäre in ihrer Klasse an der jüdischen Schule erinnert sie sich nicht, hat diesbezüglich „nichts Schlechtes und nichts Gutes“ in Erinnerung.
- Die jüdische Schule machte keinen großen Eindruck auf sie: „I learned what I learned“.
- In der Schule wurden die jüdischen Feste, so z.B. *Purim* [s. Glossar], gefeiert.
- Die Schüler lernten viel über die jüdischen Feste und Traditionen sowie Hebräisch.
- Die Religion war in der Schule sehr wichtig.
- Für sie persönlich war die Religion auch sehr wichtig: „We were proud to be Jewish“.
- Einmal zeigte sie in der Straßenbahn dem Schaffner ihren Kettenanhänger mit einem Davidstern, um ihm zu beweisen, dass sie jüdisch ist.
- Der *J.P.D.* und die Schule beeinflussten und stärkten ihren Stolz als Jüdin.
- Mit den Lehrern sprachen die Schüler nicht über Probleme. Es gab keinen persönlichen Kontakt der Schüler zu den Lehrern.
- Ihr Vater war sehr antizionistisch eingestellt. Trotzdem erlaubte er ihr und ihren Brüdern, zum *J.P.D.* zu gehen.
- Die Eltern sahen in der Mitgliedschaft im *J.P.D.* für die Kinder eine Chance, Deutschland verlassen zu können.
- Die Mutter war pragmatischer eingestellt als der Vater.
- Beim *J.P.D.* waren ostjüdische und deutsch-jüdische Kinder und Jugendliche.
- Palästina war ein Thema beim *J.P.D.*
- Sie weiß nicht mehr, ob sie mit dem *J.P.D.* Ausflüge unternahm.
- Die Gruppenleiterin klärte sie in sexuellen Dingen auf.
- Sie glaubt, dass ihre Gruppe des *J.P.D.* eng zusammenhielt.
- Beim *J.P.D.* ging es immer sehr fröhlich zu, sie ging gerne dorthin. Wenn sie von ihren Eltern aus schon mal nicht zu den Treffen gehen durfte, empfand sie dies als Strafe.
- Beim *J.P.D.* spielte die Religion keine große Rolle, aber er stärkte ihre Identität als Jüdin.
- Palästina war ihr sehr wichtig. Es war damals die „Antwort“ auf den Antisemitismus und verhiess den Juden, „selbständig“ werden zu können. [Sie meint

dies in dem Sinne, dass die Juden auf eine eigene Heimat, einen eigenen Staat in Palästina hofften.]

- Beim J.P.D. lernten die Mitglieder hebräische Lieder und viel über den Zionismus.
- Der J.P.D. wollte den Kindern und Jugendlichen ein Ziel geben, nämlich Palästina.
- Der Jugendbund und die Idee einer Auswanderung nach Palästina hatten auf sie während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft den größten Einfluss. Sie wollte damals entweder nach Palästina oder nach Großbritannien auswandern. Es bot sich zunächst die Gelegenheit, mit einem der Kindertransporte nach Großbritannien zu gelangen. Nach dem Krieg emigrierte sie dann von Großbritannien aus nach Palästina.
- Auch der „Jüdische Kulturbund“<sup>43</sup> war für die Freizeitgestaltung der Kinder und Jugendlichen sehr wichtig. Im Jugendheim wurde ein Film über Palästina [vom „Jüdischen Kulturbund“?] gezeigt, der sie sehr beeindruckte.
- Zu 5.1) Ganz bestimmt beeinflussten die Schule und der Jugendbund sie während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft. Sie wurde besonders in Richtung einer Auswanderung nach Palästina beeinflusst.
- Zu 5.3) Der Jugendbund übte den größten Einfluss auf sie aus.

#### **Telefonat mit Yael N. am 31.01.2007: Korrekturen/Ergänzungen zum Telefonat vom 17.01.2007**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in englischer Sprache.

- Sie bestätigt, dass der Film, von dem sie im ersten Teil des Interviews gesprochen hat, ein Film des „Jüdischen Kulturbundes“ war und dass er einen „big impact on her“ hatte.
- Sie ging zur *Jawne*, weil den Eltern die Bildung ihrer Kinder sehr wichtig war. Die Eltern sagten ihr und ihren Brüdern: „Was ihr lernt, kann man euch nicht nehmen“. Sie wollten, dass die Tochter eine höhere Schule abschloss.
- „The biggest of bad“, das die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft ihr antat, war, dass sie heute keine Sprache wirklich perfekt spricht.
- In der *Jawne* wurden in die erste Stunde Fächer wie Singen etc. unterrichtet, weil einige Schüler aufgrund langer Anfahrtswege nicht an der ersten Schulstunde teilnehmen konnten.
- Entscheidend für den Besuch der *Jawne* waren wohl die Beziehungen des Rabbiners Hahn zur *Jawne*. [Sie war gut befreundet mit Miriam H., der Tochter des Rabbiners.]
- Sie berichtet, dass sie und ihre Freundinnen nur in den Ferien nach Werden zum Schwimmen fuhren.
- Sie wusste während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft, dass man die Juden verfolge.
- Sie sprach zu Hause schon mit den Eltern, aber damals wurden die Kinder generell weniger involviert als heutzutage.
- Zur Lehrerin Fräulein Heumann sagt sie: „We liked her very much. We were fond of her“.

---

<sup>43</sup> S. in vorliegendem Kapitel, Anm. 10.

- Die jüdische Schule beeinflusste sie in ihrer Identität als Jüdin, aber nicht so stark wie der Jugendbund. In der Schule lernten die Schüler hauptsächlich etwas über die Bibel.
- An der jüdischen Schule waren alle „in einem Boot“.

**108      Telefonat mit Anne R. (ehemals: Essen; heute: Sri Lanka) am  
08.11.2006, 15:45–16:15 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Frau R. war im Gespräch sehr dominant. Sie fand es nicht angemessen, am Telefon über ihre Erlebnisse während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft zu sprechen. Gespräch in englischer Sprache.

- Bis zu ihrem 10. Lebensjahr besuchte sie die jüdische Schule in Essen, danach die *Jawne*<sup>44</sup> in Köln [zusammen mit Lotte R. (heute: Yael N.) und Miriam H.].
- Im Januar 1939 ging sie nach Großbritannien, aber nicht mit einem Kindertransport<sup>45</sup>. Die Eltern schickten sie zu einem Onkel, der dort lebte.
- Sie besuchte eine Schule in Südengland und machte nach der Schule eine Ausbildung als Krankenschwester.
- Im Gegensatz zu heute waren sie als Jugendliche damals „late developers“.
- Danach gefragt, was die jüdische Schule während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft für sie bedeutete, antwortet sie, die jüdischen Kinder und Jugendlichen hätten „nothing if we hadn’t had it“ gehabt.
- Die Gefühle in dieser Zeit waren „quite unbelievable“.
- Ihre Eltern behüteten sie sehr. So bekam sie bis zum November 1938 kaum etwas von den politischen Ereignissen und antisemitischen Vorfällen in Deutschland mit.
- Sie lebte in einer „enclosed world“.
- Sie bekam natürlich etwas vom Antisemitismus mit, wenn sie von anderen Kindern attackiert und verspottet wurde.
- Einmal war sie in einem *Makkabi*-Lager [hier: *J.P.D. – Makkabi Hazair*]. Die *Makkabi*-Mitglieder wurden dort von anderen Kindern attackiert.
- Besonders erinnert sie sich an den langen Schulweg nach Köln mit der Straßenbahn. Das sei für ein Kind in ihrem Alter bemerkenswert gewesen.
- An der *Jawne* gab es manchmal Hitzefrei. Dann fuhren sie, Lotte R. und Miriam H. mit der Bahn bis Werden zurück, gingen dort schwimmen und kehrten erst zur üblichen Zeit nach Schulende wieder nach Hause zurück.
- Sie und die Freundinnen hatten also in gewissem Sinne während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft auch Spaß.
- Sie erinnert sich an einen Aufenthalt ihrer Klasse der *Jawne* im Bröhltalhaus<sup>46</sup>. Es war Winter, und das Haus unbeheizt und sehr kalt.
- Im November 1938 „ships were down“ („turning point“).
- Danach konnte ihr niemand mehr etwas verschweigen. Der Vater wurde nach dem Novemberpogrom in Dachau inhaftiert.<sup>47</sup>

<sup>44</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 41.

<sup>45</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 32.

<sup>46</sup> Das Bröhltalhaus bei Köln war das einzige „jüdisches Übernachtungsheim“ im Rheinland während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft. Der „Reichsausschuß der jüdischen Jugendverbände“ hatte es 1935 erworben. Bis zum Novemberpogrom von 1938 wurde es von jüdischen Jugendbünden und Klassen jüdischer Schulen besucht.

**112      Telefonat mit Walter B. (ehemals: Düsseldorf; heute: Israel) am  
02.02.2007; 14:15–15:45 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. B. war sehr gern bereit, ausführlich Auskunft zu geben. Gespräch in deutscher Sprache.

- Er wurde 1933 eingeschult.
- Im 1. Schuljahr (1933/34) besuchte er eine Volksschule in Köln.
- In der Schule in Köln verlief alles mehr oder weniger normal.
- 1934/35 besuchte er in Düsseldorf eine christliche Volksschule an der Kaiserswerther Straße, auf der Höhe Klever Straße/Schwerinstraße.
- Bis 1934/35 war alles „normal“, danach spürte man schon etwas mehr vom Antisemitismus. Er spielte aber noch mit nichtjüdischen Jungen aus der Volksschule und aus der Nachbarschaft.
- Von Seiten der Lehrer erlebte er in den nichtjüdischen Schulen keinen Antisemitismus und keine antisemitischen Äußerungen.
- Es gab in den ersten beiden Jahren an den nichtjüdischen Schulen keine speziellen Fächer, in denen der Antisemitismus eine Rolle spielte [etwa „Rassenkunde“ o.ä.].
- Bis 1936 war es nicht so schlimm, auch wenn man seit 1934 den Antisemitismus stärker spürte.
- Er wurde schon mal auf dem Fahrrad verfolgt, von Jungen, die ihn mit der Luftpumpe verprügeln wollten.
- Einmal versuchten andere Jungen, ihn im Rhein zu ertränken. Bei diesem Vorfall erfuhr er keine Unterstützung von Seiten der Polizei.
- Die nichtjüdischen Schulen fand er interessant. Gleichzeitig sagt er, es sei halt eine Pflicht gewesen, zur Schule zu gehen.
- 1935 wechselte er auf die jüdische Schule.
- Zu den Gründen für den Wechsel befragt, sagt er, zum Zeitpunkt seines Schulwechsels sei der Antisemitismus schon stärker zu spüren gewesen und die jüdische Gemeinde habe eine eigene Schule für notwendig gehalten. Nach deren Eröffnung seien die meisten jüdischen Schüler auf die Schule gewechselt, besonders die Schüler der höheren Schulen. Zum Zeitpunkt seines Wechsels zur jüdischen Schule habe diese ca. 450 Schüler gehabt.
- Die Familie war nicht-religiös.
- Die jüdischen Feste wurden in der Familie nicht besonders gefeiert und nur die hohen Feiertage wie *Jom Kippur* [s. Glossar], Neujahr [*Rosch Haschana*, s. Glossar] und das Laubhüttenfest [*Sukkot*, s. Glossar] begangen.
- Zwischen 1936 und 1938 ging er eine Zeit lang regelmäßig zur Synagoge. Die Eltern schickten ihn, weil sie wollten, dass er mehr von der Religion aufnimmt. Außerdem waren seine Schulkameraden dort.
- Bevor er die jüdische Schule besuchte, hatte er keinen besonderen Religionsunterricht.
- Er sprach mit seinen Eltern über Probleme (z.B. über antisemitische Angriffe). Seine Eltern aber spürten den Antisemitismus bis 1938 selber nicht so sehr.
- Die Politik spielte in der Familie keine Rolle, auch der Vater war an Politik nicht interessiert.

---

<sup>47</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 6.

- Die Familie war deutsch-jüdisch.
- An seinen ersten Schultag an der jüdischen Schule kann er sich nicht erinnern. Er vermutet, dass die Mutter ihn an diesem Tag zur Schule brachte.
- Das Schulgebäude lag neben der Synagoge, in einem Gebäude, das extra für Schulzwecke umgebaut worden war.
- Im Keller fand der Werkunterricht statt.
- Im Erdgeschoss waren das Schulbüro und das Büro des Direktors.
- Im ersten und zweiten Stock waren die eigentlichen Klassenräume.
- Oben im Schulgebäude wurde Kochen für die Mädchen unterrichtet.
- Mädchen und Jungen wurden zusammen unterrichtet.
- In den Klassenräumen gab es Bänke für je zwei Schüler, die hintereinander angeordnet waren.
- Seine Klasse hatte ca. 25 bis 30 Schüler.
- Er wurde in das 3. Schuljahr der jüdischen Schule eingeschult.
- Das Niveau der jüdischen Schule war „mittelmäßig“.
- In manchen Fächern, z.B. Englisch, hatten einige Schüler Schwierigkeiten, mitzukommen. Deshalb ging der Unterricht nur langsam voran.
- Es gab nur wenige wirklich schlechte Noten an der jüdischen Schule.
- Im Religionsunterricht wurde eine gekürzte Bibel verwendet.
- Auch der Unterricht in Weltgeschichte ging nur langsam voran.
- Nach dem Novemberpogrom von 1938 fand zunächst, für ca. ein halbes Jahr, keine Schule statt.
- An der Grafenberger Allee wurden die Schüler in zwei Klassen zusammengelegt.<sup>48</sup>
- Nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 fehlte ein großer Teil der Lehrer.<sup>49</sup>
- Bei einer Auswanderung verabschiedeten sich die Schüler nicht voneinander, da sie nie wussten, wann sie Deutschland tatsächlich verließen, und eine Abreise häufig sehr plötzlich erfolgte. Auch er verabschiedete sich bei seiner Auswanderung von niemandem.
- Er besuchte die jüdische Schule bis zu den Sommerferien 1939. Am 26. August 1939 wanderte die Familie aus.
- An den jüdischen Feiertagen fand keine Schule statt.
- In der Klasse gab es deutsch-jüdische und ostjüdische Schüler. Die Schüler machten keine Unterschiede untereinander.
- Unter den Schülern ging es sehr friedlich zu. Es gab keine Probleme untereinander.
- Er hatte in seiner Klasse fünf bis sechs Freunde.
- Die Schüler der jüdischen Schule lebten in allen Stadtteilen verstreut.
- Einer seiner Freunde, der in seiner Nähe wohnte, wanderte sehr früh aus. Sein nächster Freund wohnte im Zooviertel, ein anderer hinter dem Graf-Adolf-Platz; das waren sehr weite Wege.
- Er traf sich nachmittags nicht oft mit Freunden. Dies lag am Zeitmangel, denn neben der Schule erhielt er ab ca. 1936 noch Privatunterricht in Spanisch.
- 1938 fand auch von der jüdischen Schule aus mindestens zweimal wöchentlich nachmittags Unterricht statt.
- Die Schüler aßen dann auch mittags in der Schule, z.B. das, was die Mädchen im Unterricht kochten. Das Essen gab es auch deshalb, weil für manche Kin-

<sup>48</sup> Nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 fand der Unterricht der Düsseldorfer jüdischen Schule im Gebäude der *Bnai-Brith*-Loge an der Grafenberger Allee 78 statt.

<sup>49</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 6.

- der, besonders für die von außerhalb Düsseldorfs, der Schulweg sehr lang war. Diese konnten mittags nicht nach Hause fahren.
- Die Lehrer der jüdischen Schule hat er in sehr positiver Erinnerung.
  - Er hatte aber keine persönlichen Beziehungen zu den Lehrern und redete mit ihnen nicht über Probleme.
  - Eventuell sprachen Eltern mit den Lehrern über Auswanderungspläne. Im Unterricht waren Auswanderungspläne aber kein Thema: „Es war einfach so, und jeder wusste, dass er früher oder später auswanderte“.
  - Über die „Polenaktion“<sup>50</sup> oder die Ereignisse des Pogroms vom 9./10. November 1938 wurde bei der Wiedereröffnung der Schule nach dem Pogrom nicht gesprochen. Der Unterricht wurde normal fortgesetzt. Die Tatsachen genügten ja, und es konnte auch niemand helfen.
  - Die Lehrer der jüdischen Schule waren ihm keine Stütze oder Hilfe.
  - Die Schüler halfen sich untereinander im Unterricht oder machten auch schon mal „unter der Bank“ Spiele.
  - Die Schüler sollten wahrscheinlich ganz normal weiter lernen und es war vielleicht gut, dass die Schüler in der Schule nicht mit Problemen belastet wurden. Sie hatten genug mit der Schule und den Schulaufgaben zu tun.
  - Die Lehrer und Eltern wollten die Kinder eventuell nicht mit den Ereignissen und Problemen belasten, um ihnen ein ungestörtes und konzentriertes Lernen zu ermöglichen.
  - Die Atmosphäre an der Schule war „normal“. Es wurden Witze gemacht und die Stimmung war heiter. Der Umgang der Schüler untereinander und mit den Lehrern war gut und freundlich. Beim Lernen war man ernst, in der Pause auch ausgelassen.
  - Nach dem Umzug der Schule an die Grafenberger Allee ging es dann ruhiger zu, da die Schüler sich innen aufhalten mussten.<sup>51</sup> Es gab wenig Platz im Gebäude und keinen Hof, auf dem die Schüler spielen konnten, nur einen kleinen Garten: „Es fehlte die Freiheit, die wir Kinder vorher hatten.“
  - Die Kinder passten sich aber schnell an die Gegebenheiten an und es gab keinen Streit. Streit wäre auch als Schande empfunden worden und hätte niemandem etwas gebracht.
  - In der Schule bildeten sich in den Klassen kleine Gruppen.
  - Die Kinder und Jugendlichen waren insgesamt sehr vorsichtig und darauf bedacht, dass es zu keinen antisemitischen Vorfällen kam. Sie hatten aber keine Angst.
  - In Religion wurden in der Schule im Wesentlichen die Geschichte der Juden und die Bibel vermittelt. Es wurde aber alles nur sehr kurz studiert, Einzelheiten und Teile der Geschichte wurden überhaupt nicht behandelt.
  - Die jüdischen Feste und Feiertage wurden größtenteils in der Synagoge begangen. Zumindest *Chanukka* [s. Glossar] und *Purim* [s. Glossar] wurden für die Kinder dort ausgerichtet.
  - In der Schule wurden die jüdischen Feste fast nicht begangen.
  - Seine Identität als Jude beeinflusste die Schule nicht. Er hatte schon früh die Haltung: „Ich bin als Jude geboren und bleibe Jude“. Auch der Antisemitismus änderte an seiner Haltung zu seinem Judentum nichts. In der Schule war die jüdische Identität kein Thema.
  - Den Religionsunterricht erachtete er als notwendig: „Irgendwas bleibt hängen“.
  - Er wurde mit ca. zehn Jahren Mitglied des *Makkabi*.

<sup>50</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 5.

<sup>51</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 48.

- Seine Cousine „keilte“<sup>52</sup> ihn.
- Es gab beim Makkabi Sport und Treffen, die z.B. in Privatwohnungen stattfanden.
- Beim *Makkabi* sprach man über jüdische Kultur und Geschichte und über Palästina, auch über die Geschichte des Zionismus.
- Palästina war für ihn nicht so sehr ein Thema, da seine Verwandtschaft teilweise in Südamerika war und seine Familie dorthin auswandern wollte.
- Treffen des *Makkabi* fanden jeden Samstagnachmittag im Logenhaus an der Grafenberger Allee statt.
- In der *Makkabi*-Gruppe waren deutsch-jüdische und ostjüdische Kinder, nach Altersgruppen getrennt.
- Er lernte im *Makkabi* Morsen und Knoten machen. Die Gruppe hatte Ähnlichkeit mit den Pfadfindern.
- Es gab von der jüdischen Schule aus Ausflüge, aber nur sehr selten.
- Ein- bis zweimal im Jahr hatten die Mitglieder des *Makkabi* die Möglichkeit, mit diesem für einen Tag z.B. in den Grafenberger Wald zu fahren. Dort kochten die Teilnehmer im Freien oder lasen Spuren.
- Bei diesen Ausflügen kam es nie zu Zusammenstößen mit der HJ.
- Die Religion spielte im *Makkabi* keine Rolle.
- Sportarten, die er beim *Makkabi* trainierte: Fußball, Handball, Ringkampf, Geräteturnen.
- Als Kind war ihm die Bedeutung des Sports nicht bewusst. [Er meint hier die gesundheitliche Bedeutung.]
- Der Sport stärkte ihn emotional.
- Die Gruppenmitglieder verabredeten sich nicht außerhalb der *Makkabi*-Treffen. Nur mit den guten Freunden in der Gruppe traf er sich privat.
- Er war ein Einzelkind.
- Die Atmosphäre in der *Makkabi*-Gruppe war während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft nicht ausgelassen, dafür gab es keinen Grund. Es ging sachlich zu und die politische Atmosphäre machte sich bemerkbar. Sie hinterließ ihr „Mal“.
- Die Kinder und Jugendlichen waren damals für ihr Alter schon recht reif und hatten schon viele Erfahrungen gemacht. Sie waren sehr vorsichtig und wollten nicht provozieren.
- Auf die Frage, ob die *Makkabi*-Gruppe ihn gestärkt habe, antwortet er, die Treffen seien interessant gewesen und eine Möglichkeit, die Freizeit mal anders zu verbringen.
- Bei den Treffen des *Makkabi* fehlte selten jemand.
- Die Zeit in der *Makkabi*-Gruppe verging mit irgendwelchen Beschäftigungen immer schnell (Spiele, kleine Besprechungen etc.); viel diskutiert wurde nicht.
- Die *Makkabi*-Gruppe war wichtig für die Freizeitgestaltung und das Zusammensein der Kinder und Jugendlichen.
- Während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft hatte er keine christlichen Freunde mehr. Die jüdischen Kinder hatten andere Interessen und Gesprächsthemen.
- Beim *Makkabi* lernte man immer etwas dazu.
- Zu 4.15) Die Gruppenmitglieder sprachen nicht über persönliche Dinge oder eine Auswanderung. Ab und zu las man bei Treffen Briefe von Freunden, die nach Palästina ausgewandert waren.

---

<sup>52</sup> D.h., sie hat ihn für den Jugendbund geworben.

- Zu 5.1) Indirekt halfen die Schule und der Sport ihm: „Stellen Sie sich vor, es hätte das nicht gegeben. Es war ja sonst nichts.“
- Zu 5.3) Für ihn waren die Eltern das Wichtigste.
- Der Vater war Grossist in Sohlenleder. Er belieferte Schuster mit Sohlen.
- Die Mutter war Hausfrau.
- Bis zum November 1938 ging alles „mehr oder weniger seinen Gang“; er erlebte im Allgemeinen keine großen Abenteuer.

**117      Telefonat mit Hans F. (ehemals: Düsseldorf; heute: Chile) am  
08.03.2007, 21:00-22:00 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in deutscher Sprache.

- In der christlichen Volksschule an der Grafenberger Allee, die er zunächst besuchte, hatte er keine besonderen Schwierigkeiten mit Mitschülern.
- Dies, so F., lag eventuell daran, dass er in Flingern wohnte, wo es recht viele „Kommunisten-Kinder“ gab.
- Es könnte auch daran gelegen haben, dass er einen jüdischen Freund in der Parallelklasse hatte, der sehr groß und stark war und respektiert wurde. Dieser beschützte ihn.
- Wenn er angepöbelt wurde, dann von Kindern, die ihn nicht kannten. Sie liefen ihm z.B. nach und traten ihn.
- Mit den Lehrern an der Volksschule an der Grafenberger Allee hatte er keine Schwierigkeiten.
- Er hatte zwei nichtjüdische Freunde in der Nachbarschaft. Nach 1933 blieb noch einer von ihnen übrig. Aber auch der kam nur noch auf Umwegen zu ihm, weil seine Eltern wohl nicht wollten, dass er gesehen wird, wenn er zu Hans ging.
- Sein bester Freund war ein jüdischer Junge, der schon ein wenig älter war als er selber.
- Einmal gab es einen antisemitischen Vorfall in der Straßenbahn: Der Schaffner sagte ihm, er solle lieber ein Ticket nach Jerusalem kaufen. Darauf antwortete er, dass er gern eines nehmen würde. Das machte den Schaffner sehr wütend.
- In seiner Klasse in der Volksschule an der Grafenberger Allee gab es keine anderen jüdischen Kinder.
- Die Familie war nicht-religiös, sie besuchte die Synagoge nur an den hohen Feiertagen.
- Erst die jüdische Schule hielt ihn dazu an, die Religion stärker auszuüben.
- Darüber sprach er auch mit den Eltern, die dann ebenfalls die religiösen Bräuche und Traditionen stärker beachtetten und umsetzten.
- Als er noch die Schule an der Grafenberger Allee besuchte, hatte er jüdischen Religionsunterricht in der Nähe des Zoos, an der Paulusstraße.
- Dort lernte er Hebräisch. Er hatte große Schwierigkeiten, die Buchstaben zu lesen.
- Den Religionsunterricht fand er altmodisch. Er war nicht von ihm begeistert.
- 1936 wechselte er an die jüdische Schule.
- Den Wechsel empfand er persönlich nicht als außergewöhnlich, da er an der Volksschule an der Grafenberger Allee kaum Probleme hatte, höchstens auf dem Schulweg. Für ihn war eine gewisse Unsicherheit mit dem Schulwechsel verbunden, aber eher in dem Sinne, wie Veränderungen im Leben Unsicher-

- heit bringen. Er fragte sich, wie es wohl sein würde an der neuen Schule. Als besonders freudiges Erlebnis hat er den Schulwechsel nicht in Erinnerung.
- Die Räumlichkeiten in der jüdischen Schule waren sehr eingeschränkt, da das Rabbinerhaus<sup>53</sup> nicht für einen Unterricht gedacht war.
  - Es gab nur einen kleinen Hof. Die Schüler hatten keine freien Entfaltungsmöglichkeiten.
  - In seiner Klasse der jüdischen Schule waren anfangs über 40 Schüler. Die Schülerzahl reduzierte sich durch die Emigration von Mitschülern ständig.
  - Es gab in der jüdischen Schule alte Schulbänke mit Tintenfassern.
  - Das Personal an der jüdischen Schule war besser als das an der regulären Volksschule. Die Lehrer gaben sich mehr Mühe. Die Lehrer waren wahrscheinlich besser. Da es viele entlassene jüdische Lehrer gab, konnte sich die Schulleitung die Lehrer aussuchen.
  - Die jüdische Schule war moderner als die Volksschule, die er zuvor besuchte. Es gab an der jüdischen Schule keine Prügelstrafen.
  - Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war sehr respektvoll und gut. Es gab keine Konflikte mit den Lehrern.
  - Es herrschten an der jüdischen Schule Disziplin und Ordnung.
  - Die Schüler fühlten sich ab ca. 1937/38 deprimiert.
  - Er erinnert sich besonders an den Musiklehrer Erwin Palm. Dieser sprach oft mit den Schülern, auch über politische Ereignisse und Vorgänge.
  - Mit den anderen Lehrern redeten die Schüler nur manchmal.
  - Die Lehrer waren den Schülern eine Stütze, das gemeinsame Schicksal verband Lehrer und Schüler.
  - Die Eltern sprachen nur selten mit ihm über die politische Situation und Schwierigkeiten. Sie wollten ihn wohl nicht belasten.
  - Die Eltern hatten das Kaufhaus „Hermann“ in Flingern.
  - Die Mutter half im Geschäft.
  - Die Familie war deutsch-jüdisch.
  - Es war schwierig, Freundschaften zu den ostjüdischen Mitschülern aufzubauen, da sie zumeist in anderen Wohngegenden (Altstadt) lebten und andere Bräuche hatten als die deutsch-jüdischen Kinder.
  - Die Lehrer der jüdischen Schule sprachen aber über diese Problematik und wiesen auf Schwierigkeiten hin. Er persönlich war mit einem ostjüdischen Zwillingsspaar befreundet.
  - Die Religion war in der Schule sehr wichtig.
  - Die Gemeinderabbiner Dr. Max Eschelbacher und Dr. Siegfried Klein erteilten den Religionsunterricht und hielten die Schüler an, in die Synagoge zu gehen.
  - Die jüdischen Feste wurden in der Schule gefeiert. Besonders toll fand er, dass die Schüler der jüdischen Schule zu den christlichen und jüdischen Feiertagen frei hatten.
  - Die Atmosphäre in der jüdischen Schule war eine „typische“, „allgemeine“ und nicht anders als an anderen Schulen. Man machte Späße und es gab Kinder, die „aus der Rolle“ fielen.
  - Nach der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 änderte sich die Atmosphäre. Die „Polenaktion“<sup>54</sup> war ein Schock. Da hat „alles angefangen“.
  - Nach der „Polenaktion“ herrschte an der jüdischen Schule allgemeine Angst vor, auch die Lehrer litten unter einer „Angstpsychose“.

<sup>53</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 11.

<sup>54</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 5.

- Die Schüler litten unter der Auswanderung von Mitschülern, lebten aber mit dem Gedanken, früher oder später selbst auszuwandern.
- Die Schüler fühlten sich an der jüdischen Schule etwas geschützt und waren unter Gleichgläubigen. Dies war gut, nach dem, was die nichtjüdische Umwelt den Juden androhte.
- Die Verhältnisse des Unterrichts an der Grafenberger Allee waren deprimierend.<sup>55</sup>
- Der Vater wurde nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 ca. sechs Wochen lang in Dachau inhaftiert.<sup>56</sup>
- Er trat 1936 dem *J.P.D. – Makkabi Hazair* bei.
- Die Religion spielte beim *J.P.D.* keine Rolle.
- Beim *J.P.D.* machten die Kinder und Jugendlichen Pfadfinderübungen, redeten aber auch über Palästina. Am Wochenende wurden Ausflüge in die Umgebung Düsseldorfs unternommen.
- Einmal wurde seine Gruppe von einem Mann bei einem solchen Ausflug verscheucht, als dieser erfuhr, dass es sich um eine jüdische Gruppe handelte.
- Die Gruppenmitglieder verhielten sich bei den Ausflügen sehr vorsichtig, versuchten, Gefahren zu vermeiden.
- Die Eltern, die Lehrer der jüdischen Schule und die Jugendgruppenführer rieten den Kindern und Jugendlichen, sich ruhig zu verhalten.
- Die Schüler hatten einmal wöchentlich Sport an der Königsberger Straße.
- Nach der Bedeutung gefragt, die die jüdische Schule und der *J.P.D.* für ihn während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft hatten, sagt er, man sei da hinein geboren gewesen, habe alles angenommen. Man sei nicht besonders glücklich oder unglücklich gewesen, habe gedacht, es müsse so sein.

**120      Telefonat mit Margaret F. (ehemals: Düsseldorf; heute: USA) am  
22.03.2007, 20:00–20:45 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in englischer Sprache.

- \*1927.
- Sie wurde zum 1. Schuljahr in das Goethe-Lyzeum in Düsseldorf eingeschult.
- Auf dem Lyzeum hatte sie nach 1933 zunächst keine Probleme mit Mitschülerinnen und Lehrern. Erst kurz bevor sie auf die jüdische Schule wechselte, gingen einige der Mitschülerinnen nicht mehr mit ihr zusammen nach der Schule nach Hause.
- Auch auf der Straße erlebte sie in der ersten Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft keinen Antisemitismus.
- Bis sie die jüdische Schule besuchte, hatte sie auch nichtjüdische Spielkameraden. Danach beschränkten sich ihre Kontakte auf jüdische Kinder. Sie hatte keinen Kontakt mehr zu ehemaligen Mitschülerinnen des Goethe-Lyzeums.
- Die Familie wohnte zunächst in Grafenberg auf der Rembrandtstraße, später auf der Lindenstraße.
- Der Vater hatte ein Geschäft (Filmverleih), das er während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft nicht mehr betreten durfte.

<sup>55</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 48.

<sup>56</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 6.

- Danach arbeitete der Vater in Antwerpen. Er hatte dort wieder ein Geschäft und kam nur am Wochenende nach Hause.
- Die Mutter arbeitete nicht
- Sie selber und ihre jüngere Schwester hatten ein Kindermädchen, das mit der Familie im selben Haus wohnte.
- Die Mutter kam aus einem wohlhabenden Elternhaus, der Vater war ein „selfmade man“.
- Die Familie war wirtschaftlich im guten Durchschnitt, eher etwas besser situiert. Auch nach 1933 hatte die Familie keine finanziellen Probleme; jedenfalls nicht, dass F. davon erfahren hätte.
- Die Familie war nicht-religiös.
- Erst sie selber brachte die Religion ein wenig in die Familie, als sie die jüdische Schule besuchte.
- Die jüdischen Feste wurden in der Familie nicht gefeiert. Erst als sie die jüdische Schule besuchte, feierte die Familie die Feste ein wenig.
- Sie weiß nicht, ob sie jüdischen Religionsunterricht hatte, als sie das Goethe-Lyzeum besuchte.
- Der Wechsel auf die jüdische Schule war ihr gar nicht recht. Es gefiel ihr gut am Goethe-Lyzeum.
- An der jüdischen Schule lernte sie Hebräisch und Englisch.
- Es bestand kein großer Unterschied im Unterricht am Goethe-Lyzeum und an der jüdischen Schule, nur in Bezug auf den Religionsunterricht.
- Sie wanderte nach der 5. Klasse, im Mai 1938, mit ihrer Familie aus.
- Sie weiß nicht, ob in ihrer Klasse ostjüdische Kinder waren.
- Ihre Mutter hatte Vorurteile gegen Ostjuden.
- Die Atmosphäre an der jüdischen Schule war leger und gut. Nach einer Eingewöhnungsphase ging sie gerne dorthin.
- Erst in der Zeit, in der sie die jüdische Schule besuchte, ging sie regelmäßig in die Synagoge. Vorher besuchte sie die Synagoge mit den Eltern nur an den hohen Feiertagen.
- Die Lehrer waren ziemlich streng und die Schüler waren mit ihnen nicht befreundet. Sie meint: „You had to look up to them“. Die Schüler hatten Respekt vor den Lehrern.
- An der jüdischen Schule war es strenger und disziplinierter als am Goethe-Lyzeum.
- Sie sprach mit den Lehrern nicht über Persönliches.
- Dies könnte daran liegen, dass ihre Eltern auch nicht über Persönliches mit ihr sprachen. So war sie es nicht gewöhnt, mit anderen zu sprechen.
- Als sie die jüdische Schule besuchte, war sie etwas religiöser, vorher nicht und nachher auch nicht.
- An der jüdischen Schule hatte sie einige gute Freundinnen. Die Schüler ihrer Klasse hielten eng zusammen.
- Sie trat in den Sportverein *Makkabi* ein, kurz nachdem sie an die jüdische Schule gewechselt hatte.
- Freundinnen von ihr waren schon Mitglieder dort. Sie trat zusammen mit mehreren Mitschülern der jüdischen Schule in den *Makkabi* ein.
- Beim *Makkabi* machte sie Sport (Turnen) und es gab Zusammenkünfte.
- Palästina war beim *Makkabi* ein Thema. Es wurde viel über Palästina gesprochen.
- Palästina war für sie persönlich dadurch sehr wichtig, aber die Familie hatte nie vor, dorthin auszuwandern.

- Die Eltern waren „neutral“. Sie standen dem Zionismus nicht ablehnend gegenüber, hatten aber auch kein Interesse an Palästina oder einer Auswanderung dorthin.
- Der *Makkabi* war für sie eine Möglichkeit, Freunde zu treffen und mit ihnen zusammen zu sein.
- Mit dem *Makkabi* unternahm sie Ausflüge in die nähere Umgebung Düsseldorfs. Bei diesen Ausflügen gab es keine Zusammenstöße mit der HJ.
- Die Atmosphäre im *Makkabi* war locker.
- Auf die Frage, ob der *Makkabi* ihr während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft emotional half, sagt sie, das sei eigentlich nicht nötig gewesen. Sie habe keine Probleme und immer Freunde gehabt.
- Zu 5.2) Die Schule und der *Makkabi* beeinflussten sie nicht in ihrer Religiosität und ihrer Identität als Jüdin. Vor dem Besuch der jüdischen Schule hatte sie kein Interesse an der Religion. Als sie die jüdische Schule besuchte, fühlte sie sich dann aber sehr jüdisch. Sie brachte die Religion auch nach Hause.
- Die Schule und der *Makkabi* stärkten sie innerlich. Sie konnte dort tun, was sie wollte, ohne Angst haben zu müssen, etwas „Falsches“ zu tun oder zu sagen.
- Zu 5.4) Die Schule und der *Makkabi* waren für sie während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft ihr ganzes Leben. Sie fühlte sich dort zu Hause, und hatte das Gefühl, sie gehöre dazu. Dieses Gefühl war sehr wichtig.

**123      Telefonat mit Margot G. (ehemals: Düsseldorf; heute: USA) am  
13.02.2007; 20:00–21:00 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in englischer Sprache.

- \*21. Februar 1926.
- Sie besuchte zunächst eine Volksschule an der Brehmstraße.
- Mit zehn Jahren wollte sie an eine höhere Schule für Mädchen wechseln. Zwei Schulen akzeptierten sie zunächst auch, nahmen sie aber dann tatsächlich doch nicht auf.
- Sie besuchte dann den, wie sie sagt, „St.-Anna-Konvent“<sup>57</sup>: „The nuns were just really wonderful.“
- Sie besuchte die St.-Anna-Schule ca. ein Jahr lang, bis die Schule verstaatlicht wurde.<sup>58</sup>
- Sie erinnert sich, dass sie nach der Verstaatlichung der Schule auf einmal schlechte Noten bekam. Sie hatte vorher nie schlechte Zeugnisse. Sie weinte sehr, als sie das schlechte Zeugnis bekam. Die schlechten Noten waren reine Schikane.
- Die schlechten Noten waren für den Vater Anlass, sie vom Lyzeum zu nehmen und in die jüdische Schule einzuschulen. Das war im Schuljahr 1937/38. Sie begann das Schuljahr noch für ca. zwei bis drei Monate an der St.-Anna-Schule, wechselte dann im laufenden Schuljahr aber an die jüdische Schule.
- Die Nonnen der St.-Anna-Schule boten ihr und ihrer Mutter an, sie zu verstecken. Die Mutter wollte aber den Vater nicht alleine lassen.

<sup>57</sup> Sie meint die St.-Anna-Schule, ein Oberlyzeum an der Prinz-Georg-Straße in Düsseldorf.

<sup>58</sup> Wann genau diese Schule verstaatlicht wurde, lässt sich, laut Rischer (1972, S. 152), nicht eindeutig nachweisen. Andere private Schulen wurden von der Stadt Düsseldorf zum 1. April 1937 übernommen (ebd.).

- Ihre Familie war religiös „very observant“, aber „not super-orthodox“: „We kept the usual laws“.
- Der Haushalt war *koscher* [s. Glossar] und die Familie ging gewöhnlich samstagsmorgens zur Synagoge.
- Die jüdischen Feiertage und Feste sowie der *Sabbat* [s. Glossar] wurden mit der Familie und Verwandtschaft gefeiert.
- Die Familie war „quite religious“.
- Die Großeltern väterlicherseits lebten in Düsseldorf. Der Großvater hatte ein „butchers supply business“ an der Rather Straße. Der Vater arbeitete im Geschäft des Großvaters.
- Die Mutter war Hausfrau und arbeitete manchmal als „volunteer worker“ für die jüdische Gemeinde.
- Sie hatte einen zwei Jahre älteren Bruder.
- Die Familie war „quite wealthy“, aber „not fabulously wealthy“.
- Die Großmutter mütterlicherseits lebte in Krefeld.
- Die Familie war deutsch-jüdisch.
- An den Religionsstunden der St.-Anna-Schule musste sie nicht teilnehmen. Sie konnte in dieser Zeit etwas lesen. Die Nonnen waren „very kind“.
- „I was very happy at the catholic school.“
- Es gab von Seiten der Nonnen an der St.-Anna-Schule nie einen Versuch, sie zu bekehren.
- Antisemitismus erlebte sie an der St.-Anna-Schule erst, als die Schule verstaatlicht wurde. In der Volksschule an der Brehmstraße erlebte sie keinen Antisemitismus.
- Sie hatte keine nichtjüdischen Freunde. Die Eltern erlaubten ihr nicht, mit nichtjüdischen Kindern zu spielen.
- Sie hatte mit vier bis fünf jüdischen Freundinnen ein „Kränzchen“.
- 1932 oder 1933 wurde sie eingeschult.
- 1936 erfolgte der Wechsel zur St.-Anna-Schule.
- 1937 wechselte sie an die jüdische Schule.
- Nach der Atmosphäre in den nichtjüdischen Schulen befragt, sagt sie: „I was really happy there. I loved going to school“.
- In der jüdischen Schule lernten die Schüler Hebräisch schreiben und lesen. „That’s all I remember learning there“. Das war wenig befriedigend. Auch konnte sie schon von zu Hause aus Hebräisch lesen.
- Als sie an die jüdische Schule kam, spürte sie ein „great relief“. Die Situation an der katholischen Schule war nach deren Verstaatlichung „stressful“.
- Sie war „so glad to be out of there“. [Sie meint, aus der katholischen Schule.]
- Zur Aufnahme durch die Klassenkameraden und Lehrer an ihrem ersten Schultag an der jüdischen Schule befragt, sagt sie: „They made me feel very welcome“.
- An der jüdischen Schule lernten die Schüler aber nur wenig: „I was very disappointed that no learning was going on. It was like baby-sitting“.
- Die Klassenräume waren „regular“ mit langen Tischreihen. Es gab keine Einzeltische.
- Sie betont noch einmal, dass sie enttäuscht war, dass an der jüdischen Schule „there was no learning going on“. Sie sagt: „I loved going to school, but this was no school“.
- Sie vermutet, dass Kinder mit unterschiedlichem religiösem Hintergrund in ihrer Klasse gemischt waren, kann sich aber nicht genau erinnern.

- Sie weiß auch nicht, ob es ostjüdische Kinder in der Klasse gab, vermutet aber, dass es, wenn es welche gab, nicht viele waren. Danach gefragt, wie sie sich nach der „Polenaktion“<sup>59</sup> gefühlt habe, sagt sie, diese Aktion habe sich auf ihre Klasse nicht so stark ausgewirkt, weil dort nur ein oder zwei ostjüdische Kinder waren, die nach der Aktion fehlten.
- Sie hatte unter den Schülerinnen der jüdischen Schule bereits vor dem Schulwechsel ein paar Freundinnen.
- In ihrer Klasse der jüdischen Schule gab es ein „close relationship“ unter den Schülern: „Everybody felt displaced. Everybody felt like he didn't belong here“.
- Zur Atmosphäre an der jüdischen Schule befragt, sagt sie, es sei „kind of a not permanent situation“ gewesen. Jeder sei „ready to move“ gewesen. „It wasn't the normal school thing.“ [Sie meint das in dem Sinne, dass man durch die Auswanderung von Mitschülern und Lehrern am Ende des Schuljahres nicht wusste, ob man sich im nächsten Schuljahr mit allen Mitschülern und Lehrern wiedersah.]
- Die Schule war „just a temporary thing“. Es herrschte eine „mood of uncertainty“.
- Sie sagt in Bezug auf die Auswanderung von Klassenkameraden: „You expected them to leave. You knew it was going to happen. You felt sad“. Aber in dem Alter, in dem sie und ihre Mitschüler waren, sei man auch schnell wieder auf andere Gedanken gekommen.
- An die Namen von Lehrern kann sie sich nicht erinnern.
- Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war „not a usual relationship“. Es war „just friendly“. Man hatte das gemeinsame Gefühl, man sitze die Situation aus, bis etwas Anderes, Besseres käme.
- Sie persönlich sprach nicht mit den Lehrern über Probleme, meint aber: „It would have been very possible“.
- Danach gefragt, ob die Lehrer den Schülern eine Stütze waren, sagt sie: „absolutely“.
- Es war eine der Hauptaufgaben der Lehrer „to give comfort to the pupils“.
- Ihrer Meinung nach ist den Lehrern das auch gelungen. In der Schule herrschte eine „comforting situation“. Es gab eine große „togetherness“.
- Die jüdischen Feste wurden im Unterricht besprochen, aber insgesamt war die Religion nicht sehr wichtig. „At this time everyone was just interested in survival.“
- Ihre eigene Religiosität war ausschließlich von der Familie geprägt. So wusste sie z.B. schon alles über die jüdischen Feste, als sie in die jüdische Schule eingeschult wurde.
- Sie kann sich nicht erinnern, ob die jüdischen Feste in der Schule gefeiert wurden.
- Im Juni 1939 wanderte sie nach Großbritannien aus.
- Nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 „the mood became a little more intense.“ [Sie meint hierbei die Stimmung, die sie in Bezug auf die jüdische Schule bereits angesprochen hat; nämlich die Stimmung/das Gefühl, dass alles nur „temporary“ und unsicher war.]
- Für sie war das Wichtigste an der jüdischen Schule: „The feeling of comfort and being with other Jewish children“.
- Die Schüler und Lehrer waren nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 „a little more frightened“.

---

<sup>59</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 5.

- Sie erinnert sich nicht, ob sie mit Mitschülern über Persönliches sprach.
- Sie wurde vermutlich Ende 1937 Mitglied des Sportvereins *Makkabi*.
- Die Eltern wollten, dass sie zum *Makkabi* ging.
- „I didn't like it there.“
- Sie mochte keinen Sport und war ein wenig übergewichtig.
- Sie ging zusammen mit ihrem älteren Bruder zum *Makkabi*.
- Sie meint, die Gruppen beim *Makkabi* müssen wohl altersmäßig gemischt gewesen sein, da sie zusammen mit ihrem zwei Jahre älteren Bruder dort war.
- Eventuell waren in der Gruppe beim *Makkabi* nur deutsch-jüdische Kinder.
- Beim *Makkabi* machte sie Übungen mit dem Ball und Kletterübungen.
- Sie hatte in der *Makkabi*-Gruppe Freunde, aber wenige.
- Die Religion spielte beim *Makkabi* sicher keine Rolle. Die Gruppe war eine reine Sportgruppe.
- Die Atmosphäre beim *Makkabi* bezeichnet sie als „fröhlich“. Dort, wo jüdische Kinder mit anderen jüdischen Kindern zusammen waren, ging es fast immer fröhlich zu.
- Sie wurde von nichtjüdischen Kindern auf der Straße beleidigt. Das war „very unpleasant and scaring“.
- Über solche Vorfälle konnte sie mit ihren Eltern sprechen. Diese rieten ihr, nicht mit den nichtjüdischen Kindern zu sprechen und einfach weiter zu gehen, wenn sie angepöbelt wurde.
- Sie kann sich nicht erinnern, dass unter den Mitgliedern des *Makkabi*, zumindest in ihrer Gruppe, über persönliche Dinge gesprochen wurde.
- Danach gefragt, ob der *Makkabi* ihr eine befriedigende Freizeitgestaltung ermöglichte, sagt sie, das sei bei ihr nicht der Fall gewesen; sie sei nicht gerne zum *Makkabi* gegangen.
- Der *Makkabi* bot ihr auch keine emotionale Unterstützung.
- Er beeinflusste sie nicht in ihrer Identität als Jüdin; sie hatte schon eine starke jüdische Identität. Diese wurde ihr von den Eltern vermittelt.
- Zu 5.1) Sie kann sich nicht erinnern, dass die Schule ihr half. [Sie meint hier in praktischer Hinsicht.] Die Eltern waren ihr eine Hilfe. Die Lehrer der jüdischen Schule versuchten, den Schülern emotional zu helfen. Sie glaubt, dass ihnen dies auch gelang.
- Zu 5.2) Ihre Religiosität und Identität als Jüdin beeinflusste die Schule nicht. Diesbezüglich war sie durch die Eltern geprägt.
- Zu 5.3) Die Eltern waren ohne Zweifel am wichtigsten.
- Zu 5.4) Der *Makkabi* war für sie „of no importance“. Als der Bruder ihn 1938 verließ, musste auch sie nicht mehr dorthin gehen. Zur Bedeutung der jüdischen Schule sagt sie: „It was a good place to be at school.“
- Die Eltern waren aber immer der „driving factor“ in ihrem Leben.

**129      Telefonat mit Martha H. (ehemals: Düsseldorf; heute: USA) am  
20.03.2007; 20:00–21:00 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in englischer Sprache.

- Sie besuchte zunächst eine evangelische Volksschule an der Kirchfeldstraße.
- Die Familie wohnte an der Keplerstraße 14.
- Sie wurde 1932 oder 1933 eingeschult.
- Ab dem 3. oder 4. Schuljahr (1935 oder 1936) besuchte sie die jüdische Schule.

- Sie wurde schon vom 1. Schuljahr an auf dem Schulweg von Jungen angefeindet, die mit dem Ball spielten und so taten, als wollten sie sie treffen.
- Sie musste immer vorsichtig sein: „It didn't make life pleasant“.
- Die Lehrerin an der Volksschule war nett zu ihr, soweit ihr dies möglich war. Die Lehrerin sagte ihr z.B., sie solle an den Tagen, an denen morgens Religionsunterricht war, erst später zur Schule kommen. Sie schickte dann Schüler aus der Klasse, um sie herein zu holen, wenn der Religionsunterricht beendet war.
- Die Lehrerin an der Volksschule versuchte, nett zu sein und hatte großen Respekt vor ihrer Familie. Heute bewundert sie, wie sich die Lehrerin damals verhielt.
- Wenn sich die Schüler an der Volksschule in den Pausen zum „Hitlergruß“ versammelten, machte sie den Gruß. Sie wagte es nicht, sich zu weigern.
- Sie versuchte, sich unauffällig zu verhalten. Es war ihr bewusst, dass sie in Gefahr war.
- An der jüdischen Schule erhielt sie eine „pretty good education“.
- Es herrschte an der jüdischen Schule eine „nice atmosphere“.
- Sie hatte dort ein „nice upbringing“.
- Antisemitismus erlebte sie meistens auf der Straße.
- In der evangelischen Volksschule achtete die Lehrerin darauf, dass die anderen Kinder ihr nichts taten und sich nicht antisemitisch äußerten.
- Die Lehrerin an der Volksschule war sehr streng und strafte mit dem Lineal. Sie war nicht freundlich. Man musste sich bei ihr benehmen.
- Sie war eine gute Schülerin und die Mitschüler an der evangelischen Volksschule respektierten sie.
- Sie spielte nachmittags nicht auf der Straße. Manchmal lud sie Freundinnen von der jüdischen Schule ein.
- Ihre Eltern kamen schon vor dem Ersten Weltkrieg aus Polen nach Deutschland.
- Die Eltern bemühten sich sehr um Assimilation, waren „highly educated“.
- Die Eltern sprachen kaum jemals Polnisch, nur wenn sie Geheimnisse untereinander wahren wollten.
- Die Eltern hatten ein Bettengeschäft, „Betten Blitzer“, an der Shadowstraße.
- Ca. 1937 mussten sie das Geschäft aufgeben.
- Die Familie war, zumindest bis in die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft, eine wohlhabende Familie. Die Familie gehörte dem Mittelstand an.
- Die Familie hatte Bedienstete, sie selber bis 1935<sup>60</sup> ein nichtjüdisches Kindermädchen. Danach kümmerten sich die älteren Schwestern um sie.
- Die Familie war so religiös, „wie es unter den Umständen der nationalsozialistischen Herrschaft möglich war“. Die Mutter versuchte z.B., das Fleisch *koscher* [s. Glossar] zuzubereiten, auch, als es schwieriger wurde, *koscheres* Fleisch zu kaufen.
- Die Eltern besuchten eine Synagoge mit orthodoxem Ritus. Sie selber ging samstags von der Schule aus in die große Synagoge.
- Die Religion spielte sich aber meistens zu Hause ab: „My parents kept religion at home“.
- Nur an den hohen Feiertagen besuchte sie mit den Eltern die orthodoxe Synagoge.
- Als sie die evangelische Volksschule besuchte, hatte sie zweimal wöchentlich nachmittags jüdischen Religionsunterricht bei den Rabbinern der Gemeinde.
- Im Religionsunterricht lernte sie die Gebete und die Bibel.
- Der Religionsunterricht „was fine“.

---

<sup>60</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 28.

- Der Religionsunterricht war Teil ihrer Aktivitäten nach der Schule. Sie hatte außerdem Klavierunterricht.
- Mit den Eltern sprach sie nicht über Probleme, denn was konnten sie schon tun. Außerdem hatten die Eltern nach 1933 ihre eigenen, zunehmend finanziellen Sorgen.
- Ab 1935 oder 1936 besuchte sie die jüdische Schule in Düsseldorf.
- Sie wurde von der regulären Volksschule „expelled“.
- Die Eltern meldeten sie an der jüdischen Schule an.
- Sie erinnert sich an nichts Besonderes in Bezug auf ihren ersten Schultag in der jüdischen Schule.
- Das Schulgebäude war sehr modern. Alles war viel moderner als an der evangelischen Volksschule.
- Das Schulgebäude war wohl für Schulzwecke renoviert und die Klassenräume modernisiert worden. Das Gebäude war „nice“.
- Die Schüler saßen in Reihen und die Klassen waren nicht überfüllt.
- Auf die Frage, ob sie an der jüdischen Schule schnell neue Freunde fand, sagt sie, das sei unkompliziert in den Pausen gegangen, in denen die Schüler zusammen ihre Brote gegessen und gespielt hätten.
- Ein paar der Mitschüler kannte sie auch schon von der Religionsschule her.
- In der evangelischen Schule war sie die einzige Jüdin in der Klasse.
- In der jüdischen Schule waren vorwiegend deutsch-jüdische Kinder in ihrer Klasse.
- Die ostjüdischen Schüler wurden, wenn sie sich irgendwie „ostjüdisch verhielten“, von den deutsch-jüdischen Schülern wie Schüler „zweiter Klasse“ behandelt.
- Die ostjüdischen Schüler fühlten sich „inferior“ und wurden eventuell von den deutsch-jüdischen Schülern auch so behandelt.
- Die Lehrer machten keine Unterschiede zwischen deutsch-jüdischen und ostjüdischen Schülern.
- „I felt comfortable at the Jewish school.“
- Zum Verhältnis der Schüler zu den Lehrern an der jüdischen Schule gefragt, sagt sie: „You had to pay attention. There was no comradeship, the teachers were not your friends. Everything was high respect and behaviour“.
- Mit den Lehrern sprachen die Schüler nicht über Persönliches: „You wouldn’t have dreamed of it“.
- Die Atmosphäre an der jüdischen Schule war „happy“.
- Sie war zu jung, um etwas über die Härten zu wissen, die z.B. ihre Eltern betrafen.
- Sie wurde zu Hause sehr behütet, ihr wurde gesagt: „Everything is ok“.
- Religion wurde strikt als Fach unterrichtet, spielte keine außergewöhnliche Rolle.
- Die jüdischen Feste wurden meistens in der Synagoge gefeiert. Sie erinnert sich diesbezüglich an nichts Besonderes in der Schule. Die Zeiten waren auch nicht so, dass es etwas zu feiern gab.
- Die jüdische Schule und der dortige Unterricht waren insgesamt sehr modern.
- Es gab keine Strafen und Schläge; es ging sehr menschlich zu.
- Die Schüler wurden zu „good citizens“ erzogen.
- „I felt happy at the Jewish school.“
- Die Lehrer waren den Schülern emotional aber keine Hilfe, waren in das Leben der Schüler nicht einbezogen.
- Sie war Mitglied im *Habonim*.
- Sie trat in den *Habonim* bald nach dem Wechsel auf die jüdische Schule ein, da schon Freundinnen von der Schule Mitglieder im *Habonim* waren.

- Die Kinder und Jugendlichen lernten beim *Habonim* hebräische Lieder und redeten über Palästina.
- Die Kinder in der *Habonim*-Gruppe waren alle in ihrem Alter. In ihrer Gruppe waren nur Mädchen, es gab aber auch gemischte Gruppen.
- Ihre *Habonim*-Gruppe traf sich einmal wöchentlich.
- Ihre Gruppe beim *Habonim* hatte eine Gruppenleiterin, die ca. fünf bis zehn Jahre älter war als die Gruppenmitglieder. Die Eltern der Gruppenleiterin führten ein Süßwarengeschäft, und sie brachte oft Süßigkeiten mit. Dies war immer ein „highlight“.
- In der *Habonim*-Gruppe wurde über alles gesprochen, worüber Kinder sprechen wollten.
- Die Mitglieder der Gruppe waren deutsch-jüdischer und ostjüdischer Herkunft.
- Sie war vor dem Besuch der jüdischen Schule, als kleines Kind, auch Mitglied im Sportverein *Makkabi*. Die älteren Schwestern nahmen sie mit dorthin.
- Einmal wöchentlich hatte sie von der Schule aus Sport in derselben Übungsstätte, die auch vom *Makkabi* genutzt wurde.
- Der *Habonim* war eine „nice activity“.
- Palästina und der Zionismus spielten eine große Rolle beim *Habonim*.
- Die Kinder und Jugendlichen wurden beim *Habonim* in der Hoffnung erzogen, dass die Juden einen eigenen Staat bekommen.
- Ihr Bruder ging 1933 als Pionier nach Palästina in einen *Kibbuz* [s. Glossar]. Er hatte viel größere Probleme an der nichtjüdischen Schule, die er in Düsseldorf besuchte, als sie.
- Zu 5.1) Es wurde in der jüdischen Schule nicht über Probleme geredet, aber sie war „fairly happy“ dort und beim *Habonim*: „I was glad I had a safe place to go“. Sowohl die Schule als auch der *Habonim* stärkten sie emotional.
- Zu 5.3) Die Schule und der *Habonim* waren wichtiger als die Eltern. Die Eltern unterstützten sie nicht emotional („no emotional stuff at home“), kümmerten sich nur um ihre körperlichen Bedürfnisse.
- Beim *Habonim* waren sie eine gute Gruppe. Sie saßen nicht nur herum und beklagten sich. Sie waren „ganz normal“.
- Zu 5.4) Die Schule und der Jugendbund waren ihr insgesamt wichtig.

**132      Telefonat mit Inge K. (ehemals: Essen; heute: USA) am 29.01.2007, 20:00–21:00 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in englischer Sprache.

- \*1926.
- Ihre Familie war deutsch-jüdisch.
- Der Vater war Frontsoldat im Ersten Weltkrieg.
- Die Eltern waren sehr aktiv in der jüdischen Gemeinde und der Synagoge.
- Jeden Samstag ging die Familie in die große Synagoge.
- Die Familie war aber nicht religiös-orthodox.
- Der Haushalt war nicht *koscher* [s. Glossar].
- Die jüdischen Feste und Feiertage wurden von der Familie beachtet.
- She was „definitely brought up Jewish“.
- Samstags hatte sie nach dem Gottesdienst Religionsunterricht in der Synagoge (Hebräisch und Religion). Sie ging gerne zu diesem Unterricht, da alle Kinder der jüdischen Gemeinde dort waren.

- Antisemitismus erlebte sie durch andere Kinder nicht.
- Mit nichtjüdischen Kindern hatte sie kaum Kontakt, da alle ihre Freunde Schüler der jüdischen Schule waren. Das führt sie aber nicht auf einen Antisemitismus bei den nichtjüdischen Kindern zurück, sondern meint, dies sei so gewesen, weil die jüdischen Kinder „eben unter sich“ waren.
- Sie erinnert sich an Stürmer-Aushänge und die Verbotsschilder, die nach 1933 überall zu finden waren: „That made me feel bad“.
- Sie hielt die HJ und den BDM für „wonderful organizations“ und wäre gern Mitglied geworden.
- Sie wurde als „Jewish girl“, aber „German citizen“ erzogen.
- Ein Teil ihrer Identität war deutsch.
- Als die Juden nach 1933 zunehmend aus der Gesellschaft ausgegrenzt wurden, fühlte sie sich mehr und mehr als „outsider“ und dachte zunächst, mit ihr stimme wirklich etwas nicht.
- Sie erlebte Antisemitismus nicht in der Form, dass sie offen auf der Straße angegriffen wurde.
- Als die jüdische Schule nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 geschlossen war, versuchten die Verantwortlichen der Schule, den Unterricht in Privatwohnungen fortzuführen. Dies funktionierte aber nicht sehr lange; immer mehr Lehrer und Mitschüler verließen Deutschland.
- Sie erinnert sich an folgende Geschichte: Bei einem ihrer Umzüge zog die jüdische Schule in einen Randbezirk von Essen und die Schüler mussten mit der Straßenbahn sehr weit fahren. Am ersten Tag fuhren alle Lehrer und Schüler zusammen zur Schule, um den Weg kennen zu lernen. An dem Tag standen an der Haltestelle, an der die Schüler und Lehrer aussteigen mussten, viele Leute, die Juden sehen wollten. In dem Stadtteil, in den die jüdische Schule damals zog, gab es keine Juden und die Leute waren neugierig. [Diese Geschichte hat sie gehört, weiß aber nicht, woher.]
- In gewissem Maße konnte sie mit ihren Eltern über Probleme reden. Als sie noch sehr jung war, wollten die Eltern sie schützen und redeten nicht mit ihr.
- Aber natürlich bekam sie „Dinge“ mit, z.B. wenn die Eltern über eine mögliche Auswanderung redeten. Außerdem hatte die Mutter für eine eventuelle Verhaftung immer kleine Koffer gepackt und die Kinder hatten oft zwei Paar Socken an.
- Bis zum Novemberpogrom von 1938 erlebte sie nie eine körperliche Bedrohung.
- Der Vater hatte ein Geschäft für „Quilts“, „imported feathers“, Matratzen, „retail store“.
- Sie hat einen fünf Jahre jüngeren Bruder.
- [1932] wurde sie in das 1. Schuljahr der Essener jüdischen Schule eingeschult.
- Am ersten Schultag hatte sie eine Schultüte und die Mutter brachte sie wohl zur Schule.
- Erst ab der 2. oder 3. Klasse durften die Schüler Tinte und eine Feder benutzen.
- Zunächst lernten die Schüler die deutsche Schrift, dann die lateinische.
- An das Schulgebäude kann sie sich nicht erinnern.
- Sie erinnert sich an eine „open area“, wo die Schüler in den Pausen spielten.
- Ihre Freundinnen hatte sie in ihrer Klasse. Außerdem war sie mit einem Mädchen aus der Nachbarschaft befreundet, deren Vater bei der holländischen Botschaft beschäftigt war.
- In ihrer Klasse gab es unterschiedliche Gruppen. Eine Gruppe war die um Miriam H., Eva R. und Anneliese K., die andere Gruppe, der sie angehörte, war eine eher „offene Gruppe“.

- Sie hatte keine nichtjüdischen Freunde.
- Sie weiß nicht, wie die Kontakte zwischen deutsch-jüdischen und ostjüdischen Schülern an der Schule waren.
- Das Verhältnis der Schüler ihrer Klasse untereinander war gut.
- In den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft war sie sehr „naiv“. Man merkte damals aber auch nicht so viel. Als sich der Antisemitismus später stärker bemerkbar machte, ging man als Jude schon kaum mehr aus dem Haus.
- An der jüdischen Schule hatte sie einen großen, dünnen Musiklehrer, den die Schüler „Spinne“ nannten.
- Die Schüler machten sich über eine Lehrerin lustig, weil diese für ihren Garten Pferdeäpfel sammelte.
- Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war sehr „formal“.
- Die Lehrer schlugen Schüler zur Bestrafung mit dem Lineal.
- Sie hatte Carola Heumann und Salo Weindling als Lehrer.
- Fräulein Heumann hatte in religiösen Dingen ziemlich großen Einfluss auf sie, aber über die Schule hinaus bestand keine Beziehung zu der Lehrerin. Auch zu dieser Lehrerin war das Verhältnis „formal“.
- Die Lehrer an der jüdischen Schule waren Respektpersonen.
- Sie kann nicht sagen, ob die Schüler mit den Lehrern über persönliche Dinge sprachen.
- Die Atmosphäre war sehr „orderly“. Die Schüler hatten sich zu benehmen. Die Atmosphäre war „not mean, but strict“, aber insgesamt nicht schlecht.
- Sie ging gerne zur Schule, sie war sehr „studious“. Sie war eine ruhige Schülerin, die keine Schwierigkeiten in der Schule hatte.
- In der Schule begann die Religion eventuell eine größere Rolle zu spielen, als „die Dinge“ nach 1933 schlechter wurden.
- Ansonsten lernten die Schüler Hebräisch, die *Tora* [s. Glossar] lesen, jüdische Geschichte und etwas über die jüdischen Feste.
- Sie weiß nicht, ob die jüdischen Feste in der Schule gefeiert wurden.
- Eventuell beeinflusste die Schule ihre Identität als Jüdin, sie wuchs aber auch als bewusste Jüdin auf.
- Vielleicht, so sagt sie, beeinflusste die Schule ihre Identität, als der Druck von außen zunahm. Dass sie in der jüdischen Schule zu einer Gruppe Gleichaltriger gehörte, stärkte sie.
- Die Mutter konnte kein Hebräisch, der Vater ein wenig. So lernte sie in der jüdischen Schule Dinge, die ihr das Elternhaus nicht vermitteln konnte.
- Mit Mitschülerinnen sprach sie eventuell über Persönliches.
- Sie war Mitglied eines Jugendbundes, erinnert sich aber nicht an den Namen des Bundes.
- Die Eltern wollten sie nicht in einen zionistischen Jugendbund gehen lassen.
- Sie wollte nach Palästina auswandern, wurde eventuell von der Schule in diese Richtung beeinflusst.
- Ihre Gruppe des Jugendbundes traf sich im jüdischen Jugendheim, aber wohl nicht so häufig (einmal die Woche, eventuell 14-tägig).
- Sie meint, mit dem Jugendbund habe sie wahrscheinlich keine Ausflüge gemacht.
- Sie war seit 1937 Mitglied des Bundes.
- Sie wurde Mitglied des Bundes, weil jeder in irgendeine Gruppe ging, und weil die Eltern sie nur in diesen Bund gehen ließen.
- Bei den Treffen des Bundes wurde gesungen. An andere Aktivitäten erinnert sie sich nicht.

- Im Jugendbund waren vermutlich nur deutsch-jüdische Mitglieder. Sie selber machte keinen Unterschied zwischen deutsch-jüdischen und ostjüdischen Kindern.
- Ihre Gruppe des Bundes war sehr klein.
- In den späten 1930er Jahren konnte sie kaum noch etwas mit dem Jugendbund unternehmen. Zu der Zeit machte sie nicht mehr viel außerhalb des Hauses.
- Die Religion spielte beim Bund keine Rolle.
- Als die Verantwortlichen nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 versuchten, den Unterricht der jüdischen Schule in Privatwohnungen weiterzuführen, stellte eine jüdische Familie ein großes Haus zur Verfügung. Dort gab es aber keine „formal classes“. Es war nur eine Möglichkeit für die Kinder, irgendwo hinzugehen.
- Der Jugendbund ermöglichte den Kindern und Jugendlichen eine Freizeitgestaltung. Sie konnten mit anderen Kindern zusammensein und raus gehen.
- Vor der nationalsozialistischen Machtübernahme ging sie oft mit Freundinnen spazieren oder mit dem Großvater zum Grugapark<sup>61</sup>.
- Die Gruppenleiter des Bundes bemühten sich, eine nette Atmosphäre zu schaffen.
- Zum Verhältnis der Mitglieder des Bundes untereinander befragt, sagt sie, sie wisse nicht, ob diese sich auch außerhalb der Gruppentreffen verabredeten.
- Zu 4.11) Auf die Frage, ob das Eingebundensein in eine jüdische Gruppe sie stärkte, antwortet sie: „Probably, just the fact that I could be at a carefree place“.
- Zu 5.1) Sie glaubt nicht, dass die Schule und der Jugendbund sie stärkten.
- Sie war in keinem Sportverein, sie war unsportlich.
- Zu 5.2) Die Schule und der Jugendbund beeinflussten sie nicht in ihrer Religiosität und ihrer Identität als Jüdin. In der Jugendgruppe war sie nicht lange genug. Von der Schule rührte eventuell die Idee her, nach Palästina gehen zu wollen. Die Schule beeinflusste sie in ihrer Religiosität in dem Sinne, dass sie ihr mehr Wissen über die Religion verschaffte.
- Zu 5.3) Die Schule beeinflusste sie mehr als der Jugendbund. Im Jugendbund war sie nur kurz.
- Wie die Kinder und Jugendlichen die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft und den seinerzeitigen Antisemitismus erlebten, hing sicher davon ab, welchen Charakter und welche Persönlichkeit sie hatten.

**134      Telefonat mit Manfred K. (ehemals: Düsseldorf; heute: USA) am  
18.02.2007; 20:00–21:00 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in englischer Sprache.

- \*1926.
- 1932 wurde er eingeschult. Er besuchte eine christliche Volksschule, nach dem 4. Schuljahr zunächst eine katholische, private höhere Schule. 1937 wechselte er auf die jüdische Schule.
- Die katholische Schule besuchte er nur kurz (einige Monate), „because it wasn’t too pleasant“.

---

<sup>61</sup> Der Grugapark, einer der größten Parks Deutschlands und südlich der Essener Innenstadt gelegen, entstand im Rahmen der GRUGA (Große Ruhrländische Gartenbauausstellung) im Jahre 1929.

- Die Mitschüler an der katholischen Schule waren sehr antisemitisch. Der eine Lehrer, an den er sich erinnert (Klassenlehrer), war „ok“.
- Der Vater ließ ihn auf die katholische Schule wechseln, weil er meinte, hier sei die Situation besser, da ja auch Katholiken von den Nazis verfolgt wurden.
- An der katholischen Schule war es aber sogar noch schlimmer als an der Volksschule.
- Er war das einzige jüdische Kind in der katholischen Schule.
- Der Vater holte ihn jeden Tag von dieser Schule ab, da es wegen der Mitschüler für ihn zu gefährlich war, allein zu gehen.
- In der katholischen Schule musste er die Gebete mitsprechen und „Heil Hitler“ grüßen. Das mochte er überhaupt nicht.
- An der katholischen Schule gab es keine Disziplinierung der Schüler in dem Sinne, dass darauf geachtet wurde, dass sie ihm nichts taten und ihn nicht in Gruppen überfielen.
- An der Volksschule wurde darauf geachtet.
- Zu Beginn seiner Schulzeit spürte er noch keinen Antisemitismus und wusste nichts von den Dingen, die geschahen.
- Die Eltern redeten nicht viel mit ihm. Er wusste nicht viel über die politische Situation nach 1933.
- Die Mitschüler an der Volksschule waren „ok“.
- 1933 war er noch zu jung, um die politischen Geschehnisse wahrzunehmen. Die Situation änderte sich erst, als er ca. zehn Jahre alt war.
- Seine Familie zog in Düsseldorf einige Male um. Zunächst wohnte sie am Düsselkämpchen, dann an der Düsselthaler Straße, später an der Heresbachstraße und der Königsallee. So wussten die Nachbarn oft nicht, dass die Familie jüdisch war, da sie niemanden näher kennen lernten.
- In der Zeit vor dem Besuch der jüdischen Schule spielte er mit einem „couple of non-Jewish boys“ aus der Nachbarschaft.
- Er erinnert sich an keine Freunde oder Klassenkameraden an der Volksschule.
- An der katholischen Schule hatte er keine Freunde: „They didn’t wanna know me and I didn’t wanna know them“.
- An Lehrer der Volksschule kann er sich nicht erinnern.
- Er kann sich nur an einen Lehrer der katholischen Schule erinnern. Dieser war nett zu ihm.
- Die Atmosphäre an der Volksschule verschlechterte sich in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft, war aber wesentlich besser als an der katholischen Schule.
- Auf die Frage, was seine Eltern ihm rieten, wie er sich bei antisemitischen Übergriffen verhalten sollte, sagt er, seine Eltern hätten ihm nicht allzu viele Ratschläge gegeben. Seine Mutter sei „very cautious and protective“ gewesen.
- Die allgemeine Situation an der Volksschule war schlecht, aber die Lehrer verhielten sich korrekt; sie waren nicht unfreundlich.
- Er persönlich erlebte keine antisemitischen Zwischenfälle, mit denen er nicht zurechtkam.
- Durch den Sport (Boxen), fühlte er sich gestärkt und er hatte keine Angst vor Auseinandersetzungen mit einzelnen Gleichaltrigen.
- An der Volksschule waren die Lehrer „ok“. Für die katholische Schule erinnert er sich nur an den einen Lehrer, der ihn „ok“ behandelte.
- Die Familie war nicht-religiös.
- Der Vater besuchte die Synagoge an den Feiertagen.
- Die Mutter besuchte die Synagoge nicht.

- Er selber ging nur an den hohen Feiertagen zur Synagoge.
- Die hohen Feiertage wurden in der Familie begangen, aber nicht mehr in den späteren Jahren in Deutschland.
- Vor dem Besuch der jüdischen Schule hatte er keinen jüdischen Religionsunterricht.
- Der Vater war im „cattle business“, hatte ein eigenes „business“, das er 1936 aufgeben musste.
- Die Mutter arbeitete nicht, hatte aber eine gute Ausbildung. Sie war Hausfrau und half dem Vater manchmal mit der Buchhaltung.
- Er war ein Einzelkind.
- Die Familie war „wealthy“. Auch nachdem der Vater das Geschäft aufgeben musste, ging es der Familie nicht schlecht, denn der Vater besaß Eigentum.
- Die Familie wanderte im September 1938 in die Niederlande aus.
- Der Wechsel an die jüdische Schule war die Entscheidung seiner Eltern. Es gab zu der Zeit auch keine andere Wahl mehr.
- „The Jewish school was the best thing that could have happened to me at that time.“
- „I felt at home.“
- „I had very good feelings.“
- Er erinnert sich nicht an den ersten Schultag an der Schule.
- Er wechselte im laufenden Schuljahr zur jüdischen Schule und wurde sehr gut von den Mitschülern und Lehrern aufgenommen.
- „It was a very warm welcome.“
- „A lot of comradeship with the kids.“
- Die ganze Atmosphäre an der Schule war „beautiful“.
- Zur Atmosphäre berichtet er weiter, es seien „all in the same boat“ gewesen. Das hätten alle gespürt. Alle merkten, was vorging, obwohl in der Schule nicht über politische Dinge gesprochen wurde.
- An der jüdischen Schule fing er an, English zu lernen. Er war gut in English.
- Es wurden sehr viele Fächer unterrichtet. Er kam sich vor wie auf einer „High School“ und hatte viel zu lernen.
- Der Unterricht war sehr gut.
- Die Schüler waren sehr gut ausgebildet. Wenn die Schüler die Schule mit 14 Jahren verließen, wussten und konnten sie eine Menge.
- Der Unterricht kam ihm „progressive“ vor im Gegensatz zu dem, was er an den Schulen davor erlebt hatte.
- An der Schule gab es „poetry“ und einen sehr guten Erdkundeunterricht.
- Die Klassenräume waren sehr klein. Jeder einzelne Schüler bekam dadurch viel Aufmerksamkeit.
- Die Tische in der Klasse standen in Reihen.
- Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war ein „warmer relationship“ als an den anderen Schulen, die er besucht hatte: „There was feeling“.
- Die Lehrer waren „friendly and strict“, „but in a nice way“.
- Es war sehr leicht, an der Schule neue Freunde zu finden, auch durch den Sport.
- Der Sport spielte in der Schule eine große Rolle.
- Er erinnert sich nicht, dass er mit den Lehrern über persönliche Dinge sprach, meint aber, das sei sicher möglich gewesen.
- Er selber war eher schüchtern und ein Schüler, der sich mehr im Hintergrund hielt. Das war vielleicht ein Grund, warum er nicht mit den Lehrern sprach.
- „The teachers probably helped the pupils emotionally.“

- Ihm persönlich halfen die Lehrer nicht, aber er erlebte auch keine Situationen, mit denen er nicht zurechtkam.
- Die Schüler untereinander sprachen nicht über persönliche Dinge und Politik. Sie waren mit anderen Dingen beschäftigt. Allenfalls redeten sie darüber, wohin eine Auswanderung gehen sollte.
- Die Atmosphäre war „very sensitive, very warm“, „strict, but warm in a sense“. Es herrschte eine „closeness“ unter den Schülern.
- „I looked forward to going to school because of the warmth.“
- Die Religion spielte keine große Rolle in der Schule. Er kann sich nur an Hebräischunterricht erinnern, und daran, dass ein wenig über die Religion geredet wurde.
- *Purim* [s. Glossar] und *Sukkot* [s. Glossar] wurden an der Schule gefeiert.
- Er wurde Mitglied im *Schild*, weil sein Vater als Teilnehmer im Ersten Weltkrieg Mitglied im *RjF* war.
- Der *Schild* hatte nichts mit Religion zu tun.
- Er war ein guter Sportler, gewann mehrere Preise.
- In der *Schild*-Gruppe waren nur deutsch-jüdische Kinder.
- Seiner Erinnerung nach waren nur deutsch-jüdische Kinder in seiner Klasse, meistens jedenfalls religiös-liberale. Er kannte keine religiös-orthodoxen Mitschüler.
- Der Sport „effected me in a sense“. „It gave self-confidence.“ „I felt I could handle myself. That’s what the sport did for me.“ Der Sport stärkte ihn. Er hatte keine Angst vor Zusammenstößen mit einzelnen HJ-Mitgliedern.
- Er trainierte Boxen und Leichtathletik.
- Die älteren Kinder trainierten mehr Boxen, er noch recht wenig.
- Der Sport machte ihn stolz.
- Zur Atmosphäre beim *Schild* befragt, sagt er: „Wonderful, everybody was really friendly. The teachers were good. Excellent, very good. It was a relief from everything else“. [From learning and the things happening around.]
- Die Kinder trafen sich nicht außerhalb des Sporttrainings oder der Schule. Man traf sich nicht zu Hause, da man sich in der Nachbarschaft unauffällig verhalten wollte.
- Im *Schild* ging es nur um Sport.
- Der Sport war „enough to concentrate on“. Man konnte während der Treffen der *Schild*-Gruppe nicht über Politik sprechen.
- Zionismus oder Palästina spielten keine Rolle beim *Schild*.
- Zu 4.11) Auf die Frage, ob das Eingebundensein in eine jüdische Gruppe ihm half, sagt er: „I had no emotional feelings“.
- Zu 5.1) Der Sport half ihm indirekt. Man fühlte sich „confident“ und hatte das Gefühl, man könne die Situation „handeln“. Von Seiten der *Schild*-Verantwortlichen wurde bei Trainingsende darauf geachtet, dass die Kinder nicht von anderen Kindern und Jugendlichen attackiert wurden. Die jüdische Schule und der Sport halfen ihm: „It was a lift emotionally.“ „It helped, no question about it.“ Man musste dort nicht aufpassen, was man sagte, konnte frei reden. Man musste in der Schule und bei den Treffen des Jugendbundes keine Angst haben.
- Zu 5.2) Er war immer stolz, ein Jude zu sein. Er war zwar nicht religiös, aber stolz, jüdisch zu sein. Seine Religiosität beeinflussten die Schule und der *Schild* nicht. Nach der NS-Zeit war er eher noch weniger religiös.
- Der Sport brachte die Kinder enger zusammen.

- Zu 5.3) Der Sport und die Schule waren beide wichtig: „I benefited a lot by school.“
- Zu 5.4) Die Schule und der Sport waren „extremely important“ für ihn.

**141      Telefonat mit Mordechai (Max) N. (ehemals: Essen; heute: Israel) am 08.01.2007; 20:00–21:15 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Herr N. war ausgesprochen offen, auskunftsbereit und antwortete ausführlich auf die von mir gestellten Fragen. Er erinnerte sich noch an viele Details aus der Zeit seiner Kindheit und Jugend in Essen. Gespräch in deutscher Sprache.

- \*16. März 1926.
- Seine Eltern kamen 1923 aus Polen nach Essen.
- Sein Vater war Fotograf und hatte ein Geschäft. Nach den ersten antijüdischen Boykotten im Jahre 1933 musste er das Geschäft aufgeben.
- Die Mutter war Hausfrau.
- Die Familie war religiös-orthodox.
- Regelmäßig gingen er, sein Vater und sein Bruder (\*18.01.1924) freitagsabends und samstags in die Synagoge, die Mutter nur an den Feiertagen.
- Die Religion hatte einen hohen Stellenwert in der Familie.
- Der Haushalt war *koscher* [s. Glossar].
- *Pessach* [s. Glossar] wurde immer mit der ganzen Familie, mit Freunden und Verwandten gefeiert, dabei wurden die Bücher Mose vorgelesen.
- In der Schule hatte er keinen Religionsunterricht. Er hatte nachmittags Religionsunterricht bei Herrn Teicher.
- Den Unterricht bei Herrn Teicher war interessant. Herr Teicher wollte seinen Schülern etwas über Moral beibringen. Die moralische Erziehung der Kinder war ihm sehr wichtig.
- In der Familie wurde über Probleme gesprochen, besonders darüber, wie sich die Familie einschränken musste, nachdem der Vater das Geschäft hatte aufgeben müssen.
- Die Familie musste sich nach der Geschäftsaufgabe an ihre zunehmend schwieriger werdende, finanzielle Lage anpassen. Er trug z.B. die Kleidung des älteren Bruders und die Familie musste 1934 in eine preiswertere Wohnung umziehen, in der sie sich drei Zimmer mit einem Untermieter teilte.
- 1932 wurde er in die jüdische Schule an der Sachsenstraße eingeschult.
- Er erinnert sich, dass es an der Sachsenstraße nach dem Januar 1933 zunächst zu Zusammenstößen zwischen den jüdischen und den nichtjüdischen Schülern kam, die sich das Schulgebäude teilten.
- Später legte sich das, weil die Lehrer beider Schulen die Schüler anwiesen, auf ihrer jeweiligen Hofseite zu bleiben und Kontakte sowie Zusammenstöße zu vermeiden. Die Lehrer wollten keine Scherereien.
- Die Schule an der Kastanienallee war ein großer Bau mit acht Klassenzimmern und einem Schulhof mit Spielplatz, auf dem die Schüler auch nachmittags spielten.
- Am ersten Schultag an der jüdischen Schule gingen die Schüler mit Elternbegleitung zur Schule und es gab „Zuckertüten“.
- Der Klassenlehrer redete mit jedem Kind und dessen Eltern einzeln.
- Der Klassenlehrer sah sich am ersten Schultag die Schultensilien jedes Kindes daraufhin an, ob sie vollständig waren, und ob ein Schüler eventuell zu

- viele Utensilien mitgebracht hatte. Die Lehrer wollten anscheinend vermeiden, dass die Kinder aus reicheren Familien bessere Schulutensilien mitbrachten als die aus ärmeren Familien.
- Sein erster Lehrer war Max Holländer, die zweite Lehrerin Fräulein Heumann (2.–6. Klasse). Danach hatte er Herrn Weindling als Klassenlehrer.
  - Herrn Holländer schätzten die Schüler sehr.
  - In seiner Klasse waren ca. 40 Schüler.
  - Mädchen und Jungen waren getrennt.
  - Die Schule an der Sachsenstraße war nicht besonders ausgestattet. Es gab die übliche Ausstattung mit Tafeln an Front und Seite, Tischen und Metallstühlen in den Klassen.
  - An jedem Tisch saßen drei Schüler.
  - Als sich die Schule an der Kastanienallee befand, war die Ausstattung vielleicht abgenutzter, aber auch dort fehlte es nicht an Lehr- und Lernmitteln.
  - In seiner Klasse war etwa ein Drittel der Schüler ostjüdischer Herkunft.
  - Die deutsch-jüdischen Kinder benahmen sich den ostjüdischen Kindern gegenüber überheblich.
  - Es gab aber Kontakte zwischen den ostjüdischen und deutsch-jüdischen Kindern in seiner Klasse. In der Schule spielten deutsch-jüdische und ostjüdische Kinder miteinander, trafen sich aber nicht außerhalb der Schule.
  - Kontakte zwischen deutsch-jüdischen und ostjüdischen Kindern und Jugendlichen gab es eher im jüdischen Jugendheim und in den Jugendbünden.
  - Die deutsch-jüdischen Kinder und Jugendlichen waren eher beim *J.P.D.*, da dieser weniger zionistisch ausgerichtet war als andere Bünde.
  - Das Essener jüdische Jugendheim war das „zweite zu Hause“ der Kinder und Jugendlichen: „Dort haben wir uns sicher und geborgen gefühlt“.
  - Auf der Straße fühlten sich die Kinder und Jugendlichen immer bedroht und wurden geärgert. Das Jugendheim war eine „Insel“ oder „Zuflucht“.
  - In seiner Klasse hatte er viele Freunde.
  - Fräulein Heumann war eine strenge Lehrerin. Sie unterrichtete als Klassenlehrerin fast alle Fächer in seiner Klasse.
  - Das Verhältnis der Schüler zu Fräulein Heumann und den anderen Lehrern der jüdischen Schule war distanziert.
  - Mit den Lehrern sprachen die Schüler nicht über Probleme und Schwierigkeiten. Das wäre „die falsche Adresse“ gewesen.
  - Man sprach eher unter den Mitschülern über Probleme.
  - Manchmal kamen Schüler weinend zur Schule, weil sie auf dem Schulweg belästigt wurden.
  - Die Lehrer rieten den Schülern, sich möglichst unauffällig zu benehmen und Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen.
  - Die Schüler der jüdischen Schule traten anderen Kindern und Jugendlichen, wenn sie von diesen belästigt und z.B. als „Juden“ beschimpft wurden, aber auch entgegen und sagten, sie seien stolz auf ihr Judentum.
  - Die jüdischen Fest- und Feiertage wurden in der Schule gefeiert.
  - Fräulein Heumann stammte aus einem frommen, deutsch-jüdischen Elternhaus und legte großen Wert auf die Pflege religiöser Traditionen. Sie las den Schülern jeden Tag einen Psalm vor und gestaltete für die ganze Klasse einen Freitagabend im Jugendheim, damit auch die Schüler, die in ihren Familien nicht viel von der Religion vermittelt bekamen, etwas über die religiösen Traditionen lernten.

- Die anderen Lehrer legten nicht so großen Wert auf die Traditionen. Insgesamt aber spielte die Religion in der Schule eine Rolle. Die religiösen Traditionen und die jüdische Geschichte der Antike wurden gelehrt und waren sehr wichtig.
- Er besuchte die Schule bis Ende Oktober 1938, dann wurde er im Zuge der „Polenaktion“<sup>62</sup> deportiert.
- Er war Mitglied im *Misrachi* seit ca. seinem zehnten Lebensjahr.
- Der Beitritt zum *Misrachi* erfolgte „automatisch“. Sein Bruder war schon Mitglied und es war klar, dass er denselben Weg gehen sollte.
- Er war auch im *Hakoah* und betrieb dort alle möglichen Sportarten.
- Er erinnert sich, dass es im jüdischen Jugendheim einen Turnsaal gab, der auch als Vortragssaal diente.
- Sein Bruder lernte noch Schwimmen in der Schule. Er selber hatte aber keinen Schwimmunterricht mehr, da Juden das Benutzen von Schwimmbädern zur Zeit seines Schulbesuchs schon verboten war.
- Im *Misrachi* gab es deutsch-jüdische und ostjüdische, ausschließlich aber religiös-orthodoxe Mitglieder.
- Beim *Misrachi* gab es Vorträge über Palästina und Berichte von jugendlichen Auswanderern über das *Kibbuz*-Leben [*Kibbuz*, s. Glossar] in Palästina.
- Die Mitglieder des *Misrachi* waren alle zionistisch orientiert und wollten alle nach Palästina auswandern.
- Auch er wollte nach Palästina auswandern, denn er sah keine Zukunft für sich in Deutschland. Auch seine Eltern sahen dies so und hatten keine andere Möglichkeit, als ihn nach Palästina gehen zu lassen.
- Vom *Misrachi* aus gab es zweimal wöchentlich Treffen, einmal in der Woche, einmal samstagnachmittags.
- Ausflüge machte er mit seiner Gruppe des *Misrachi* nicht; dies war zu gefährlich.
- Sein Bruder wollte einmal mit seiner *Misrachi*-Gruppe für zwei Tage in den Essener Stadtwald. Um nicht aufzufallen, brachen alle Gruppenmitglieder mit zeitlichem Abstand einzeln oder zu zweit vom Jugendheim aus auf. Die Gruppe wurde aber doch von der HJ am ersten Tag entdeckt und vertrieben.
- Der Zusammenhalt unter den Mitgliedern der *Misrachi*-Gruppe war eng und er hatte viele Freunde dort.
- Für die Kinder und Jugendlichen gab es während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft keine Alternative zu den jüdischen Jugendbünden. Sie konnten sich nur unter sich treffen.
- Die Stimmung beim *Misrachi* war gut. Alle Mitglieder hatten dasselbe Ziel einer Auswanderung nach Palästina vor Augen. Das stimmte sie optimistisch.
- Der Jugendbund half ihm sehr, die Schwierigkeiten zu überwinden. Er stärkte ihn.
- Beim *Misrachi* wurde über Kränkungen und antisemitische Vorfälle nicht gesprochen, dies war kein Thema. Im Gegenteil: Es wurde über Dinge gesprochen, die Mut machten. Es wurden Lösungen gesucht und nicht geklagt.
- Mit nichtjüdischen Nachbarn gab es nach der nationalsozialistischen Machtübernahme keine Probleme. Lediglich ein nichtjüdischer Freund zog sich von ihm zurück, als dieser in die HJ eintrat.
- Zu 5.1) Die Schule und der Jugendbund stärkten ihn „zweifellos“.
- Zu 5.2) Die Schule und der *Misrachi* beeinflussten ihn im religiösen Sinne nicht, er war schon vom Elternhaus her in hohem Maße religiös erzogen. Si-

---

<sup>62</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 5.

cher aber, so meint er, wurden diejenigen Kinder von Schule und Jugendbund in ihrer Religiosität beeinflusst, die in ihren Familien nicht oder kaum religiös erzogen wurden. In ihrer Religiosität beeinflusste diese Kinder sicherlich Fräulein Heumann, nämlich dadurch, dass sie gemeinsame Freitagabende für die Klasse gestaltete.

- Zu 5.3) Am meisten beeinflusste und stärkte ihn wohl der *Misrachi*. Im Endeffekt war es aber eine Interaktion von Jugendbund, Schule und Synagoge.
- Zu 5.4) Sowohl die Schule als auch der *Misrachi* waren sehr wichtig. Das Leben spielte sich zwischen Schule, Jugendheim und Synagoge ab.

#### **148      Telefonat mit Charles H. A. (ehemals: Düsseldorf; heute: USA) am 11.02.2007; 14:15–15:00 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* A. war in seinen Antworten sehr knapp, gab nur sehr widerwillig Auskunft. Er war ungeduldig. Gespräch in englischer Sprache.

- Zunächst besuchte er eine katholische Volksschule in Düsseldorf.
- Er hat keine „particular recollection“ an die Zeit in dieser Volksschule.
- Er hatte mit den Lehrern oder Mitschülern dort keine Probleme: „I was treated properly“.
- Der Antisemitismus machte sich erst ab 1935/36 in begrenztem Maße bemerkbar.
- An der katholischen Volksschule herrschte eine „normal atmosphere“.
- Die meisten seiner Freunde waren jüdisch, besonders als er die jüdische Schule besuchte.
- Er kann sich nicht erinnern, ob er nichtjüdische Spielkameraden in der Nachbarschaft an der Herzogstraße hatte.
- Die Familie war nicht-religiös.
- An den Feiertagen ging die Familie zur Synagoge.
- *Chanukka* [s. Glossar] wurde zu Hause gefeiert, und an *Pessach* [s. Glossar] gab es *Mazzen* [*Mazza*, s. Glossar].
- „No particular religious observances at home.“
- Der Haushalt war nicht *koscher* [s. Glossar], aber es wurde z.B. kein Schweinefleisch gegessen.
- Die Familie war deutsch-jüdisch.
- Vom Religionsunterricht in der katholischen Volksschule wurde er ausgeschlossen. Dieser fand in der ersten Stunde statt und er musste erst später kommen.
- Er hatte nachmittags Hebräischunterricht im „*Cheder*“ [s. Glossar].
- Zum Unterricht im „*Cheder*“ sagt er heute, er sei „not particular enthusiastic about it“, der Unterricht sei „something I had to do“ gewesen.
- Er war kein besonders guter Schüler, zumindest bis er in die USA kam.
- Mit seinen Eltern sprach er nicht über Probleme oder die allgemeine Situation während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft. Das lag wohl daran, dass seine Eltern beide nicht sehr gesprächig waren.
- 1935 wechselte er auf die jüdische Schule. Der Schulwechsel war eine Entscheidung der Eltern.
- Er erinnert sich nicht an den ersten Schultag.
- Zum Schulgebäude sagt er: „Nothing remarkable about the schoolbuilding“.
- Es waren normale Klassenräume, mit, so glaubt er, einer ganz normalen Sitzanordnung.

- Er kann sich nicht an irgendwelche orthodoxen oder ostjüdischen Kinder in seiner Klasse erinnern.
- Er fand schnell neue Freunde in der jüdischen Schule. Er hatte dort zwei bis drei Freunde, die er auch außerhalb der Schule traf.
- Er wurde von Lehrern und Mitschülern ganz „normal“ aufgenommen.
- An die Lehrer hat er nur sehr vage Erinnerungen, kann sich an keine Namen erinnern.
- Die Lehrer waren „strict“, es gab dort kein „student – teachers relationship“. Er wurde „with respect to elders“ erzogen.
- Es gab keinen Grund für die Lehrer, den Schülern eine moralische Stütze zu sein („no need to comfort them“). Er war nicht beunruhigt, wegen dem, was um ihn herum vorging. Er spürte bis auf ein oder zwei Ausnahmeeerlebnisse keinen Antisemitismus. Er hatte nicht das Gefühl, er brauche jemanden, der ihm hilft. Er war insgesamt eine ruhige Person, die sich nicht beunruhigen ließ durch die politischen Geschehnisse.
- Die antijüdische Gesetzgebung machte sich für ihn z.B. nur bemerkbar, als die christlichen Hausangestellten (u.a. sein Kindermädchen) die Familie 1935 verlassen mussten.<sup>63</sup>
- Die Atmosphäre in der jüdischen Schule war „ordinary“ und eher „on the strict side“.
- Er war sich keiner Unterschiede zwischen der jüdischen Schule und der katholischen Volksschule bewusst.
- Auch den Wechsel an die jüdische Schule empfand er nicht als außergewöhnlich. Dieser erfolgte nach der Beendigung des 2. Schuljahres an der katholischen Volksschule. Zu diesem Zeitpunkt, so sagt er, hätte er sowieso neue Lehrer bekommen. Er erlebte den Wechsel nicht als besonders einschneidend.
- Er kann sich nicht erinnern, ob die Schüler mit den Lehrern über Probleme sprechen konnten.
- Die Schule wurde an den jüdischen Feiertagen geschlossen. Er kann sich nicht erinnern, dass die jüdischen Feste dort gefeiert wurden.
- Er erinnert sich nicht und glaubt nicht, dass es an der Schule „any religious instructions“ gab, zumindest nicht in seiner Altersstufe.
- Er glaubt nicht, dass er mit Mitschülern über persönliche Dinge sprach.
- Mit ca. sieben oder acht Jahren wurde er Mitglied beim *J.P.D. – Makkabi Hazair* und beim Sportverein *Makkabi*.
- Die Treffen beider Gruppen fanden an der Grafenberger Allee<sup>64</sup> statt, wo er immer mit seinem Tretroller hinfuhr.
- Die Treffen fanden mindestens ein- bis zweimal wöchentlich statt: die des *J.P.D.* eventuell samstagnachmittags, die des *Makkabi* in der Woche nachmittags.
- Beim *Makkabi* wurde nur Sport betrieben, u.a. Fußball und Turnen.
- Der *J.P.D.* waren die Pfadfinder. Es gab beim *J.P.D.* Gruppenführer. Bei den Treffen des *J.P.D.* wurde über Palästina gesprochen und es wurden Filme über Palästina gezeigt.
- Es gab auch Ausflüge beim *J.P.D.*, einmal z.B. nach Essen zu einem großen Gruppentreffen.
- Zusammenstöße der *J.P.D.*-Mitglieder mit Mitgliedern der HJ gab es nicht, nicht in seiner Altersgruppe.
- Er wurde Mitglied des *J.P.D.*, weil seine Eltern ihn anmeldeten.

<sup>63</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 28.

<sup>64</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 3.

- Er erinnert sich nicht, dass es im *J.P.D.* irgendwelche ostjüdischen Kinder gab.
- Zum Verhältnis der Mitglieder des *J.P.D.* untereinander befragt, sagt er, er sei sich diesbezüglich nicht sicher. Es seien seine Mitschüler aus der jüdischen Schule in der Gruppe gewesen.
- In der Gruppe hatte er zwei bis drei Freunde, aber auch weitere Bekannte.
- Die Aktivitäten des Jugendbundes waren ein Ausgleich für die eingeschränkten Freizeitmöglichkeiten.
- Im *J.P.D.* spielte die Religion keine Rolle.
- Teile des Programms des *J.P.D.* waren zionistisch orientiert, aber nicht religiös.
- Die Atmosphäre beim *J.P.D.* war „pleasant: „I enjoyed it“.
- Zu 4.11) Auf die Frage, ob das Eingebundensein in eine jüdische Gruppe ihn stärkte, sagt er, er erinnere sich nicht, irgendwelche emotionalen Probleme gehabt zu haben.
- Die antisemitischen Erlebnisse seien nur einmalige Erlebnisse gewesen.
- Er war eine „very calm person“.
- Zu 4.15) Auf die Frage, ob persönliche Probleme oder etwa Auswanderungspläne Thema bei den Treffen des *J.P.D.* waren, antwortet er: „Not, that I can remember“.
- Zu 5.1) Er hatte keine unangenehmen Erlebnisse.
- Zu 5.2) Seine Religiosität und Identität beeinflusste die jüdische Schule nicht: „I was just amongst my equals“.
- Zur Bedeutung des Sports befragt, antwortet er, er sei körperlich schon immer sehr aktiv gewesen, er habe Freude am Sport gehabt.
- Der Sport machte ihn aber nicht stolz, denn es gab keine ernsthaften Wettkämpfe. Sie spielten halt nur Fußball: „We just kicked the ball“.
- Der Fußballtrainer war Herr K., ein toller Spieler, dem er sehr gerne zusah.
- Zu 5.4) Der *J.P.D.* und der *Makkabi* waren ihm wichtiger als die Schule: „They were high parts of my years at Düsseldorf“.
- Zu 5.3) Auf die Frage, wer für ihn während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft die größte Bedeutung gehabt habe, die jüdische Schule, der Jugendbund oder das Elternhaus, erklärt er, er habe ein gutes Verhältnis zu seinen Eltern gehabt.

**153      Telefonat mit Henry Y. L. (ehemals: Düsseldorf; heute: USA) am  
14.02.2007; 20:00–20:45 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in englischer Sprache.

- „Religion was very important for all of us.“
- „We always had religion. The grandparents kept it and we were raised this way. “
- „Religion was important and we would have kept it if there had been no persecution. Persecution made it more important. “
- Er sagt zur jüdischen Schule in Düsseldorf, die er ab 1935 besuchte: „They had a very good plan of education“.
- Die Religion spielte an der Schule eine große Rolle. Die Gemeinderabbiner unterrichteten dort Religion und jeder war in die religiösen Dinge involviert.
- Die Schule stärkte seinen eigenen „sense of religiousness“.
- Zunächst spürte er an der Lindenschule nur wenig Antisemitismus. [Er besuchte seit 1934 eine Volksschule an der Lindenstraße in Düsseldorf.]
- Ab 1934 wurde es schlimmer.

- Einige Lehrer an der Lindenschule gehörten zur NSDAP.
- Der einzige Lehrer, den er an der Lindenschule hatte, war sehr fair zu ihm.
- Zu Beginn erfuhr er keinen Antisemitismus durch seine Mitschüler an der Lindenschule.
- Auf dem Weg zur Schule wurde er von anderen Kindern attackiert und in Kämpfe verwickelt. Er versuchte, solche Situationen zu vermeiden.
- Wenn er mit seinen Eltern über solche Vorfälle und seine Probleme redete, versuchten diese, ihn zu stärken. Sie sagten ihm: „You are Jewish. You have to be proud“.
- Er wollte nicht zur jüdischen Schule wechseln, weil kein Kind gerne die Schule wechselt.
- Der Schulwechsel war die Entscheidung seiner Eltern, die wohl die jüdische Gemeinde unterstützen wollten.
- Das Schulgebäude der jüdischen Schule hatte vier Etagen.
- Vom Erdgeschoss führte eine große Treppe zu den Klassenräumen.
- Die Klassenräume waren links und rechts eines Flures angeordnet.
- Die Klassenräume waren ausreichend groß und es gab kleine Tische in den Klassenräumen. Jeder Schüler hatte einen eigenen Tisch.
- Es wurden Deutsch, Mathematik, „Social Sciences“, Erdkunde und Fremdsprachen (*Ivrit* [s. Glossar], Englisch und Französisch) unterrichtet.
- Die Lehrer versuchten, die Schüler gut auf eine mögliche Auswanderung vorzubereiten.
- Dr. Herz war sehr angesehen, und alle Lehrer waren sehr gut ausgebildet, einige von ihnen Akademiker: „It was a blessing in disguise“. „We had the best teachers you could get.“ „We were all in the same boat – teachers and pupils.“
- Die jüdische Schule war sehr gut organisiert.
- Die Weise, wie die Lehrer unterrichteten, war dieselbe, wie sie an anderen Schulen in Deutschland auch praktiziert wurde. Der Unterricht unterschied sich nicht von dem an der Volksschule in der Lindenstraße.
- Die Schüler hatten ein gutes Verhältnis zu den Lehrern.
- Die Lehrer waren streng und es gab Strafen.
- „There was always order. When the teachers spoke, pupils were quiet.“
- Unter den Schülern gab es keine Probleme. Alle hielten gut zusammen. Alle Schüler waren aus demselben Grund an der Schule. Es wurden unter den Schülern keine Unterschiede gemacht, alle waren freundlich.
- Die Lehrer halfen Schülern, wenn diese z.B. Probleme auf dem Schulweg hatten.
- Die Lehrer unterstützten die Schüler auch emotional, wenn diese auswanderten. Die Zeit kurz vor der Auswanderung war für die Schüler immer sehr hart.
- „We stuck together and we kept together over the years.“
- Es war den Schülern möglich, mit den Lehrern über Probleme zu reden.
- „The teachers mostly were confident.“
- Zur jüdischen Schule sagt er weiterhin: „I felt very good there“. „I had no objections to it.“ „That was the place I had to go to school.“ „I made friends there.“ „We had good lessons and we learned as much as we could.“ „The subject matter [der Unterricht] was good.“ „It [die jüdische Schule] helped us.“
- Er war Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair* und einer Sportgruppe des *RjF*.
- Die *RjF*-Sportgruppe war auf Sport ausgerichtet, die Religion spielte keine Rolle.
- „The *J.P.D.* tried to give us a youth organization. They wanted us to have a place to go.“
- Mit dem *J.P.D.* unternahmen die Mitglieder Wanderungen und Ausflüge: „It was fun time.“

- Sport betrieb er nur wenig. Der Sport war ihm nicht so wichtig: „I was more for learning“.
- An den Aktivitäten des Sportvereins nahm er nicht so oft teil. Beim *RjF* schwamm er, nahm aber nicht an Wettkämpfen teil.
- Beim *J.P.D.* war Palästina als Thema nicht so wichtig, nicht wichtiger als z.B. die USA.
- „It [der *J.P.D.*] was a boy scouts and sports thing.“
- „*J.P.D.* and *RjF* were important because you had a place to go.“
- Beim *J.P.D.* und *RjF* waren auch die Mitschüler der jüdischen Schule.
- Man konnte dazu gehören und wurde nicht lächerlich gemacht.
- Zum Jugendbund und zum Sportverein meldeten ihn die Eltern an, denn sie wollten, dass er und sein Bruder viel an die frische Luft kamen.
- Zu 5.1) „Emotionally, I would say ‚yes‘“. „They taught us to be strong, to be proud.“ „They gave us a lift.“ „They made us feel worth while; that we had a worth.“

**156      Telefonat mit Chana M. (ehemals: Düsseldorf; heute: Israel) am  
05.10.2006; 10:30–11:00 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in deutscher Sprache.

Sie schickt vorweg, dass sie aus einem „jüdisch-bewussten“ Elternhaus stammt. Väterlicherseits gab es ausgeprägte Kenntnisse über das Judentum. Der Vater stammte aus der Gemeinde Bedburg an der Erft und leitete die dortige jüdische Gemeinde.

Der Vater war einer der Mitbegründer der jüdischen Schule in Düsseldorf. Das verschaffte ihr dort eine besondere Stellung. Ihr Vater war mit den Lehrern gut bekannt und diese gingen bei ihnen zu Hause ein und aus. Sie bittet, diese besondere Situation zu beachten. Sie sei nicht „typisch“ für die Schülerschaft der jüdischen Schule.

1932 oder 1933 (mit 5½ Jahren) wurde sie an der Goetheschule eingeschult, die sie ein Jahr lang besuchte. Die Lehrerin an der Goetheschule war sehr nett und wohl nicht mit dem Regime einverstanden. Die Lehrerin nahm sie in Schutz und verwies z.B. eine Schülerin, die hinter dem Rücken über sie sprach, der Klasse. Sie erinnert sich auch an folgendes Ereignis: Die Schüler an der Goetheschule mussten einmal anlässlich einer Sammlung für ein Hitlerbild einen Pfennig mitbringen. Ihr Vater wollte ihr das Geld nicht geben. Da gab ihr Kindermädchen der Lehrerin das Geld. Zu ihrem Verhältnis zu den Mitschülern an der Goetheschule befragt, sagt sie: „Ich war anders für die Kinder“. An der Goetheschule wurde der Rohrstock eingesetzt.

Während der Zeit an der Goetheschule hatte sie Kontakt zu einer jüdischen Mitschülerin, aber auch zu einer nichtjüdischen, die wie sie Tochter eines Richters war und in der Nachbarschaft wohnte.

Zur jüdischen Schule wechselte sie, als die jüdischen Kinder keine regulären Schulen mehr besuchen durften.

In ihrer Freizeit spielte sie mit jüdischen Kindern.

Ihre Eltern waren religiös-liberal eingestellt und nicht sehr religiös. Der Freitagabend mit den Segenssprüchen und die jüdischen Feiertage wurden von der Familie eingehalten. Die Feiertage verbrachte die Familie meist bei den Großeltern in Bedburg.

Dadurch war sie von den jüdischen Kindern in Düsseldorf in einer gewissen Art „abgeschnitten“.

Der Vater erzählte ihr und ihrer Schwester sehr viel über die jüdischen Bräuche. Diese wurden aber in der Familie nicht streng beachtet.

Es gab einen Nachbarjungen, der, als er in die HJ eintrat, nicht mehr mit ihr sprach. Die nichtjüdische Freundin durfte sie nicht mehr besuchen. Deren Eltern wollten es nicht und sagten ihr: „Judenkind geh weg!“. Sie meint, eventuell hatte der Vater der Freundin Angst um seine Stellung. Sie war von Freunden ganz abgeschnitten.

Für die jüdische Schule erinnert sie sich daran, dass es dort keinen Rohrstock und keine feste Sitzordnung gab (z.B. mit den Händen auf dem Tisch). Es war „viel freier“ als an der Goetheschule. Auf einmal spürten die Schüler „freie Luft“. Es herrschte eine ganz andere Atmosphäre als an der Goetheschule.

Sie hatte Respekt vor den Lehrern der jüdischen Schule. Es gab viele Schulaufgaben. Die Lehrer förderten die Schüler dort sehr, sie gaben sich Mühe, den Schülern so viel wie möglich beizubringen. Sie erinnert sich an Englisch- und Hebräischunterricht.

Sie erinnert sich an den Schulleiter Dr. Herz und den Lehrer Dr. Kurt Bergel. Bei Fräulein Friedländer hatte sie Deutsch. Sie erinnert sich, dass es in Deutsch keine Schulbücher gab, sondern Hauff-Märchen und das Dschungelbuch gelesen wurden. Dadurch lernten die Schüler viel mehr als die Schüler anderer Schulen.

Sie freundete sich in der jüdischen Schule mit den Kindern an, die ihr sympathisch waren. Nachmittags hatte sie nicht so viel Kontakt zu anderen Kindern. Die jüdischen Kinder spielten nach der nationalsozialistischen Machtübernahme nicht mehr auf der Straße. Sie hatten Angst. Deshalb zogen sie sich mehr ins Haus zurück. Spielkameraden hatte sie unter den jüdischen Kindern im Zooviertel.

Besonders beschäftigte sie die Auswanderung vieler Mitschüler. Ab 1938 veränderte sich die Atmosphäre an der jüdischen Schule sehr. Auf einmal war es ein ganz anderes Leben.

Mit den Eltern redete sie nicht über Probleme. Die Eltern redeten nicht vor den Kindern, aber sie schnappte vieles auf. In der jüdischen Schule sprachen die Schüler mit den Lehrern nicht über persönliche Dinge.

An Fächer mit „jüdischen“ Inhalten kann sie sich nicht erinnern.

Sie war nicht Mitglied einer Jugend- oder Sportgruppe. Die Eltern wollten dies nicht, da der Vater der Meinung war, als Richter dürfe man keine politische Meinung haben. Sie besuchte aber trotzdem oft Veranstaltungen von Jugendgruppen im Gemeindehaus an der Grafenberger Allee<sup>65</sup>. Die Arbeit dieser Gruppen imponierte ihr sehr, z.B. die Filmvorführungen.

Die jüdische Schule beeinflusste ihre Religiosität nicht.

---

<sup>65</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 3.

**158      Telefonat mit Rita R. (ehemals: Essen; heute: Großbritannien) am  
19.11.2006; 18:00–19:00 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in deutscher Sprache.

- \*1927.
- Sie wurde 1933 in die jüdische Schule an der Sachsenstraße eingeschult.
- In einer Klasse waren über 30 Schüler.
- Jungen und Mädchen wurden in ihrer Klasse zusammen unterrichtet.
- Es waren ostjüdische und deutsch-jüdische Kinder in ihrer Klasse.
- Die deutsch-jüdischen und die ostjüdischen Kinder blieben unter sich. Die ostjüdischen waren den deutsch-jüdischen Kindern nicht „gut genug“. Sie, selber ostjüdischer Herkunft, hatte keine Kontakte zu deutsch-jüdischen Kindern.
- Sie hatte am ersten Schultag eine Schultüte.
- Sie ging ganz gerne zur Schule, weil sie dort Spielkameraden hatte.
- Die Eltern arbeiteten beide und sie hatte ein Kindermädchen.
- Sie hatte drei wesentlich ältere Geschwister (zwei Brüder, \*1914 und \*1916 und eine Schwester, \*1915).
- Die Familie war nicht-religiös. Der Vater stammte aus einem sehr religiösen Elternhaus, wollte aber mit der Religion nicht mehr viel zu tun haben.
- Sie ging samstags zur Synagoge, wegen der Schulpflicht. [Wegen des für die jüdischen Schüler verpflichtenden Besuchs der Synagoge an den schulfreien Samstagen.]
- Zu Hause wurden die jüdischen Fest- und Feiertage begangen.
- In der Schule wurden die Feste von den Schülern gemeinsam gestaltet.
- Der Lehrer Isaak gab gerne Ohrfeigen.
- Ihre Lieblingslehrerin war Frau Redner, die sie „um den Finger wickeln“ konnte. Frau Redner war eine sehr nette Frau.
- Sie erinnert sich außerdem an Herrn Levisohn, Carola Heumann, Salo Weindling und Fräulein Steinfeld, die sehr dick war und bei der sie Socken stricken lernen sollte. Das machte sie nicht gerne.
- Die Lehrer an der jüdischen Schule waren Respektpersonen; ein freundschaftliches Verhältnis der Schüler zu den Lehrern gab es nicht.
- Sie bemerkte damals nichts von den Geschehnissen der Zeit und sah nichts kommen. Sie war noch sehr jung und beschäftigte sich nicht mit Politik.
- Nichtjüdische Kindern schrien ihr schon mal hinterher, aber sie war das gewöhnt und damit groß geworden. Dies berührte sie nicht sehr, sie beachtete es nicht.
- Auch die Eltern rieten ihr, in solchen Fällen einfach weiter zu gehen und die Beschimpfungen zu ignorieren.
- Mit den Eltern sprach sie nicht über Probleme. Die Eltern wollten nicht, dass sie sich als Kind Sorgen machte.
- Die Eltern sprachen erst nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 mit ihr über die politische Situation, erst, nachdem der Vater verhaftet worden war.<sup>66</sup>
- In ihrer Nachbarschaft, im Haus gegenüber, gab es ein Mädchen, dass, wenn es sie am Fenster sah, judenfeindliche Lieder sang. Das beachtete sie aber gar nicht: „Soll sie doch singen“, dachte sie sich.
- Mit den Lehrern der jüdischen Schule sprachen die Schüler nicht über Persönliches und Probleme.

---

<sup>66</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 6.

- Es gab unter den Schülern Neid auf diejenigen Mitschüler, die auswandern konnten. Dies war weniger deshalb so, weil die auswandernden Mitschüler mit einer Auswanderung den politischen Verhältnissen in Deutschland entkommen konnten, als vielmehr deswegen, weil sie in ein anderes Land gingen, und dies irgendwie abenteuerlich war.
- Sie hatte an der jüdischen Schule „jüdische“ Fächer wie Hebräisch, jüdische Geschichte und Altes Testament. Aber das waren Fächer wie alle anderen auch.
- Sie kam durch ihre Schwester 1934/35 zum *Haschomer*. Die Schwester gründete eine *Haschomer*-Gruppe in Essen.
- Sie erinnert sich an Treffen des *Haschomer* im jüdischen Jugendheim und an Ausflüge. Die Mitglieder des *Haschomer* grüßten sich auf Hebräisch und spielten bei den Gruppentreffen miteinander.
- Sie lernte beim *Haschomer* viel über Palästina.
- Die politische Einstellung zu Hause war sehr links, der Vater war Zionist.
- Beim *Haschomer* waren vorwiegend ostjüdische Kinder. Viele ihrer Mitschüler der jüdischen Schule waren mit ihr dort.
- Für sie war beim *Haschomer* „alles Rederei“. [Sie meint z.B. Gespräche über Palästina.]
- Für sie waren die Ausflüge und Wanderungen beim *Haschomer* viel wichtiger.
- Der Zusammenhalt in der *Haschomer*-Gruppe war gut.
- Sie kann sich nicht erinnern, dass es Zusammenstöße ihrer Gruppe des *Haschomer* mit der HJ gab.
- Die Religion spielte beim *Haschomer* keine Rolle.
- Schilder mit Verboten für Juden machten ihr persönlich nichts aus.
- Im Jugendbund wurde nicht über Kränkungen und Probleme gesprochen, dazu waren die Mitglieder ihrer Gruppe noch zu jung.
- Die Fest- und Feiertage wurden im Jugendheim gestaltet.
- Es gab Vorträge und Theateraufführungen im Jugendheim. Das Jugendheim war wunderbar, sagt sie.
- Der Turnunterricht der jüdischen Schule fand im Jugendheim statt.
- Im Großen und Ganzen ging es ihrer Familie während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft gut, besonders, weil der Kern der Familie, die Eltern und alle Geschwister, diese Zeit überlebten.
- Zu 5.1) Die Schule und der Jugendbund halfen ihr nicht, mit den Kränkungen und Anfeindungen durch die nichtjüdische Umwelt besser zurechtzukommen. Man kümmerte sich damals noch nicht um Traumata und die psychische Belastung bei Kindern.
- Der schlimmste Tag während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft war für sie der 28. Oktober 1938, da bei der „Polenaktion“<sup>67</sup> viele ihrer Freundinnen abgeschoben wurden.
- Zu 5.4) Sie ging gerne zur Schule und zur Jugendgruppe. Sie hatte alle Freunde dort.
- Sie sagt, sie habe während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft ein „normales“ Leben gehabt, so normal es eben habe sein können in der Situation.
- Zu 5.2) Die Zeit in Deutschland beeinflusste sie nicht in ihrer Religiosität. Erst in Großbritannien besuchte sie eine religiöse Schule. Diese beeinflusste sie in ihrer Religiosität.

---

<sup>67</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 5.

**160      Telefonat mit Gert Werner R. (ehemals: Düsseldorf; heute: USA) am  
31.01.2007; 20:30–21:00 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* R. war sehr nervös und wies mehrfach darauf hin, dass er sich an nichts erinnern könne. Gespräch in deutscher Sprache.

- \*13. September 1927.
- Er wurde 1933 in eine nichtjüdische Volksschule in Düsseldorf eingeschult, kann sich aber nicht erinnern, in welche.
- Im April 1937 wanderte er mit seinen Eltern und dem zwei Jahre jüngeren Bruder Hans nach Belgien und von dort weiter nach Brasilien aus.
- In der nichtjüdischen Volksschule wurde er eventuell angefeindet. [Er glaubt, sich an so etwas zu erinnern, weiß es aber nicht genau.]
- Zuerst wohnte die Familie an der Dorotheenstr. 3, dann an der Markgrafenstr. 66, am Düsselkämpchen 15 und zuletzt an der Ferdinand-Heye-Straße 129, wo der Großvater ein Herrenmodengeschäft hatte.
- Er wurde auf der Straße von anderen Kindern angegriffen und beschimpft. [Er erinnert sich aber nur vage.]
- Er glaubt, dass er auch nichtjüdische Freunde hatte, weiß es aber nicht genau.
- Der Vater war als Werbeberater tätig und konnte während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft nicht mehr arbeiten.
- Die Familie war nicht besonders religiös. Die Synagoge besuchte die Familie nur an den Feiertagen. Er kann sich aber nicht genau erinnern.
- Die jüdischen Feste wurden in der jüdischen Schule gefeiert.
- In der Familie wurden die Feiertage eingehalten, aber der Haushalt war nicht *koscher* [s. Glossar].
- Er erinnert sich nicht, ob er vor dem Besuch der jüdischen Schule Religionsunterricht hatte.
- Er glaubt, dass er sich mit den Eltern über Probleme und Schwierigkeiten während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft unterhielt.
- Er weiß nicht, welche Rolle die Religion für ihn als Kind spielte. Er sagt, er sei ganz regulär zur Synagoge gegangen.
- In der jüdischen Schule gab es Hebräischunterricht.
- Er meint, er habe wohl 1934 die Schule gewechselt und sei zur jüdischen Schule gegangen. [Dies kann nicht stimmen, da die jüdische Schule erst Ostern 1935 eröffnet wurde.]
- Er kann sich nicht erinnern, auf wessen Betreiben er die Schule wechselte.
- Er kann sich nicht an den ersten Schultag und an das Schulgebäude erinnern.
- Der einzige Lehrer, an den er sich erinnern kann, ist Julius Kleinmann. Er weiß nur noch den Namen.
- Die Familie war deutsch-jüdisch.
- Er kann sich nicht erinnern, ob es in seiner Klasse auch ostjüdische Schüler gab.
- Er hat keine Erinnerung daran, ob er Freunde in seiner Klasse hatte.
- Die Atmosphäre in der jüdischen Schule war „angenehm“.
- Er war Mitglied des *J.P.D. – Makkabi Hazair*.
- Mit dem *J.P.D.* unternahm er Ausflüge nach Rheydt.
- Er ging gerne in Gerresheim spazieren.
- Im *J.P.D.* waren vorwiegend deutsch-jüdische Kinder.
- Eventuell hielten die Jugendlichen in der Gruppe eng zusammen. [Er kann sich nicht genau erinnern.]
- Beim *J.P.D.* lernten die Kinder und Jugendlichen hebräische Lieder.

- Die Atmosphäre beim *J.P.D.* war ebenfalls „angenehm“.
- Zu 5.1) Auf die Frage, ob ihm die Schule und der Jugendbund halfen, mit Kränkungen und Anfeindungen durch die nichtjüdische Umwelt besser fertig zu werden, antwortet er, er wisse es nicht.
- Zu 5.2) Die Religion wurde vielleicht wichtiger, weil er in der jüdischen Schule mehr über sie lernte und erfuhr.
- Zu 5.4) Er glaubt, dass die Schule und der Jugendbund während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft insgesamt wichtig für ihn waren.

**162      Telefonat mit Werner R. (ehemals: Schiefbahn; heute: Israel) am  
14.11.2006; 20:00–21:00 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in deutscher Sprache.

- \*1927
- 1933 wurde er eingeschult.
- Er besuchte zunächst eine katholische Volksschule an der Schulstraße in Schiefbahn.
- In dem Gebäude an der Schulstraße wurden die ersten beiden Klassen der Schule untergebracht.
- Für die katholische Volksschule erinnert er sich an den Lehrer [Th.], einen „dünnen Kerl“, den er als sehr liberal bezeichnet. Er sagt, bei dem Lehrer habe er noch gelernt.
- Er war der einzige jüdische Schüler an der katholischen Volksschule.
- In Schiefbahn wohnten ca. acht bis zehn jüdische Familien, vier Familien gehörten zu den Rs.
- Er hatte eine Cousine in seinem Alter und eine jüngere Schwester (\*1930).
- Die Familie wohnte zunächst auf der Neußer Straße in Schiefbahn.
- Als Kind spielte er mit den Kindern aus der Nachbarschaft.
- Befreundet war er mit zwei Jungen der christlichen Familie R. aus der Nachbarschaft. Nach 1933 zogen sich diese Jungen von Werner und seiner Schwester zurück.
- In den ersten beiden Jahren an der Volksschule in der Schulstraße merkte er gar nicht, dass er Jude ist. Er wurde nicht geschnitten o.ä. Der Lehrer und die Mitschüler waren „wunderbar liberal“.
- 1935 wechselte seine Klasse in eine größere Schule an der Kirche in Schiefbahn. Dort war es ganz anders. Er musste in der letzten Bank sitzen. In der Pause stand er in der Ecke.
- Er erinnert sich an einen Lehrer namens L., der sehr streng und Parteimitglied [der NSDAP] war.
- Er war die gesamte Zeit seines Schulbesuchs an der katholischen Volksschule das einzige jüdische Kind an der Schule.
- Vor den Kindern sprachen seine Eltern nicht über Probleme und Schwierigkeiten.
- Dazu befragt, ob sich das Verhalten der Nachbarn nach 1933 änderte, erzählt er Folgendes:
  1. Die Familie R. war in ihrer Straße die einzige mit Telefon. Nebenan wohnte der Förster der Gemeinde Schiefbahn. Die Familie H. rief immer bei der Familie R. an, wenn sie den Förster sprechen wollte. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme bat der Förster die Familie

H., nicht mehr bei der Familie R. anzurufen, da ihm geraten worden sei, nicht mehr in das Haus der Familie R zu gehen.

2. Werners Vater war Viehhändler. Ein ehemaliger Eisenbahner, Herr H., arbeitete für die Familie R. als Viehtreiber. Eines Tages war dessen Haus beschmiert mit der Parole „Judenknecht, dir geht es auch noch schlecht!“.
- Er wurde von den Nachbarskindern oder Mitschülern aber nie offen attackiert. Auch Zusammenstöße mit der HJ, z.B. bei Ausflügen der jüdischen Schule, gab es nicht.
  - Die Familie war nicht besonders religiös.
  - Die jüdischen Fest- und Feiertage wurden in der Familie begangen und eingehalten.
  - Samstags ging die Familie zur Synagoge. Sie fühlte sich in der kleinen jüdischen Gemeinde verpflichtet, zur Synagoge zu gehen, um die Zahl an Männern zusammen zu bekommen, die für die Abhaltung eines Gottesdienstes erforderlich sind.<sup>68</sup> Ging man nicht in die Synagoge, wurde man von den übrigen Gemeindemitgliedern „schief angesehen“.
  - In seiner Familie wurde nicht über Probleme geredet.
  - Sein Vater behielt als Frontkämpfer des Ersten Weltkrieges noch bis zum November 1938 seine Handelserlaubnis.
  - Ostern 1936 wechselte er auf die jüdische Schule nach Mönchengladbach. Seine Familie war immer schon eher nach Mönchengladbach als nach Krefeld hin orientiert.
  - Nach den Gründen für seinen Wechsel an die jüdische Schule gefragt, sagt er, er wisse nicht, ob seine Eltern beabsichtigten, ihn auf eine jüdische Schule wechseln zu lassen. Er wisse aber, dass der Rektor der katholischen Volksschule in Schiefbahn dem Vater riet, Werner von der Schule zu nehmen.
  - Seine Schwester konnte noch bis zum November 1938 die Volksschule in Schiefbahn besuchen, hatte dort aber eine sehr nationalsozialistisch gesinnte Lehrerin.
  - Er hatte nach dem Wechsel auf die jüdische Schule einen sehr langen Schulweg, den er im Sommer mit dem Fahrrad, im Winter mit der Straßenbahn zurücklegte.
  - Als er 1936 an die jüdische Schule nach Mönchengladbach kam, war die Schule schon sehr zusammengeschmolzen. Das 1. bis 4. Schuljahr wurde in einem Raum unterrichtet, das 5. bis 8. Schuljahr in einem anderen.
  - Bis 1938 gab es zwei Lehrer an der Schule: Herrn Gassenheimer und Herrn Demant.
  - Ab 1938 unterrichtete Herr Demant allein.
  - Nach der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 wurde die Schule in das jüdische Gemeindehaus verlegt.
  - Er glaubt nicht, dass es in der jüdischen Schule an irgendwelchen Unterrichtsmaterialien fehlte. Das Schulturnen fand im Gemeindehaus der jüdischen Gemeinde statt.
  - Er knüpfte an der jüdischen Schule schnell Freundschaften.

---

<sup>68</sup> Es sind mindestens zehn, im religiösen Sinne mündige, Juden (also Jungen, die *Bar Mizwa* [s. Glossar] sind oder Mädchen, die *Bat Mizwa* [s. Glossar unter *Bat Mizwa*] sind) zur Abhaltung eines Gottesdienstes erforderlich. In der Orthodoxie müssen dies zehn männliche Juden sein.

- Den Zusammenhalt der Schüler in seiner Klasse beschreibt er als gut. Er erinnert sich, dass es in der Schule einen hohen Anteil ostjüdischer Schüler gab.
- Seine Familie hatte schon vor seinem Wechsel auf die jüdische Schule Kontakte nach Mönchengladbach. Er hatte schon vor dem Schulwechsel Freunde dort.
- Er nahm sich immer Brote mit zur Schule und wurde mittags zu Freunden in Mönchengladbach eingeladen, wo er seine Brote essen konnte.
- Nachmittags belegte er Fremdsprachenkurse in Hebräisch und Englisch in Mönchengladbach.
- Der Lehrer Demant war ein persönlicher Freund seines Vaters.
- Der Lehrer Demant und die Jugendgruppenleiter sprachen nicht vor den Kindern über Probleme. Im Gemeindehaus der jüdischen Gemeinde sprach man deshalb nicht über solche Dinge, weil man Spitzel der Gestapo befürchtete. Die Gestapo hatte ihren Sitz ganz in der Nähe des Gemeindehauses und dieses wurde von der Gestapo abgehört. Zum Reden ging man z.B. in den Garten des Hauses.
- Es gab in Mönchengladbach keine „superorthodoxen“ Juden.
- Es herrschte eine „jüdische Atmosphäre“ in der Schule, aber ohne Druck.
- Die jüdischen Feste wurden in der Schule gefeiert und sehr schön gestaltet.
- Er war Mitglied in einer Sportgruppe des *RjF*. Es zog ihn aber auch zum *Makkabi*, da die meisten Jungen im *Makkabi* waren.
- Sein Vater aber, der sehr deutsch-national eingestellt war, sagte, Werner gehöre in den *RjF*.
- Beim *RjF* turnte er und spielte Fußball. Samstagnachmittags oder -abends fanden Treffen statt, bei denen es Vorträge und Diskussionen gab oder gespielt wurde.
- Dies wurde hauptsächlich gemacht, um die Kinder von der Straße zu holen und ihnen „einen Rahmen“ zu geben.
- Auch wenn er nie offen von anderen Kindern oder Jugendlichen attackiert wurde, so war es doch immer unangenehm, den Weg zur Straßenbahn zurückzulegen. Er war immer ängstlich.
- Er hatte viele Freunde im *RjF*.
- Er sagt, nach 1938 habe sich an der jüdischen Schule alles „zusammengezogen“. Die jüdischen Kinder aus der ganzen Umgebung seien zu dieser Zeit in die Schule gegangen.
- Er erinnert sich, dass er mit der jüdischen Schule zwei Ausflüge unternahm: 1. nach Wegberg, 2. zum Drachenfels.
- Zum Verhalten der Kinder und Jugendlichen während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft gefragt, sagt er, man habe sich „so klein gemacht wie ein Mäuschen“.
- Zu 5.1) Die Schule und der Jugendbund halfen ihm sehr. Sie waren ihm eine Stütze.
- Zu 5.2) Der *Makkabi* [hier: *J.P.D. – Makkabi Hazair*] beeinflusste seine Religiosität.
- Zu 5.4) Die Schule und der Jugendbund waren ihm sehr wichtig. Die jüdischen Kinder und Jugendlichen waren dort „unter sich“.

**165      Telefonat mit Hannah B. (ehemals: Essen; heute: USA) am 24.01.2007;  
20:15–21:00 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in englischer Sprache.

- Ihr Vater war der Rabbiner der Essener jüdischen Gemeinde. Er war religiös-liberal und insgesamt modern eingestellt.
- Der Vater ließ ihr und ihrer älteren Schwester in religiösen Dingen freien Lauf.
- Der Haushalt der Familie war *koscher* [s. Glossar] und die jüdischen Feste wurden in der Familie gefeiert. Den Freitagabend verbrachte die Familie mit Freunden und Mitgliedern der jüdischen Gemeinde.
- Sie sagt: „I took what my parents told me“. Sie übernahm in religiösen Dingen die Einstellungen ihrer Eltern.
- Sie hatte keinen Religionsunterricht außerhalb der jüdischen Schule.
- Erste Erfahrungen mit dem Antisemitismus machte sie sehr früh. Sie und ihre Schwester spielten oft mit einem Nachbarsjungen, der immer durch ein Loch im Zaun zu ihnen in den Garten kam. Nach 1933 wurde dieser Junge Mitglied der HJ und kam nicht mehr zum Spielen zu ihnen. Er wollte mit Hannah und ihrer Schwester nicht gesehen werden.
- Sie hatte nur jüdische Freunde.
- Sie konnte mit ihren Eltern über Probleme reden.
- Sie „akzeptierte“ die Gegebenheiten. Sie sagt, sie sei mit den politischen Verhältnissen und dem Antisemitismus aufgewachsen und habe gedacht, so sei es eben.
- 1934 wurde sie in das 1. Schuljahr der Essener jüdischen Schule eingeschult.
- In der ersten Zeit an der Schule hatte sie ständig Heimweh und weinte fast jeden Tag.
- An das Schulgebäude erinnert sie sich kaum. Es waren ganz normale Klassenräume.
- In ihrer Klasse waren ca. 30 Schüler.
- Die ostjüdischen Schüler in der Klasse wurden von den Lehrern anders behandelt als die deutsch-jüdischen, so glaubt sie.
- Sie selber war deutsch-jüdischer Herkunft.
- Sie war als Tochter des Rabbiners an der jüdischen Schule privilegiert.
- Die deutsch-jüdischen und ostjüdischen Schüler spielten in der Schule miteinander, nach der Schule aber wohl nicht.
- Sie hatte viele Freundinnen in der Schule.
- Mindestens zwei Jahre lang hatte sie Herrn Kaiser als Lehrer. Sie mochte ihn. Er war freundlich.
- Herr Kaiser hatte kein sehr enges Verhältnis zu den Schülern.
- Die Schüler an der jüdischen Schule sprachen mit den Lehrern nicht über Persönliches: „A teacher was a teacher“.
- Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war eher formell.
- In der Schule herrschte eine „friendly atmosphere“.
- Die Schüler hielten eng zusammen und waren jeden Tag zusammen.
- Die jüdische Schule beeinflusste ihre Religiosität nicht.
- Auf die Frage, ob die Schule ihre Identität als Jüdin stärkte, sagt sie, sie sei sich dessen nicht bewusst gewesen.
- In der Schule wurden die jüdischen Feste gefeiert, so z.B. *Purim* [s. Glossar].
- Sie mochte die Feste in der Schule sehr. Die Atmosphäre war an diesen Tagen „light“.

- Sehr genau ist ihr der Tag der „Polenaktion“<sup>69</sup> in Erinnerung geblieben. Dieses Erlebnis war „very upsetting“ und „very shocking“.
- Die Lehrer sprachen mit den Schülern über die Ereignisse der „Polenaktion“.
- Nach der „Polenaktion“ veränderte sich die Atmosphäre an der jüdischen Schule ein wenig. Es herrschte ein „feeling of impermanence“. Jeder hatte Angst, als nächstes an der Reihe zu sein. Man fühlte sich nicht mehr sicher.
- Sie gehörte einem zionistischen Jugendbund an. [Sie erinnert sich nicht, welcher Bund dies war; eventuell war es der *J.P.D. – Makkabi-Hazair*, dem auch ihre ältere Schwester angehörte.]
- Der Jugendbund spielte in ihrem Leben keine bedeutende Rolle.
- Sie trat mit ca. acht Jahren in den Jugendbund ein. Wahrscheinlich erfolgte der Beitritt, weil ihre Mutter eine überzeugte Zionistin und ihre Schwester schon Mitglied des Bundes war.
- Die Atmosphäre in ihrer Gruppe war „very energetic“ und „very positive“.
- Sie selber war eher „home-centered“. Der Jugendbund hatte keine so große Bedeutung für sie.
- Sie spielte eher mit Spielkameraden innerhalb der Synagoge, z.B. mit der Tochter des Synagogendieners.
- Unter den Mitgliedern des Bundes gab es keinen großen Zusammenhalt.
- Die Religion spielte im Jugendbund keine Rolle.
- Die Mitglieder sprachen untereinander nicht über Probleme oder Persönliches.
- Sie war für kurze Zeit auch Mitglied eines Sportvereins.
- Sie erinnert sich an wöchentliche Trainingsstunden und daran, dass sie Rollschuhlaufen lernte.
- Zu 5.1) Die Schule und der Jugendbund halfen ihr insofern, als sie sich nicht so isoliert fühlte. Es waren andere Kinder mit denselben Erfahrungen dort. Dies stärkte sie emotional. Die Schule und der Jugendbund stärkten sie dadurch, dass sie mit Gleichaltrigen zusammen sein und eine Gemeinschaft erleben konnte.
- Zu 5.2) Weder die Schule noch der Bund beeinflussten sie in ihrer Religiosität.

**171      Telefonat mit Mariana R. (ehemals: Neuss; heute: Gran Canaria) am  
11.03.2007, 20:00-21:00 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Gespräch in deutscher Sprache.

- \*13. März 1928.
- Die Familie wohnte in Neuss.
- Sie hat eine vier Jahre ältere Schwester.
- Sie wurde 1934 eingeschult und besuchte zunächst für ein Jahr [oder zwei?] eine evangelische Volksschule in Neuss.
- 1935 oder 1936 wechselte sie auf die jüdische Schule nach Düsseldorf. Sie besuchte die Schule nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 bis zur Auswanderung ihrer Familie nach Chile im Januar 1939 nicht mehr.
- In der Schule in Neuss hatte sie keine Probleme mit Lehrern oder Mitschülern.
- Sie hatte eine nette Klassenlehrerin, die auch zu ihr sehr nett war.

---

<sup>69</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 5.

- Der einzige Vorfall, an den sie sich erinnert, war der, dass diese Lehrerin nicht in ihr Poesiealbum schreiben wollte. Sie meint, es könne sein, dass die Lehrerin Angst hatte, in das Album zu schreiben.
- Antisemitismus erlebte sie von Seiten der Lehrerin nicht.
- Auch durch die Mitschüler an der Volksschule in Neuss erfuhr sie keinen Antisemitismus.
- Es gab insgesamt vier jüdische Kinder in ihrer Klasse an der Schule in Neuss.
- Sie spielte als Kind auf der Straße viel mit nichtjüdischen Kindern.
- In der Nachbarschaft in Neuss gab es nur einen nichtjüdischen Jungen, der sie ärgerte. Er lauerte ihr und anderen jüdischen Kindern regelmäßig auf und erpresste Süßigkeiten. Der Junge war in der HJ und wohnte auf derselben Straße wie R.
- In ihrer Freizeit spielte sie mit anderen Kindern auf der Straße, übte Theaterstücke ein u.ä.
- Die Kinder in der Schule in Neuss wussten wahrscheinlich nicht, dass sie Jüdin ist.
- Zum Unterricht in der Volksschule in Neuss kann sie nichts sagen, sie erinnert sich nicht.
- Die Familie wohnte bis zu ihrer Auswanderung in Neuss. Mariana und ihre Schwester waren aber, als sie die jüdische Schule in Düsseldorf besuchten, viel bei einem Onkel und einer Tante, die auf der dortigen Bilker Straße wohnten. Wenn Mariana und ihre Schwester nachmittags Sport von der Düsseldorfer jüdischen Schule aus hatten, übernachteten sie bei diesem Onkel und der Tante. Der Onkel und seine Frau waren kinderlos.
- Sie war nicht so gern beim Onkel, besonders dann, wenn ihre Schwester nicht mit dort war. Sie selber war ein Mutterkind und nicht gern allein.
- Die Pogromnacht vom 9./10. November erlebten sie und die Schwester bei Onkel und Tante in Düsseldorf.
- Das Verhalten von Nachbarn und Bekannten änderte sich nach 1933 nicht.
- Der Vater arbeitete bis zur Pogromnacht vom 9./10. November 1938 in einem jüdischen Margarinewerk in Neuss.
- Der Vater wurde nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 verhaftet und nach Dachau gebracht.<sup>70</sup> Er wurde freigelassen, als er ein Visum für Chile vorweisen konnte.
- Die Mutter war Hausfrau.
- Die Mutter stammte aus einem streng religiösen Elternhaus, die Familie des Vaters war nicht-religiös.
- Aber auch der Vater achtete darauf, dass am *Sabbat* [s. Glossar] keine Arbeiten verrichtet wurden.
- Jeden Samstag ging die Familie in die Synagoge. Für sie war der Synagogenbesuch immer eine kleine Qual, da der Gottesdienst so lange dauerte. Nur das Singen gefiel ihr.
- Der Haushalt war nicht *koscher* [s. Glossar], aber es gab separates Besteck, wenn die Verwandten der Mutter zu Besuch kamen.
- Die jüdischen Feste wurden in der Familie gefeiert.
- Der Wechsel auf die jüdische Schule in Düsseldorf war eine Entscheidung der Eltern. Diese bemerkten vielleicht, dass sie an der evangelischen Volksschule in Neuss ein wenig isoliert war.

---

<sup>70</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 6.

- Sie vermutet aber auch, dass den Eltern der Schulwechsel von Seiten der Schulleitung der evangelischen Volksschule nahe gelegt worden war. Es könnte aber auch eine Entscheidung der jüdischen Gemeinde gewesen sein, die Kinder der Gemeinde auf die jüdische Schule nach Düsseldorf zu schicken. Zu der Zeit, als sie die Schule wechselte, so R, wechselten alle schulpflichtigen jüdischen Kinder aus Neuss zur jüdischen Schule nach Düsseldorf.
- An den ersten Schultag an der jüdischen Schule kann sie sich nicht erinnern.
- Ihr erster Lehrer war Julius Kleinmann, der sehr nett war. Das Verhältnis der Schüler zu ihm kam ihr freundschaftlich vor.
- Danach hatte sie eine junge Lehrerin, die ihre Klasse nicht disziplinieren konnte.
- Unter Kleinmann war ihre Klasse die liebste Klasse, unter der Lehrerin dann die schlimmste.
- Das Klassenzimmer war ziemlich kahl. Die Schüler saßen in Reihen, aber zu mehreren in einer Bank.
- Sie war in der Düsseldorfer jüdischen Schule weiterhin am besten mit einer Mitschülerin befreundet, mit der sie schon die Volksschule in Neuss zusammen besucht hatte.
- Sie konnte nicht leicht neue Freundschaften schließen, war schüchtern und eher eine Einzelgängerin.
- In ihrer Klasse an der jüdischen Schule in Düsseldorf waren viele ostjüdische Schüler. Sie kann sich aber nicht erinnern, ob es Probleme zwischen ihnen und den deutsch-jüdischen Schülern gab.
- Sie befreundete sich mit einem ostjüdischen Mädchen, aber eher aus Mitleid, da dieses keine anderen Freunde hatte.
- Das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war insgesamt gut und eher freundschaftlich.
- Der Wechsel zur jüdischen Schule fiel ihr leicht, da sie an der Schule in Neuss nichts „zurückließ“.
- Der Standard des Unterrichts war an der jüdischen Schule höher als in der Volksschule in Neuss.
- An der Volksschule in Neuss mussten die jüdischen Schüler das „Horst-Wessel-Lied“<sup>71</sup> mitsingen und den Arm heben.
- Sie weiß nicht, ob die Schüler der jüdischen Schule mit den Lehrern über Persönliches sprachen.
- Sie kann nicht sagen, ob die Lehrer den Schülern eine Stütze waren.
- Über Politisches wurde mit den Lehrern nicht gesprochen.
- Auch nach der „Polenaktion“<sup>72</sup> sprachen die Lehrer nicht mit den Schülern, eventuell, weil sie sie nicht belasten wollten.
- Auf die Frage, was Eltern und Lehrer sagten, wie sie sich verhalten sollte, wenn sie angefeindet wurde, sagt sie, in der Schule sei über so etwas nicht gesprochen worden. Auch mit den Eltern habe sie nicht über solche Dinge gesprochen.
- Die Religion spielte in der Schule als Fach eine Rolle, und die Feste wurden gefeiert, so z.B. *Chanukka* [s. Glossar] und *Sukkot* [s. Glossar].

---

<sup>71</sup> Von Goebbels geprägte Bezeichnung für die Verse des SA-Sturmführers Horst Wessel, die zunächst Kampflied der SA waren und 1930 zur Parteihymne der NSDAP avancierten.

<sup>72</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 5.

- Die Atmosphäre an der jüdischen Schule war gut. Sie nahm nicht wahr, dass sich die Situation außerhalb der Schule und der Antisemitismus der nichtjüdischen Umwelt auf die Atmosphäre auswirkten.
- Mit den Mitschülern wurde nicht über Themen wie die Auswanderung gesprochen.
- Der Zusammenhalt unter den Schülern ihrer Klasse war gut. Es gab untereinander keine Probleme.
- Zu 5.1) Sie kann nicht sagen, welche Rolle die jüdische Schule spielte. Für sie war sie einfach eine Schule. Sie war ja noch sehr klein.
- Zu 5.2) Die Schule hatte keinen Einfluss auf ihre Religiosität und Identität.
- In der jüdischen Schule waren die Schüler wohl freier als an nichtjüdischen Schulen, da sie dort unter den eigenen Glaubensgenossen waren.
- Den höhere Standard des Unterrichts an der jüdischen Schule findet sie bemerkenswert.
- Zu 5.3) Das Elternhaus spielte für sie in ihrem jungen Alter während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft wohl die größte Rolle.

**174      Telefonat mit Ellen E.-W. (ehemals: Düsseldorf; heute: Niederlande)  
am 05.10.2006; 9:20–9:50 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik: Unauffällig.*

Frau E.-W. wurde 1928 geboren und 1934 in eine Volksschule an der Brehmstraße in Düsseldorf eingeschult. 1936 wechselte sie auf die dortige jüdische Schule. Die Schulzeit an der Brehmstraße hat sie als „sehr unangenehm“ in Erinnerung: „Es war furchtbar“. Sie und eine Mitschülerin namens Erika R. waren die einzigen jüdischen Schülerinnen an der Schule. Besonders unangenehm war ihr das Grüßen mit dem „Hitlergruß“. In der Klasse hatte sie keinen Kontakt zu nichtjüdischen Mitschülern. Auch zu Erika R. hatte sie keinen Kontakt.

Kontakt hatte sie außerhalb der Schule nur zu anderen jüdischen Kindern, so z.B. zu Thomas K. Bei dessen Familie hatte sie einmal in der Woche Turnstunden. Sie wurde zu seinen Geburtstagen eingeladen und spielte mit ihm. Eine weitere Spielkameradin war Ruth H. Außerdem hatte sie Kontakt zu Kindern in der Familie, z.B. zu Walter B., dem Sohn einer Cousine der Mutter.

Erinnerungen an die Lehrer an der Brehmstraße hat sie nicht, meint aber, sie seien auf jeden Fall antisemitisch gewesen. Ob sich das Verhalten von nichtjüdischen Nachbarn und Bekannten nach 1933 änderte, weiß sie nicht. Sie hat aber bezüglich der Nachbarschaft in der Heinrichstraße nichts Positives in Erinnerung.

Die Großeltern waren religiös, besonders die Großmutter. Die Eltern waren weniger religiös, die Familie lebte nicht *koscher* [s. Glossar]. Die Familie besuchte jeden Samstag die Synagoge. Die jüdischen Feste wurden in der Familie gefeiert. Sie genoss die Feste sehr, besonders, wenn die Familie zu Ellens Großeltern nach Meckenheim fuhr. Dort gab es eine sehr lebhaft jüdische Gemeinde, in der die Feste besonders schön gefeiert wurden.

Für die Düsseldorfer jüdische Gemeinde erinnert sie sich daran, dass in den Ferien für die Kinder etwas organisiert wurde, u.a. von Fräulein Nussbaum, einer Lehrerin der jüdischen Schule.

Als sie die Volksschule an der Brehmstraße besuchte, hatte sie Religionsunterricht bei Herrn Vogel. Seinen Unterricht mochte sie nicht gerne. Herr Vogel war kein guter Lehrer.

Sie bekam sehr genau mit, welche finanziellen Probleme die Familie hatte. Im Frühjahr 1938 zog die Familie nach Köln, da die Eltern die Miete an der Heinrichstraße nicht mehr bezahlen konnten. In Köln zog die Familie in die Wohnung der Großeltern. Die Großeltern verließen Deutschland zu dieser Zeit und gingen in die Niederlande.

Der Wechsel auf die jüdische Schule erfolgte „zwangsweise“. Das Gefühl, das mit dem Schulwechsel verbunden war, war wahrscheinlich Erleichterung.

Sie erinnert sich besonders an den Zeichenlehrer Julo Levin, an Herrn Kleinmann, der ihr Klassenlehrer war, an den Schulleiter Dr. Herz und an Fräulein Eichelberg. Sie erinnert sich an die Mitschülerinnen Ellen F. und Ellen H., zu denen sie noch nach der Schulzeit Kontakt hatte.

An die Atmosphäre in der Schule kann sie sich nicht erinnern. Die Fächer waren stark auf eine Emigration ausgerichtet; die Schüler lernten *Ivrit* [s. Glossar], Kochen, praktische Fächer und Englisch. Religionsunterricht erteilte der Rabbiner Klein. Für sie hatten die Fächer mit „jüdischen“ Inhalten keine besondere Bedeutung. Die Religion „gehörte zum Leben“. Auf die Frage, wie in der Schule die Fest- und Feiertage begangen wurden, meint sie, die Schüler hätten sicher frei gehabt. Über persönliche Dinge sprachen die Schüler ihrer Klasse mit den Lehrern nicht. Sie und die anderen Schüler ihres Alters waren dazu noch zu klein.

Sie war Mitglied im *Makkabi*. In den Ferien wurden vom *Makkabi* Spiele für die Kinder organisiert. Bei dieser Gelegenheit bekamen die Kinder mittags Essen.

Auf die Frage, ob ihr die jüdische Schule und der *Makkabi* halfen, besser mit Anfeindungen durch die nichtjüdische Umwelt fertig zu werden, antwortet sie, sie hätten insofern geholfen als man gewusst habe, „wo man hingehörte“.

In ihrer Religiosität prägte sie weniger die jüdische Schule als vielmehr die spätere Zeit in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern.<sup>73</sup>

Auf die Frage, wer für sie während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft die größte Rolle spielte, die jüdische Schule, der *Makkabi* oder die Eltern, meint sie, die Schule sei sehr wichtig gewesen, denn die Atmosphäre dort habe sie aufgebaut. Schule und *Makkabi*, glaubt sie, waren wichtig für sie. Man habe dort Zerstreuung gehabt, und auch für die Eltern seien sie wichtig gewesen, da die Kinder hier versorgt waren (z.B. in den Ferien).

### **177      Telefonat mit Benjamin K. R. (ehemals: Essen; heute: USA) am 21.01.2007; 17:30–18:30 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig. Herr R. war zum Zeitpunkt der nationalsozialistischen Machtübernahme noch sehr jung. Er weist darauf hin, dass er sich aus diesem Grund an Vieles aus dieser Zeit nicht erinnern kann. Gespräch in deutscher Sprache.

- \*20. Juli 1929.

---

<sup>73</sup> Sie war in Bergen-Belsen, Theresienstadt und Auschwitz.

- Eingeschult wurde er 1936. Im ersten Schuljahr war er acht bis neun Monate lang in einem Kinderheim in Bayern, weil seine Eltern zu der Zeit in den USA waren.
- Er besuchte die jüdische Schule in Essen von 1937 bis zum Pogrom vom 9./10. November 1938.
- Der Vater wurde im Zuge des Novemberpogroms von 1938 verhaftet und ins Konzentrationslager gebracht.<sup>74</sup> Ein nichtjüdischer Arzt aber bekam ihn bald frei.
- Die Familie flüchtete im Dezember 1938 nach Holland, von dort gelangte sie über Großbritannien im März 1939 in die USA.
- Die Familie ist deutsch-jüdischer Herkunft.
- Der Vater kam aus Dortmund, die Mutter aus Gelsenkirchen. Die Eltern kamen 1920 nach Essen.
- Er hatte zwei ältere Brüder: Ernst (\*1909) und Erich (\*1911). 1918 war noch ein Sohn zur Welt gekommen, der aber an der Grippe starb.
- Der Vater arbeitete als Buchhalter bei der Max Stern AG.
- Die Mutter war Hausfrau.
- Die Familie wohnte an der Hans-Luther-Straße, in einem eigenen, dreistöckigen Haus. Der dritte Stock des Hauses war vermietet. Die Familie hatte eine Haushälterin.
- In der Wohngegend der Familie lebten kaum andere jüdische Familien. Er erinnert sich nur an die Familie A., deren Tochter er aber erst vor der Auswanderung kennen lernte.
- Die Eltern hatten nichtjüdische Freunde und Bekannte.
- Die Familie war nicht sehr religiös, der Haushalt nicht *koscher* [s. Glossar].
- Zur Synagoge ging er regelmäßig, aber nur, weil seine Mutter ihn zum Gottesdienst schickte.
- Er hatte Religionsunterricht in der Synagoge. Dieser Unterricht machte ihm aber keinen Spaß.
- Antisemitismus erlebte er als Kind, z.B. beim Rollschuhlaufen in der Hans-Luther-Straße. Dabei beschimpften andere Kinder ihn und seinen Freund Kurt G. und sangen ihnen Spottlieder hinterher.
- Der Antisemitismus anderer Kinder war so schlimm, dass er nicht einmal mehr alleine zur Straßenbahn gehen konnte, um zur Schule zu fahren. Jemand musste ihn immer dort abholen und dorthin bringen.
- Er hatte auch einen nichtjüdischen Freund, der in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft aber keinen Kontakt mehr zu ihm hielt.
- Er meint, er habe bestimmt mit den Eltern über Probleme gesprochen, kann sich aber nicht mehr erinnern.
- An seinen ersten Schultag an der jüdischen Schule hat er keine Erinnerungen.
- Er besuchte an der Essener jüdischen Schule, nachdem er aus Bayern zurückgekehrt war, ca. zwei Wochen lang das 1. Schuljahr, danach kam er regulär ins 2. Schuljahr.
- Sein Lehrer im 1. und 2. Schuljahr war Herr Levisohn, den die Schüler seiner Klasse „Spinnewippken“ nannten. Herr Levisohn war ein sehr anständiger Mann. Er schlug die Kinder nicht und trug einen Stock nur als Drohung bei sich.
- Ab dem 3. Schuljahr war Fräulein Steinfeld seine Lehrerin. Diese nannten die Schüler „Oma Käse“. Fräulein Steinfeld war schrecklich und schlug die Schüler.
- Er weiß nicht mehr, wie das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern war, glaubt aber, dass es sicher nicht freundschaftlich war.

---

<sup>74</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 6.

- Mit den Lehrern sprachen er und die anderen Schüler nicht über Persönliches und Probleme.
- Er erinnert sich, dass es in seiner Klasse deutsch-jüdische und ostjüdische Kinder gab. An das Verhältnis der Gruppen untereinander kann er sich nicht erinnern.
- Nach der „Polenaktion“<sup>75</sup> fehlte plötzlich die Hälfte der Schüler seiner Klasse. Das empfand er als sehr „unbequem“. Auch einige seiner Freunde fehlten.
- Er weiß nicht mehr, ob er viele Freunde an der jüdischen Schule hatte.
- An die Atmosphäre in der Schule kann er sich nicht erinnern. Er war damals zu jung und die Kinder lebten im „Heute und Jetzt“. Die Schüler merkten zwar, dass „irgendetwas Schlimmes“ vorging, wussten aber nicht genau, was es war.
- Die Stimmung in der Klasse war nach der „Polenaktion“ sehr bedrückt.
- Religion war eines der Fächer, die man lernen musste. Für ihn spielte die Religion in der Schule keine bedeutende Rolle. Die Schule beeinflusste seine Religiosität nicht. Auch sein Verständnis als Jude beeinflusste sie nicht.
- Er glaubt nicht, dass er Mitglied eines Jugendbundes war, erinnert sich nicht daran.
- Er war öfters beim *Hakoah*, hat dort aber „nicht viel gemacht“.
- Ein paar Mal war er zum Sport im jüdischen Jugendheim.
- Zu 5.1) Er glaubt nicht, dass die Schule ihm half. Die Lehrer konnten ja nicht viel machen.
- Er weiß nicht mehr, wie der Zusammenhalt unter den Schülern war, meint aber, sich zu erinnern, dass die Schüler nach der Schule ihrer Wege gingen. In seine Richtung gingen keine anderen Schüler, da es in seiner Wohngegend keine anderen jüdischen Kinder in seinem Alter gab.
- Zu 5.4) Auf die Frage, ob die Schule während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft wichtig für ihn war, antwortet er, er habe ja keine andere Schule gekannt.

**180      Telefonat mit Ralph Richard R. (ehemals: Essen; heute: USA) am  
15.01.2007; 20:00–20:45 Uhr**

*Gesprächssituation und psychoemotionale Charakteristik:* Unauffällig.

- \*1931.
- Er wurde am 1. September 1937 in die Essener jüdische Schule eingeschult und besuchte sie bis zum November 1938.
- Er hatte einen älteren Bruder, der zunächst die Rudolf-Steiner-Schule besuchte und dort im 4. Schuljahr von der Schule geworfen wurde.
- Die Familie war nicht sehr religiös.
- Die Familie ging zwar an den Feiertagen, sonst aber eher unregelmäßig zur Synagoge.
- Die jüdischen Feste wurden in der Familie gefeiert. Bei diesen Gelegenheiten kamen Verwandte zu Besuch.
- Er erinnert sich, dass *Chanukka* [s. Glossar] in der Familie gefeiert wurde. Er empfand dieses Fest als Kind sehr feierlich.
- Die erste Erinnerung, die er an die Auswirkungen des Antisemitismus hat, ist die, dass die Mutter ihm eines Tages sagte, er könne nicht mehr im Park am Ende der Straße spielen gehen, da es dort ein Schild gäbe, Juden seien im Park „unerwünscht“. Er war damals ca. fünf Jahre alt.

---

<sup>75</sup> S. im vorliegenden Kap., Anm. 5.

- Freitagnachmittags warteten immer HJ-Jungen vor der jüdischen Schule, um die Schüler nach Schulschluss abzufangen.
- Er erinnert sich nicht, mit seinen Eltern über Probleme gesprochen zu haben. Hierzu war er noch zu jung. Er vermutet aber, dass die Eltern mit seinem älteren Bruder sprachen.
- Er hatte einmal wöchentlich in der Synagoge Religionsunterricht.
- Zweimal in der Woche ging er im jüdischen Jugendheim zum Turnen.
- Er war seit 1937 Mitglied des *Makkabi*.
- Zum *Makkabi* kam er durch seinen älteren Bruder, der dort Mitglied war.
- Beim *Makkabi* spielte er Fußball und turnte.
- An seinem ersten Schultag hatte er eine große Schultüte.
- Sein Klassenlehrer war Herr Levisohn, ein ganz dünner, großer Mann, den die Schüler „Spinne“ nannten.
- Die Schule befand sich in einem sehr alten, dunklen Gebäude. Die Schulmöbel waren alt und abgegriffen und er glaubt, dass sie vielleicht aus anderen Schulen stammten, wo sie nicht mehr verwendet wurden. [Er bezieht sich auf die Zeit, als sich die Schule in einem Gebäude an der Kastanienallee befand.]
- Er sagt: „Furchtbar war das, alles so trostlos“.
- Er fühlte sich nicht sehr wohl in dem Schulgebäude.
- Seine Familie war eine deutsch-jüdische Familie.
- Die meisten Kinder in seiner Klasse waren deutsch-jüdischer Abstammung.
- Er kann nicht sagen, ob sich in seiner Klasse eine Trennung zwischen deutsch-jüdischen und ostjüdischen Schülern bemerkbar machte.
- Er hatte viele Freunde in seiner Klasse und fühlte sich dort sehr wohl.
- Er freute sich immer auf die Schule.
- Die Klassen wurden in der Zeit, in der er die Schule besuchte, immer kleiner. Er verstand damals nicht, warum.
- Er und sein Bruder verließen Deutschland Ende November 1938 mit einem Kindertransport<sup>76</sup> nach Schweden. Im Mai 1939 wanderte die Familie gemeinsam nach Kuba aus.
- Er kann sich nicht erinnern, ob die Schüler an der jüdischen Schule mit Lehrern über Probleme redeten, glaubt es aber eher nicht.
- Er kann sich auch nicht erinnern, ob er mit Mitschülern über Probleme oder Themen wie etwa eine mögliche Auswanderung sprach.
- Die Atmosphäre in seiner Klasse war ein wenig bedrückt. Besonders nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938 hatten Schüler und Lehrer Angst.
- Die Religion spielte in der jüdischen Schule keine besondere Rolle; es war eine „reguläre“ Schule.
- Die jüdischen Feste wurden in der Schule nicht gefeiert.
- Er hatte keine nichtjüdischen Freunde. Seine Freundschaften schloss er in der jüdischen Schule.
- Im *Makkabi* waren fast nur deutsch-jüdische Kinder und Jugendliche.
- Ausflüge unternahm er mit der *Makkabi*-Gruppe nicht, dazu war er zu jung.
- Er hatte viele Freunde beim *Makkabi*.
- Die Religion spielte beim *Makkabi* keine Rolle. Es war eine reine Sportgruppe.
- Er sagt, beim *Makkabi* ging es immer ziemlich fröhlich zu.
- Die *Makkabi*-Gruppe war eine Art „Insel“. Er war immer froh, wenn er dorthin gehen konnte.

---

<sup>76</sup> S. im vorliegenden Kapitel, Anm. 32.

- Er kann sich nicht daran erinnern, ob es beim *Makkabi* einen besonderen Zusammenhalt unter den Kindern gab.
- Beim *Makkabi* wurde nicht über Probleme geredet. Diese waren dort „ausgeblendet“.
- Zu 5.1) Sowohl die Schule als auch der *Makkabi* halfen ihm. Ohne Schule und Sportgruppe hätten die Kinder und Jugendlichen ja „nichts gehabt“.
- Zu 5.2) Sowohl die Schule als auch der *Makkabi* stärkten ihn in seiner Religiosität und seiner Identität als Jude.
- Zu 5.3) Die Schule half ihm mehr als der *Makkabi*, weil er dort mehr Zeit verbrachte.

## Lebenslauf

**Name:** Huber  
**Vorname:** Carolin  
**Geburtsdatum:** 26. März 1976

---

### Schullaufbahn:

**1982–1986:** Grundschule Königshof, Krefeld  
**1986–1993:** Maria-Sibylla-Merian-Gymnasium, Krefeld  
**1993–1995:** Marienschule, Krefeld

### Schulabschluss:

**1995:** Abitur

---

### Studium:

**Okt. 1995 – Okt. 2001:**

Studium der Neueren und Neuesten Geschichte, der Osteuropäischen Geschichte und der Soziologie an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

---

### Beruflicher Werdegang:

**Seit Juni 2008:**

Lehrkraft im Vorbereitungsdienst am Montessori-Zentrum Hofheim e.V.

**Febr. 2008 – Juni 2008:**

Vertretungslehrerin an der Förderschule Mönchengladbach-Rheydt

**Juni 2003 – Feb. 2008:**

Mitarbeit im Forschungsprojekt „Die Jüdische Volksschule im Regierungsbezirk Düsseldorf 1815–1945“ der Abteilung für Allgemeine Erziehungswissenschaft und Historische Bildungsforschung (Prof. Dr. Gisela Miller-Kipp) der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

**Jan. – Juli 2003:**

Angestellte der Stadt Langenfeld, Stadtarchiv

**2000–2008:**

Freie Mitarbeiterin der Mahn- und Gedenkstätte für die Opfer nationalsozialistischer Gewaltherrschaft Düsseldorf sowie der NS-Dokumentationsstelle der Stadt Krefeld

**Juli 1999:**

Freie Mitarbeit im Stadtarchiv Neuss